Kirchengeschichte

auf der

Grundlage akademischer Vorlesungen

von

Karl von Hase.

Dritter Theil.

Erste Abtheilung.

Herausgegeben von Prof. Dr. G. Krüger.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1891.

Inhalt.

Fünfte Periode. Von Luther bis zum westphälischen Frieden.

Dritter Theil.

Neue Kirchengeschichte.

Fünfte Periode. Von Luther bis zum westphälischen Frieden.

§ 177. Übersicht.

Es ist üblich, die Geschichte der Reformation anzuheben mit einer Nachweisung ihres Bedürfnisses, ihres Rechtes, ihrer Nothwendigkeit. Nur wer diese Geschichte für sich darzustellen hat, für den ist eine solche Einleitung nothwendig. Wir aber sahen die Wolken heraufziehen, die sich jetzt entladen. Unsere ganze 4. Periode ist diese Einleitung gewesen, wiefern sie dargestellt hat die Verderbniß der Kirche, das weitverbreitete Gefühl dieser Verderbniß, aber auch das geheim schon vorhandene Gute. Dazu kam die ganze Umgestaltung der weltlichen Bildung und Zustände um diese Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Daher in dem großen Reformationsbilde Kaulbachs in Berlin das am wenigsten zu rügen scheint, daß Luther die H. Schrift emporhaltend, während seine Genossen das Abendmahl in beiderlei Gestalt vertheilen, nur im Hintergrunde den Mittelpunkt bildet, um den sich in verschiedenen Gruppen die Repräsentanten der mannigfachen Geistesrichtungen reihen, welche als die Bedingungen und Folgen der Reformation den gemeinsamen Charakter dieses Zeitalters darstellen.

Eine Reformation durch die gesetzmäßigen Organe der Kirche war nach ihrer Vereitelung auf den großen Concilien nicht mehr zu hoffen. Nicht nur hatte die Hierarchie sich der Reformation versagt, sie vermochte jetzt vielleicht nicht mehr sie zu vollziehen; sie hatte nicht mehr diese Macht über die Völker. Doch war eine Reformation noch denkbar durch weltliche Gewalt, wie einst Friedrich II, der Hohenstaufe sie im Sinn hatte, oder durch den Sieg der Humanisten über den mittelalterlichen Aberglauben, oder durch Losreißung der deutschen Kirche und so der anderen Nationalkirchen von wälscher Aussaugung. Alle drei Mächte sind eingetreten in den Kampf: die fürstliche Gewalt, die freie Wissenschaft, der nationale Geist. Aber sie haben die Religion nicht

gerettet und konnten sie nicht retten, die rettende und siegende Macht erhob sich aus der Tiefe des religiösen Gemüthes, zunächst als Angst um die ewige Seligkeit, die ganze Massen, ganze Völker ergriff.

Daß es zu einer Zerspaltung der Kirche kam, hat auf den ersten Blick etwas Unnatürliches. Weder die Reformatoren noch die Päpste allein tragen daran die Schuld, es ist geschehn im Drange der Verhältnisse, und die Geschichte selbst wird dafür den Beweis liefern. Dann aber wär's immer ein beklagenswerthes Ereigniß, auch hat es wirklich etwas Tragisches, diese Spaltung der Christenheit vor Allem in deutschen Landen, wo wir sie zugleich gefühlt haben als Zerspaltung der Nation. Aber es war nicht bloß eine Spaltung der Kirche, sondern eine Neugestaltung des Christenthums, eine Entwicklung, die irgend einmal geschehn mußte, drängte sich hervor. Am Schlusse der Reformations-Geschichte werden wir dies begriffsmäßig fassen als Protestantismus. Aber man fühlt's gleich in den ersten Jahrzehnten als frischen Lebenshauch. Alle Charaktere, die an der Spitze dieses Kampfes stehen, durchdringt diese Werdelust eines aufsteigenden Zeitalters, selbst bei persönlich trübem Ausgange.

Nur die von Luther ausgehende Reformation hat eine großartige, zusammenhängende, fortschreitende Geschichte, doch auch sie nur in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die schweizerische Reformation zerstreut sich in Cantongeschichte, erst der Betrachtung im einzelnen ergeben sich scharfe, individuelle Züge. Ich habe beide zusammengefaßt als deutsche Reformation. Denn wie die Schweiz im damaligen Rechtsbewußtsein Bestandtheil des deutschen Reiches war und ihrem Kerne nach grunddeutsch ist, so ist die Reformation aus den Tiefen des deutschen religiösen Gemüths entsprungen, im Gegensatz des römischen und romanischen Geistes, dem sich die germanischen Völker bisher unterworfen hatten.

Luther und Zwingli sind nur Höhenpunkte des gemeinsamen deutschen Geistes, durch Genf und Calvin kam dann ein französisches Element hinzu.

Wie in der Geschichte des Mittelalters die Päpste tonangebend vorangingen, so wird nun die deutsche Reformation Anfang und Hauptsache. Dann folgt der Zug der Reformation um die Welt, oder statt dieses überschwänglichen Ausdrucks sagen wir lieber: durch die Völker Europas. Zuletzt wenden wir uns zurück zur alten Kirche, wie sie dem Kampfe sich stellt und durch ihn mächtig ergriffen wird. Den Schluß bildet der Weltfriede, durch den die Reformation beschlossen wurde, so weit sie überhaupt beschlossen werden kann. Es war nur die endliche

Anerkennung der Thatsache, daß das Bestehen einer protestantischen und katholischen Kirche neben einander durch ein Gleichgewicht von Macht gesichert ist.

Erstes Capitel. Die deutsche Reformation.

§ 178. Quellen und Geschichte.

Es ist eine Zeit der Schrift, der Buchdruckerpresse, die Stimmführer sind Gelehrte, klar und sicher in urkundlichen Denkmalen liegt diese Geschichte vor uns.

Eine Sammlung solcher Urkunden findet sich in der Walchschen Ausgabe der Werke Luthers, auch in den Sammlungen von Neudecker und Förstemann; die ersten Jahre der Reformation fast vollständig in Löschers Reformationsacta. Die politischen Urkunden hat Hortleder zusammengestellt.

Bei dem Reichthum der Quellen und doch zugleich dem Parteiwesen sind die Geschichtschreiber der Reformation nur so weit sie auf Urkunden gegründet und durch Urkunden bestätigt sind, zu gebrauchen. Spalatin, Erzieher der kursächsischen Prinzen, Geheimschreiber des Kurfürsten von Sachsen, erster Superintendent von Altenburg, Myconius aus Annaberg, Pfarrer zu Gotha, beides Freunde Luthers, haben nur dürftige Memoiren hinterlassen. Ratzeberger, Leibarzt des sächsischen Kurfürsten, Luthers Gevatter, hat doch nur wenig individuelle Züge aufbewahrt, aus der Zeit einer Zerspaltung unter den Epigonen der Reformation. Cochläus, der persönliche Gegner Luthers, der von ihm sagte: „ich werde diesen Rotzlöffel nicht mehr austreten, denn es ist Zeit, Dinte, Feder und Papier verloren,“ war einst ein freisinniger Humanist; er ist kein unbedeutender Geschichtschreiber, scharfsinnig und leidenschaftlich, für uns werthvoll, um das Schlimmste, was Zeitgenossen der Reformation nachgesagt haben, zu erfahren. Neben ihm Giovio, Jovius, ein Liebling Leos X und seiner Nachfolger, ein gewandter Humanist und feiler Historiker. In einem seiner Briefe heißt es mit frecher Aufrichtigkeit: „Ein Geschichtschreiber müßte ein Narr sein, der nicht von seinem Gewerbe den möglichsten Vortheil zöge, und die Leute nicht in dem Maße lobte, als sie ihm zahlen.“ Gegen Beide hat Philipson von Sleida in der Grafschaft Manderscheid, Sleidanus, Student in Orleans und Paris, erst in diplomatischen Geschäften der französi-

schen Könige gebraucht, dann als er eine Freistätte in Straßburg gefunden, Namens der Reichsstadt bei den meisten Gesandtschaften und Staatshandlungen betheiligt, ein ernstes deutsches Werk in der Form und Sprache der römischen Historiker verfaßt. Er hat meist nur Urkunden an einander gereiht und durch die Färbung seiner Latinität sie in ein Ganzes verbunden; mehr die politischen als die theologischen Verhandlungen, aber in der Einsicht, daß aus diesen Begebenheiten eine Umgestaltung der Weltgeschichte hervorgehn werde. Maimbourg, der Jesuit hat im Sinne des französischen Hofs, der den Untergang des Protestantismus beschlossen hatte, mit scheinbarer Billigkeit diese Geschichte von Ketzern und Empörern geschrieben. In Weimar befindet sich das Gesammtarchiv der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen: der Briefwechsel der Reformatoren, auch die Acten der politischen Verhandlungen jener Fürsten, die man mit gutem Recht Reformationsfürsten genannt hat — fast jedes Blatt ist mit gerechter Pietät aufbewahrt. Aus diesem Schatze hat der gelehrte Freiherr von Seckendorf seine geschichtliche Apologie des Lutherthums gegen Maimbourgs jesuitische Verleumdungen geschöpft. Die beiden Italiener Sarpi und Pallavicini haben nur die Geschichte des Concils von Trient geschrieben als des katholischen Ausgangspunkts der Reformation, sie haben doch auch diese Geschichte nicht schreiben können, ohne mannigfach auf reformatorische Ereignisse zurückzublicken: Sarpi als Staatsmann der Republik Venedig, der den Styl der römischen Curie kennt und haßt, mit der höchsten Gerechtigkeit, die ein Katholik gegen den Protestantismus üben kann; Pallavicini auf dem Standpunkt und mit den Mitteln des römischen Hofes. Bossuet, Bischof von Meaux, hat im Gegensatz der vermeinten Unfehlbarkeit und Unbeweglichkeit der katholischen Kirche Luthers schweres, mühsames Losreißen als Unbeständigkeit, die geschichtliche Entwicklung der neuen Kirche als menschliche Willkür geschildert. Doch hat er manche schwache Seite der Menschen, welche die Organe der Reformation gewesen sind, nachgewiesen. Seine Geschichte bildet schon den Übergang zu den modernen Geschichtschreibern der Reformation, zu unsern Zeitgenossen.

Plancks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs ist eins der ersten Werke deutscher Geschichtschreibung, höchst anziehend in den ersten Bänden, so lange der Gegenstand ihn begünstigt, ohne alle Parteilichkeit nach irgend einer Seite, überall nach den verborgenen Wurzeln und Gründen forschend. Allzu pragmatisch hat er auf Gott und die menschliche Freiheit gar nicht gerechnet. Alles soll erklärt werden, oft Großes nur aus kleinlichen Motiven.

Marheineke hat nicht, wie sonst, als Hegelianer, sondern als Mann des deutschen Volks geschrieben. Was nur bei wenigen Abschnitten der Geschichte möglich ist, urkundlich und zugleich volksthümlich zu schreiben, das hat er vollbracht, weil er die Reformation als große Volkssache faßte. Alterthümlich ist sein Styl auch in seinen Zwischensätzen und etwas manirirt, doch zulässig wegen der Harmonie mit den mitgetheilten Urkunden.

Woltmann als Diplomat, Adolf Menzel, der Breslauer Consistorialrath, durch Opposition gegen einseitige Verherrlichung der Reformation, haben Beide etwas einseitig die Menschlichkeiten der Reformatoren hervorgehoben.

Rankes deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation ist wirklich eine deutsche Reformationsgeschichte. Die Bedeutung dieses Werkes stellt sich uns nach drei Seiten dar: zuerst, ein handgreiflicher Vorzug sind die neuen Quellenstudien. In Frankfurt lagen 96 Folianten Reichstagsverhandlungen, Abschriften von Urkunden und Berichten der städtischen Abgeordneten zum Reichstag an den Magistrat, im Archiv zu Brüssel die Acten der kaiserlichen Kanzlei. Ranke hat dies Alles wenigstens durchblättert, er hat auch Nachlese gehalten in Weimar, Berlin und Dresden. Aber er ist nicht gedrückt worden durch diese Urkundenlast, wie er selbst bemerkt: „Man bedaure Den nicht, der sich mit diesen anscheinend trockenen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manches heiteren Tages versäumt! Es ist wahr, es sind todte Papiere; aber sie sind Überreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt." Seine Darstellung ist schlank und frei, bei scheinbarer Leichtigkeit concis und sententiös, gern in kurzen Sätzen und Absätzen. Der zweite Vorzug: die klare Darstellung der deutschen Reichsverhältnisse, unter welchen sich die Reformation entwickelte. Der dritte: jene echte Poesie der Geschichtschreibung, die durch kleine Züge und charakteristische Worte aus den Quellen die Personen lebendig, die Ideen verkörpert zeigt. Eigenthümlich ist ihm: er schildert gern und eindringlich die beabsichtigte und wahrscheinliche Wirkung einer Thätigkeit oder Willenskraft, die dann doch nicht zum Ziele gelangte, weil der allgemeine Verlauf der Geschichte und die Macht der mitwirkenden Factoren zu etwas Anderm hinführte. Ich bin zweifelhaft über diesen negativen Pragmatismus. Störend bei aller objectiven Gerechtigkeit ist die stark subjective Färbung: man sieht gleichsam den Geschichtschreiber zwischen den Begebenheiten herumspringen, z. B. er spricht seine Verwunderung aus oder fordert zur Verwunderung auf, wo hinreichend wäre, die Ereignisse durch seine

treue Darstellung zur Anschauung und zum Verstande zu bringen. So ist seine Weise ein Heilmittel gegen frühere Unbeholfenheit und Steifheit deutscher historischer Literatur, doch in etwaiger Nachahmung kann sie leicht zur Manier werden.[a])

Hagen hat eine Biographie Pirkheimers, des humanistisch hochgebildeten Patriciers zu Nürnberg, der früh die Sache der Reformation ergriff, ohne ihr treu zu bleiben, benutzt zu einem Bilde des geistigen, zumal literarischen Zustandes von Deutschland, besonders aus Volks- und Flugschriften. Luther schildert er nur als Träger der Ideen seiner Zeit, daher getragen von der öffentlichen Meinung, dadurch gewaltig, aber nur so lang als er sich von ihr tragen ließ. Der Abfall, durch den er Luther inmitten seiner Bahn gebrochen sein läßt, war eine Wendung, die wir auch als solche bezeichnen; für Hagen ein Abfall, weil er Luther nur betrachten wollte als Helden des Liberalismus, nicht als religiösen Heros.

Kahnis hat gewandt, im Sinne modernen Lutherthums die Reformationsgeschichte geschrieben, ohne besondere Eigenthümlichkeit, Maurenbrecher nur Einzelnes geschildert, wie Karl V, den Wormser Reichstag, Moritz von Sachsen, meist ohne neues Quellenstudium, im Sinn der allgemeinen Culturgeschichte.[b])

Ausschließlich für schweizerische Reformationsgeschichte und Quellenschrift ist Bullingers Werk, des Amtsgenossen von Zwingli und sein Nachfolger († 1574). In der Handschrift war es immer bekannt und benutzt, endlich wurde es auf Veranstalten der vaterländischen historischen Gesellschaft zu Zürich gedruckt. Er hat Vieles selbst erlebt, 30 Jahre durch hat er mit großem Fleiß bei Vielen geworben, von denen er gewußt, daß sie Fleiß darauf gelegt und selbst dabei gewesen waren. Er hat die Urkunden sich gleich eingelegt, redigirt erst seit 1572, und diese Redaction gegenüber der sorgfältigen Urkundensammlung ist etwas flüchtig gerathen. Er hat sterbend die Handschrift dem Chorherrnstift übergeben. Von Einem, der noch mitten in den Ereignissen steht, ist nur schlichter Wahrheitssinn zu erwarten, nicht Unparteilichkeit: „Haß gegen die Götzendiener, beharrlichen ewigen Unwillen gegen die falsche Religion wird man davontragen.“ Dazu

---

a) L. v. Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Ref. 6 Bde. [Sämmtl. Werke B. 1—6]. 6. Aufl. Lpzg. 881. 82. Dazu die Fortsetzung: Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis z. dreißigjähr. Krieg. [S. W. B. 7]. 3. Aufl. Lpzg. 888.

b) K. F. A. Kahnis, die dtsch. Ref. 1. B. Lpzg. 872. — W. Maurenbrecher, Studien u. Skizzen z. Gesch. d. Reformationszeit. Lpzg. 874. [Von M. ist später erschienen: Gesch. der kath. Ref. B. I. Nördl. 880.]

kommt sein nationales Selbstgefühl: „des Vaterlandes ruhmwürdige Sache herfürzubringen und zu erklären". Das Kleine, was nur dem Zeitgenossen bedeutend erscheint, verdeckt in solchen chronikartigen Schriften oft die historischen Wendepunkte, aber einzelne Gestalten und Ereignisse hat Bullinger höchst anschaulich dargestellt, und die Fülle kräftigen, individuellen Lebens in der helvetischen Reformation ist erst durch ihn mir klar geworden.[c])

Den schweizerischen Charakter trägt ebenso bestimmt, nur modern gebildet, Hagenbach in Basel. Er erzählt reflectirend mit zartem poetischen Anhauch zur Nutzanwendung auf die Gegenwart. Nach dem Unglück der Spaltung des Cantons Basel hat er im Winter 1834 vor einem gemischten Kreise Vorträge gehalten. Durch die Theilnahme daran ist er veranlaßt worden, ähnliche Vorträge zu halten über die Zeit vor und nach der Reformation. So hat sich ihm die ganze Kirchengeschichte gestaltet, wie wir früher von ihr gesprochen haben (B. I, S. 55).

Merle d'Aubigné, Vorstand der separirten theologischen Schule zu Genf, hat die Geschichte der deutschen, englischen und französischen Reformation geschrieben, schwungvoll und gläubig, ohne allzu strenge Kritik.

Unter den allgemeinen, über die Reformation reflectirenden Werken gibt das von Villers Zeugniß der möglichen Gerechtigkeit eines Katholiken und Franzosen für die deutsche Reformation.

Endlich Döllinger hat Urtheile feindseliger Zeitgenossen der Reformation gesammelt, zum Erweis, daß es von Anfang an mit dieser Reformation nichts gewesen sei.[d]) Der scharfsinnige katholische Theologe hat seitdem eine andere Stellung eingenommen, nicht nur gegen die Jesuiten und gegen päpstliche Unfehlbarkeit, sondern auch in seinem Respect vor Luther.[e])

---

c) H. Bullingers Reformationsgesch. herausg. v. J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. 3 Bde. Frauenf. 838—840. *d*) J. Döllinger, d. Ref., ihre Entw. u. Wirk. Rgnsb. [846 ff.] 852 ff. 3 B. *e*) [Darüber vgl. seine Vorträge über die Wiedervereinigung d. christl. Kirchen (1872, veröffentl. 1888), 4. Vortrag: die deutsche Reformation. Die Verlagshandlg. von Herder in Freiburg hat D.'s frühere Lutherskizze nach seinem Tode (1890) wieder veröffentlicht, ohne nur anzudeuten, daß D. später anders über Luther dachte. Mit Janssens Geschichte des deutschen Volkes hat sich Hase in seinen letzten Lebensjahren viel beschäftigt, doch fand sich nirgends eine knappe, charakteristische Zusammenfassung seines Urtheils, die zur Veröffentlichung geeignet gewesen wäre. Für seine Darstellung hätte er auf Janssen schwerlich Rücksicht genommen: daß an der Reformation nicht Alles gut und schön gewesen ist und daß sie viel Jammer und Elend im Gefolge gehabt hat, das wußte Hase auch ohne Janssen und lange vor ihm; die Art aber, wie der päpst-

Das Resultat des kirchlichen Mittelalters war die Nothwendigkeit einer Reformation. Luther ist nur die gewaltige Persönlichkeit, durch welche das an sich Nothwendige vollzogen wurde, der höchste Repräsentant der Reformation, daher ihre Geschichte mit seiner persönlichen Geschichte durchflochten ist.

I. Wittenbergische Reformation bis 1532.

§ 179. Luther, vorhistorisch.

Eine so reiche Schriftgelehrsamkeit hat sich an die Darstellung seiner Erlebnisse gehängt, daß darüber allein drei Literaturwerke entstanden sind: von Fabricius, Ukert und Vogel. Sie enthalten die kurze Angabe der Thatsachen und in welchen Schriften das Nähere zu finden ist. Dazu ein Ehrengedächtniß, Reliquien seines Familienlebens, Medaillen u. dgl. Eine Sammlung seiner Schriften ist noch durch ihn selbst begonnen worden,[a]) dann in Jena und Altenburg, als That der Pietät, doch unvollständig.[b]) Die erste fast vollständige Ausgabe durch Walch in Halle, die lateinischen Schriften sind hier in's Deutsche übertragen, so weit sie nicht schon von Luther übertragen waren.[c]) In der Erlanger Ausgabe sind nur Luthers deutsche Schriften vollendet, die Sammlung der lateinischen Schriften ist wegen mangelnder Theilnahme noch unvollendet geblieben.[d]) Manches ist in der Erlanger Ausgabe genauer als in der Walchschen, in der die alterthümlichen Sprachformen hier und da in die Sprache seiner Zeit übertragen sind. Ich kann nicht zweifeln, daß wir noch einmal und bald eine stattliche Ausgabe von Luthers Werken als Nationaldenkmal erhalten, wie dazu in den ersten Bänden der Weimarer Ausgabe der Grund gelegt ist.[e])

Die reichsten und unbefangensten Urkunden für Luthers Leben sind

---

liche Historiker seine Zeugen abhört und verwendet, ist dem protestantischen stets als das Gegentheil wahrer Geschichtsforschung erschienen.]

a) Wittenberg: 1539—1558, 12 deutsche, 8 latein. Bände, von beidem nur der erste vor Luthers Tod. *b*) Jena: 1555—1558, 8 deutsche, 4 latein. Bände. Altenburg: 1661—1664, 10 deutsche Bände, darin ein Theil der latein. Schriften übers. *c*) Halle: 1740—1753. 24 deutsche Bde. Neue Aufl. 1881 ff. *d*) Erlangen u. Frankfurt: 1826—1886, die deutschen Schrr. vollständig in 67 kleinen Bänden [davon die Predigten Bd. 1—20 u. die reform.-histor. Schrr. Bd. 24, 25 in 2. Aufl. herausg. von Enders 862 ff.], die lateinischen, noch nicht zu Ende geführt, in bisher 38 Bänden. *e*) [Von dieser sind bisher 7 Bände (1—4, 6, 8, 13) erschienen und es wird rüstig fortgearbeitet. Eine vortrefflich ausgewählte, sehr gut ausgestattete handliche und billige Ausgabe „für das christl. Haus" erscheint seit 1890 zu Leipzig im Verlage von Fr. W. Grunow, zunächst auf acht Bände berechnet.]

seine Briefe. De Wette hat sie herausgegeben mit aller Sorgsamkeit der neuern Kritik, nachträglich aufgefundene sind in einem 6. Band durch einen sächsischen Pfarrer, Seidemann, hinzugefügt. Dazu hat Burkhardt in Weimar eine Nachlese gehalten, fast wie einen 7. Band, der zugleich Briefe an Luther enthält.[f])

Die Historia de vita et actis Lutheri, von Melanchthon und Luther selbst verfaßt, enthält meist Äußerlichkeiten, doch mit manchem tieferen Einblicke. Mathesius, einst Luthers Tischgenosse, hat in seinem Alter seinen Pfarrkindern zu Joachimsthal Predigten gehalten von des ehrwürdigen in Gott seligen theuren Mannes Gottes Anfang, Lehre, Leben und Sterben; einfach, treuherzig, erbaulich befangen, aber wie von Einem, der recht unmittelbar von ihm zu erzählen weiß. Der späteren Biographen gibt es unzählige. Ich nenne einige der bedeutenderen: Audin hat vorzugsweise aus den Tischgesprächen wenigstens ein Stück von Luther für die Franzosen zusammengestellt, denen kurz vorher Saint Priest weisgemacht hatte: ce moine ivre de bière et de licence a fait bruler Zwingli.[g]) Jürgens, ein Braunschweiger Pfarrer, Mitglied des Frankfurter Reichstags, begann mit den genausten Untersuchungen, aber in 3 Bänden ist er gekommen bis 1517, bis zu den Thesen; also hat er nur dargestellt Luther vor Luther, denn durch solche Weitschweifigkeit ist ihm selbst unmöglich geworden, das Werk fortzuführen.[h]) Gustav Pfizer, der schwäbische Dichter, hat mehr die nationale Bedeutung Luthers geschildert als eines der Männer, um die das deutsche Volk sich sammelt, an denen es sich erkennt.[i]) Mit mehr theologischer Durchbildung gab Meurer, Pfarrer zu Callenberg, ein treues Lebensbild ohne Prätension, meist als Zusammenstellung aus den Quellen, nur die unentbehrliche Satzverbindung einfügend wie den Kitt, um gute Quadern zu verbinden.[k]) Heinrich Lang hat von einem fremden Standpunkte aus doch in liebevoller Gerechtigkeit Luther dargestellt, indem er zwei Bestandtheile in ihm genau unterschied: den freisinnigen, kühnen, reformatorischen Genius und die angestammte, enge, mittelalterliche Frömmigkeit des Mönches. Ihm war die Hauptsache zu zeigen, wie nach 1521 aus

---

f) Dr. M. L.s Briefe. Sendschreiben und Bedenken, herausgeg. von de Wette u. Seidemann. 6. Bde. Berlin 1825—1856. Seidemann, Lutherbriefe. Berlin 859. Burkhardt, L.s Briefwechsel. Lpzg. 866. Übers. u. Ausw. v. C. Alfr. Hase. Lpzg. 878. Als Supplem. d. Erl. Ausg. d. Werke, herausg. v. Enders, bisher 4 B.

g) Audin, Hist. de la vie de L. Par. 838. 2 T. ed. 4 abrégée 845.

h) Jürgens, L. Leben bis 1517. 3 B. 846. 847. *i*) G. Pfizer, L. Leben. Stuttg. 836. *k*) M. Meurer, L. Leben. Dresd. 3 B. [843 ff.] 3. A. 870.

dem Helden der deutschen Nation ein Parteihaupt geworden sei, aus dem Reformator der gesammten Kirche der Stifter einer engen Separatkirche.[a]) Endlich hat Julius Köstlin in Halle Leben und Lehre Luthers vollständig und gründlich dargestellt, einfach und ohne Enthusiasmus. Er ist nicht so angenehm und hinreißend zu lesen wie Lang, dafür ist er gründlich und möchte dem Bedürfniß wohl auf lange hin genügen, wenigstens was den thatsächlichen Inhalt betrifft.[b])

Wir haben Luther zunächst vor der Reformation zu betrachten, was er gewesen ist, ehe das welthistorische Ereigniß das Höchste und Tiefste in ihm entwickelte, das Stillleben seiner Jugend.

Er hat sich unterschrieben Lüder, Luder, auch Läuterer, lutum Christi, Eleutherius. Er deutet den Sinn des Familiennamens als der „Lüte Herr", es ist wohl eine volksmäßige Fassung für Lothar. Nach der Sage sind seine Eltern von Möhra zum Jahrmarkte nach Eisleben gegangen, diesem neuen Bethlehem, und dort geblieben. Möhra, wo die Familie grundsässig war, liegt am südwestlichen Abhange des Thüringer Waldes, 30 Stunden von Eisleben entfernt, so weit gehen einfache Bauersleute nicht zum Jahrmarkte. Im Kammerarchiv zu Eisenach liegt ein Actenstück über das Bergwerk von Kupfersuhl: Hans Luther, der auf der Grube zu Möhra gearbeitet, habe einen im Grase hütenden Bauern mit dessen eignen Pferdezäumen von ohngefähr erschlagen und sich deßhalb retiriren müssen, wegen Gleichheit der Arbeit ist er mit seiner hochschwangern Frau nach Eisleben gegangen. Die Aufzeichnung stammt erst von 1702, doch in und um Möhra hat sich diese Überlieferung erhalten. Jähzornig war Luthers Vater, von dem der Sohn erzählt, er habe ihn einst so geschlagen, daß er geflohn und ihm gram geworden sei, bis der ihn wieder an sich gewöhnte. Die Mutter Margarethe Lindemann aus Neustadt a. S. Neuerdings wird behauptet, diese sei Luthers Großmutter väterlicherseits, seine Mutter eine geborne Ziegler. Ich habe dafür keine bestimmten Zeugnisse angeführt gefunden.[c]) Auch sind es Kleinigkeiten, auf die nichts ankommt, aber die Geschichte ist gern auch im Kleinen treu. Bei einem Besuche

---

a) H. Lang, M. Luther. Berl. 870. *b)* J. Köstlin, Martin Luther. Sein Leben u. seine Schriften. 2 Bde. 3. A. Elberf. 883. Von demselben erschien zur Jubelfeier ein kürzeres Leben Luthers mit authentischen Illustrationen, das [Lpzg. 890] die 8. Aufl. erreicht hat. Siehe auch Th. Kolde, Martin Luther. 1. Bd. Gotha 884. 2 B. 1. Abthlg. 889. Volksthümlich: P. Martin [M. Rade], Dr. Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen, auf Grund reichl. Mittheil. aus s. Briefen u. Schriften dem Volke erzählt. Mit Abbildungen. 3 Bde. Neusalza 1884—1887. *c)* [Doch ist die neuere Annahme richtig. S. Köstlin, Luther I, S. 23.]

in Wittenberg 1527 hat Luc. Cranach die Eltern Luthers gemalt. Die Gesichter sind derb, scharfe Bauerngesichter, man sieht ihnen ein arbeitsames Leben recht an. Im Traubüchlein hat Luther das Andenken seiner Eltern verewigt in den Namen, die er beispielsweise anführt: „Hans wilt du die Gret han?"

Es ist eine Streitfrage, ob Luther 1483 oder 1484 geboren sei. Schon Melanchthon konnte es nicht sicher bestimmen, auch die Mutter wußte es nicht. Und das ist so natürlich, sie hat Wochentag und Stunde genau angegeben: Montag den 10. November, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, das merkt sich eine Frau, wenn sie ein Kind bekommen, aber um die Jahreszahl hat sie sich nicht gekümmert.

Es ist naturgemäß, daß der Heerführer der Neuzeit aus dem dritten Stande, damals dem letzten, gekommen ist. Nach neuern Untersuchungen gab es auch ein adliges Geschlecht der Luther: von Sigismund ist ein Fabian Luther 1413 geadelt worden und dessen Hof war unfern von Möhra. Das Wappen: in weißem Felde zwei Rosen; auf Luthers Siegel sieht man eine aufgeblühte weiße Feldrose. Doch waren die Luther ein weitverbreitetes freies Bauerngeschlecht auf dem Thüringer Walde, und Luther schreibt mit frohem Selbstgefühl: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnenherr sind rechte Bauern gewest." Die Eltern waren in seiner Jugend arm, und wohl noch ärmer geworden durch die Flucht: „Mein Vater war ein armer Hauer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen." Doch hatten sie einen kleinen Landbesitz zu Möhra. Daselbst wurde Silber und kupferhaltiger Schiefer gegraben, der Vater arbeitete als Bergmann. Zur Priesterweihe des Sohnes [2. Mai 1507] kam der Vater nach Erfurt schon mit 20 Pferden, d. h. mit vielen Freunden, und er schenkte ihm 20 Gulden, ein ziemliches Geld. Er hat hinterlassen zwei Schmelzöfen und 1000 Thaler Geld, so daß er als wohlhabender, angesehener Bürger gelten durfte.

Die Kinderzucht war streng. Luther erzählt, an einem Vormittage habe der Vater ihn 15mal geschlagen, vielleicht ist dadurch doch der Keim zu Trübsinn gelegt worden. Die Mutter eine Frau ernster, werkthätiger Frömmigkeit, der Vater hatte Respect vor den Gelehrten, in Mansfeld lud er Schuldiener und Prediger der Stadt etliche Male des Jahres ein zu einem Labetrunk. Er hat seines Sohnes Herrlichkeit noch erlebt, und seinem schlichten Sinn war das Kühne, Reformirende gerade recht. Die Eltern sind bei Melanchthons Hochzeit in Wittenberg gewesen. 1530 starb der Vater, ein Jahr darauf die Mutter.

Die Nollbrüder, bei denen Luther als „Schütz" in Magdeburg war,

waren Brüder des gemeinsamen Lebens [B. II, S. 459]. Es war nichts Unehrliches und Ungewöhnliches, das Brot um Gotteswillen durch Singen vor den Thüren zu erwerben. Doch weil Martin Luther in Magdeburg keine Nahrung fand, ist er nach Eisenach gegangen, wo die Mutter Freunde hatte. Noch in späten Jahren nennt er Eisenach seine liebe Stadt, darin er viel Gutes gelernt und genossen. Hier stand der lateinischen Schule Trebonius vor, der pflegte, wenn er eintrat, die Mütze abzunehmen, was damals nicht gebräuchlich gewesen sein muß. Darum befragt, hat er sich verantwortet: „Unter den Knaben sind Leute, aus denen Gott Bürgermeister, Doctores und obrigkeitliche Personen machen kann, obwohl ihr es jetzt nicht seht; solche sollt ihr wohl ehren!" Den Welterschütterer in ihrer Mitte hat er wohl nicht geahnt. Wir hören nichts von frühreifer Entwicklung. Der Vater wollte einen angesehenen, weltlich gelehrten Mann aus seinem Erstgeborenen machen. Dessen scholastische Studien in Erfurt deuten doch schon auf Unlust an der Rechtswissenschaft. Er stand im 20. Jahre, als er auf der Bibliothek eine lateinische Bibel entdeckte. „Möchte mir Gott einmal solch ein Buch zum Eigenthum bescheeren!" sagte er. Auch Predigten von Hus hat er durchblättert, verwundert, nichts Häretisches darin zu finden, er meinte, sie möchten wohl gehalten sein, bevor er in Ketzerei verfallen.

Die Angst um's ewige Leben führt ihn in's Kloster. Das Motiv wird verschieden berichtet. Sein Freund Alexius war erstochen worden, schon Melanchthon wußte nicht, ob durch Mord, ob im Zweikampfe. Auf der Heimkehr von einer Ferienreise bei Stotternheim überraschte ihn ein furchtbares Gewitter, ein Blitz schlägt neben ihm zur Erde. Da ruft er: „Hilf liebe St. Anna! so will ich ein Mönch werden." Gott erscheint ihm gleichsam im Feuerbusch, aber als der Gott des Zornes. Wenn er nun rasch, unbedingt seiner Empfindung folgt, so ist doch vielleicht etwas schon lang in ihm Vorbereitetes zum Ausbruche gekommen. Er war schweigsam über seinen Entschluß. Mit Freunden hat er den Abend zugebracht bei Wein, Lautenspiel und Gesang. Tief in der Nacht klopft er an die Pforte des Augustinerklosters, das später zum evangelischen Martinsstift geworden und nun abgebrannt ist.

Vergebens mahnen seine Freunde, mahnt vor Allem sein Vater ab, da „die Möncherei Vielen gar unselig gelungen" sei; 2 Jahre lang ist der Vater seinem Sohne „schlecht unversöhnlich" gewesen. Luther hat nachmals die Meinung ausgesprochen, er sei damals unfrei gewesen, vom Teufel mit geistlichem Hochmuth verblendet, gegen das göttliche Gebot den Eltern zu gehorchen. Wir werden nicht zweifeln, daß er frei war und in damaliger Stimmung das Rechte getroffen hat.

Man hat gegen ihn die gewöhnliche Klosterpolitik geübt, einem jungen, geachteten Gelehrten ein schweres Noviziat aufzulegen. Er mußte die Cloaken reinigen und mit dem Bettelsack umherziehen. Daran hat er keine Freude: „Mit Betteln, nicht mit Studiren mehrt man das Klostergut.“

Doch hat er auch das Studium der Scholastik fortgesetzt, besonders Schriften Augustins gelesen. Er martert sich mit Fasten, Nachtwachen und dergleichen, einigemal ist er in seiner Zelle ohnmächtig gefunden worden: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und habe so streng an meinem Orden gehalten, daß ich sagen darf, ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, wollt ich auch hineingekommen sein. Denn ich hätte mich, wo es lange gewährt, zu Tode gemartert.“ So traf ihn Staupitz bei einer Visitation, einen jungen Mönch mit abgehärmtem Gesicht, niedergeschlagnen Augen, unstätem Schritt.

Staupitz war damals erster Professor der Theologie in Wittenberg, ein Mystiker wie Thomas a Kempis, durchdrungen von der Überzeugung, nicht äußere Werke, nur der Glaube, die Hingabe des Herzens an Christum mache selig. Seine augustinische Lehre von der Sünde hat ihn hingeführt zur Annahme der unbedingten Prädestination: Gott erbarme sich, wessen er wolle, und wen er wolle den verhärte er. Aber Staupitz war einer Liebe voll, die Alles retten möchte. Mathesius schildert ihn als einen Mann in der Welt, bei Hof und bei großen Leuten. Er erzählt von ihm: In einer Predigt vor dem Kurfürsten wollte Staupitz den Text vom Geburtsregister Jesu auswendig hersagen, wie damals der Brauch war. Ward er in den 14 Fürsten irre, so nach der babylonischen Gefangenschaft gezählt werden. „Gott straft den Hochmuth,“ sagt er, und griff zur Auslegung. Der Kurfürst ließ ihn zum Mahl bitten. Über Tisch hebt Herzog Johann, der Bruder an: „Wie ging es euch, Herr Doctor heute im Evangelium?“ „Gnädiger Fürst, ich hatte dreierlei Herren in meinem Evangelium. Die Erzväter waren fromme Leute, mit denen war auszukommen. Item alte Könige, die ließen auch mit und von sich reden. Als ich aber unter die Fürsten kam, das waren wunderliche Leute, die machten mich im Evangelium irre.“ Darauf der Kurfürst: „Haben Ew. Liebden etwas Näheres zu fragen? Ihr werdet D. Staupitz nicht ohne Antwort finden.“

Luther sprach von furchtbaren Gedanken, die ihn quälten. Staupitz tröstete ihn: „Lieber Martin, du weißt nicht, wie nöthig und nützlich dir solche Anfechtung ist; Gott schickt sie dir nicht vergebens zu.“ Was war es, das ihn so quälte? Er meinte nicht selig werden zu können.

Ist besondere Schuld oder Bösartigkeit an ihm gewesen? Davon findet sich keine Spur. Einst schickte er einen Zettel an Staupitz: „O meine Sünde! Sünde! Sünde!" Der nennt seine Sünden Humpelwerk und Puppensünden! Vielmehr sein Verhältniß zu Gott stellt sich ihm dar unter dem Gesichtspunkt der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit, der nichts Unlauteres nahen darf. Er nahm es ernst mit der Mönchsmoral, daß man durch eigne Werke den Himmel verdienen müsse, und fühlt doch ihre Ungenügsamkeit. So hat er den Frieden da gesucht, wo er für ihn nicht zu finden war; der schlummernde, mächtige Geist regt die Flügel, der Adler rüttelt an den Stäben im Käfig: der die Klöster stürzen wird, liegt in der Klosterzelle. Das ist der Bruder Martin im Götz, nur dies nicht als Luthers Bewußtsein, nur als ein schwermüthiges Gefühl. Gewissensnoth und Krankheit hat ihn auf's Lager geworfen. Da weiß ein alter Mönch für ihn keinen Trost mehr, als daß er ihm das apostolische Symbol vorbetet. Das Wort: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden," fällt ihm erlösend auf's Herz. Der rettende Glaube ist die Verzweiflung an eigner Kraft, um allein von Christi Gnade zu leben. Doch solche Geister finden erst im Thatensturme Ruhe.

Luthers Berufung nach Wittenberg bestand nur darin, daß er in das dasige Augustinerkloster versetzt wurde mit der Erlaubniß, Vorlesungen halten zu dürfen, wie schon in Erfurt. 1509 ward er Baccalaureus ad biblia, nur die übliche Vorstufe zum Baccalaureus ad sententias mit dem Rechte, dogmatische Vorlesungen zu halten. Bei seiner ersten Promotion ist im Decanatsbuch bemerkt: adhuc non satisfecit facultati, nämlich im Punkte der Gebühren; Luther hat nachmals dazugefügt: nec satisfaciet, quia tunc pauper et sub obedientia nihil habuit.

Seine Stimme als Prediger war nicht mächtig. Er klagt einmal gegen Melanchthon, er habe eine leise Stimme. Melanchthon antwortete: „Aber sie wird weithin gehört."

Seine Wallfahrt nach Rom soll in Folge eines Gelübdes geschehn sein, das er schon als Knabe gethan und in Erfurt erneuert habe: er wolle nach Rom gehn, um fromm zu werden. Nach Cochläus ist er in Geschäften seines Ordens dahin gesandt worden. Staupitz mag wohl die Pilgerfahrt zu einem Auftrag in Geschäften des Ordens benutzt und dadurch berechtigt haben. In Luthers Schriften finden wir wenig nachklingende Erinnerungen an diese Romfahrt, am wenigsten in unserm Sinne. Als er auf Monte Mario ankam, von dem aus man die Herrlichkeit der ewigen Stadt übersieht, fiel er auf die Kniee:

„Sei mir gegrüßt, heilige Roma!“ Er hat Wohnung gefunden im Augustinerkloster, das hart an der porta del popolo liegt, an dem Thore für die von Norden Kommenden. Nur einige Wochen ist er in Rom gewesen. In der Auslegung des 17. Psalms lesen wir: „Ich war zu Rom auch so ein todter Heiliger, lief durch alle Kirchen und Kluften [Catacomben], glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Habe auch wohl eine Messe oder 10 in Rom gehalten, und war mir dazumal leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen und trefflichen Werken mehr.“ In dem Buche von den Winkelmessen: „Ich bin zu Rom gewesen nicht lange und habe sehr viel Messen halten, daß mir graut. Da hörte ich unter andrem groben Grunzen Courtisanen lachen und rühmen, wie Etliche Messe hielten und über Brot und Wein sprächen: panis es et panis manebis. Nun ich war ein junger und recht ernster frommer Mönch, dem solche Worte weh thäten. Was konnte mir anders einfallen, denn solche Worte redet man zu Rom frei über Tische, wie wenn sie allzumal, Papst, Cardinäl sammt den Courtisanen so Messe hielten! Und zwar ekelte mir sehr darüber, daß sie so sicher und frei, rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn eh ich zum Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht, und schrie mir zu: „Passa, passa, fort! fort! schaffe unsrer Frauen lieben Sohn bald wieder heim!“ Er hörte dort auch sagen: „Ist eine Hölle, so steht Rom darauf.“ Aber er ist auf den Knieen die scala santa hinaufgerutscht, die Treppe von weißen Marmorstufen, welche aus dem Prätorium des Pilatus stammen soll. Sie führt in der Nähe des Laterans zu einer Mariencapelle. Durch päpstliche Bulle empfängt wer hinaufrutscht, für jede Stufe neun Jahre Ablaß. Da hört er hinter sich wie eine Stimme: „Der Gerechte lebt seines Glaubens,“ ihm unbewußt das Evangelium seiner welthistorischen Bestimmung. Offenbar hat es ihm Rom angethan mit gemischtem Gefühl. In den späteren Erinnerungen ist das Mißfällige hervorgetreten. „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehn hätte; ich müßte sonst sorgen, ich thäte dem Papst Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir.“ Diese Erinnerung hat ihm dazu geholfen, über die alte Ehrfurcht wegzukommen. Die Kunstherrlichkeit von Rom, damals in hoher Blüthe, scheint spurlos an ihm vorübergegangen. Nur einige Andeutungen weisen darauf hin, daß er doch für die Naturherrlichkeit Italiens nicht verschlossen gewesen ist.

Nach seiner Rückkehr ward er aufgefordert, Doctor der Theologie zu werden, zunächst um aus dem Bettelmönch heraus Canonicus an der

Stiftskirche werden zu können. Der Kurfürst wollte die Kosten seiner Promotion bezahlen. Luther erwiderte: er sei ein kranker Bruder, es sei nicht der Mühe werth. Staupitz ermahnt ihn: „Es läßt sich ansehn, unser Herr Gott wird bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, darum wird er viel junger, arbeitsamer Doctores haben müssen, durch die er seine Händel verrichte. Ihr lebt nun oder sterbet, so gehorchet dem, was euer Convent euch auflegt.“ Es war in ihm etwas von einem norddeutschen Bauern, der vorwärtsgestoßen sein will, dann aber stetig unaufhaltsam fortschreitet.

Durch seinen Doctoreid fühlte er sich der ganzen Kirche und der heiligen Schrift verpflichtet. Oft in seiner Noth und in inneren Kämpfen getröstet er sich seines Doctoramtes, zu dem ihn Gott berufen ohne sein Zuthun, er möge nun selbst zusehen. In seinem Eide ist allerdings enthalten, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen; doch auch dies: der römischen Kirche gehorsam zu sein.

Seine Briefe beginnen mit der Einladung zu seiner Priesterweihe 1507, erst seit 1514 werden sie bedeutend. Aus ihnen ist urkundlich zu ersehn, was er vor 1517 bereits war und was er durch die Ereignisse erst geworden ist. Fast alle Beziehungen seiner Zukunft sind bereits angedeutet, nur gesteigert durch die Ereignisse, aus dem stillen Gelehrten ist ein Held geworden.

In diesen vorreformatorischen Briefen finden wir zuerst seine volle Entschiedenheit für Reuchlin gegen die Cölner, die er Esel und Krokodile nennt. Auch ist er bekannt mit dem Verderben der Hierarchie und hat alle Lust seine Überzeugung deßhalb freimüthig auch gegen seinen Fürsten auszusprechen. An Spalatin, 8. Juni 1516, als der Kurfürst Staupitz zum Bischof machen wollte, schreibt er: „Ich will auf keine Weise, daß der ehrwürdige Vater sich dieser Sache unterziehe, für welche sich eure Überredung anstrengt, weil es eurem Fürsten so gefällt. Denn Vieles gefällt eurem Fürsten und fällt mit großem Schein in die Augen, was Gott mißfällt und anstinkt. Nicht als wenn ich leugnete, daß der Mann in weltlichen Dingen der aller Weiseste sei, aber in denen, die Gott und das Heil der Seele angehen, finde ich ihn siebenfach blind mitsammt eurem Pfeffinger. Und das sag ich nicht im Winkel, will auch nicht, daß ihr's heimlich haltet, sondern bin bereit es bei erster Gelegenheit Beiden in's Gesicht zu sagen. Liebster Spalatin, das sind nicht mehr die Zeiten, daß es etwas Glückseliges sei, ja nur nichts Elendigliches wäre, ein Bischof zu sein, d. h. griechisch, sodomitisch und römisch leben, was ihr selbst wohl wisset, wenn ihr die Werke und Arbeiten der alten Bischöfe mit den Arbeiten und Thaten der Bischöfe

unsrer Zeit zusammenhaltet. Das sind noch die Besten, die draußen weltliche Kriege führen mit aller Macht und drinnen ihr Haus zur unersättlichen Hölle des Geizes machen. Und obwohl [unser Staupitz] von solchen Lastern weit entfernt ist, könnt Ihr doch nicht dafür stehn, daß er nicht in diese Wirbel und zertrümmernde Stürme der bischöflichen Höfe hinein gerissen werde."

Weiter ist er voll Eifer gegen die scholastische Theologie als Theologie des grübelnden Verstandes und der kirchlichen Mißbräuche. Aristoteles habe die Kirche mit seiner griechischen Larve so sehr geäfft, daß er sich nicht scheuen würde ihn einen Teufel zu nennen, wäre er nicht ein Mensch gewesen. Was wollte er an ihre Stelle setzen? Es sind offenbar verschiedne Richtungen in ihm, die bei innrer Verwandtschaft ihm als Eins erschienen. Nämlich: einfaches Bibelchristenthum, so weit er's verstand und mittelalterliche Mystik: 1516 hat er die „deutsche Theologie" herausgegeben als ein „Büchlein, von Gott selbst geschrieben durch einen frommen Menschen" (s. B. II. S. 478). Er setzt das Innre gegen das Äußerliche, die Liebesfülle gegen die bloßen Werke, das Sittliche gegen das bloß Kirchliche; das Kreuz im Herzen als die rechte Reliquie. Endlich mit der paulinischen Lehre vom alleinseligmachenden Glauben verbindet er die augustinischen Dogmen von Erbsünde und Gnade. Die Augustiner waren dieser Richtung ihres Ordensheiligen geneigt und an dieser Auffassung des Christenthums hatte Luther den religiösen Trost gefunden gegen pelagianische Werkheiligkeit. Am 7. April 1516 schreibt er an den Augustiner Georg Spenlein in Meiningen: „Ich möchte wissen, wie es um eure Seele steht, und ob sie nicht einmal, satt ihrer eignen Gerechtigkeit, begehre in Christi Gerechtigkeit fröhlich und getrost zu sein. Denn heutzutage ist die Versuchung der Vermessenheit in Vielen hitzig, sonderlich in Denen, die aus aller Macht gerecht und fromm sein wollen; daher suchen sie in sich selbst so lange Gutes zu schaffen, bis sie Vertraun haben, vor Gott zu bestehn als Leute, die mit Tugenden und Verdiensten geschmückt sein, was doch unmöglich ist. Ihr seid bei uns in dieser Meinung gewesen, ich auch. Nun kämpfe ich wider diesen Irrthum, habe ihn aber noch nicht überwunden. Darum, mein liebster Bruder, lernt Christum, den Gekreuzigten, lernt ihm lobsingen und, an euch ganz verzweifelnd, zu ihm sagen: „Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber Deine Sünde, das Meinige hast Du angenommen und das Deinige mir gegeben; Du hast angenommen was Du nicht warst und mir gegeben was ich nicht war." Hütet euch auf eine Reinigkeit Anspruch zu machen, daß ihr euch nicht mehr ein Sünder erscheinen wolltet. Denn Christus wohnt nur in

Sündern. Deßhalb ist er vom Himmel herabgestiegen, wo er wohnte unter den Gerechten, daß er auch unter Sündern wohnte. Solcher Liebe denket nach, und ihr werdet den allersüßesten Trost finden. Denn müßten wir durch eigne Müh und Plage zur Gewissensruhe gelangen, wozu ist Er denn gestorben! Darum werdet ihr nur in Ihm durch getroste Verzweiflung an euch und euren Werken den Frieden finden.“ In diesem dogmatischen Glauben ist ein ernster, sittlicher Geist, wie Luther schreibt: „Glaubt ihr dieses fest, wie ihr müßt, so nehmt euch auch der ungeordneten und noch irrenden Brüder an, und machet aus ihren Sünden die eure, und habt ihr etwas Guts, so theilt es ihnen mit.“

Diese theologische Richtung, deren Mittelpunkt Luther war, herrschte bereits 1516 in Wittenberg, er bezeichnet sie als deutsche Theologie im Gegensatz einer scholastischen und römischen.

Er freut sich ferner an vielfacher Thätigkeit in Geschäften der Universität und seines Ordens. In Staupitz' Abwesenheit hatte er einen Theil des Generalvicariats übernommen und war auch zweiter Pfarrer an der Stadtkirche geworden. Am 26. October 1516 schreibt er an Joh. Lang nach Erfurt: „Ich brauche fast 2 Schreiber. Ich bin Klosterprediger, Vorleser am Tisch, werde auch täglich als Pfarrer gefordert, bin Schulmeister, Ordensvicar, d. h. elffacher Prior, bin Fischaufseher in Litzkau, Herzbergischer Anwalt in Torgau, Ausleger des Paulus, Mitausleger des Psalters, und dann den größten Theil meiner Zeit nehmen die Briefe weg. Selten hab ich Zeit die Horas abzuwarten, ohne was eigne Versuchung mit Fleisch und Blut, Welt und Teufel belangt. Siehe nun, was für ein müßiger Mensch ich bin!“ Offenbar waltet hier scherzhafte Übertreibung.

Endlich können wir in diesen Briefen bereits seinen klaren, gottvertrauenden Sinn in der Gefahr erkennen: „Ihr schreibt, daß ihr gestern das zweite Buch der Sentenzen angefangen habt; ich werde morgen den Brief an die Galater anfangen, wiewohl ich sorge, daß die Pest nicht fortfahren lassen wird. Sie rafft täglich zwei bis drei dahin. Dem Schmid uns gegenüber war gestern ein Sohn gesund, heut wird er begraben, und der andre liegt angesteckt. Was soll ich sagen! Sie ist da und fährt an, grimmig und rasch genug, besonders gegen junge Leute. Ihr rathet mir zur Flucht. Wohin soll ich fliehn? Ich hoffe, die Welt wird nicht gleich untergehn, wenn auch Bruder Martin zu Grunde geht. Die Brüder zwar werde ich, wenn die Pest weiter greift, in alle Welt versenden: ich bin hierher gesetzt; um des Gehorsams willen kann ich nicht fliehn, bis dieselbe Ordenspflicht die mir's geboten, mir wiederum gebeut. Nicht daß ich den Tod nicht fürchtete, denn ich bin nicht der

Apostel Paulus, sondern nur ein Ausleger des Apostels, ich hoffe aber, der Herr wird mich herausreißen aus meiner Furcht."

So der Luther, bevor ihn die Ereignisse an die Spitze seines Zeitalters stellten.

§ 180. Die 95 Theses.

Der Kurfürst Albrecht von Mainz, ein Hohenzoller, war Generalpächter des Papstes für den deutschen Ablaß, wie er sagte, um die Kosten des Palliums zu zahlen. Der Verkauf des Ablasses in deutschen Landen war von den Franciscanern abgelehnt worden und den Ablaßpredigern hatten die sächsischen Fürsten den Eingang in ihr Land gewehrt. Von Tetzel [Dietzel aus Leipzig] erzählt Luther, er sei 1512 in Innsbruck wegen Ehebruchs zum Ersäufen verurteilt worden. Durch Albrecht ist er Ketzermeister, Inquisitor, in Deutschland geworden. In Jüterbogk, nahe bei Wittenberg, hatte er seine Bude aufgeschlagen. Gröne, sein moderner Biograph, schildert ihn als ehrenfesten, hochgelehrten Kämpfer für die Wahrheit, einen treuen Sohn der Kirche, im Sinn der römischen Kirche, und ein beredter Volksprediger ist er jedenfalls gewesen. Es gibt ein Bild von ihm: danach macht er den Eindruck eben wie ein kirchlicher Marktschreier. Gegen den Vorwurf, daß er gesagt habe: Wenn Einer die Jungfrau geschändet hätte, durch den Ablaß werde er rein wie Adam im Paradiese, hat er sich im December 1517 zu Halle von der bischöflichen und bürgerlichen Behörde ein Zeugniß ausstellen lassen. Dies ist doch nur allgemein gefaßt, daß er nie etwas zu Unehren der heiligen Jungfrau gepredigt habe.

Tetzel stimmte mit Luther zusammen in dem Grundsatz: non ex operibus iustitiae, quae fecimus, sed per misericordiam salvos nos fecit Christus — nicht durch unsre eignen Werke, sondern durch Barmherzigkeit macht Christus uns gerecht. Doch behauptete er durch diesen Grundsatz die Berechtigung seines Ablaßhandels, für Luther war er Grundlage der Hingabe des Herzens an Christus.

Im Beichtstuhl, wo Luther Buße forderte, geschah's, daß ihm ein Ablaßzettel Tetzels vorgehalten wurde. Von einer um Geld zu habenden Sündenvergebung mußte sich der auf's tiefste verletzt fühlen, der nicht einmal in seinen frommen Werken und Entsagungen diese Vergebung gefunden hatte. Luther schrieb an den Bischof von Brandenburg und an Albrecht von Mainz nur gegen Übertreibungen Tetzels, doch fügte er bei: „Es ist aller Bischöfe fürnehmlich und einig Amt, daß das Volk das Evangelium und die Liebe Christi lerne, denn Christus hat

nirgends befohlen, den Ablaß zu predigen. Welch Fahr und Schrecken muß nun ein Bischof gewarten, der nichts Andres denn Ablaß mit großem Gepränge gestattet unter das Volk zu bringen, da das Evangelium dahinten und geschwiegen muß bleiben, und ihm also viel mehr am Ablaß denn am Evangelium gelegen ist.“ Wenn dem nicht Einhalt geschehe, werde er genöthigt sein, die falsche Lehre vor der ganzen Kirche anzugreifen. Von Mainz blieb dies ohne Antwort, von Brandenburg hieß es: man könne dem päpstlichen Commissar nicht entgegen sein. Da sprach Luther: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen ob Gott will.“

Allerheiligentag, 1. November, war die Kirchweih der Wittenberger Schloß- und Universitätskirche. Nicht ungewöhnlich war eine Festfeier durch eine akademische Disputation. Am Vorabende des Festes ließ Luther 95 Theses an den Thüren der Schloßkirche anschlagen, sie sind noch jetzt zu sehen, in Erz gegossen auf der Thür der Kirche, ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV. In's Deutsche hat sie Justus Jonas übersetzt. Sie sind nicht ohne Wiederholungen und Subtilitäten, mitunter Behauptungen und dann wie ein Zurücknehmen. Die wichtigsten sind folgende:

1) Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: thut Buße! will er, das ganze Leben der Gläubigen soll eine stete Buße sein.

5) Der Papst will noch kann nicht einige andere Pein erlassen, außerhalb derer, die er seines Gefallens oder laut der Canones auferlegt hat.

6) Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei; oder aber, daß er es thue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat; welche Fälle, so sie verachtet würden, bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben und verlassen.

11) Dieses Unkraut, daß man die Buße oder Genugthuung, so durch die Canones auferlegt ist, in des Fegfeuers Buße oder Pein sollte verwandeln, ist gesäet worden, da die Bischöfe schliefen.

26) Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt des Schlüssels, den er nicht hat, sondern durch Hülfe und fürbittweise den Seelen Vergebung schenket.

27) Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß sobald der Groschen in den Kasten geworfen klingt, die Seele aus dem Fegfeuer fahre.

32) Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.

33) Vor denen soll man sich wohl hüten, die da sagen, des Papstes Ablaß sei die höchste Gottesgnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt wird.

36) Ein jeder Christ, so wahre Reu und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaß gebührt.

38) Doch ist des Papstes Vergebung und Austheilung nicht zu verachten, denn seine Vergebung ist eine Erklärung göttlicher Vergebung.

43) Man soll die Christen lehren, daß wer dem Armen gibt oder leiht dem Dürftigen, besser thut, als wenn er Ablaß lösete.

47) Man soll die Christen lehren, daß Ablaß-Lösen ein frei Ding sei und nicht geboten.

50) Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden.

62) Der wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

66) Die Schätze des Ablasses sind Netze, damit man jetziger Zeit den Reichthum der Menschen fischet.

69) Die Bischöfe und Seelsorger sind schuldig, des apostolischen Ablaß Commissarien mit aller Ehrerbietung zuzulassen.

70) Aber viel mehr sind sie schuldig, mit Augen und Ohren aufzusehen, daß dieselbigen Commissarien nicht anstatt päpstlichen Befehls ihre eignen Träume predigen.

71) Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei vermaledeit.

72) Wer aber wider des Ablaßpredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt, der sei gebenedeit.

76) Des Papstes Ablaß kann nicht die geringste Sünde hinwegnehmen, was die Schuld betrifft.

79) Sagen, daß das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgericht, vermöge so viel, als das Kreuz Christi, ist Gotteslästerung.

81) Solche unverschämte Predigt und Rühmen vom Ablaß macht, daß auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre zu vertheidigen vor den scharfen, listigen Fragen des gemeinen Mannes.

82) Als nämlich: warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegfeuer, um der allerheiligsten Liebe willen, und von wegen der höchsten Noth der Seelen als aus der allerbilligsten Ursache,

so er doch um des allervergänglichsten Geldes willen, zum Bau der St. Peterskirche unzählig viel Seelen erlöset als aus der niedrigsten Ursache.

86) Item: Warum erbaut der Papst nicht lieber St. Peters Münster von seinem eignen, als von der armen Christen Gelde, da doch sein Vermögen größer ist, als eines reichen Crassi Güter.

90) Diese der Laien spitzige Argument allein mit Gewalt wollen dämpfen, und nicht durch angezeigten Grund und Ursach auflösen, heißt die Kirche und Papst den Feinden zu verlachen darstellen und die Christen unselig machen.

94) Man soll die Christen vermahnen, daß sie ihrem Herzog Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen.

95) Und also mehr durch viel Trübsal in's Himmelreich zu gehn, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden.

Es war also eine Zurückführung auf die einstmalige unschuldige Bedeutung des Ablasses, neben Ehrfurcht vor dem kirchlichen Herkommen doch schon in der Einsicht, daß der Ablaß mindestens unnütz sei. Erasmus und Wessel hatten Ähnliches geschrieben und gepredigt, doch forderte Luther einen bestimmten Ablaßprediger heraus, und die Consequenz seiner Thesen hätte den ganzen Handel vernichtet, also dem Papste in die Tasche gegriffen. Immer war es ein bescheidnes, unbewußtes Programm der Reformation. Das war Luther doch nicht unbewußt, daß er werde weitergehn müssen. Am Allerheiligentage hat er ähnlich wider den Ablaß gepredigt. Beim Herausgehn aus der Kirche sagte Hieronymus Schurf: „Ihr wollt wider den Papst schreiben? Man wird's nicht leiden." Luther: „Wie aber, wenn man's leiden müßte!" Doch wechseln seine Stimmungen. Er kann noch denken, daß er die wahre Sache des heiligen Vaters vertrete gegen Mißbräuche, die unter dessen Namen getrieben würden. In der Vorrede zum 1. Bande seiner lateinischen Schriften von 1540 schreibt er: „Da ich die Sache wider den Ablaß anfing, war ich so voll und trunken von des Papstes Lehre, daß ich von großem Eifer bereit gewesen wäre und hätte zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß gemordet worden wären alle Diejenigen, die dem Papste in einer Sylbe nicht hätten unterwürfig sein wollen." In jener Nacht des 31. October soll Friedrich der Weise geträumt haben: ein Mönch schreibt mit einer großen Feder auf die Mauer der Schloßkirche zu Wittenberg, die Feder wächst und wächst und kommt einem Löwen in's Ohr, daß der sich schüttelt, und die Feder stößt ihm die Krone vom Haupte, daß er brüllt also, daß Kaiser und Reich zusammenläuft. Woher die Feder? Eine

Stimme antwortet: „Von einer alten hundertjährigen Gans aus Böhmen.“ Das ist offenbar ein Bild für die Bedeutung der Thesen in ihrer Beziehung zur Vergangenheit und zur Zukunft. Es soll von Spalatin erzählt worden sein, sieht fast aus wie eine Parabel; es kommt nicht darauf an, ob's der Kurfürst wirklich geträumt hat.

Es hat sich kein Gegner gegen Luther zu mündlicher Disputation gemeldet. Sein „Sermon vom Ablaß“ ist nicht eine Predigt, sondern 20 Sätze für die Laien in der Art und Unbestimmtheit der Thesen. Von diesen erzählt ein Zeitgenosse: „Ehe 14 Tage vergingen, waren diese Sätze durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen.“

§ 181. Verhandlungen.

Tetzel hat in Jüterbogk ein Feuer angezündet für die Thesen. Er hätte gesagt: Luther und alle Ketzer sollten hineingeworfen werden. Doch hat er nicht allein mit dem Feuerbrande geantwortet, sondern auch mit einer Schrift, gleichfalls mit Thesen, durch die er in Frankfurt a. O. Doctor wurde. Als eigentlicher Verfasser der Schrift galt der Professor Wimpina. In diesen Thesen ist ein Unterschied gemacht, wie ihn die Scholastiker machten, zwischen genugthuenden und heilenden Sündenstrafen. Nur die ersteren erlasse der Ablaß, nicht diejenigen, die den Menschen heilen, sittlich bessern sollen. Für das Recht des Ablasses nehmen die Thesen zuletzt ihre Zuflucht zu des Papstes geistlicher Allmacht: „Man soll die Christen lehren, daß der Papst sei über die allgemeine Kirche und über alle Concilien; daß von der Wahrheit des Ablasses kein lebendiger Mensch, auch nicht ein allgemeines Concilium, sondern allein der Papst urtheilen kann; daß die Kirche viel hält als allgemeine Artikel der Wahrheit, obwohl sie weder in der Bibel stehen noch von den ältern Lehrern gesetzt sind.“ Das waren Eingeständnisse, die in Rom sehr gefallen mochten, aber als Behauptungen bereits unerhört waren in Deutschland.

Hier machte großes Aufsehen eine Schrift aus Rom von dem Dominicaner S y l v e s t e r P r i e r i a s, magister sacri palatii, dem Lehrer der päpstlichen Dienerschaft und obersten Censor. Er stand auf, wie er sagt, von seinem Commentare über die Summa des heiligen Thomas, in dessen Abfassung er versenkt war, und wandte einige Tage darauf, den Augustiner, der seinen Nacken wider den römischen Stuhl erhoben, zu demüthigen. Auch dieser Gegner stellte den Papst voran, seine

Stimme als die der allgemeinen Kirche selbst, seine Schlüsselgewalt über die Seelen im Fegfeuer so unbedingt, wie es dem Verfahren Tetzels entsprach. Luther hat sich wenigstens angestellt, als sei diese Schrift eine von den epistolae virorum obscurorum, nur unter des Prierias Namen. So hat er diese „ganz waldmäßige [silvestris] und uncultivirte“ Schrift noch einmal drucken lassen mit seinen Noten.

Echt deutsch treu und conservativ rang er schwer sich los von der alten Ehrfurcht. In der Vorrede seiner Werke von 1540 heißt es: „Was und auf welche Weise mein Herz dasselbe erst und andre Jahr gelitten und ausgestanden hab und in welcherlei Demuth, wollt schier sagen Verzweiflung ich da schwebte, ach da wissen die sichern Geister wenig von, die hernach des Papstes Majestät mit großem Stolz angriffen. Ich aber, weil sie mir damals zuschauten und mich allein in der Gefahr stecken ließen, war nicht so getrost und der Sache so gewiß, denn ich wußte viel nicht, was ich Gottlob nun weiß. Und da ich alle Argumente, die mir im Wege lagen, durch die Schrift überwunden hatte, habe ich letztlich das einige, daß man die Kirche hören solle, mit großer Angst und Arbeit durch Christi Gnade kaum überwunden. Denn ich hielt mit großem Ernst und rechter Ehrerbietung des Papstes Kirche für die rechte Kirche.“ Doch schreibt er an Staupitz vom 30. Mai 1518: „Christus mag zusehn, ob es seine oder meine Sache sei. Übrigens meinen gefahrdrohenden Freunden habe ich nichts zu antworten als jenes Reuchlinische: wer arm ist, kann nichts verlieren. Geld und Gut hab ich nicht und wünsch ich nicht, Ehre und Ruhm, wenn ich's gehabt habe, ist leicht zu verlieren. Eins ist noch übrig, der schwache, abgemattete Leib, wenn sie den durch Gewalt oder List umbringen, werden sie mich um ein oder zwei Stunden des Lebens ärmer machen. Mir genügt mein süßer Erlöser, mein Herr Jesus Christus, dem ich lobsingen werde, so lang ich lebe. Will wer nicht mitsingen, was gehet es mich an? Er heule dann alleine.“

An demselben Tag hat er seine Resolutiones, eine gelehrte Vertheidigung der Thesen gegen Tetzel und zugleich damit einen Brief an Leo X gesandt. In diesem Briefe heißt es: „Die Gebrechen der Kirche haben mich genöthigt zu sprechen, diese unsäglichen Mißbräuche des Ablasses. Revocare non possum.“ Und doch kommt er zu diesem Schlusse, hingeworfen zu den Füßen des Papstes: Vivifica, occide, voca, revoca, approba, reproba, ut placuerit. Deine Stimme gilt mir als Christi Stimme, der aus Dir spricht. Wenn ich den Tod verdient habe, so will ich mich nicht weigern zu sterben.

Die Folge war seine Citation nach Rom. Vor der Auslieferung

dahin wie vor einem obdachlosen Exil schützte ihn der Kurfürst Friedrich der Weise. Dieser war hochangesehn und zu dieser Zeit besonders einflußreich. Der Kaiser Maximilian, der keinen Sohn hatte, stand am Rande des Grabes, und doch bestanden Wünsche wegen der Nachfolge in seinem Hause. Leo X hatte entgegengesetzte Wünsche, für welche doch auch das Ansehn des Kurfürsten von Gewicht war. Hieraus ist der Versuch hervorgegangen einer gütlichen Beilegung durch den Legaten Cajetan, der wegen des Reichstags eben nach Augsburg kam. In Rom würde Luther in einem Kerker begraben worden sein. Auch von Augsburg riethen seine Freunde sehr ab. Staupitz, der in diesem Jahre den Orden gewechselt hatte und Abt des großen Benedictinerklosters zu St. Peter in Salzburg geworden war, schrieb an Luther, er möge zu ihm kommen, sie wollten mit einander in der Stille leben und sterben. Damals hat Luther zuerst jene unerschütterliche Standhaftigkeit gezeigt, in der eine Verheißung des Sieges liegt. Aus Augsburg schrieb er an Melanchthon: „Lehre Du die Jugend; ich muß mich für sie und euch in Gefahren stürzen, selbst wenn ich darin umkomme." Als einer von den Hofleuten des Cardinals ihn fragte: wo er bleiben wolle, wenn er den Schutz des Kurfürsten verliere, antwortete Luther lächelnd: „Unter dem Himmel."

Cajetan war beauftragt, den Widerrufenden zu absolviren, den Widerspenstigen zu verhaften. Er achtete sich für den vollkommensten Theologen: seine Mutter hatte von ihm geträumt, St. Thomas unterrichte ihn in Person und führe ihn gen Himmel. Auch er hat einen großen Commentar über die Summa geschrieben. Luther fiel ihm zu Füßen. Es begann ein dialectischer Streit über den Ablaß und über das Verdienst Christi. Luther berichtet davon: „Da schrie der Legat, ich sollte Widerspruch thun und macht eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meint und hielt dafür, er hätt mich überwunden. Ich hub auch etlichemal an zu reden; aber er donnert und schauert allewege und herrscht allein. Endlich hub auch ich an zu schrein. Da sprach der Cardinal: „Gehe hinweg und komme nicht wieder, bis du wollest Widerspruch thun." Er hat ihn auch genannt eine „deutsche Bestie". Luther urtheilt: Cajetan sei ein schlechter Theolog, geistliche Dinge zu richten so geschickt wie ein Esel zum Lautenschlagen. Auf Cajetan scheint er doch einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, der sagte: „Ich will nicht mehr mit dieser Bestie zu thun haben, denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopfe." In seinem Commentare über Thomas findet sich manches Freisinnige und Reformatorische, was die Kirche nachmals verworfen hat.

Luther hat sofort eine Appellation gegen den Cardinal eingelegt, welche am nächsten Morgen am Dome angeschlagen worden ist. Ein Rathsherr hat ihm in der Nacht ein Pförtchen in der Ringmauer geöffnet, Staupitz ein Pferd besorgt; so ritt er eilend davon. Eine römische Bulle, noch ohne Luther zu nennen, bestätigte den Ablaß als Erlaß der poenae temporales, auch im Fegfeuer. Diese Bulle schärfte Luthers Zweifel an der römischen Rechtgläubigkeit. Aus Wittenberg hat er eine weitere Schrift erlassen: appellatio a sanctissimo Domino Leone non recte consulto ad futurum concilium. Es war eine Ungehorsamserklärung, doch in hergebrachten Rechtsformen. In einem Briefe aus dieser Zeit hat er sein Vorgefühl ausgesprochen, daß man erst am Anfange des Streites stehe: „Dies Ding steht noch kaum am Anfang, und keine Rede, daß die Römer das Ende hoffen dürften.“

Cajetan schrieb an den Kurfürsten, er möge um eines ketzerischen Klosterbruders willen nicht den alten Ruhm des Hauses Sachsen beflecken. Der ließ den Brief an Luther senden. Luther in seiner Antwort vertheidigt sein Verfahren in Augsburg, wo der Cardinal nur seinen Widerruf habe erpressen wollen, ohne ihn zu widerlegen; und nun verklage er ihn ebenso beim Kurfürsten: „Das kann ich nicht leiden, daß er aus dem weisesten Fürsten uns einen Pilatum will machen. Denn da die Juden Christum vor Pilatum stellten und gefragt wurden, was für Klage sie wider ihn brächten, antworteten sie: wär' er nicht ein Übelthäter, wir hätten ihn dir nicht überantwortet. Also thut auch hier der hochwürdige Herr Legat, nachdem er Bruder Martinum mit viel hässigen Reden dem Kurfürsten überantwortet hat, und der Kurfürst fragen möcht: was hat denn der arme Bruder gethan? antwortet er: Es soll mir Ew. Gnaden fürwahr glauben, daß ich nicht aus bloßem Wahn rede. So will ich denn an des Kurfürsten Statt darauf antworten: „Beweis, daß ich gewiß werde, daß Du nicht aus bloßem Wahn redest. Man verfasse die Sache schriftlich, man scheue sich nicht öffentlich an's Licht hervorzutreten. Alsdann will ich meine Ehre wahrnehmen und meinem guten Gerücht keinen Schandfleck lassen anhängen um eines losen Brüderleins willen. Aber so lang diese gewisse Kunst das Licht fleucht, kann ich der Finsterniß nicht Glauben geben.“ Aber nun stell ich heim Ew. Durchlaucht zu urtheilen, was ich mehr hätte thun sollen. Ich bin mit Fahr meines Lebens, wider meiner Freunde Rath erschienen, und habe dem Herrn Legaten meiner Lehre Rechenschaft gethan, kann derhalben nicht sehen, was ich unterlassen hätte zu thun, denn allein die sechs Buchstaben revoco.“

„Der hochwürdige Legat oder der Papst selbst mögen meine Sache

verdammen, wie sie wollen; nur daß sie nicht sagen: du hast unrecht gelehrt, sondern verzeichnen schriftlich meinen Irrthum, beweisen, daß ich unrecht gelehrt habe, widerlegen die Sprüche der Schrift, die ich angeführt habe, unterrichten mich, der da begehrt unterrichtet zu werden, der ich darum bitte und ein groß Verlangen darnach habe, welches mir auch kein Türk versagen würde. So ich dann sehn werde, daß die Sprüche, die ich angezogen, anders sollten verstanden werden, denn ich sie verstanden habe, und dann nicht widerrufe, mich selber nicht verdamme: so sollen Ew. Kurfürstliche Durchlaucht auf's Erste mich verfolgen und verjagen, und die Herren der Universität ihres Gefallens mit mir gebahren. Auch verwerfe und verdamme mich mein lieber Herr Jesus Christus selber. Ich will auch, daß mir Gott der Herr selbst nicht gnädig, noch einige Creatur Gottes mir günstig sei, so ich, eines Bessern bericht, nicht folgen werde.

„Ich bitte Ew. Gnaden noch einmal, Sie wollen Denen nicht eher Glauben geben, die da sagen, Bruder Martinus habe unrecht gelehrt, er werde denn verhört und überwiesen. St. Peter irrte, nachdem er schon den Heiligen Geist empfangen hatte, so kann ja auch ein Cardinal, wenn er noch so gelehrt wäre, irren. Derhalben wollen Ew. Gnaden Ihres Gewissens wahrnehmen, daß Sie mich ja nicht gen Rom schicken, denn solches kann Ew. Gnaden kein Mensch gebieten, er sei und heiße wie er wolle, weil es unmöglich ist, daß ich zu Rom sollte sicher sein. Auch wäre solches nichts Anderes, denn Ew. Gnaden gebieten, eines unschuldigen Christen Blut zu verrathen und ein Mörder an mir zu werden. Denn auch der Papst selbst zu Rom keine Stunde seines Lebens sicher ist. Sie haben Papier, Federn und Dinten zu Rom, ich kann mit geringerer Unkost abwesend in Schriften unterrichtet, denn gegenwärtig durch Tück und List umgebracht werden.

„Weil aber meine Widersacher auch Ew. Gnaden nicht verschonen, sondern weiß nicht was für Unglück dräuen, wo Sie mich nicht gen Rom schicken oder aus Ihren Landen verjagen: derhalben daß Ew. Gnaden von meinetwegen nicht etwas Böses begegne, welches ich allerdings nicht wollte, so verlasse ich in Gottes Namen Ew. Gnaden Lande, will ziehn, wohin mich der barmherzige Gott haben will, er mach's mit mir wie er wolle. Will derhalben Ew. Gnaden mit aller Ehrerbietung gegrüßt und gesegnet und dem barmherzigen Gott befohlen, auch für alle Ihre Wohlthat, mir bewiesen, in aller Demuth bedankt haben. Will auch an welchem Ort ich künftig sein werde, Ew. Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern mit rechtem Ernst für Ew. Gnaden Wohlfahrt beten. Ich bin Gottlob noch zur Zeit von Herzen fröhlich und danke

Gott, daß mich armen Sünder sein lieber Sohn würdig achtet, daß ich in der heiligen Sache Trübsal und Verfolgung leiden solle."

Luther dachte daran, nach Paris zu gehn in der Erinnerung an die einstmalige freisinnige Stellung der dortigen Universität. Schon hatte er in Wittenberg eine Abschiedspredigt gehalten mit dem Texte: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf." Unterdeß berichtete der akademische Senat an den Kurfürsten: sie wüßten nicht anders, als daß D. Luther der Kirche und dem Papste alle Ehre erweise; wäre Bosheit an ihm, sie würden das zuerst bemerken. Noch übersah Niemand die Tragweite, da schrieb der Kurfürst: Luther möge bleiben, und an den Legaten: von so viel Gelehrten in seinen und angrenzenden Landen habe noch keiner erwiesen, daß Luther ein Ketzer sei.

Friedrich der Weise, der zuerst seine schützende Hand über die Wiege der Reformation gehalten, war ein echter deutscher Fürst. Er will diese Sache, die ihm zu hoch ist, nicht begünstigen, er läßt sie gewähren; nur durch ihn soll kein Unrecht geschehn. Bürgerliche Rechtschaffenheit ist eine Erbtugend der sächsischen Fürsten ernestinischen Stammes. Friedrich war auch ein Volksfreund, ohne grade zugänglich zu sein: als einst eine Steuer eingesammelt war, aber die Sache, zu der sie bestimmt, nicht ausgeführt wurde, ließ er sie zurückzahlen. Neuerungen liebte er nicht, dann pflegte er zu sagen: „Nein, nein! Das macht nur Bewegung!" Und doch hat die größte Bewegung der neuren Geschichte unter seinen Augen begonnen.

Unter den gedachten politischen Verhältnissen ist ein zweiter Versuch gütlicher Beilegung gemacht worden. Karl von Miltitz, Domherr von Meißen, Trier und Mainz, einer der Courtisanen, welche ein Bisthum in Rom suchten, des Papstes Kämmerling, ward mit der geweihten goldnen Rose, wie zuweilen der Papst eine solche an einen Fürsten sendet, zur Unterhandlung an den Kurfürsten abgesandt, seine Sendung als eines sächsischen Unterthans eine Verbindlichkeit. Man meinte, er komme zu Luthers Verhaftung; doch hat er es selbst gegen Luther einmal ausgesprochen, er würde nicht wagen, mit 20 000 streitbaren Männern ihn nach Rom zu führen; überall habe er auf dem Wege Einen für den Papst und Drei für Luther gegen den Papst gefunden. Es war zwar noch gar kein Kampf gegen das Papstthum, aber das richtige Volksgefühl machte die Sache des Ablasses zur Sache des Papstthums.

So fand Luther bereits eine Stütze in der öffentlichen Meinung, die noch mächtiger war als der Schutz seines Kurfürsten, und wohl dem Manne, der in großer Sache von seiner Zeit verstanden wird und auf

sein Volk rechnen kann! Miltitz sagte in Altenburg zu Luther: „Lieber Martin, ich dachte, ihr wäret so ein alter Doctor, der mit sich hinter dem Ofen Grillen fängt: aber ich sehe ihr steht in euern besten Jahren.“ Und so mit freundlicher Rede und gegen Tetzel ihm Recht gebend gewann er Luther, der verhieß, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, d. h. fortan zu schweigen. Konnte er's der Wahrheit vergeben? Er mochte denken, auch ohne ihn werde geschehn, was geschehn müsse. Er fühlte sich noch nicht als den Felsen, auf den die wiedergeborene Kirche zu gründen sei.

In Deutschland hat man die Schlauigkeit von Miltitzens Zugeständnissen gerühmt, anders dachte man in Rom. Ranke hat eine spätere Instruction an einen Legaten nach Deutschland eingesehn, darin Miltitz als ein Exempel angeführt wird; wie nicht mit den Deutschen zu verhandeln sei: der habe beim Wein die Geheimnisse der Curie ausgeschwatzt, und was die Sachsen sich selbst eingebildet, habe er ihnen vorgeredet, was sie nachher in Worms den Freunden der Curie vorgehalten. Miltitz tritt nur das einemal in die Geschichte ein, er ist bald nachher bei einem Übergange über den Main ertrunken.

Luther hatte Miltitz versprochen, eine Schrift ausgehn zu lassen, darin Jeder ermahnt werde der römischen Kirche ehrerbietig zu gehorchen. Er hat geschrieben, auf katholischem Standpunkte, ohne doch seine freie Haltung aufzugeben. Er wünscht Milderung der Kirchengebote, aber durch ein Concilium; er belobt die Verehrung der Heiligen, doch solle man sie mehr um geistliche als um leibliche Güter anrufen. Das Wesen der Kirche bestehe in der inwendigen Einheit und Liebe, aber er rühmt auch die Hoheit der römischen Curie, wo Peter und Paul, 46 Päpste, 100 000 Märtyrer ihr Blut vergossen haben. Um keiner Sünde willen, die dort geschehe, dürfe man sich von ihr trennen. Er hatte die Schrift wieder mit einem Briefe an Leo X gesendet: „Ich bezeuge vor Gott und all seiner Creatur, daß ich niemals der römischen Kirche und Deiner Heiligkeit Macht und Gewalt habe anrühren wollen; wie ich denn aus ganzer Seele bekenne, daß dieser Kirche Macht und Gewalt über alle Dinge sei und nichts im Himmel und auf Erden über sie gehe denn allein der Herr Jesus Christus.“ Das war freilich eine bedeutungsvolle Ausnahme.

So weit Menschenklugheit reichte, schien durch Miltitz der Sturm beschworen, er ist durch Ecks Eitelkeit wieder aufgeregt worden. Dr. Eck war nicht der Dreck, wie nachher Luther seinen Namen zusammenzuziehen liebte. Er war Professor und Prokanzler der Universität Ingolstadt. Er besaß ein ungeheures Gedächtniß, Alles war ihm gegen-

wärtig, er liebte den Witz, besaß eine schlagfertige Dialektik und eine mächtige Stimme. So war er ein geborner Disputator. Er hat sich vorher nicht ungeneigt der freien humanistischen Richtung gezeigt; doch war er unter den Ersten, welche gegen Luthers Thesen Bemerkungen, Obelisci, veröffentlichte. Luther hat dann dagegen die Asterisci geschrieben, doch war es zwischen Beiden ein rein gelehrter Streit. Lebhafter war der Streit Ecks mit Karlstadt über die augustinische Lehre von Gnade und Prädestination.

§ 182. Die Leipziger Disputation. 27. Juni bis 16. Juli 1519.

Karlstadt war vormals ein Scholastiker, nun im Sinn der Wittenberger Schule, wie so viele reformatorisch Gesinnte. Er machte das augustinische Dogma geltend gegen Werkheiligkeit, überflüssige Werke und gegen Ablaß. Auch eine Volksschrift hat er herausgegeben: der Holzschnitt auf dem Titel zeigt 2 Wege, der eine mit Crucifix und Sprüchen der heiligen Schrift und Augustins: Nimm mein Kreuz auf dich! Der Glaube allein macht selig. Gott krönt seine eignen Werke in seinen Heiligen. Dieser Weg geht aufwärts grade gegen den Himmel. Der andere mit Sprüchen der pelagianischen Scholastik: „Der hat einen sichern Muth, der so viel thut als er selbst kann bewirken, dann muß auch Gott ihm Hülfe leisten.“ Dieser geht abwärts zur Hölle.

Für die mit Karlstadt verabredete Disputation wünschte Eck den berühmteren Gegner, daher er in seine Thesen gegen Karlstadt einige einschob, die gegen Luther zielten. Nur der Bischof von Merseburg, Ordinarius der Leipziger Universität, war gegen die Disputation und sprach noch am selben Tage kraft päpstlichen Befehls den Bann aus gegen alle Theilnehmer an derselben. Der Landesherr, Herzog Georg, ließ das Mandat abreißen, meinte, es sei durch die Leipziger Theologen extrahirt, die vielleicht besorgten, in ihrer Müßigkeit und Saufen gestört zu werden. „Können sie solcher Disputation nicht widerstehn, alsdann wären uns lieber alte Weiber an ihrer Statt, die da sängen und spännen um's Lohn. Auch halten wir dafür, es sollt darüber, ob eine Seele gen Himmel fahre, wenn der Pfennig im Becken klingt, zu disputiren wohl zugelassen sein.“ Luther kam nach Leipzig in einem offnen Rollwagen mit Karlstadt und dem Herzog Barnim von Pommern, dem jungen Rector der Wittenberger Universität, begleitet von einer Schar Studenten mit Hellebarden. Die Gelehrten und der Adel des Landes waren versammelt, in der Thomaskirche ward eine

Messe gehalten, Alle hörten knieend den Hymnus: „Veni Sancte Spiritus!“ In der Pleißenburg waren zwei Katheder einander gegenüber errichtet, mit Teppichen behangen, auf denen die streitbaren Heiligen dargestellt waren: St. Martin und St. Georg. Es wurde disputirt am Morgen und nach Tisch, die ersten acht Tage Karlstadt mit Eck. Die Thesen, welche Karlstadt zur Disputation gestellt hatte, lagen dem gesunden Menschenverstand sehr fern, vielleicht, daß Niemand von uns sie unbedingt gebilligt hätte. In den Wittenberger Berichten heißt es von Ecks Freunden: sie schliefen sanft; so süß schmeckte ihnen die Disputation, daß sie geweckt werden mußten, wenn es zum Mittagessen ging. Aber Karlstadt war seinem Gegner nicht gewachsen, er holte Alles erst aus Büchern, las es ab von Zetteln und wenn Eck neue Gründe brachte, versprach er Antwort am andren Tage. Luther selbst schreibt davon: „Eccius triumphat, regnat, quia male disputatum est.“ Eck hatte wie Prierias, wohl um sich in Rom beliebt zu machen, eine These für das göttliche Statthalteramt des Papstes eingefügt. Sie ist vorsichtig gefaßt, doch hatte Luther das noch nicht geleugnet. Nun erst hat Luther die Antithese gesetzt, wie er an Spalatin schreibt, extorta per Eccium: „Daß die römische Kirche allen andren überlegen sei, wird bezeugt durch frostige Decrete römischer Päpste aus den letzten vier Jahrhunderten. Dagegen sind die Texte der heiligen Schrift und der wahrhaftigen Geschichte von 1100 Jahren, wie auch das nicänische Concil.“

Als Luther am 4. Juli das Katheder bestieg, warf der Streit sich sogleich auf diesen Punkt. So standen sie sich denn einander gegenüber, diese beiden gelehrten Bauernsöhne, zwei Meinungen repräsentirend, in welche noch heute die Welt getheilt ist. Luther konnte seine Behauptung: der päpstliche Primat besteht erst seit vier Jahrhunderten, nicht durchführen gegen die pseudoisidorischen Decretalen, deren Echtheit für ihn wie für alle seine Zeitgenossen noch fest stand. Aber er machte einen Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Einsetzung: die göttliche durch Christus, die menschliche nach geschichtlichen Verhältnissen und dem gemeinen Willen der Kirche. Darin lag noch immer eine Anerkennung des päpstlichen Rechtes, der Superiorität; doch auch, da es menschlich, geschichtlich geworden, die Möglichkeit einer Umgestaltung wiederum durch geschichtliche Verhältnisse. Für diese Behauptung berief er sich vor Allem auf die griechische Kirche, auf die großen griechischen Kirchenlehrer, die keinen römischen Primat kennen und doch nicht als Ketzer angesehn sind, berief sich vor Allem auf die heilige Schrift, die nichts wisse von einer päpstlichen Regierung. Er rief seinem Gegner zu: „Du fliehst die Bibel wie der Teufel das Kreuz.“

Eck erwiderte: „Dieser Satz: der römische Primat ist nur menschliche Einsetzung, ist an den Waldensern, an Wiclif und Hus zu Constanz verdammt worden." Das war der entscheidende Moment: die Kirche mit ihrer unfehlbaren Autorität wird ihm entgegengehalten. Luther antwortet: „Nicht alle Sätze von Hus, die zu Constanz verdammt worden sind, sind ketzerisch, einige grundchristlich." Da ging ein Schrecken durch den Saal, Herzog Georg stemmte die Hände in die Seite und rief: „Das walt die Sucht!" Es ist der Moment, den Hübner dargestellt hat. Eck: „So haltet Ihr dafür, daß ein allgemeines Concil irren könne?" Luther: „Womit wollt Ihr beweisen, daß ein Concil dem Irrthum nicht unterworfen sei?" Da sprach Eck: „Ehrwürdiger Vater! wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Zöllner und Heide." Dies war der Höhenpunkt der Disputation, Luther war fortgetrieben zur Idee einer höhren Kirche als die durch Papst und Concilien dargestellte römische.

Nunmehr macht er sich näher bekannt mit den Vätern der griechischen Kirche. Aus Böhmen werden ihm husitische Schriften gesandt, er ist erstaunt, hier die paulinischen und augustinischen Lehren zu finden, die er unter schweren innern Kämpfen sich angeeignet hat. An Staupitz schreibt er: „Wir sind Alle Husiten, Paulus und Augustin sind Husiten; ich weiß vor Erstaunen nicht, was ich denken soll, schon vor 100 Jahren war die Wahrheit bekannt, aber verdammt und verbrannt."

Schon im Februar hatte er ein klares Vorgefühl von den Folgen dieser Disputation ausgesprochen in einem andern Briefe: „Weder Eck noch ich werden uns in dieser Disputation etwas zu Nutze sein, es geht Alles wie Gott will." Der große Erfolg war zunächst für Luthers Bewußtsein selbst: er ist hinausgestellt über die Ehrfurcht vor einer unfehlbaren Kirche.

Während dieser Leipziger Disputation ist Tetzel im Dominicanerkloster gestorben, das er, von Studenten mißhandelt, nicht mehr zu verlassen gewagt hatte. Die Vorwürfe von Miltitz sollen ihn auf's Krankenbett geworfen haben. Luther hat ihm in seiner Krankheit einen Trostbrief geschrieben, den wir als verloren beklagen.

§ 183. Melanchthon.

Wir müssen hier vorläufig des Jünglings gedenken, den Gott an Luthers Seite gestellt hat.

Erst nachdem Melanchthons Werke, besonders seine Briefe im Corpus Reformatorum vorliegen, haben wir eine genaue Einsicht in sein

Leben, dieses arbeitsselige Leben bekommen. Bretschneider hatte den Plan gefaßt, die Schriften sämmtlicher Reformatoren herauszugeben. Dieser Plan war zu groß für einen Menschen. Glücklicherweise hat er begonnen mit Melanchthon, dessen Briefe und Gutachten uns zum guten Theil noch unbekannt waren, und nun großentheils die ersten neun Quartanten füllen. Es stehen darin auch manche philologisch-philosophische, selbst physiologische Schriften, nur wichtig für jene Zeit als Compendien. Manches ist ohne rechte Ordnung abgedruckt. Eine größere Genauigkeit trat ein, als Bindseil in Halle die Fortsetzung übernahm. So ist die Ausgabe 1860 in 28 Bänden vollendet worden. Das Säcularfest von Melanchthons Abscheiden im Frühling 1860, als der König von Preußen in Wittenberg den Grundstein zur Statue legte neben Luthers Standbilde, hat zahlreiche Schriften über ihn hervorgerufen, unter denen besonders die von Schmidt und Planck hervorragen.*)

Melanchthon, geboren zu Bretten in der Rheinpfalz am 16. Februar 1497 als der Sohn eines kunstreichen Waffenschmieds, war der Großneffe Reuchlins, dessen einzige Schwester seine Großmutter. Sein gräcisirter Name ist wohl durch Reuchlin nach damaliger gelehrter Sitte veranlaßt worden, aber der Vater hieß nicht Schwarzerde, sondern Schwarzert. Durch Reuchlin wuchs Melanchthon auf in der humanistischen Richtung, noch dem Knaben hat er seinen alten Doctorhut geschenkt, dann auch mit ihm in Tübingen zusammen gelebt. Melanchthon ist einer der wenigen Frühreifen, welche Wort gehalten haben: er war mit 13 Jahren Student, mit dem 16. Jahre hat er eine griechische Grammatik geschrieben, wie es in der Vorrede heißt, „als Knabe für Knaben". Er hat Scholastik, Jura, Medicin studirt, besonders den Galen: damals waren die Facultätswissenschaften noch übersehbar. Seine Heimath war die classische Literatur, insbesondere die griechische. In Tübingen ist er Student und Docent zugleich gewesen, wie dies nach guter alter Sitte möglich war. Im Unterschiede vom mittelalterlich, scholastisch gewordenen Aristoteles hat er den echten griechischen Philosophen ausgelegt. Schon damals urtheilte Erasmus: „Von Melanchthon denke ich hoch und hoffe von ihm das Höchste. Wenn uns Christus diesen Jüngling am Leben läßt, so wird er den Erasmus ganz ver-

*) A. Planck, M. Praeceptor Germ. Nördl. 860. — C. Schmidt, Ph. M.s Leben u. ausgew. Schriften. [Leben d. Väter d. luther. K. Bd. 2.] Elberf. 861. — [Das neueste Werk über M. von K. Hartfelder (Mon. Germ. Paedagogica VII) Berl. 889 würdigt vornehmlich den Praeceptor germaniae und „erweckt den Wunsch nach einer ebenbürtigen neuen Darstellung auch des Theologen M."]

dunkeln." Das ist ernster erfüllt worden, als es Erasmus gemeint hat, erfüllt wenigstens der Wirksamkeit nach. In Tübingen waren die Docenten der alten Schule ihm entgegen. Daher als der Kurfürst Friedrich Reuchlin ersuchte, ihm einen Humanisten für Wittenberg zu empfehlen, antwortete der, er wolle ihm seinen gesippten Freund senden, den er selbst unterwiesen habe. An Melanchthon schrieb er: „Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft!" Doch war er nachmals nicht mit ihm zufrieden wegen seiner Stellung zur Reformation, er hat ihm deßhalb seine Bibliothek entzogen, als deren natürlichen Erben Melanchthon sich angesehen hatte.

Er war 22 Jahr alt, als er im August 1518 nach Wittenberg kam, mit etwas knabenhaftem Aussehn. Es war von höchster Wichtigkeit, in dem Momente, wo die heilige Schrift den Mißständen der Kirche entgegengehalten wurde als alleiniger Quell der Wahrheit, daß ein Genosse sich zu Luther stellte, der das sprachliche Verständniß des Neuen Testamentes sicherte. Bei der Disputation in Leipzig half er Karlstadt zuweilen ein. Eck herrschte ihn deßwegen an: „Tace, Philippe! und kümmere dich um deine Studien." Er nannte ihn auch einen bloßen Grammatiker; Melanchthon aber meinte den „Grammatiker" im vollen Sinne, der nicht bloß Sprachformeln, der auch den Geist des Alterthums kennt: quo melior grammaticus, eo melior theologus.

Seine Antrittsrede in Tübingen hat er gehalten de corrigendis adolescentium studiis: „Das Studium des Griechischen muß mit dem des Lateinischen verbunden werden, damit, wohin wir uns auch wenden, in der Lectüre von Philosophen, Theologen, Rednern und Dichtern, wir stets die Sache, nie den Schatten der Sache zu erreichen suchen." Er hat zuerst den Homer und den Brief an Titus ausgelegt. Es fanden sich nur vier Zuhörer, die den Text sich abschreiben mußten, später ist er von Hunderten umgeben gewesen. Erst mit Melanchthon begann die Blüthe der Universität; und Luther merkte bald, was er an ihm haben würde; schon in einzelnen Wortdeutungen, als er z. B. erfuhr, daß μετάνοια, poenitentia, nicht im scholastischen Sinne das äußere Bußwerk bedeute, sondern eine ganz innerliche Bewegung des Gewissens im Leid um die Sünde.

Der Bund, den die Reformation im Begriff ist einzugehn mit dem Humanismus, stellt sich persönlich dar in Luther und Melanchthon. Bekannt sind Luthers Aussprüche über Melanchthon aus den nächstfolgenden Jahren: „Ich dank es meinem Philipps, daß er uns griechisch lehrt. Ich bin älter als er, aber das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sag es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich

auch nicht schäme. Ich halte dafür, es soll den Leuten guten Nutzen schaffen, wenn sie griechisch lernen. So können sie das Neue Testament in der Grundsprache lesen und selber zusehn, was der Herr und die Apostel eigentlich gesagt haben. Das soll uns eine beßre Schutzwehr sein gegen unsere Feinde als alle Wehr und Waffen." Sein schriftstellerisches Verhältniß zu Melanchthon hat Luther so bezeichnet: „Ich habe Magister Philipps Bücher lieber denn die meinen, seh auch lieber dieselben auf dem Platz. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipps fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich." So ist der alte Spruch entstanden: „Was der Martin kühn begonnen, hat der Philipp fein durchsonnen und in rechten Schick gebracht." Einmal, 1521, bildet sich Luther gar ein, er sei nur der Vorläufer seines Philipps nach Art des Elias. Zuweilen ist er ärgerlich über Melanchthons Milde und Nachgiebigkeit. Wenn dann die Anderen ihm beistimmen, sagt er gleich: „Ach sie verstehen Philipps nicht, ich aber verstehe ihn wohl." Er will gleichsam allein das Recht haben ihn zu tadeln. Melanchthon trug die höchste Achtung vor Luther auch da, wo er Manches anders wünschte: „Ich will's mehr nicht mißbilligen als billigen. Die Sache ist so, daß ich glaube, Gott treibe sie, und ich will sie nicht aufhalten. Martini Geist möcht ich in dieser Sache, zu der er ὑπὸ προνοίας (von der Vorsehung) bestimmt scheint, nicht leichtsinnig verstören." So über die Schrift „An den christlichen Adel".

So gilt denn auch hier der Spruch: Der Herr sendet seine Diener gern aus zu Zweien. Doch darf man nicht an eine ideale Jugendfreundschaft denken zwischen jenen Beiden. Luther war 14 Jahre älter, für Melanchthon zu einseitig, zu gewaltsam, und es wird sich uns später ergeben eine schmerzliche, fast tragische Wendung ihres Verhältnisses. Aber es war die Freundschaft, die zwischen zwei sehr verschiednen Charakteren durch collegiale Stellung, durch gegenseitige hohe Achtung und durch gleichen Dienst an einer großen Idee verbindet. Auch fühlte sich Melanchthon, alemannischen Stammes, mit seinem schwäbischen Herzen lange fremd in Norddeutschland, die Rebenhügel und grünen Gelände der Rheinpfalz mochten sich schwer vergessen gegen die kahle, sandige Ebene der Elbe bei Wittenberg. Auch klagt er: „Wir haben in diesem elenden Neste keinen rechten victum, omnia sunt

barbarica." Noch 1527 tröstet er seinen Camerarius, dem's auch in Leipzig nicht besonders behagte, mit der Hinweisung auf sich. Damals, wo die Mittel eines raschen Verkehrs fehlten, war die Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland weit größer. Auch ist das Mittelhochdeutsche erst durch Luthers Bibelübersetzung die allgemein verständliche Sprache unsres Volks geworden.

Melanchthon wird insgemein doch zu sanft geschildert. Guericke nannte ihn das weibliche Princip der Reformation. Er war freilich nicht kühn wie Luther, doch hitzig und empfindlich: einmal bei einem Studentenauflauf wider seine Fenster stürzt er mit einem alten Jagdspieß aus seiner Thür heraus. Durch einige Hitzköpfe war sein Leben bedroht, da aber erwachte auch wieder die alte Liebe, und die soeben seine Fenster bedroht hatten, deckten seine Brust gegen einen Tollkopf.

Im täglichen Umgange ist Luther milder, herzlicher gewesen, aber Melanchthon bei wissenschaftlicher und religiöser Entschlossenheit war nachgiebig in Allem, was ihm unwesentlich dünkte. Luther hat sehr treffend in einem Briefe von der Koburg aus Melanchthon bezeichnet: „Dein Leben schätzest du gering; kühn für dich selbst, bist du in Furcht für das Allgemeine." Melanchthon hat beßres Latein geschrieben als Luther, obwohl nicht so elegant, wie man von so einem berühmten Humanisten erwarten sollte, sein Studium gehörte mehr dem Griechischen. Luther hat aber weit besser deutsch geschrieben als Melanchthon. Dieser war ein Talent, ein vollständig entwickeltes Talent, Luther ein Genius. So ist mit richtigem Gefühl Melanchthon wohl bezeichnet als praeceptor, Luther als reformator Germaniae. Melanchthon gehörte zu den ersten Gelehrten seiner Zeit, Luther zu den Helden aller Zeiten. Melanchthons Styl ist einfach und lebendig, in seinem höhren Alter etwas weitschweifig und trocken. In seinen Vorlesungen hielt er sich zwar scharf an die Sache, doch hat er auch Manches eingemischt, woraus man vernimmt, wie behaglich und heimisch er sich auf dem Katheder fühle. So nimmt er keinen Anstand, aus seiner Kinderstube zu erzählen, wie sein Töchterchen etwas versehen und wie er das Kind fragt: „Was willst du nun der Mutter antworten?" „Gar nichts." Das will er sich zum Muster nehmen gegenüber seinen Feinden. Er mahnt die jungen Herrn, frühzeitig zu Bett zu gehen; er selbst ging regelmäßig Abends 9 Uhr schlafen, aber früh um 3 Uhr saß er schon am Studirtische. Im 20. Band des Corpus Reformatorum sind solche Parerga, solche Anekdoten aus den Vorlesungen zusammengestellt, von einigen Zuhörern gesammelt. So erzählt er von einem Mönche, dem es langweilig geworden war, früh aus dem Brevier zu lesen, er habe

dafür das ABC sich hergesagt und dazu gefügt: „Da Herr Christus! nimm die Buchstaben und mach dir selbst daraus die Horas, oder was du willst.“ Dann um die Natürlichkeit der Geschlechtsneigung deutlich zu machen, gegen den Cölibat, erzählt er von einem Einsiedler, der seinen Sohn als Kind mit in die Wüste genommen hat; nach Jahren kommt er mit dem Jüngling in die Stadt. Auf der Straße begegnet ihnen eine Schar junger Mädchen. Der Jüngling fragt: „Was sind das für Thiere?“ Der Vater, der keinen Gefallen daran hat: „Ach es sind Gänse.“ Der Junge: „Ach wenn wir doch solche Gänse in der Wüste hätten.“

Melanchthon hat nie gepredigt. Da in späteren Jahren viel Ungarn in Wittenberg waren, die des Deutschen nicht Alle mächtig waren, hat er Sonntags für sie das Evangelium lateinisch erbaulich ausgelegt, und diese lateinischen Homilien wurden sehr werth gehalten.

In seiner Entwicklung zeigt sich nichts von Luthers inneren Kämpfen, sondern immer die gleiche fromme Innigkeit und der Zug zur H. Schrift. 1519 schon hat er die alleinige Autorität der Schrift ausgesprochen, daß sie nicht auszulegen sei nach den Kirchenvätern, sondern diese nach jener anzunehmen. Doch hält er sich lieber an das friedliche Studium der alten Classiker. Nur durch Luther und die große Bewegung dieser Zeit ist er hineingerissen in die Theologie. So schreibt er an Spalatin, als ihm in der Zeit von Luthers Aufenthalt auf der Wartburg theologische Vorlesungen übertragen waren: „Ich will an Eurer Autorität nicht zweifeln, und wenn Ihr mich zum Ochsenhirten machtet. Dennoch möchte ich die theologischen Vorlesungen gern los sein. Denn für's Erste erkenne ich wohl, daß ich solcher Aufgabe nicht gewachsen bin, komme mir vor wie ein Esel, der die Messe liest. Für's Zweite passe ich besser dazu, die kindlichen Wissenschaften zu lehren.“ 1524: „Ich habe mir als Aufgabe ausersehn die humanistischen Wissenschaften zu heben und zu fördern.“ Im Jahre 1525 schreibt Luther an den Kurfürsten: „Ich hab an Magister Philippsen gehalten, weil er von Gottes sonderlichen Gnaden reich begabt ist, die Schrift zu lesen, die ganze Schule begehrt es höchlich. Sperrt er sich, weil er auf die gräkische Lection gestellt ist.“ Luther ersucht den Kurfürsten, Melanchthon doch einigen Sold zu stellen auf die H. Schrift. Daß dieses geschehn ist, sieht man aus einem Briefe vom 9. Februar 1526 an Johann: „Es hat Ew. Kurf. Gn. in der Ordnung der Universität befehlen lassen, M. Philippsen 200 Gulden jährlich zu geben. Nun beschwert sich der Mensch solches zu nehmen, aus der Ursach, denn weil er nicht vermag so steif und täglich die Schrift zu lesen, möcht er's nicht

mit gutem Gewissen nehmen, und meint, Ew. Kurf. Gn. fordre solch gestrenges Lesen von ihm, so hilft mein Sagen und Deuten gar nichts bei ihm: ist derhalben meine unterthänigliche Bitte, Ew. Kurf. Gn. wolle ihr Gemüth selbst gegen ihn läutern und deuten, als daß sie zufrieden sei, daß er die Theologie helfe handhaben mit Disputiren und Lesen wie bisher, doch so viel er vermag, sollt es auch die Woche nur einmal geschehn, oder wie er kann."

In Melanchthon war nicht die Angst um die ewige Seligkeit, daher auch nicht die Begeisterung für die Reformation um jeden Preis. Als er einst in der Heimath seine alte Mutter besuchte, sprach diese sich bang gegen ihn aus um die Neuerung in Wittenberg. Da tröstete er sie: sie möge sich's nicht anfechten lassen, sondern getrost auf den alten Glauben sterben, wenn der neue sie verwirre. Weil er nicht mit ganzem Herzen sich in die reformatorische Bewegung gestürzt hat, liegt der Riß, der anfing durch die Kirche zu gehn, schwer auf ihm. Dazu kam das Negative, das bloß Zerstörende, was unter manchen Anhängern der Reformation hervortrat. Er hat sich schon 1520 verheirathet, oder vielmehr er ist durch seine Freunde verheirathet worden mit der sanften Tochter des Bürgermeisters Krapp. Als 1529 ihm ein Sohn gestorben war, schreibt er: „Des Söhnleins Tod hat mich heftig betrübt, aber solcher Schmerz ist heilbar. Die Qualen, die ich dulde der kirchlichen Dinge wegen, die sind nicht zu lindern, und vergeht kein Tag, da ich nicht möchte aus diesem Leben abscheiden." Selten ist ein Kampf ohne Wunde, kein Ruhm ohne Schmerzen.

Nach dieser Episode wenden wir uns wieder zu Luthers Thaten.

§ 184. Die großen Reformationsschriften.

Nur drei Schriften sind es zunächst, aber diese gewaltig wie Thaten. Die Ritterschaft im Gefühl ihres Sinkens gegen ihre einstmaligen Pairs, die Fürsten, wandte sich mehr und mehr an das Volk im Sinne gemeinsamer Freiheit wie die Parlamente vor der ersten französischen Revolution. Die beiden Repräsentanten derselben waren der politischen Macht nach Sickingen: seine Ebernburg hieß eine Herberge der Gerechtigkeit, war eine Freistätte für alle ungerecht Verfolgte. Damals sann er auf eine kriegerische Unternehmung gegen die geistlichen Kurfürsten, zu der jede Bedrohung der Hierarchie ihm gelegen kam. Der geistigen Macht nach stand an der Spitze Hutten, aus einem alten Rittergeschlechte auf Steckelberg zwischen Fulda und dem Main. Er war bestimmt zum Geistlichen und auf der Stiftsschule zu Fulda gebil-

det, daher seine humanistischen und kirchlichen Kenntnisse. Er ist der Schule entflohn und lebte als irrender Ritter und Gelehrter. Als Herzog Ulrich von Würtemberg einen Verwandten von ihm ermordet hatte, sagte er auf eigne Hand dem mächtigen Reichsfürsten Fehde an. In den „historisch politischen Blättern" wurde einmal Hutten beschuldigt: in ihm sei baares Heidenthum mit antiker Lüderlichkeit gewürzt gewesen. David Friedrich Strauß hat ein klares Bild seines Lebens entworfen. Dazu im 3. Band eine Verdeutschung und treffliche Erläuterung der bedeutendsten Gespräche die Sittenschilderungen und Satiren enthalten.*) Hutten ist zu mancher bedenklichen Unternehmung durch die Noth seiner Lage verleitet worden. Er verfuhr ziemlich raubritterlich gegen Bischöfe und ihre Diener, hat an einer schmachvollen Krankheit gelitten, die er in eleganten Versen beschreibt, derselben Krankheit, an welcher Julius II gestorben ist. Gebannt und geächtet ist er jung gestorben auf der Insel Uffenau im Züricher See. Wie dunkle Schatten auch auf seinem Leben liegen, in ihm war helle, begeisterte Liebe zur Wahrheit, Freiheit und zum Vaterlande. „Er vereinte den reformatorischen Willensdrang mit humanistischer Geistesweite." Eine Reformation im Sinne der Humanisten war sein Ziel, im Sinne eines deutschen Mannes gegen italienische Aussaugung und Büberei. Er grämt sich für das Deutschland, das einst den kriegsgewaltigen Römern widerstanden und nun den weibischen Römern dieser Zeit Tribut zahlte. 1517 hat er von seinem Steckelberg die Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Constantins ausgehn lassen mit einer Zueignung an Leo X, als werde der's ihm Dank wissen.

Hutten war kein großer Gelehrter, seine Gedanken gehn nicht in die Tiefe, aber er schreibt frisch, feurig, rücksichtslos, ein trotziger Poet und Redner. Noch vor Luther erkannte er die Bedeutung der Volksschrift: „Latein hab ich bisher geschrieben, was nicht Jeder verstand: jetzt rufe ich das Vaterland an." Seine Losung war früher: sinceritas citra pompam, später: alea jacta est. Als er zuerst von Luthers Streitigkeiten hörte, freute er sich, daß nun die Mönche unter einander sich auffräßen. Bald erkennt er befreundete Beziehungen. Aber am Hofe Albrechts von Mainz suchte er nicht persönliche Annäherung. Da kam 1520 ein Breve an den geistlichen Kurfürsten: an seinem Hofe lebe ein Mann, der Satiren auf den römischen Stuhl drucken lasse.

*) D. F. Strauß, U. v. H. 3 B. Lpz. 858—860. 3. Aufl. in Straußens gesamm. Schriften B. VII, Bonn 877.

Der Kurfürst mußte ihm die Wahl lassen, nichts der Art mehr zu drucken oder seinen Dienst zu verlassen. Als das Band zerrissen war, ruft Hutten: »Alea jacta est!« und schreibt sogleich an Luther: „Laßt uns die gemeinsame Freiheit retten und unser lang unterdrücktes Volk erlösen.“ Luther war viel ernster, gläubiger, mystischer: doch wie auch er als deutscher Mann sich fühlte, schlug er ein in die gebotene Hand. Man hat bemerkt, daß Huttens Schriften seitdem eine religiös-biblische Färbung annehmen, und daß Luthers Styl sich geschärft habe, jedenfalls traten nun erst die vaterländischen Tendenzen in seinen Schriften hervor. Hutten hat doch mit einer lateinischen Schrift, dem Gespräch: Vadiscus seu trias romana der Hierarchie den Handschuh hingeworfen. Etwas eintönig bewegt es sich in Triaden dessen was in Rom zu finden und was aus Rom verbannt sei. Drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: gemeine Frauen, Pfaffen, Schreiber; drei Dinge sind daraus verbannt: Einfalt, Mäßigkeit, Frömmigkeit. Drei Dinge begehrt in Rom Jedermann: kurze Messen, alt Gold und wollüstig Leben; drei Dinge macht man in Rom zu nichte: das gute Gewissen, die Andacht und den Eid. Mit drei Dingen handeln die Römer: mit Christus, mit Pfründen und mit Weibern; drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom heimzubringen: unreine Gewissen, verdorbne Mägen und leere Beutel. Drei Dinge fürchten sie zu Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volk die Augen aufgehn und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen.

Sickingen und Sylvester von Schaumburg boten Luther den Schutz der fränkischen Ritterschaft: er möge nicht zu den Böhmen fliehen, wenn er bedroht würde, ihre Burgen stünden ihm offen. Luther schreibt darüber: „Ich verachte [sein] Anerbieten nicht, doch will ich mich auf keinen Schutz verlassen als auf Christi Protectorat, aber der hat's ihm vielleicht eingegeben.“ Seine Stellung wurde dadurch doch sehr verändert. Er war nicht mehr der äußerlich machtlose Mönch, dessen Existenz von des Kurfürsten Gnade abzuhängen schien, eine entschiedene, mächtige Corporation stand hinter ihm.

An diese Ritterschaft als die Repräsentanten des deutschen Volkes, wie jetzt die Gebildeten, richtete er nun die großartige Volksschrift: Von des christlichen Standes Besserung. Luthers Anfang war eine reine Gewissenssache, aus den Tiefen des religiösen Gemüths, gewesen. Aber einmal zurückgestoßen von der herrschenden Kirche, im Zerfallen mit ihr, richtet er seinen Blick auf alle Mißbräuche, deren Abstellung seit einem Jahrhundert gefordert worden war. Die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ ist der Abschluß

der Vorwürfe und Forderungen der liberalen Opposition. Nachdem er im Eingange der drei Mauern gedacht, mit denen die Romanisten sich umschanzen, damit sie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die Christenheit gräulich gefallen ist, fährt er fort: „Nun helfe uns Gott und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir diese stroherne und papierne Mauern auch umblasen. Diese Posaune ertönt also: „Alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied denn Amtes halber allein. Das macht, weil wir Eine Taufe, Ein Evangelium, Einen Glauben haben, denn Taufe, Evangelium und Glaube, die allein machen geistlich ein christliches Volk. Daß aber der Papst oder der Bischof salbt, Platten macht, weiht, mag einen Gleißner und Ölgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Denn wir werden allzusammt nur durch die Taufe zu Priestern geweiht, und wo nicht diese höhere Weihe in uns wäre, würde nimmermehr durch des Papstes oder Bischofs Weihen ein Priester gemacht. Darum ist des Bischofs Weihen nicht anders denn als wenn er anstatt der ganzen Versammlung Einen aus dem Haufen nähme, die Alle gleiche Gewalt haben, und ihm beföhle, dieselbe Gewalt für die Andern auszurichten. Und daß ich's noch klärer sage: wenn ein Häuflein frommer Christenlaien würde gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweihten Priester vom Bischof, und würden allda der Sache eins, erwählten Einen unter ihnen, er wäre ehelich oder nicht, und beföhlen ihm das Amt zu taufen, Meß halten, absolviren und predigen: der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste hätten geweiht. Auf diese Weise erwählten vor Zeiten die Christen aus dem Haufen ihre Bischöfe und Priester."

So stellt er an die Stelle der Hierarchie das christliche Volk, die Gemeinde, ihr Recht die Kirche zu reformiren. In solcher Weise hat er das neue Princip verkündet: das Recht der Reformation der Kirche durch das christliche Volk:

„Es ist gräulich anzusehn, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Vicarium und Petris Nachfolger rühmet, so weltlich und prächtiglich fähret, daß ihm darin kein König und Kaiser nachkommen mag. Sie sprechen: er sei ein Herr der Welt! Das ist erlogen, denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus. Aber nun machen sie den Papst zum Statthalter des erhöhten Christus im Himmel, und haben etliche den Teufel so steil lassen in ihnen regieren, daß

sie gehalten, der Papst sei über die Engel im Himmel und habe ihnen zu gebieten, welches sind die rechten Werke des Antichrist.

„Ist's nicht lächerlich, daß der Papst sich rühmt in seiner Decretal Pastoralis, er sei des Kaiserthums ordentlicher Erbe, so es ledig würde? Mich verdreußt, daß wir solche unverschämte Lügen müssen lesen im geistlichen Recht, welcher Art auch ist die unerhörte Lüge de donatione Constantini. Auch unterwinde sich der Papst keines Titels des Königreichs zu Neapel und zu Sicilien. Er hat ebenso viel Recht daran als ich, und will doch Lehnsherr darüber sein. Es ist ein Raub und Gewalt, wie fast alle seine andren Güter sind, darum sollte der Kaiser ihm die Bibel und Gebetbuch dafür anzeigen, daß er weltliche Herren lasse Land und Leute regieren, die ihm Niemand gegeben hat, und er predige und bete. Er soll das Haupt derer sein, die geistliche Ritterschaft treiben, und menget sich in mehr weltliche Geschäft denn kein Kaiser und König. So soll man ihm heraushelfen und seiner Ritterschaft warten lassen."

„Zum Andern: wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet die Cardinäle? Das will ich dir sagen. Wälschland und Deutschland haben viel reicher Kloster, Stifte und Pfarreien, die hat man nicht gewußt baß nach Rom zu bringen, denn daß man Cardinäle macht und denselben die Bisthum, Klöster und Prälaturen zu eigen gebe und Gottes Dienst zu Boden stieße. Darum sieht man jetzt, daß Wälschland fast wüst liegt, Klöster verstört, Bisthum verzehrt, Prälaturen und aller Kirchen Zinse nach Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verderben, da kein Gottesdienst noch Predigt mehr geht. Warum? Die Cardinäle müssen die Güter haben. Kein Türk hätte Wälschland so mögen verderben. Nun Wälschland ausgesogen ist, kommen sie nach Deutschland, heben säuberlich an, aber sehen wir zu, Deutschland soll bald den Wälschen gleich werden. Was darunten die Römer suchen, sollen die trunknen Deutschen nicht verstehn, bis sie kein Bisthum, Kloster, Pfarr, Heller und Pfennig mehr haben. Der Antichrist muß die Schätze der Erde haben, wie es verkündet ist. Ich rath aber, daß man der Cardinäle weniger mache, oder lasse sie dem Papst von seinem Gut ernähren. Ihrer wäre übrig gnug an 12, und ein jeglicher hätte des Jahres 1000 Gulden Einkommen. Wie kommen wir Deutsche dazu, daß wir solche Räuberei und Schinderei unserer Güter von dem Papste leiden müssen. Hat das Königreich Frankreich sich's erwehrt, warum lassen wir Deutschen uns also äffen! Es wäre Alles träglicher, wenn sie das Gut allein uns abstöhlen: aber die Kirchen verwüsten sie damit und berauben die Schafe Christi ihrer frommen Hirten. Wenn schon kein Cardinal wäre, so würde die Kirche Gottes doch nicht versinken; so thun sie nichts, das zur Christenheit dient, nur

Geld- und Hadersachen um Bisthum und Prälaturen treiben sie, das auch ein jeglicher Räuber thun könnte."

Es folgt eine Reihe Kunstgriffe und Finten, durch welche das Geld nach Rom gezogen werde, mit dieser Nutzanwendung: „Dieweil denn solch teufelisch Regiment nicht allein eine öffentliche Räuberei und Trügerei ist, sondern auch die Christenheit an Leib und Seel verdirbt, sind wir hie schuldig allen Fleiß anzuwenden, solchem Jammer zu wehren. Henken wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber: warum sollen wir frei lassen den römischen Geiz, der der größte Dieb und Räuber ist, und das Alles in Christi und St. Peters heiligem Namen!" Gegen die Verleihung deutscher Kirchenämter an römische Höflinge wird gerathen: „Wo ein Curtisan herauskäme, daß demselben ein ernster Befehl geschähe, abzustehn oder in den Rhein und das nächste Wasser zu springen, und den römischen Bann mit Siegel und Briefen zum kalten Bade zu führen: so würden sie zu Rom merken, daß die Deutschen nicht allezeit toll und voll sein, sondern auch einmal Christen worden wären."

Gegen die Wallfahrten nach Rom: „Nicht als ob Wallfahren böse sei, sondern weil sie zu dieser Zeit übel gerathen, denn sie zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Ärgerniß sehn, und wie sie selbst ein Sprüchwort gemacht haben: je näher Rom, je ärger Christen! bringen sie mit sich Verachtung Gottes und seiner Gebote. Man sagt: wer das erstemal nach Rom gehe, der sucht einen Schalk; zum andermal findet er ihn, zum dritten bringt er ihn mit heraus: aber sie sind nun so geschickt worden, daß sie die drei Reisen auf einmal ausrichten."

Über das Cölibatsgesetz: „Läßt Papst und Bischöfe hie verderben, was da verdirbt, so will ich erretten mein Gewissen und das Maul frei aufthun, es verdreuß Papst, Bischof oder wen es will, und sag also: daß nach Christus und der Apostel Einsetzen eine jegliche Stadt einen Pfarrer oder Bischof soll haben, und dieselbige nicht gedrungen ohne ein ehelich Weib zu leben. Wie es blieben ist in der griechischen Kirche. Da sind nachmals, da viel Verfolgung und Streits war wider die Ketzer, viel heiliger Väter gewesen, die sich freiwillig des ehelichen Standes verziehen haben, auf daß sie desto baß studirten und bereit wären auf alle Stund zum Streit und zum Tod. Da ist nun der römische Stuhl aus eignem Frevel dareingefallen und hat ein gemein Gebot daraus gemacht, verboten dem Priesterstand ehelich zu sein; das hat ihnen der Teufel geheißen, wie Paulus 1. Tim. verkündigt. Dadurch so viel Jammers entstanden, daß es nicht zu erzählen ist. Was sollen wir nun hie thun? Ich rath, man mach's wieder frei und lasse einem Jeglichen seine Willkür ehelich oder nicht ehelich zu werden. Ich

laß hie anstehn Papst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche, die Gott nicht gesetzt hat. Ich will reden von dem Pfarrstand, der eine Gemein mit Predigten und Sacrament regieren muß, bei ihnen wohnen und haushalten, demselben soll durch ein christlich Concilium nachgelassen werden ehelich zu werden, zu vermeiden Fährlichkeit und Sünde. Ich will nicht rathen, auch nicht wehren, daß, so noch nicht Weiber haben, ehelich werden oder ohne Weib bleiben, stelle das auf eine gemeine christliche Ordnung und eines Jeglichen beßren Verstand: aber dem elenden Haufen will ich meinen treuen Rath nicht bergen, und ihnen Trost nicht verhalten, die da jetzt mit Weib und Kind überfallen in schwerem Gewissen und Schande sitzen. Man findet manchen frommen Pfarrer, dem sonst Niemand einen Tadel geben mag, denn daß er mit einem Weibe zu Schanden worden, welche doch Beide also gesinnt sind, daß sie gern wollten immer bei einander bleiben in rechter ehelicher Treu, wenn sie das nur möchten mit gutem Gewissen thun. Die zwei sind gewißlich vor Gott ehlich. Und hie sag ich, daß sie nur frisch ihr Gewissen retten. Er nehme sie zum ehelichen Weibe, lebe redlich mit ihr, unangesehn, ob der Papst will oder nicht will, es sei wider geistlich oder fleischlich Gesetz. Es liegt mehr an der Seelen Seligkeit, denn an den eigengewaltigen, freventlichen Gesetzen, die zur Seligkeit nicht noth und nicht von Gott geboten sind; und sollst eben thun wie die Kinder Israel, die den Ägyptern stahlen ihren verdienten Lohn, also stiehl auch dem Papst dein ehelich Weib und Kind.

Über die Husiten: Ich will hie Johannes Hus' Artikel nicht richten, wiewohl mein Verstand noch nichts Irriges bei ihm gefunden hat, und ich mag's fröhlich glauben, daß die nichts Gutes angericht haben, die durch ihren treulosen Handel christlich Geleit und Gottes Gebot übertraten, ohne Zweifel mehr vom bösen Geist, denn vom heiligen Geist besessen gewesen sind. Ich will auch Hus zu keinem Heiligen noch Märtyrer machen, wie die Böhmen thun, ob ich gleich bekenne, man hat ihn mit Unrecht und wider Gott verbrannt, und sollte die Böhmen nicht zwingen solches zu billigen." Darauf billige Vorschläge sie zu befriedigen, denn: „Die Lieb ist nöthiger denn das Papstthum."

Luther hatte das klare Bewußtsein der Bedeutung dieser Schrift, wie der Schluß bezeugt: „Ich achte wohl, daß ich hoch gesungen habe, viel Dings fürgegeben, das unmöglich wird angesehn, viel Stück zu scharf angegriffen: wie soll ich ihm aber thun? ich bin es schuldig zu sagen. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott. Man wird mir ja nicht mehr als das Leben nehmen können. Ich habe vielmal Fried angeboten meinen Widersachern, aber ich sehe, Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun. Wohlan, ich

weiß noch ein Liedlein von Rom: juckt sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten auf's höchste stimmen.

„Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine. Auch hab ich mein Schreiben vielmal auf Verhör und Erkenntniß erboten, das Alles nichts geholfen, wiewohl auch ich weiß, so meine Sache recht ist, daß sie auf Erden muß verdammet werden und allein von Christo im Himmel gerechtfertigt. Ist auch meine allergrößte Sorge und Furcht, daß mein Sach möcht unverdammt bleiben, daran ich gewißlich erkennete, daß sie Gott nicht mehr gefalle. Darum laß nur frisch einhergehn, es sei Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönch oder Gelehrte, sie sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie allezeit gethan haben."

So diese Sturmschrift, im August erschienen. Mit der unwiderstehlichen Macht der Presse flog sie durch alle deutschen Lande, im September waren schon 4000 Exemplare unter den Leuten. Hier beruft sich Luther also, wenn wir ein modernes Wort brauchen wollen, auf die Souveränität des christlichen Volkes, diese hat er angerufen für die Kirche, wie Jahrhunderte nachher Rousseau für den Staat. Mit dieser Schrift war die revolutionäre Entwicklung der Reformation entschieden. Man lasse sich nicht täuschen durch den Namen der Reformation, auch sie war eine Revolution, zwar nicht durch körperliche Gewalt, doch als Umsturz der bestehenden Ordnung durch das Volk. Die geistliche Obrigkeit war damals ebenso legitim wie die weltliche. Luther schrieb davon an Amsdorf: „Ich habe zusammengetragen etliche Stück christlichen Standes Beßrung betreffend, ob Gott wollte durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebührt, ganz unachtsam worden." Auch ist er nicht bange um den Sturm der Zwietracht, die er bringe. 1539 schreibt er: „Herzog Georg mag hundertmal in den Sporn beißen, der Bischof von Meißen mag darüber zerbersten und alle Papisten in eine Wuth fallen: mein Evangelium muß Aufruhr und Zwiespalt erwecken, und wenn meine Lehre nicht Uneinigkeit anrichtete, wär ich längst verzagt und matt worden."

Die Schrift „An den christlichen Adel" war eine politische; drei Monate nachher hat Luther eine rein kirchliche herausgegeben, darum auch lateinisch: das Buch von dem babylonischen Gefängniß der Kirche.

Er betrachtet die Feststellung der hierarchischen Cärimonien und Dogmen durch Hierarchie und Scholastik als eine der Kirche angethane Gewalt, den gegenwärtigen Zustand als babylonische Gefangenschaft. Die Schrift fängt an: „Ich wolle oder wolle nicht, so werde ich gezwungen, von Tag zu Tag gelehrter zu werden, indem so großgeachtete Magistri haufenweis auf mich dringen und mir zu schaffen machen. Vom

Ablaß hab ich vor zween Jahren geschrieben, aber also daß mich jetzt aus der Maßen gereut, daß dasselbe Büchlein ausgangen. Denn ich zu derselben Zeit zweifelhaftig war aus großem Aberglauben gegen die römische Tyrannei. Deßhalben ich dazumal vermeinte, daß der Ablaß nicht gar zu verwerfen wäre, welchem ich mich mit großer Einhelligkeit angenommen. Aber nachgehends, das ich Sylvester und andern Brüdern zu danken, die solchen Ablaß eifrig vertheidigten, hab ich verstanden, daß der Ablaß nichts Anderes sei, denn ein Betrug der römischen Schmeichler, durch welchen sie den Glauben an Gott und das Geld der Menschen verderben. Darum wünsche ich, daß ich von den Buchführern und Druckern erlangen möchte, und Alle, die es gelesen haben, bereden, daß sie meine Bücher vom Ablaß verbrennten und anstatt dessen, was ich davon geschrieben habe, diesen Satz annehmen: Der Ablaß ist der römischen Schmeichler Schalkheit.

Nach diesem haben Eck und Emser sammt ihren Mitverschwornen von dem Primat und Hoheit des Papstes mich zu unterrichten angefangen, deßwegen ich allhie — damit ich gegen so gelehrte Männer nicht undankbar sei — bekenne, daß ich durch ihr Schreiben sehr zugenommen habe. Denn als ich leugnete, daß das Papstthum göttlichen, habe ich doch zugelassen, daß es menschlichen Rechtes wäre. Als ich aber gehört und gelesen die subtilsten Subtilitäten dieser Troßler, damit sie ihren Abgott aufrichten, weiß ich jetzt und bin's gewiß, daß das Papstthum ist das Reich Babylonis und die Gewalt Nimrods, des starken Jägers. Darum, daß auch meinen Freunden Alles gar glücklich ergehe, bitte ich allhie die Buchhändler, auch die Leser, daß sie das, was ich davon geschrieben habe, verbrennen und dafür diesen Satz annehmen: Das Papstthum ist eine starke Jägerei des römischen Bischofs, mit List und Gewalt aufgerichtet. Das wird bewährt aus Ecks und Emsers Gründen."

Ein Andrer hab' ihm die husitische Meinung vom Laienkelche vorgerückt, hierdurch hab' er als Anwalt der heiligen Schrift seine Betrachtung auf's Sacrament gerichtet und erkannt: der Kelch gehört dem christlichen Volke nach Christi Einsetzung und nach dem Recht des allgemeinen Priesterthums.

An der Wandlungslehre als der dogmatischen Grundlage des römischen Priesterthums hab' er lange gezweifelt, bis er als den Quell St. Thomä Fabeln erkannt, darauf er sie stracks verworfen. Doch will er den Glauben nur frei. Seine eigne Meinung darin ist noch ungebildet: er will nur irgend eine reale Gemeinschaft des Brotes und Weines mit Fleisch und Blut festhalten.

Die Lehre von den 7 Sacramenten als scholastisches Gebilde führt er auf 3 zurück, die ihm gegründet scheinen in der heiligen Schrift. Im abstracten Gegensatze gegen das bisher Gültige setzt er an die Stelle des Äußeren das Innre, statt der Kirche den Glauben. Er ist in Gefahr, mit dem Priesterstande die Kirche selbst über den Haufen zu werfen. Es ist die mittelalterliche Mystik, die sich in ihm bewußt wird, daß sie der Kirche als äußrer Anstalt auch entbehren könne.

Dieselbe Mystik, nach ihrer indifferenten freundlichen Stellung zur bestehenden Kirche, redet in der dritten großen reformatorischen Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Sie enthält das Positive zu der Schrift „An den christlichen Adel", die letzte durch Miltitz erlangte Schrift zum Frieden, auch sie ein Zeugniß, daß noch damals für Luther nicht das Zerstörende die Hauptsache war, sondern das Auferbauende.

Dies der Gedankengang. Daß wir gründlich mögen erkennen, was ein Christenmensch und wie es gethan sei um die Freiheit, die ihm Christus erworben hat, setz ich voran diese zween Beschlüsse: 1) Ein Christenmensch ist ein ganz freier Herr über alle Dinge und Niemand unterthan. 2) Ein Christenmensch ist ein ganz dienstbar Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan. Diese zween Beschlüsse sind klärlich St. Paulus, 1 Cor. 9: „Ich bin frei in allen Dingen und habe mich eines Jedermann Knecht gemacht." Item Röm. 13: „Ihr sollt Niemand etwas verpflichtet sein, denn daß ihr euch unter einander liebet." Liebe aber ist dienstbar und unterthan Dem, das sie lieb hat. Zum Andern: diese zween widerständigen Reden der Freiheit und Dienstbarkeit zu vernehmen, sollen wir gedenken, daß ein jeglicher Christenmensch ist zweierlei Natur, geistlicher und leiblicher. Nach der Seelen wird er ein geistlicher, neuer innerlicher Mensch genannt: nach dem Fleisch und Blut wird er ein leiblicher, alter und äußerlicher Mensch genannt. Um dieses Unterschieds willen werden von ihm gesagt in der Schrift Worte, die da stracks wider einander sind, wie ich jetzt von der Freiheit und Dienstbarkeit sage. Nehmen wir vor uns den inwendigen geistlichen Menschen, zu sehn, was dazu gehört, daß er ein fromm, frei Christenmensch sei und heiße: so ist offenbar, daß kein äußerlich Ding mag ihn frei noch fromm machen; denn seine Frömmigkeit und Freiheit, wiederum seine Bosheit und Gefängniß sind nicht leiblich noch äußerlich. Was hilft's der Seelen, daß der Leib ungefangen, frisch und gesund ist, isset und trinket, lebt wie er will. Wiederum, was schadet das der Seelen, daß der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, durstet und leidet wie er nicht gern wollte. Dieser Dinge reichet keins bis an die Seelen, sie zu befreien oder

zu fahen, fromm oder böse zu machen. Also hilft es die Seele nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt, wie die Priester thun; ob er in Kirchen oder heiligen Stätten sei; auch nicht ob er mit heiligen Dingen umgehe, auch nicht ob er leiblich faste und walle und alle gute Werke thue, die durch und in dem Leibe geschehen. Denn alle diese Werke und Weisen mag auch an sich haben und üben ein böser Mensch, ein Gleißner und Heuchler. Wiederum schadet es der Seele nichts, ob der Leib unheilige Kleider trägt, an unheiligen Orten ist, wallet nicht, betet nicht, und läßt alle die Werke anstehn, die die obgenannten Gleißner thun."

Die ideale Schilderung dieser Freiheit frommer Innerlichkeit gegenüber allen äußerlichen Geschicken und Werken kommt bei dem Schlusse an: „Wer mag nun ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priesterthum ist er Gottes mächtig. Denn Gott thut, was er bittet und will, wie geschrieben steht im Psalter [145, 10]: Gott thut den Willen Derer, die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet. Zu welchen Ehren er allein durch den Glauben und durch kein Werk kommt. Daraus man klar sieht, wie ein Christenmensch frei ist von allen Dingen und über alle Dinge, also daß er keiner guten Werke dazu bedarf, daß er fromm und selig sei, sondern der Glaube bringt's ihm Alles überflüssig. Und wo er so thöricht wäre, meinte, durch gute Werke fromm, frei, selig oder ein Christ zu werden, so verlör er den Glauben mit allen Dingen; gleich als der Hund, der ein Stück Fleisch im Maule trug und nach dem Schemen im Wasser schnappte, damit Fleisch und Schemen verlor."

Nach dieser dualistischen Scheidung von Seele und Leib, von Innerm und Äußerm, kommt er im zweiten Theil auf die Unfreiheit des Menschen, und hier wird die große, mißverständliche Lehre von Glauben und Werken weiter dahin bestimmt: „Ein Mensch, welcher durch seinen Glauben ist wiederum in's Paradies gesetzt und von Neuem geschaffen, bedarf keiner Werke fromm zu werden, sondern daß er nicht müßig gehe und seinen Leib bewahre, sind ihm solche freie Werke zu thun, allein Gott zu gefallen geboten. Gleichwie ein geweihter Bischof, wenn er Kirchen weiht, firmelt oder sonst seines Amtes Werk übt, machen ihn dieselben Werke nicht zu einem Bischof, ja wenn er nicht zuvor ein Bischof geweiht wäre, so taugte dieser Werke keins und wäre eitel Narrenwerk. Also ein Christ, der durch den Glauben geweiht gute Werke thut, wird durch dieselben nicht besser oder mehr geweiht zu einem Christen, ja wenn er nicht zuvor glaubte und ein Christ wäre, so gälten alle diese Werke nichts, sondern wären eitel närrische Sünden. Denn gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein

guter, frommer Mann macht gute Werke. Gleichwie Christus sagt: ein böser Baum trägt keine gute Früchte, ein guter Baum trägt keine böse Früchte. Nun ist's offenbar, daß die Früchte tragen nicht den Baum, so wachsen auch die Bäume nicht auf den Früchten, und die Früchte machen den Baum weder gut noch böse, sondern der Baum macht die Früchte: also muß der Mensch in der Person zuvor fromm oder böse sein, ehe er gute oder böse Werke thut, und seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht gute oder böse Werke."

Aber in dieser Glaubensfülle ist die thatkräftigste Sittlichkeit enthalten: „Siehe, aus dem Glauben fleußt die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein freiwillig, fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst. Denn zugleich wie unser Nächster Noth leidet und unsres Übrigen bedarf: also haben wir vor Gott Noth gelitten und seiner Gnaden bedurft. Darum wie uns Gott hat durch Christum umsonst geholfen: also sollen wir durch den Leib und seine Werke dem Nächsten helfen. Also sehn wir, wie ein hoch edles Leben sei um ein christlich Leben."

So in Bezug auf kirchliche Werke und Cärimonien: „Daß die Jungfrau Maria zur Kirchen ging nach den sechs Wochen und ließ sich reinigen nach dem Gesetze wie alle andern Weiber, so sie doch nicht gleich ihnen unrein war noch schuldig derselben Reinigung: aber sie thät's aus freier Liebe, daß sie die andern Weiber nicht verachtete, sondern mit dem Haufen bleibe. Also ließ S. Paulus Timotheum beschneiden, nicht daß es Noth wäre, sondern daß er den schwachgläubigen Juden nicht Ursach gebe zu bösen Gedanken; der doch wiederum Titum nicht wollte lassen beschneiden, da man darauf drängen wollte, er müßte beschnitten sein und wäre Noth zur Seligkeit.

„So gebeut auch S. Paulus, daß sie sollen weltlicher Gewalt unterthan und bereit sein; nicht daß sie dadurch fromm werden sollen, sondern daß sie den Andern und der Obrigkeit damit frei dienten und ihren Willen thäten aus Liebe und Freiheit. Wer nun diesen Verstand hätte, der könnte leichtlich sich richten in die unzähligen Gebote des Papstes, der Bischöfe, der Klöster, der Fürsten und Herren, die etliche tolle Prälaten also treiben, als wären sie noth zur Seligkeit, und heißen's Gebot der Kirchen, wiewohl unrecht. Denn ein freier Christ spricht also: Ich will fasten, beten, dies und das thun, was geboten ist, nicht daß ich's bedarf oder dadurch wollte fromm oder selig werden, sondern ich will's dem Papst, Bischof, der Gemeine, oder meinem Mitbruder zu Willen, Exempel und Dienste thun und leiden, gleich wie mir Christus viel größere Dinge zu Willen gethan und gelitten hat, daß ihm viel weniger

Noth war. Und obschon die Tyrannen Unrecht thun, solches zu fordern: so schadet's mir doch nicht, dieweil es nicht wider Gott ist. Also rath ich dir, willst du etwas stiften, beten, fasten, so thu es nicht der Meinung, daß du wollest dir etwas Gutes thun: sondern gib's dahin frei, daß andre Leute desselben genießen mögen und thu es ihnen zu gute: so bist du ein rechter Christ. Was sollen dir deine Güter und gute Werke, die dir übrig sind deinen Leib zu regieren und versorgen, so du genug hast am Glauben, darin dir Gott alle Dinge gegeben hat! Siehe also müssen Gottes Güter fließen aus Einem in den Andern, und gemein werden, daß ein Jeglicher sich seines Nächsten also annehme als wär's er selbst.

„Aus dem Allen folgt nun der Beschluß, daß ein Christenmensch lebet nicht in ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten, in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fähret er über sich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibet doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe das ist die rechte christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, welche alle andre Freiheit übertrifft wie der Himmel die Erde. Welche gebe Gott uns recht zu verstehn und behalten. Amen."

Diese Schrift trägt die ganze Reformation im Herzen, weil alles Äußerliche, Kirchliche als gleichgültig erscheint, nur freies Zugeständniß. Doch war's eine halbe Stellung: nur aus Freundlichkeit, um des Friedens willen die päpstlichen Satzungen zu erfüllen, ohne ihr innres Recht und Nothwendigkeit anzuerkennen. Luther hat diese Schrift lateinisch geschrieben für den Papst, er hat sie aber selbst in's Deutsche übertragen und diese Übersetzung ist dem vorsichtigen weisen Hieronymus Mühlpfort, Stadtvogt zu Zwickau, zugeeignet. Er hat sie mit einem Briefe an Leo X gesandt, in all seiner Treuherzigkeit und Naivetät ein gewaltiger Brief. Auch der ist lateinisch geschrieben und von Luther sofort in's Deutsche übertragen. Er hebt also an: „Allerheiligster in Gott Vater! Es zwingt mich der Handel und Streit, in welche ich mit etlichen wüsten Menschen dieser Zeit nun bis in's dritte Jahr gekommen bin, zuweilen nach Dir zu sehen und Dein zu gedenken; ja dieweil es dafür gehalten wird, Du seiest die einzige Hauptsach dieses Streites, so kann ich's nicht lassen, Dein ohne Unterlaß zu gedenken. Denn wiewohl ich von etlichen Deiner unchristlichen Schmeichler, welche ohne alle Ursach auf mich erhetzet sind, gedrungen bin mich auf ein christlich frei Concil von Deinem Stuhl und Gericht in meiner Sache zu berufen, so habe ich doch mein Gemüth noch nie also von Dir entfremdet,

daß ich nicht aus allen meinen Kräften Dir und Deinem römischen Stuhl das Beste allerzeit gewünscht und mit fleißigem, herzlichem Gebet, so viel ich vermocht, bei Gott gesucht habe." — — „Ich hab Dich genennet einen Daniel zu Babylon; und wie ich Deine Unschuld so fleißig habe beschützt wider Deinen Schändler Silvester, mag ein Jeglicher, der es lieset, überflüssig verstehn."

Dieser Brief ist ausgegangen als vom 6. September, d. h. noch vor Ablauf der Frist, die Luther durch die Bannbulle zum Widerruf gesteckt war, geschrieben. In Wahrheit ist er vom 13. October und verfaßt auf Miltitzens Wunsch, der bei einer Zusammenkunft mit Luther zu Schloß Lichtenberg am 12. October darauf gedrungen hatte, daß er noch einmal dem Papste sich mit einem versöhnlichen Schreiben nahe, das selbst nach Ablauf der Frist seiner Wirkung nicht verfehlen werde Hat Miltitz das wirklich gehofft und auch nur hoffen können? Vielleicht hat er gedacht einen milderen Spruch in Rom zu erlangen, der zum Frieden führt. War es eine Falle, so hat Luther sie durchbrochen. Was aber mag dieser mit seinem Briefe gewollt haben? Die Hoffnung, den Papst zufrieden zu stellen, hat er gewiß mit solchem Schreiben nicht verbinden können. Vielleicht wollte er darthun, daß er nichts Persönliches habe gegen Leo, den gefeiertsten Papst der Humanisten, aber das Papstthum um so tiefer herabwürdigen, daher der Brief gleichzeitig deutsch veröffentlicht worden ist. Auch muß man etwas rechnen mit Luthers damals noch wechselnder Stimmung, wechselnd zwischen gewohnter Ehrfurcht und reformatorischer Verachtung, wechselnd zwischen dem allerheiligsten Vater und dem Antichrist. Leo, und zwar vor Empfang jenes Briefes, hat in geselligem Kreise geurtheilt: „Bruder Martin hat ein sehr schönes Talent, aber dies ist alles Mönchsgezänk." So die Geistesklarheit und zugleich die Oberflächlichkeit des bloßen Humanisten und Hochgestellten.

Durch jene drei Schriften war der Streit herausgetreten aus den Schranken des Mönchthums und der Gelehrten. Luther war eine Macht und der Mann des deutschen Volkes, damals fast des ganzen deutschen Volkes, geworden.

§ 185. Das Feuerzeichen.

Pirkheimer, der Nürnberger Patrizier und Humanist, damals in Rom, schrieb nach Hause: „Wisse, daß hier zu Rom Niemand ist, wenigstens der einigermaßen bei Verstande ist, welcher nicht gewisser als gewiß wisse, daß Bruder Martin in den meisten Dingen die Wahrheit

sagt: aber die Guten verbergen's aus Furcht vor den Tyrannen, die Schlechten wüthen, daß sie die Wahrheit hören müssen." Seit Anfang des Jahres 1520 war der Ernst der Sache in Rom nicht mehr unbekannt. Vier Consistorien sind deßhalb gehalten worden. Die Juristen waren für eine nochmalige Vorladung Luthers: habe doch Gott selbst den Kain noch einmal vor sich gerufen. Die Dominicaner forderten Entscheidung. Nach den Schriften Luthers „An den deutschen Adel" und „Von der babylonischen Gefangenschaft" hätte der Bann nicht ausbleiben können, er war positiven Rechtens, doch ist der römische Beschluß noch vor diesen beiden Schriften geschehn. Die Bulle Exsurge Domine vom 16. Juni 1520 verdammt 41 Sätze Luthers als anstößig und aufrührerisch, nicht grade als ketzerisch: Christus wird aufgerufen, seinen Weinberg zu beschützen, Petrus, die Sache der römischen Kirche, der magistra fidei, in seine Obhut zu nehmen. Noch 60 Tage werden Luther vergönnt, um durch reuigen Widerruf die Kirche zu versöhnen, darnach aber ist er als hartnäckiger Ketzer, als verdorrter Ast vom Stamme der Kirche abzuhauen. Seine Schriften sind aller Orten zu verbrennen.

Diese Bulle hat Eck als Nuntius über die Alpen gebracht, zugleich mit der Berechtigung Anhänger Luthers namentlich in die Bannung einzuschließen. Als einen solchen hat er nur Karlstadt genannt. Das deutsche Rechtsgefühl meinte, Luther müsse vor unparteiischen Richtern an einem ungefährdeten Orte gehört werden. Seit Constanz war es hergebracht, daß zur landeskirchlichen Rechtsgültigkeit einer Bulle gewisse Formalitäten gehörten: Anerkennung durch die kirchlich-politische Landesbehörden und Anschlag eines gedruckten Exemplars an die Hauptkirchen. Das Widerstreben gegen die Anerkennung der Verdammungsbulle hielt sich an diese formellen Ausflüchte. Eigentlich fühlte sich die deutsche Nation mitschuldig, wenn hier überhaupt eine Schuld vorlag. Selbst in Wien wurde die Bulle von den Studenten abgerissen. Die Universität Wittenberg in einer Senatssitzung, welcher Luther und Karlstadt beiwohnten, entschuldigte die Nichtannahme der Bulle durch die Erklärung: Seine Heiligkeit werde gar nichts davon wissen, oder durch gestümes Ansuchen von Eck dazu gereizt sein. Die kurfürstliche Regierung, ja die bischöflichen Consistorien zu Naumburg und Zeitz nahmen das zur Norm; sie scheuten Unruhen bei der Veröffentlichung.

Indeß — die Kirche hatte gesprochen. Kleine Geister werden bange, wenn sie nicht mehr zurück können, den hohen von Gottes Gnaden wächst die Spannkraft. Luther schreibt am 10. Juli an Spalatin: „Für mich heißt's: der Würfel ist gefallen, ich verachte römische Ungnade wie Gnade. Ich mag nimmermehr in Ewigkeit mit ihnen versöhnt

werden noch Gemeinschaft haben, mögen sie immer das Meine verdammen und verbrennen! Ich aber, wenn ich auch kein Feuer haben kann, will ich doch das ganze päpstliche Recht verdammen und öffentlich verbrennen, d. i. die Hydra aller Ketzereien, und soll aufhören die Demuth, durch die die Feinde des Evangeliums bisher aufgeblasen wurden."

Schon 1518 waren Schriften Tetzels in Wittenberg von Studenten feierlich verbrannt worden. Es war dort ein frohes hohes Leben angebrochen: aus allen Gauen Deutschlands strömte die Jugend dahin, ergriffen vom Gefühl, daß hier etwas Welthistorisches begonnen. Sie trugen Luthers Evangelium in alle Welt, und in ihrer Treue fand Luther persönlichen Schutz gegen etwaigen Meuchelmord und Überfall aller Art.

Am 9. December 1520 erschien ein Anschlag am schwarzen Brett: daß D. Martin Luther am nächsten Morgen 9 Uhr vor dem Elsterthor die antichristlichen Decretalen verbrennen wolle. So ist man denn festlich hinausgezogen. Luther warf in das Feuer die Bulle und das päpstliche Gesetzbuch, indem er nach Josua 7, 25 sprach: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." Andre haben Schriften von Eck und Emser hineingeworfen. Am nächsten Tag nach der Lection des Psalters hat Luther die Zuhörer ermahnt — und die Aufzeichnung eines solchen hat sich uns erhalten —: sie sollten sich vor den päpstlichen Gesetzen und Statuten hüten. Daß er die Decretalen verbrannt, sei nur Kinderspiel. Hoch von Nöthen sei, daß der Papst, d. i. der römische Stuhl selbst mit allen seinen Lehren und Greueln verbrannt würde: „Wo ihr nicht von ganzem Herzen des Papstes lästerlichem Regimente widersprecht, könnt ihr nicht selig werden; denn des Papstes Reich ist sogar dem christlichen Leben und Reiche zuwider, daß beßrer und sichrer wäre, in einer Einöde zu leben, als unter dem antichristischen Reiche zu wohnen."

Verbrennung von Schriften war die mildere Form für das Verbrennen von Menschen, der Übergang zum bloßen Sinnbilde, der Absicht, einen bestimmten Geist vernichten zu wollen. Man könnte sagen und man hat gesagt: einem protestantischen Gelehrten hätte besser geziemt die Schriften seiner Gegner zu widerlegen. Als 1817 auf der Wartburg die deutsche Jugend ein Autodafé nichtsnutziger Schriften hielt, hat Niemand besondre Freude daran erlebt. Luther hat wirklich eine Flugschrift herausgegeben: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von D. Luther verbrannt worden." 1) Es sei von Alters her Sitte, gottlose Bücher zu verbrennen. 30 Sätze sind aus den Decretalen

gezogen als gegen die heilige Schrift, doch stehe auch viel Christliches darin. 2) Es sei die Wiedervergeltung für die päpstliche Mordbrennerei. Besonders in den burgundischen Städten waren Schriften Luthers feierlich verbrannt worden. Man könne daraus sehen, daß keine besondere Kraft dazu gehöre, Bücher zu verbrennen, statt sie zu widerlegen. Aber eben deßhalb, was einem Hoogstraten ziemte, ziemte nicht wohl einem Luther.

Das ist nicht das Amt der Geschichte, Leidenschaften zu rechtfertigen, aber auch nicht die strenge Regel des gemeinen Lebens an außerordentliche Verhältnisse zu legen, solcher Zeiten Kämpfe haben ihr eignes Gesetz. Dieser Feuerbrand war ein Kriegszeichen, ein kühnes Losungswort, und alle kühnen Herzen fielen Luther zu, vor Allem die Jugend. Jener Zuhörer fährt fort: „Deßgleichen hat Dr. Luther mit klarem Wort und schöner Zier, angeborner, väterlicher Sprache erzählt, was ich als ein ungeschickter Mensch nicht nachsagen kann. Doch zweifelt Keiner von uns daran, er sei denn sinnlicher als ein Stock, wie alle Papisten sind, daß dies und Andres, das er gesagt, die lautere Wahrheit sei.“ Die That hat unser Herz vor allem Urtheil. Es war ein Feuerzeichen der Freiheit der Geister.

§ 186. Die politischen Verhältnisse und der Reichstag zu Worms.

Vor dem ersten Zusammenstoß der reformatorischen Sache mit der deutschen Reichsverfassung haben wir einen Blick auf dieselbe zu werfen.

Luther freilich kümmerte sich um keine Politik, als von der Augustin de civitate Dei handelt, doch seine Erfolge waren verflochten mit den politischen Zuständen. Der Kaiser Maximilian war ein tapfrer Soldat, ein gutmüthiger Mensch, geliebt und gefürchtet, Einer von Denen, die der Welt etwas zu reden geben. Man erzählte sich, wie er im Treffen es mit fünf Reitern aufgenommen habe, wie er allein einen Bären bestand, wie er auf der Martinswand sich verstieg, so daß nur ein Engel ihn retten konnte. Maximilian mit Sickingen und Götz von Berlichingen waren wohl die letzten echt deutschen Ritter. In ihm war mehr eine fast dichterische Betrachtung der großen Vergangenheit, als daß er auf die Gegenwart mit der Ruhe und Kraft eines überlegnen Geistes eingewirkt hätte, obwohl voller Pläne für Machterweiterung. Er war glücklich für die Macht seines Hauses, für Deutschland hat er wenig gethan. Auch war die höchste Macht nicht mehr beim Kaiser, sondern bei den periodischen Reichstagen.

Der Reichstag bestand aus drei Collegien: 1) das der Kurfürsten

mit den drei rheinischen Erzbischöfen; 2) das der Fürsten und reichsunmittelbaren Bischöfe; diese kamen bald persönlich, bald ließen sie sich durch Abgeordnete vertreten. 3) Das dritte Collegium umfaßte die Reichsstädte, vertreten durch Abgeordnete ihrer Magistrate. Über Deutschland herrschte kein allwaltender Wille, man konnte in dem einen Lande verfolgt, im andern geschützt sein. Doch war das politische Leben noch nicht in die einzelnen Landschaften zurückgezogen, die Einheit der Nation fand noch ihren lebendigen Ausdruck im Reichstage. Das Reichskammergericht war der höchste Gerichtshof, eingesetzt von den Reichsständen, der Kaiser ernannte nur den Kammerrichter, d. h. den Präsidenten. Das Kammergericht konnte die Acht auch gegen die Fürsten aussprechen, doch war die Vollstreckung seiner Urtheile unsicher.

Es gehört zu den phantastischen Plänen Maximilians, daß er einmal selbst daran dachte, Papst zu werden. An seine Tochter hat er einst geschrieben, allerdings im Scherz, sie werde ihm noch die Füße küssen, und nach seinem Tode werde man ihn heilig sprechen, was ihm viel Vergnügen machen werde. Doch auch an seinen Gesandten in Rom, den Bischof v. Gurk schickte er Geld um Julius II zu bewegen, ihn zum Coadjutor anzunehmen und ihm die Nachfolge zu sichern. Er hatte in seiner Stellung zu Italien und Frankreich sich mannigfach über den Papst zu beklagen. Als Leo X, bisher sein Verbündeter sich heimlich an Frankreich schloß, rief der Kaiser: „Nun ist dieser Papst auch zum Bösewicht an mir geworden; nun mag ich sagen, daß kein Papst, so lange ich gelebt, je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte sein.“ Er nennt ihn gegen seine Tochter: le maudit prêtre Pape. Die Sache Luthers empfahl er dem Kurfürsten von Sachsen: er möge den Mönch fleißig bewahren, man könne sich seiner bei vorkommender Gelegenheit bedienen. Eine geistliche Opposition gegen den Papst war den Fürsten mitunter politisch erwünscht.

Nach Maximilians Abscheiden bewarben sich die beiden mächtigsten Fürsten um die höchste Krone in der Christenheit: der König von Frankreich und der König von Spanien. Die deutschen Fürsten und der Papst wünschten einen einheimischen König. Nur auf Friedrich den Weisen war eine Einigung der Stimmen möglich. Die Kaiserkrone gewährte damals nicht unmittelbare Macht. Doch mein' ich unser Kurfürst ist allzu weise gewesen, daß er die Krone nicht annahm. Auch Rudolf von Habsburg war ein kleiner Graf. Wäre die Kaiserkrone auch nur ein Menschenalter bei Sachsen gewesen, die Reformation hätte eine nationale Entwicklung gehabt, und das Reich wäre unzerspalten geblieben.

In der Wahl der Fürsten siegte gegen Franz Karl I, zunächst weil er deutschen Stammes sei und ein Enkel Maximilians, als Kaiser Karl V. Als Habsburger Erzherzog herrschte er über Österreich, durch die Heirath seines Vaters und Großvaters über Burgund d. h. Holland und Belgien über Spanien, über Neapel und über einen großen Theil von Amerika: ein Reich, von dem in Wahrheit das stolze Wort galt, daß darin die Sonne nicht untergehe. Karl V war ein Mischcharakter von niederländischen, spanischen und deutschen Elementen, das letztere wohl das schwächste in ihm. Er verstand nur Niederdeutsch-Holländisch, wenn auch zuweilen in seiner Politik lag, das Deutsche vorzukehren. Als einst seine spanische Leibwache mit der deutschen in Streit war, sprach der junge Kaiser: „So laßt uns von dannen gehn, denn auch ich bin ein Deutscher." Aber die Bedürfnisse der deutschen Nation sind in seiner Politik immer die untergeordneten gewesen. Bei seiner Wahl stand er im 19. Jahre. In ihm war nur ein mäßiges Talent, das aber bald zu großer Reife entwickelt worden ist. Aus Neigung und wegen Rücksichtnahme auf Italien und Spanien hielt er zur römischen Kirche, aber ohne Fanatismus, die Politik war ihm stets das Höhere. Er war zögernd, lauernd, bis er den rechten Moment zur That erkannte, seine politische Devise: Nondum noch nicht, aber das Nondum eines thatkräftigen Geistes. Leo X war gegen seine Wahl gewesen: der Lehnsmann des apostolischen Stuhles als König von Neapel könne nicht Kaiser sein. Doch war Leo nicht der Mann, der mit dem Kopfe wider die Wand rannte. Im Kampfe mit Franz I um die Hegemonie über Italien konnte der Kaiser Luther dem Papst als Opfer bieten oder auch mit ihm bedrohn. Die italienischen Geschichtschreiber haben dies sehr wohl bemerkt: „Da der Kaiser sah, daß sich der Papst vor Luther fürchte, so wollte er ihn mit diesem im Zaume halten." Alle Kräfte der bisher bloß liberalen Opposition gegen die römische Hierarchie fielen Luther zu, denn er brachte, was ihr fehlte: die religiöse Rechtfertigung und Begeisterung.

Wie sein Unternehmen aus den Tiefen des nationalen deutschen Bewußtseins entsprungen war, so stellte sich der größte Theil des deutschen Volkes zu ihm. Die kühnsten Hoffnungen wurden damals ausgesprochen: durch Gottes besondere Veranstaltung werde sich jetzt ein christliches Wesen von der deutschen Nation aus nach aller Welt hinausbreiten wie einst von Judäa. Mit solcher Stimmung wurde Karl V begrüßt, als er zu seinem ersten Reichstage nach Worms kam.

Zur selben Zeit, als die religiöse Umwandlung alle bestehenden Verhältnisse umzuwandeln sich anschickte, erhielt das Reich ein junges,

mächtiges Haupt. Der Kaiser wurde in Flugschriften aufgefordert, Erasmus und Hutten in seinen Rath zu ziehn, den Mißbräuchen des römischen Hofes und der Bettelmönche in Deutschland ein Ende zu machen: „Dann werden die starken Deutschen auf sein mit Leib und Gut und werden mit Dir ziehn gen Rom und ganz Italien Dir unterthänig machen. Wirst Du Gottes Handel erst ausrichten, dann wird auch Gott Deinen Handel ausrichten."

Die erste Bannbulle gegen Luther hatte diesem 60 Tage Frist gegeben. Sie waren abgelaufen. So erschien denn die zweite Bulle mit der vollen Entscheidung [3. Januar 1521]: ihn und seine Anhänger, die zur Schmach Lutheraner heißen sollten, aller Christen- und Menschenrechte zu berauben. Wegen der Nichtvollziehung in Sachsen trug Friedrich der Weise seinem Geschäftsführer in Rom, Valentin von Teutleben auf, ihn zu entschuldigen: er habe Luther nie begünstigt, vielmehr ihm überlassen seine Lehre auf seine Fahr und Abenteuer zu beschützen. Er habe verhandelt über seinen Abzug aus Sachsen, der sei von Miltitz selbst widerrathen worden, weil Luther unter dem Schutz der Reichsritterschaft viel rücksichtsloser auftreten werde: „Doch wollen Wir euch als Unserm Landsassen, mit dem Wir freier handeln mögen, nicht verhalten, was Wir aus gemeinen Reden der Leute vermerken, nämlich daß D. Martin Luther nicht fürsetzlich, noch muthwillig, sondern wider seinen Willen zu diesen streitigen Disputationen vom Papstthum kommen, ja von D. Ecken mit den Haaren dazu gezogen worden und oftmals provocirt durch etliche Schriften, so zu Rom und anderswo gegen ihn ausgegangen sind. Weil nun Deutschland viel feiner, gelehrter und verständiger Leute hat, und auch die Laien anfangen klug zu werden, Lust und Liebe zur H. Schrift haben, dieselbige recht zu erkennen: so halten Viele dafür, daß sehr zu befürchten sei, so man solche billige Condition, dazu sich D. Luther erboten hat, hintansetzen, und er ohne rechtmäßige Erkenntniß allein durch Censuren der Kirchen und den Bann sollt geschlagen werden, dieser Zank möchte viel heftiger werden, daß die Sache hernach nicht wohl könnte gestillt werden. Denn Luthers Lehre ist in Vieler Herzen in deutschen Landen allbereits so tief eingewurzelt, daß wo sie nicht mit rechtschaffnen und beständigen Gründen und öffentlich hellen Zeugnissen der Schrift widerlegt wird, sondern allein mit Schrecken der Kirchengewalt ihn zu unterdrücken fortgefahren sollt werden: so würd es ein heftig Ärgerniß erwecken und schreckliche Empörung erregen, welches weder dem heiligsten Vater, dem Papst, noch Andern zu einigem Nutz und Frommen gereichen würde."

Dies war auch die herrschende Gesinnung auf dem Wormser Reichstag.

Die Geschichte dieses Reichstags ist von Luther und anderen Augenzeugen, von Fürsten, von Gelehrten, von Freunden und Feinden berichtet worden: seine Sache stand unter den Gegenständen der Reichsverhandlungen. Anfang April schrieb der Frankfurter Gesandte nach Hause: „Der Mönch macht viel Arbeit. Ein Theil möcht ihn an's Kreuz schlagen, und ich fürchte, er wird schwerlich entrinnen, nur ist zu besorgen, daß er am dritten Tage wieder auferstehe." Der päpstliche Legat beim Reichstage, Aleander, kannte die Gefahr einer Erhebung von ganz Deutschland gegen den Papst. In seinen Briefen nach Rom erklärt er Abschaffung der Mißbräuche für nöthig: alles Hinausgehen über die Concordate sei zu vermeiden, die einzige Hoffnung stehe auf dem Kaiser. Vor dem Reichstag erklärte er: Luther habe genug gethan, um 1000 Ketzer dafür zu verbrennen. Die Reichsstände aber hielten dafür, man müsse doch hören, ob Luther wirklich das lehre und in der Art, wie der Papst behaupte. Es lag darin offenbar Übelwollen gegen den Legaten, wohl auch der Wunsch, Luther Gelegenheit zu geben sich zu retten. Immer war es ein Zeugniß deutscher Freiheit, daß ein einfacher Mann aus dem Volke nicht verurtheilt wurde, bevor er gehört war vor Kaiser und Reich, wenn auch der Papst es wollte.

So kam denn nach Wittenberg ein Herold mit kaiserlichem Briefe an den „Ehrsamen Unseren lieben, andächtigen D. M. Luther Augustiner Ordens": „Nachdem Wir und des heiligen Reiches Stände vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von dir ausgegangen, Erkundigung zu empfahn, haben wir dir her zu kommen und von dannen wider in dein sicher Gewahrsam zu gehn Unser und des Reichs freie Sicherheit und Geleit geben inwendig 21 Tagen." Gegen alle Abmahnung erklärte Luther sogleich sich bereit: „Was darf ich zweifeln, daß der Herr mich ruft, wenn der Kaiser ruft!" Die Heldensprüche aus dieser Zeit leben noch im Munde und Herzen unseres Volkes. Als er wegfuhr auf sächsischem Rollwagen, den der Rath ihm geliehen, nahmen viele Bürger und Studenten von ihm Abschied, manche in Thränen. Ein deutscher Reichstag war nicht ein Concil, doch meinten's Viele, er werde nicht wiederkehren. Er selbst schreibt nach Jahren von dieser Zeit: „Ich war damals unerschrocken, Gott kann Einen wohl so toll machen; weiß nicht, ob ich jetzt so freudig wäre." Doch geschah auch viel, um ihn zu ermuthigen. Seine Wanderung durch die thüringischen Städte war ein Triumphzug: die Zünfte, die Schulen zogen dem gebannten Mönch entgegen. In Naumburg,

Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach hielt er Gastpredigten. Aber er ward auch bestürmt, sich dem Vaterlande und der Kirche zu erhalten.

In Weimar war eben ein kaiserliches Edict angeschlagen, Luthers Bücher auszuliefern und zu verbrennen. Der Herold fragte wohl auch: „Herr Doctor, wollt ihr weiterziehn? Und er: „Wenn sie ein Feuer anmachten, das bis in den Himmel reichte, will ich doch dem großen Behemot in's Maul treten, Christum bekennen und walten lassen!" Als er am Rhein ankam, erreichte ihn ein Eilbote Spalatins: er möge umkehren, es sei zu spät. Luther sprach: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt ich hinein!" Mathesius bemerkt: „Wenn die Sache gut ist, wächst das Herz im Leibe und giebt Kraft und Muth, Predigern wie Kriegsleuten."

Am 16. April früh 10 Uhr war Luther vor Worms angekommen. Sächsische Edle waren ihm entgegen geritten, der Herold voran, im offnen Wagen saß Luther mit einem Augustiner und mit Amsdorf. Alles Volk in den Fenstern und auf den Straßen sah nach ihm. Auch der Kaiser soll ihn betrachtet und nachher grade über sein Äußeres geurtheilt haben: „Nun wahrlich! der sollte mich zu seinem Glauben nicht bekehren." Luthers Äußeres war damals sehr verschieden von der Gestalt, in der wir ihn im Sinne haben, den Doctor Luther mit dem Gesicht voll Gemüthsruhe und etwas feist im höheren Alter. Lucas Cranach hat ihn zur Zeit der Leipziger Disputation gemalt: eine asketische Gestalt, das Gesicht geistvoll, mit den Spuren schwerer innrer Kämpfe. Als Hübner, der Director der Dresdener Galerie von König Johann beauftragt wurde, ein großes Bild der Leipziger Disputation zu malen, da hat er sich an jenes Bild gehalten und für sein Bild eine Studie daraus gemacht, die nun in meinem Besitze ist.

Luther fand Herberge im Hause des Comthurs der Johanniter, woselbst auch einige sächsische Herren untergekommen waren. Andern Tages am 17. April, 4 Uhr holte ihn der Reichsmarschall ab; wegen der Menge Volkes nahmen sie den Weg durch die Gärten.

Über die Örtlichkeit des Reichstags ist ein Streit entstanden. Man wußte nicht anders, als daß er gehalten worden sei im Palaste des Bischofs, wo auch der Kaiser residirte. Dieses Gebäude ist bei der Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen zerstört worden, und an die Stelle ist ein parkähnlicher Garten im Besitz der Familie Heyl getreten. Man wünschte das große Wormser Denkmal an dieser Stelle zu erbauen, allein die Besitzerin hat ihn gegen billigen Ersatz nicht herausgeben wollen und es erschien eine Schrift, wie man meinte von ihr

bestellt, welche darzuthun suchte, daß die Reichsversammlung damals auf dem Rathhause gehalten worden sei, wo allerdings Kanzleien eingerichtet waren. Aber Luther selbst schreibt: er sei geführt worden in curiam Caesaris, ad caesaream domum, und das ist der bischöfliche Palast.

Die Wache vor der Reichsversammlung kommandirte Georg Frundsberg, der klopfte Luther auf die Schultern und sprach die bekannten Worte: „Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster in unsrer ernstesten Feldschlacht nicht gangen bin. Bist du aber auf rechter Meinung und der Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!"

Um den jungen Kaiser waren fast alle Fürsten des Reiches versammelt. Johann v. Eck, Kanzler des Kurfürsten von Trier, als kaiserlicher Orator fragte, ob Luther die Bücher, die auf einer Tafel lagen als die seinen erkenne und ob er sie widerrufen wolle. Bevor Luther antwortete, sprach Hieronymus Schurf, sein rechtskundiger Collega: „Man lese die Titel!" Als dies geschehn, bekannte sich Luther zu seinen Büchern. Auf die zweite Frage, ob er Alles vertheidigen oder widerrufen wolle: weil dies der Seele Seligkeit und den höchsten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort betrifft, bittet er Kaiserliche Majestät um Bedenkzeit. Nach einer Berathschlagung der Fürsten erklärt der Kanzler: zwar habe er genugsam Zeit gehabt, dies zu erwägen, doch Kaiserliche Majestät aus angeborner Güte gewähre ihm noch einen Tag, sich zu bedenken. In der That er hatte Zeit genug gehabt. Die Möglichkeit eines Widerrufs lag nicht in dieser kühnen, gottgetrosten Seele. Ich denke mir, er bat sich diese Bedenkzeit aus, um Sammlung zu gewinnen zu würdigen Worten vor solcher Versammlung, wie es keine glänzendere auf Erden gab. Wenn Einer auch nichts weiß von Menschenfurcht, dem fällt doch solch ein Anblick der Großen dieser Erde schwer auf's Herz, bis das Auge sich daran gewöhnt. Luther hat den Tag in stiller Erwägung und Gebet verbracht.

Am folgenden Tage war es schon 6 Uhr und die Fackeln angebrannt, als er wieder eingeführt wurde. Viele meinten, er werde widerrufen und sich retten. Nach feierlicher Anrede hinsichtlich des geforderten Widerrufs bat er zu bedenken, daß seine Bücher nicht alle einerlei Art seien. Er scheidet sie in drei Klassen: In etlichen habe er vom christlichen Glauben und guten Werken so einfältig und christlich gehandelt, daß seine Widersacher selbst bekennen müßten, sie seien nützlich und werth von christlichen Herzen gelesen zu werden, wie die päpstliche Bulle selbst

sie als unschädlich anerkenne. Die widerrufend würde er die Wahrheit selbst verdammen. Die andre Art sei wider das Papstthum und die Papisten gerichtet, als welche mit ihren bösen Lehren und Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. Niemand könne verhehlen, daß durch des Papstes Gesetze und Menschenlehren die Gewissen auf's höchste beschwert und die Habe besonders der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen würde. Diese Bücher widerrufen hieße nichts Anderes als die Tyrannei stärken und einem unchristlichen Wesen Thür und Thor aufthun, das dann noch viel weiter schaden und toben würde, zumal wenn man sagen könnte, daß dies auf Befehl Kaiserlicher Majestät geschehe. Die dritte Art sei wider einzelne Personen geschrieben, die sich unterwunden, die römische Tyrannei zu beschützen und die gottselige Lehre, die er gelehrt, zu vertilgen. Da woll er bekennen, mitunter zu weit gegangen und heftiger gewesen zu sein als ihm zieme. Er mache sich nicht zum Heiligen, aber auch diese Bücher wolle er nicht widerrufen, denn solches würde seinen Gegnern neuen Muth machen, sich der Wahrheit zu widersetzen. Hierauf fordert er Widerlegung aus den evangelischen und prophetischen Schriften und ermahnt zu bedenken, wie wunderbar Gott in seinen Gerichten sei, auf daß nicht, wenn man beginne mit Verdammung des göttlichen Worts, das, womit man die Zwietracht beilegen wolle, zu einer erschrecklichen Sündfluth führe und die Regierung des jungen frommen Kaisers, in welcher nächst Gott so große Hoffnung sei, einen unglückseligen Anfang nehme.

Der Kaiser, des Hochdeutschen unkundig, forderte, er möge dies in Latein wiederholen. Luther genügte auch dem. Darauf ermahnte Eck im Sinne eines frühren Beschlusses der Reichsstände, nicht gänzlich einen Widerruf abzulehnen: „Hätte Arius Einiges zurückgenommen, so wären nicht zugleich seine guten Bücher vernichtet worden, auch bei ihm werde man Mittel finden, nicht alle seine Bücher zu verbrennen, wenn er nur das widerrufe, was vom Concil zu Costnitz verdammt sei.“ Da kam Luther auf seine Behauptung zurück, daß auch Concilien irren könnten, und er wolle das beweisen. Dies nannte der Kanzler eine unbescheidne Antwort, auch sei man nicht hier, darüber zu streiten, was die Concilien vor Zeiten beschlossen und verdammt hätten, nur eine schlichte runde Antwort werde von ihm begehrt, ob er Widerruf thun wolle oder nicht. Luther antwortete: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Fürstliche Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne hat.“ Und so sprach er die hohen Worte, mit denen er sich, die heilige Schrift

in der Hand, über die bisher herrschende Kirche stellt und die Sache Gott anheim gibt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Dieses Schlußwort ist neuerdings in Zweifel gestellt worden, und allerdings von den mannigfachen Berichten über Luthers Worte führt nur Einer es an und grade der Bedeutendste unter den Gegenwärtigen, Spalatin, kennt es nicht. Ich kann nun zwar die Meinung nicht theilen, daß Luther so gar nicht gesprochen haben könnte: er würde sich dadurch zum Mittelpunkte der Sache gemacht haben, es wäre theatralisch gewesen, auch bloße Wiederholung des Gesagten; es wäre doch wenigstens die stärkste Zusammenfassung der vorhergehenden Rede. Den Ausdruck: „Hier stehe ich" hat Luther auch sonst in seinen Schriften gebraucht in dem Sinne: ich will mit meiner Person dafür einstehen. Köstlin hat Gründe für und wider beigebracht und die wirkliche Rede Luthers so gefaßt: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich. Gott komme mir zu Hülfe!" Das ist dasselbe nur weniger rhetorisch, auch weniger ergreifend. Wir müssen die Wirklichkeit dieser Worte unentschieden lassen, jedenfalls hat unser Volk sie sich so plastisch vorgestellt.

Auf die Gegenwärtigen aus den romanischen Völkern hat Luther einen besondren Eindruck nicht gemacht, seinen Landsleuten, die noch unentschieden waren, hat er das Herz abgewonnen, den Widerwärtigen imponirt. Viele Ritter und einige Fürsten kamen noch denselben Abend in seine Herberge und schüttelten ihm die Hand. Der alte Herzog Erich von Braunschweig sandte eine silberne Kanne mit Einbecker Bier. Luther fragt: Von wem? Der Edelknabe: der Herzog selbst habe daraus getrunken, er möge sich nichts Böses versehen. Luther: „Wie der Herzog meiner gedacht hat, so gedenke auch der Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein."

Noch dachte man daran, Luther und seine Sache zu retten. Der kaiserliche Beichtvater selbst, Glapio, ein Franciscaner, suchte eine Ausgleichung. Wir haben keinen Grund, darin eine Heuchelei zu finden. Er hat dem Kaiser die Züchtigung des Himmels angekündigt, wenn er nicht helfe die Kirche reformiren. Glapio hielt dafür, da Luther noch nicht durch ein geistliches Gericht gehört sei, habe der Papst noch Gelegenheit, ihn wiederherzustellen. Nur in der Schrift von der „Babylonischen Gefangenschaft", in den Behauptungen gegen Transsubstantiation und Zahl der Sacramente lag ein bestimmter Gegensatz gegen das Dogma der Kirche. Befreundete, auch Fürsten drangen in Luther, dies zurückzunehmen oder auf einen Schiedsrichter

oder ein künftiges Concil zu stellen. Man könnte versucht sein zu wünschen, daß Luther für jetzt nur bei den reformatorischen Behauptungen der Schrift „An den deutschen Adel“ stehn geblieben wäre. Darin war der Reichstag mit ihm einig. Weil Luthers Gegensatz aber Gewissenssache war, aus der Tiefe seiner religiösen Überzeugung entsprungen, konnte er nicht mit sich handeln lassen. Da rief der Kurfürst von Trier: „Was ist endlich zu thun?“ Luther entgegnete mit den Worten Gamaliels: „Ist's Menschenwerk, wird es in zwei, drei Jahren untergehn; ist es aus Gott, könnt ihr's nicht dämpfen.“ Dagegen sind auch römische Rathschläge an den Kaiser gekommen, der darauf antwortete: „Nolo cum Sigismundo erubescere,*) und wenn nirgends in der Welt Treue zu finden wäre, soll man sie doch finden beim deutschen Kaiser.“ Auch unter den Widersachern waren deutsche Fürsten gegen die Schande eines Geleitsbruchs, so Georg von Sachsen: solche Schande werde er nimmermehr zulassen als wider alte deutsche Redlichkeit. Auch war in Worms eine öffentliche Verhaftung Luthers oder eine Mordthat kaum möglich. In den kaiserlichen Gemächern fand sich ein Zettel angeschlagen: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist.“ Am Rathhause ein Anschlag als von 400 verbundnen Rittern, die den Romanisten ewige Feindschaft ansagten, als durch welche Ehre und göttliches Recht unterdrückt werde. So ist denn Luther ein Herold wieder zugeordnet worden 21 Tage zur Heimkehr.

Am 19. April schon hatte der Kaiser eine eigenhändige Erklärung an den Reichstag gesandt: er werde den Glauben behaupten, den seine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser und katholischen Könige gehalten. Dazu rechne er Alles, was auf den Concilien, namentlich zu Constanz, festgesetzt worden sei. Seine ganze Macht, Leib und Leben, ja seine Seele werde er dafür einsetzen. Aber es war nicht die religiöse Wahrheit, noch das deutsche Interesse, sondern die allgemeine politische Lage, welche ihn bestimmte. Was sich lang vorbereitet, kam jetzt zu Tage. Die beiden großen europäischen Mächte, Frankreich und Habsburg, stritten um die europäische Hegemonie. Ihr Schlachtfeld war in Italien zu erwarten, daher die Bundesgenossenschaft des Papstes von Beiden gesucht wurde. Andrerseits in Rom hatte man die Gefahr eines Abfalls der deutschen Kirche in das Auge gefaßt. Dadurch sind wenigstens die Unterhandlungen gefördert worden, die zum Abschluß kamen am 8. Mai: Kaiser und Papst versprachen, dieselben Freunde und dieselben Feinde zu haben. Luthers Vernichtung oder Beseitigung ward

---

*) S. Bd. II. S. 542.

ausdrücklich einbedungen. Auf dem Reichstag schien eine Ächtung in den gesetzlichen Formen doch nicht mehr durchzusetzen. Die Sache ist nicht wieder zum Vortrage gekommen: aber am 25. Mai, nachdem der Kurfürst von Sachsen und andre angesehne Fürsten wieder abgezogen waren, erschien der Kaiser persönlich in der Reichsversammlung, diesmal auf dem Rathhaus, um einigen Beschlüssen seine Genehmigung zu ertheilen. Nach der Sitte gaben die Anwesenden ihm das Geleite zum bischöflichen Palaste. Hier traf man die Nuntien: es waren Breven eingelaufen an Kaiser und Kurfürsten. Nach Eröffnung bemerkte der Kaiser, daß er ein Edict habe ausgehn lassen wegen Luther auf Grund des frühren Beschlusses der Stände. Dieses Edict ist zurückdatirt auf eine Zeit, da der Reichstag noch vollzählig war. Die Reichsstände, davon sehr überrascht, haben mit keinem Worte widersprochen. Das Edict sprach über Luther als ein von der Kirche Gottes abgehaunes Glied, seine Anhänger und Gönner Acht und Aberacht aus. Seine Schriften werden zum Feuer verurtheilt, alle Drucksachen sollen fortan unter bischöfliche Censur gestellt sein.

Was wahrhaft groß ist, hält auch dem Scherze Stand. So ist die gleichzeitige Parodie der Wormser Vorgänge in den Worten der Leidensgeschichte ohne ästhetische oder theologische Bedeutung, aber sie zeigt wie groß man Luther stellte und ohne Gefahr des Freventlichen und Lächerlichen ihn stellen konnte.

§ 187. Die Wartburg und die Stürme zu Wittenberg.

Luther hat in Eisenach den Herold entlassen und seine Großmutter in Möhra besucht. In der Nähe von Altenstein wurde der Wagen durch zwei Reisige überfallen, der Fuhrmann entfloh mit den Pferden. Sie eilten abseits von der Straße, wo Luther ein Reiterkleid überwarf. Der Angriff geschah unter einer Buche, die auf unsre Zeit gekommen ist als Lutherbuche; am 16. Juli 1841 bei einem großen Sturme gebrochen, ist doch die Stammruine wieder ausgeschlagen. Der Herzog von Meiningen hat an der Stätte ein bescheidnes Denkmal errichtet, welches 1857 durch ein feierliches und heiteres Volksfest geweiht wurde.

Am Abend war Luther auf der Wartburg. Es war dies in Worms so verabredet, damit er der Gefahr eine Weile entzogen würde und doch der Kurfürst dem Kaiser nicht obstinat erscheine. Der Kaiser wollte daher den Aufenthaltsort Luthers selbst nicht wissen, auch dieser scheint nicht gewußt zu haben, wohin er in Sicherheit gebracht werden solle; wenigstens schreibt er an Cranach: „Lieber Gevatter Lucas, ich segne

und befehl euch Gott. Ich laß mich einthun und verbergen, weiß selbst nicht wo." Das Stübchen mit dem Tintenfleck ist bei der Restauration der Wartburg geschont worden und jetzt das Ziel vieler Wallfahrer. Luther ließ Haar und Bart wachsen und ist als Junker Jürgen in den Bergen herumgestreift, auch hat er mitunter ritterliche Vergnügungen mitgemacht. Doch Alles erhält theologische Färbung: „Ich bin vorigen Dienstag, schreibt er an Spalatin, auf der Jagd gewesen und habe die süßlich bittre Lust der großen Helden auch einmal kosten wollen: wir haben zwei Hasen und ein Paar arme Rebhühner gefangen. Ein Geschäft, das sich wohl für müßige Leut schickt! So viel Lust mir auch das Ansehn solcher Sachen macht, so sehr hat mich das darunter versteckte Geheimniß und Bild gedauert. Denn was bedeutet das Bild, denn daß der Teufel durch seine gottlosen Meister und Hunde, nämlich die Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Thierlein heimlich jage und fange. Ach! die einfältigen, gläubigen Seelen fielen mir dabei gar zu sehr in die Augen!"

Man meinte draußen, Luther sei heimlich gemordet worden. Albrecht Dürer, damals in Antwerpen, schreibt Freitag vor Pfingsten: „O Gott, Luther ist todt! wer wird uns hinfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? Was hätt er Alles noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! All ihr frommen Christenmenschen helft mir ihn fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende."

So war Luther mitten aus dem bewegtesten Leben in die tiefste Stille gekommen. Es hat ihm dies wenig gefallen: „Ich wollte lieber zu Ehren des göttlichen Wortes auf glühenden Kohlen liegen, als so halb lebend verfaulen." In dieser Stille hat er seine beiden großen Schriftwerke begonnen: die Postille und die Bibelübersetzung. So war der Winter herangekommen. Die Ablaßprediger hatten sich vor dem Sturme verkrochen, den Luther über sie gebracht. Nun ließ doch der Kurfürst von Mainz in seiner Stadt Halle wieder einen Kram aufrichten. Derselbe ließ auch Pfarrer, die sich verheirathet hatten, einziehn. Da schrieb Luther eine Schrift „wider den Abgott zu Halle". Doch bevor er sie veröffentlichte, hat er eine Warnung an den Kurfürsten gesandt in der es heißt: „Es hat itzt Ew. Kurf. Gn. zu Halle wieder aufgericht den Abgott, der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringet, damit frei und öffentlich bekannt, wie alle ungeschickte Thaten, durch den Tetzel geschehn, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Muthwill gewesen sind, der auch, unangesehn mein Verschonen, ihm das allein zumessen will. Es denkt vielleicht Ew. Kurf.

Gn., ich sei nun von dem Plan, will nun vor mir sicher sein und durch die Kaiserliche Majestät den Münch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehn, aber noch soll Ew. Kurf. Gn. wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehn auch die höllischen Pforten, schweige denn Ungelehrte, Päpste, Cardinäl und Bischöfe. Ich will's weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz sollte fürgeben, er wisse nicht oder ihm gebühre nicht Unterricht zu thun, wenn ein armer Mensch von ihm begehrt, und wolle doch wohl darum wissen und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen soll. Mir nicht des Schimpfs, man muß anders davon singen und hören." Er geht hart mit Albrecht und seines Gleichen in's Gericht: „Was hilft doch euch, Bischöfe, daß ihr so frech mit Gewalt fahret, und die Herzen über euch verbittert, und wollet noch möget weder Ursach noch Recht eures Thuns beweisen? Was laßt ihr euch dünken? Seid ihr eitel Giganten und Nimroden von Babylonien worden? Wisset nicht, ihr armen Leute, daß Frevel, Tyrannei, dieweil sie nimmer Schein hat, das gemein Gebet verleurt, nicht mag lange bestehn? Wie eilet ihr zu eurem Unfall als die Unsinnigen, der euch selbs allzu früh kommen wird?" Zum Schluß bittet er um „richtige, schleunige Antwort inwendig 14 Tagen, denn nach bestimmten 14 Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommet eine gemeine Antwort. — — Geben in meiner Wüstenei Sonntag nach dem Tag Catharinae 1521." Und er empfing wirklich eine Antwort von dem Kurfürsten: er habe das Schreiben zu Gnaden und allem Guten angenommen, aber die Ursache sei längst abgestellt, die zu solchem Schreiben bewogen habe. „Denn ich will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet, darum ich auch treulich bitte und lassen bitten will. Denn ich von mir selbst nichts vermag und bekenne ich, daß ich bin nöthig der Gnaden Gottes, wie ich denn ein armer, sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann und täglich sündiget und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts guts an mir ist und sowohl ein unnützer stinkender Koth bin als irgend ein Andrer, wo nicht mehr." So schreibt der erste geistliche Kurfürst des Reiches an den geächteten und gebannten Mönch.

Es wurde in dieser Zeit offenbar, daß der Geist, den Luther geweckt hatte, auch ohne ihn fortschreite, ja zügellos fortschreite. Er selbst hatte in Wittenberg nichts geändert am Gottesdienste, ihm war es genug, die Wahrheit zu verkündigen und seine Seele zu retten. So war denn allmählich eine Kluft entstanden zwischen der Überzeugung der Bevöl-

kerung und dem bestehenden katholischen Cultus und Gesetz. Luthers Ordensbrüder beschlossen auf einem Convent in Wittenberg die Klöster auf- und die stille Messe abzuthun: Niemand könne in der Kutte selig werden. Einzelne Priester traten in die heilige Ehe: als der erste wird Bernhardi, Propst zu Kemberg genannt. Man hat in Sachsen hie und da den 24. August 1521 als Dies liberationis pastorum gefeiert. 1547 im schmalkaldischen Krieg ist jener von Soldaten aufgehängt worden, doch da sie schnell abmarschirten, hat seine Frau ihn retten können. Daneben wird namentlich Siedler, Pfarrer auf der Glashütte genannt, welcher als im Gebiete des Herzogs Georg in dessen Kerker gestorben ist. Der deutsche Sinn für Familienleben bemächtigte sich rasch dieses ersten Segens der Reformation. Man hat berechnet, daß allein in Deutschland an 15 Millionen der Aufhebung des Cölibatsgesetzes ihr Leben und ihre ehrliche Erziehung verdanken — und wir Pfarrerssöhne gehören doch zum tüchtigsten Mittelstande.

In Wittenberg erhob sich die zerstörende Seite der Reformation. Am 3. December 1521 drangen Studenten und junge Bürger bewaffnet in die Kirche, nahmen die Meßbücher weg und vertrieben die Priester vom Altare. Es verbreitete sich die Meinung, daß Der allein ein rechter Christ sei, der an Fasttagen Fleisch esse, nicht zur Beichte gehe, Priester verfolge und Bilder abreiße. So hat man einen Gottesdienst nach Art der Taboriten eingerichtet. Aus Zwickau kamen vertriebne Schwärmer und fanden hier Aufnahme; an ihrer Spitze der Tuchmacher Nicolaus S t o r ch. Es bleibt ungewiß, ob aufgeregt durch Luther, ob durch Husiten im benachbarten Böhmen; das ist doch kein Gegensatz, denn auch die Husiten waren durch Luthers Einfluß neu aufgelebt. Diese Propheten aus Zwickau gingen weit über Luther hinaus; der, wenn auch noch unklar, fand seine Sicherheit und Schranke in der heiligen Schrift. Wie nun das protestantische Princip, wenn auch noch unbewußt, den Menschen auf sich selbst stellt und in sich selbst vertieft, so lag der Gedanke nahe, was die Kirche bisher s i ch zugeschrieben, vielmehr dem Einzelnen, von Gott Erleuchteten zuzuschreiben, und so traten P r o p h e t e n auf, die behaupteten, daß Gott mit ihnen rede und sagten: „Hätte Gott die Menschen mit Geschrift wollen gelehrt haben, so hätt er eine Bibel vom Himmel gesandt." Es ist die subjective, fanatisch aufgeregte Meinung, die sich an die Stelle der hierarchischen Kirche zu setzen unternimmt. Aus prophetischer Macht wurde die Kindertaufe abgethan, eine nahe Verwüstung der Welt und das Kommen des 1000jährigen Reiches verkündet, die Gleichheit der Güter erhofft. Da Alle belehrt werden sollen durch Inspiration, wurde dies gegen Priesterthum und alle Wissenschaft

gewandt. Doctor Karlstadt hat sich diesen Propheten hingegeben: er legte seinen Titel ab und rieth seinen Zuhörern, nach Hause zu gehn und Ackerbau zu treiben, er selbst brachte als Bauer eine Fuhre Holz auf den Markt. Der Rector der Knabenschule warf die Schulbücher zum Fenster hinaus und rief den Bürgern zu, ihre Kinder aus der Schule zu holen, fortab würden alle von Gott belehrt. Surius, ein Carthäuser und lutherischer Apostat, hat 10 Jahre nach Melanchthons Tode behauptet: auch dieser sei zu einem Bäcker in die Lehre getreten um das Wort zu erfüllen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Selneccer erklärte sogleich, es sei schamlose Lüge. Über die Wahrheit dieser Erzählung ist noch in unsrer Zeit gestritten worden zwischen Baur und Möhler. Jetzt liegen Melanchthons Briefe aus jener Zeit vor, in ihnen findet sich keine Spur von Bäckerthum. Wohl aber sagte Luther zu Schweizer Studenten, die nach Wittenberg zogen: Melanchthon lehre das Griechische, den möchten sie fleißig hören. Melanchthon ist nur zweifelhaft gewesen, ob jene vermeinten Propheten aus Gott sprächen.

So drohte die große Sache der Reformation zu einer gemeinen Schwärmerei zu entarten, welche, siegend, den Untergang der gesammten Bildung gebracht hätte.

Da doch die alte Sitte immer noch ihre alten Freunde hatte, standen einander gegenüber, wie sie sich nannten: „Götzenstürmer" und „Götzendiener". Als Luther das hörte, ist es ihm als ein Schimpf erschienen, der das Evangelium treffe. Er ist sich bewußt, daß er allein diesen Schwindelgeist beschwören könne. Seine und des Kurfürsten Sicherheit hält ihn nicht länger auf der Wartburg. Er ist noch in Reitertracht davon geritten, weil er durch Herzog Georgens Land hindurch mußte, um nach Wittenberg zu kommen. Als er Fastendienstag nach Jena kam, ist er im schwarzen Bären eingekehrt. Hier haben ihn zwei Schweizer Studenten aus St. Gallen getroffen, die auf dem Weg nach Wittenberg waren. Im Tagebuch des einen, Johannes Keßler, finden wir davon eine treuherzige Erzählung. Es ist nichts geschichtlich Merkwürdiges, aber aus unmittelbarer Anschauung, und ist hübsch zu lesen, wie sie bei dem fremden Reiter das Psalmbuch in hebräischer Sprache bemerken, und wie Luther so heiter und treuherzig mit diesen Studenten verkehrt, in einer Zeit, wo seine Seele stürmisch bewegt sein mußte, weil er großer Gefahr entgegen ritt. Es war alte Sitte, diese Erzählung hier im Bären vorzulesen, nun ist sie in viele volksthümliche Schriften und Schulbücher übergegangen, daß es des Vorlesens nicht mehr bedarf. Am nächsten Tage nahm Luther sein

Nachtquartier in Borna beim Geleitsmann. Von hier schrieb er an den Kurfürsten einen Heldenbrief. Er gedenkt der Zustände in Wittenberg, und daß die Sorge um den Kurfürsten ihn seiner Sicherheit vergessen lasse, so daß sein Befehl ihn nicht länger in der Ferne halten könne: „Wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, hätte ich verzaget an der Sache. Alles, was bisher mir zu Leid gethan ist in dieser Sachen, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollt's auch, wenn es hätte sein können, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, daß wir's weder für Gott, noch für der Welt verantworten können, und liegt doch mir auf dem Halse und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir von Herzen wehe. Darum, gnädigster Herr, meine Schrift sich nicht weiter streckt denn auf derjenigen*) und nicht auf meinen Handel, daß Ew. Kurf. Gn. sollten nicht ansehen das gegenwärtige Bild des Teufels in diesem Spiel. Und solche Ermahnung, ob sie Ew. Kurf. Gn. nicht noth wäre, ist sie doch mir nöthig zu thun gewesen.

„Von meiner Sach aber, gnädigster Herr, antworte ich also: Ew. Kurf. Gn. weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen, wie ich denn hinfort thun will, einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zum Verhöre und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich dran zweifelte, sondern aus übriger Demuth die Andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu viel Demuth gelangen will zur Erniedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Noth meines Gewissens anders dazu thun. Ich hab Ew. Kurf. Gn. gnug gethan, daß ich dies Jahr gewichen bin Ew. Kurf. Gn. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich's aus keinem Zagen gethan habe. Er sahe mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

„Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium hat gemacht zu freudigen Herrn über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichthum der Zuversicht, daß wir dürfen zu

*) die solche Unlust zu Wittenberg angericht haben. Randanmkg. d. Wittb. Ausg.

ihm sagen herzliebster Vater: kann Ew. Kurf. Gn. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sachen zu Leipzig also stünden wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hinein reiten, wenn's gleich Ew. Kurf. Gn. verzeihe mir mein närrisch Reden neun Tage eitel Herzog Georg regnete, und ein Jeglicher wäre neunfach wüthender denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten, das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurf. Gn. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg habe nicht einmal gebetet und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, dann nimmermehr. Und bitte, Ew. Kurf. Gn. wolle auch helfen bitten und bitten lassen, ob wir das Urtheil könnten von ihm wenden, das ach Herr Gott! auf ihn dringt ohn Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg schnell mit einem Worte erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht.

„Solches sei Ew. Kurf. Gn. geschrieben der Meinung, daß Ew. Kurf. Gn. wissen, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurf. Gn. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Ew. Kurf. Gn. mehr nützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurf. Gn. könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert retten oder helfen, Gott muß hie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurf. Gn. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege Ew. Kurf. Gn. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

„Daß nun auch Ew. Kurf. Gn. begehrt zu wissen, was sie thun solle in diesen Sachen, sintemal sie achtet, sie habe viel zu wenig gethan, antworte ich unterthäniglich: Ew. Kurf. Gn. hat schon allzuviel gethan und sollte gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurf. Gn. oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben, sich und keinem Andern: da mag sich Ew. Kurf. Gn. nach richten. Glaubt Ew. Kurf. Gn., so wird sie sicher sein und Friede haben; glaubt sie nicht, so glaube doch ich, und muß Ew. Kurf. Gn. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil dann ich nicht will Ew. Kurf. Gn. folgen, so ist Ew. Kurf. Gn. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurf. Gn. also sich

halten: nämlich der Obrigkeit als ein Kurfürst gehorsam sein und Kaiserliche Majestät lassen walten in Ew. Kurf. Gn. Städten und Ländern an Leib und Gut, wie sich's gebührt nach Reichsordnung, und ja nicht wehren noch widersetzen noch Widersatz oder irgend ein Hinderniß begehren der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll Niemand brechen noch widerstehen, denn allein Der, der sie eingesetzt hat; sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, sie werden der Vernunft brauchen, daß sie Ew. Kurf. Gn. erkennen werden als in einer höheren Wiege geboren, denn daß sie selbst sollte Stockmeister über mir werden. Wenn Ew. Kurf. Gn. die Thore offen läßt und das frei kurfürstliche Geleit hält, wenn sie selbst kämen mich zu holen, oder ihre Gesandten, so hat Ew. Kurf. Gn. dem Gehorsam genug gethan. Sie können ja nicht Höheres von Ew. Kurf. Gn. fordern, denn daß sie den Luther bei Ew. Kurf. Gn. wissen. Und das soll geschehen ohne Ew. Kurf. Gn. Sorgen, Thun und eigene Gefahr. Denn Christus hat mich nie gelehrt, mit eines Andern Schaden ein Christ sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurf. Gn. selbst die Hand an mich lege, will ich Ew. Kurf. Gn. alsdann sagen, was zu thun ist; ich will Ew. Kurf. Gn. Schaden und Gefahr sicher halten an Leib, Gut und Seele, meiner Sache halben, es glaube es Ew. Kurf. Gn. oder glaub's nicht.

„Hiermit befehl ich Ew. Kurf. Gn. in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir auf's Schierst reden, so es noth ist. Denn diese Schrift habe ich eilend abgefertigt, daß nicht Ew. Kurf. Gn. Betrübniß erführe von dem Gehöre meiner Zukunft [Ankunft]; denn ich soll und muß Jedermann tröstlich und nicht schädlich sein, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein anderer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurf. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Liebe und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann, am Aschermittwoch [5. März] Anno 1522. Ew. Kurf. Gn. unterthäniger Diener Martin Luther."

Am Sonnabend darauf fanden ihn die Schweizer bei Doctor Schurf im Kreis der Freunde. Sonntag Invocavit fing er an, in der Stadtkirche zu predigen und hielt die ganze Woche durch jeden Morgen eine Fastenpredigt.

Seine Stellung war nicht leicht. Gegenüber den weiter Fortgeschrittenen, den Fanatikern des Geistes, den er geweckt hatte, scheint er

dem Gesetz der Revolution verfallen. Da aber ist er der rechte Mann, der auch dem Sturme zu gebieten versteht. Er verwirft nicht an sich was sie gethan, aber die Form ihres Thuns als zu rasch, gewaltthätig gehandelt gegen die Liebe: sie haben die Schwachen geärgert. Er ruft das eigne protestantische Princip für sich an: Jeder ist auf sein eignes Gewissen gestellt, man soll aus der Freiheit kein Gebot machen. Er führt viele biblische Beispiele an. Sie sollen allein vertrauen auf die Macht des Geistes mit seiner Waffe, dem Worte: „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen, dasselbige Wort muß es auch hier thun, nicht wir arme Sünder. Summa Summarum: predigen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen will ich Niemand. Ich kann Keinen mit Gewalt gen Himmel treiben oder mit Knütteln hinein jagen." Er beruft sich auf sein eignes Beispiel, wie er gegen den Ablaß gepredigt und geschrieben, und wie im Stillen das Wort Alles ausgerichtet habe: „Das hat, wenn ich geschlafen habe, oder mit D. Amsdorf und M. Philippsen Wittenberger Bier getrunken, also viel gethan, daß das Papstthum schwach geworden ist und ihm noch kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan, das Wort hat es ausgericht. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte zu Worms ein Spiel angericht haben, daß der Kaiser selbst nicht sicher gewesen wär. Aber was wär's? ein Narrenspiel wär's gewesen und ein Verlust an Leib und Seele." So wendet er sich auch gegen die Zwickauer Propheten. Auf ihn macht es keinen Eindruck, was sie erzählen von ihren Gesprächen mit Gott. Er greift sie an mit gewaltsamen Worten. Als sie auf den Geist sich zurückziehn: „Euern Geist haue ich auf die Schnauzen." Als die Volksgunst sich von ihnen wandte, unterhandelten sie mit Luther. Zum Beweis ihrer göttlichen Sendung wollen sie sagen, was er in diesem Augenblick denke. Da er's gestattet, erklärt Storch: er fühle eine Hinneigung zu ihnen. Luther fuhr auf: „Straf dich Gott, Satan!" Später hat er doch eingeräumt, dies sei wirklich in ihm vorgegangen, aber die Sache wie ihr Wissen davon sei ihm ein Zeichen gewesen satanischer Kräfte. So hat er sie entlassen, seinen Gott setzend gegen ihren Geist.

Die kirchlichen Gebräuche blieben zunächst unbestimmt und frei. Man konnte das Abendmahl genießen mit oder ohne Kelch, nur das Opfer wurde aus der Messe weggelassen. Luther erklärte: „Was nicht wider die heilige Schrift ist, ist erlaubt." Hierdurch erkannte er das Recht einer geschichtlichen Entwicklung in der Kirche an.

Bisher hatte sich die Reformation verbreitet durch Gelegenheits-

und Streitschriften, durch Flugschriften, nun wurde sie durch große wissenschaftliche Unternehmungen tief begründet.

§ 188. Die Dogmatik und die heilige Schrift.

Melanchthons loci communes setzen die erste evangelische Dogmatik an die Stelle der scholastischen sententiae. Sie sind entstanden aus Excursen zu Vorlesungen über den Römerbrief. Der Brief an die Römer, nachdem diese das Kleinod schlecht bewahrt, ist gleichsam ein Brief geworden an die Deutschen. Zwischen der Wittenberger Theologie und dem paulinischen Christenthum findet eine Verwandtschaft des Geistes und der Stellung statt. Paulus hat gegen den Geburtshochmuth, gegen die Gesetzlichkeit und Werkheiligkeit des Judenthums wie des Judenchristenthums betont, daß der Mensch durch die Sünde dem Tod und Gericht verfallen ist, alle seine Werke unzulänglich, Rettung allein im Glauben an die Barmherzigkeit Gottes in Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Augustin hat dieselbe Lehre noch geschärft: der Mensch an sich vermag nichts; Gott Alles. Er hat sie gebraucht für die Unbedingtheit der Kirche, Luther gegen die Gesetzlichkeit und Werkheiligkeit des römischen Katholicismus. Er stellt Alles auf Christum. Alle drei sind gleichmäßig ausgegangen von einem tiefen Gefühl der Sündhaftigkeit; dafür ist der Fall Adams und die Erbsünde der Menschheit nur der dogmatische Ausdruck. Melanchthon hat in den ersten Drucken der loci streng augustinisch im Leugnen der natürlichen Freiheit auch die absolute Prädestination behauptet, im übrigen hat er biblische Einfachheit der scholastischen Subtilität entgegengestellt.

Die erste Ausgabe von 1521 wird als ein Kleinod unserer Universitätsbibliothek bewahrt. Die verschiednen Bearbeitungen sind im Corpus Reformatorum [21. Band] neben einander gestellt. Sie zeigen Melanchthons eigne allmähliche Entwicklung. Luther nennt diese erste evangelische Glaubenslehre „ein unübertreffliches Buch, würdig nicht nur unsterblich, sondern auch canonisch zu werden", Cochläus: die verderblichste Sirene. Es ist charakteristisch für den Protestantismus, daß er früher eine Glaubenslehre erhalten hat als ein Glaubensbekenntniß.

Das Schriftprincip und zugleich die Appellation an sein Volk hat Luther zur Bibelverdeutschung geführt. Es gab damals bereits deutsche Bibeln in mehreren Gestalten, ihnen voraus hat Luthers Übersetzung die volksthümliche und reine Sprache und die größere Treue. Zwar ist seine Übersetzung nicht unabhängig von der Vulgata, und mancher

Irrthum ist durch sie veranlaßt, aber unbekümmert um ihre Autorität. In ihm war Beides vereinigt, sowohl die mächtige Sprachengabe, durch die er doch auch ein Organ der Reformation geworden ist, als auch die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift und die Vertraulichkeit mit ihr. Er konnte später sagen: „Die Bibel ist ein schöner Wald, darin kein Baum, an den ich nicht mit meiner Hand geklopft hätte." Er hat sich die Verdeutschung unsägliche Mühe kosten lassen. Die Schriftsprache mußte für manche Stellen erst geschaffen werden, mit großer Genauigkeit grammatischer Formen, von denen manche uns bereits verloren gegangen sind. So die Unterscheidung der Zahlen: zwo, zween, zwei. Er hat die rechte Mitte getroffen zwischen dem allzu fremden und allzu deutschen. Maße, Münzen, Amtsbezeichnungen verdeutscht er: Groschen, Scheffel, Landpfleger. Er hat sich auf dem Markte unter Bürger und Bauern gemischt, und beauftragt seine Freunde einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke zu sammeln: Schloß- und Hofwörter könn' er nicht brauchen. Noch gab es keine vergleichende Anatomie: er läßt sich durch einen Fleischer einen Schöps abstechen, um die Stellen vom levitischen Opferdienst besser zu deuten. Er läßt sich durch Spalatin eine Auswahl Edelsteine aus dem kurfürstlichen Cabinet kommen, um die Edelsteine der Offenbarung [Cap. 21] richtig zu übersetzen. Die große Mühsal lag im Alten Testament, und darin ist er von den gelehrten Freunden unterstützt worden. Er schreibt davon: „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden." Ein andermal: „Ich hab mich deß beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns oft begegnet, daß wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einzigs Wort gesucht und gefragt. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter, wird aber nicht gewahr, wie viele Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen müssen und uns ängsten." Auch von Gegnern hat er gelernt. Er hatte den Gruß des Herrn übersetzt: „Habt Frieden!" Emser, der Leipziger Theolog und Geheimschreiber Herzog Georgs, der Bock Emser meinte: „Meinst du denn, daß sie sich geschlagen haben?" Und Luther verbesserte: „Friede sei mit euch."

Seine Übersetzung ist nicht ohne kräftiges Vorurtheil. Zu Römer 3, 28 hat er übersetzt: „Wir glauben, daß der Mensch gerechtfertigt werde allein durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes." Das

allein hat er aus eigner Macht hinein gesetzt und hat es gegen den Widerspruch der Zeitgenossen alle Zeit fest gehalten: es sei der Sinn, der in der deutschen Sprache dieses verstärkende Wort fordere, um die Meinung des Apostels klar auszudrücken, und es ist eine gewaltige Verdeutschung.

Über die Wirkung der Volksbibel schreibt Cochläus und klagt: „Handwerksburschen und Weiber lesen das Neue Testament aufs begierigste als Quell aller Wahrheit. Sie tragen es am Busen und lernen es auswendig. Dadurch maßen sie in wenig Monaten sich so viel an, daß sie nicht nur mit katholischen Laien, sondern auch mit Priestern und Gelehrten über den Glauben zu disputiren nicht erröthen."

So wurde die Bibel dem deutschen Volke Schild und Schwert. Es ist allerdings auch mancher thörichte Gebrauch davon gemacht worden, aber es war von größter und segensreichster Bedeutung für die Entwicklung unseres Volkes, daß grade damals, als es zu einem höhren Selbstbewußtsein erwachte, ihm dieses Gottesbuch in die Hand gegeben wurde. Wie es im Druck erschien, Stück für Stück, wie eine Flugschrift, ward es mit dem unmittelbarsten Interesse der Gegenwart gelesen.

Der das gründlichste Verständniß davon hatte, Jacob Grimm, sagt: „Luthers Sprache muß in ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachauseinandersetzung gehalten werden, wovon man bis auf den heutigen Tag nur unbedeutend und meist zum Nachtheil der Kraft und des Ausdrucks abgewichen ist."

In der Freude an seinem Werke schreibt Luther: „Man sieht daran, wie der heilige Geist absonderlich Lust gehabt hat, mit uns Deutschen in unsrer Muttersprache zu reden." Es war diese Bibel die Blüthe der Germanisirung des Christenthums. Ist auch unser Volk durch die Kirchenspaltung auf lange getrennt, so ist hier doch die sprachliche Einigung desselben hervorgegangen. Wer in ganz Deutschland verstanden sein will, muß in der durch Luthers Bibelübersetzung gebildeten Sprache reden und schreiben. Er hat sein Werk fortgebildet in steter Arbeit des beßren Verständnisses und reineren Deutsch bis zur letzten Ausgabe von 1545. Wir können sie jetzt übersehn, nachdem Bindseil, der hallische Bibliothekar eine kritische Ausgabe veranstaltet hat, d. h. den Text von 1545, darunter alle sachlichen und viele sprachlichen Varianten sämmtlicher Ausgaben, die aus Luthers Hand gekommen sind.

§ 189. Der Reichstag zu Nürnberg. Hadrian VI. 1522/23.

Das Wormser Edict gegen Luther ist fast nirgends vollzogen worden. Die Legaten klagten: kaum sei die Tinte trocken, womit der Kaiser es unterzeichnet, so werde es schon überall gebrochen. Trotz der bischöflichen Censur erschien Flugschrift auf Flugschrift im Sinn der Reformation. Hutten schrieb an Aleander, ob er denn meine, mit einem Edictchen, das er einem jungen Fürsten listig abgepreßt, Religion und Freiheit zu unterdrücken! Als vermöge ein kaiserlicher Befehl etwas gegen das unwandelbare Gotteswort! Die Reichsstände entschuldigten sich mit der Gefahr von Volksaufständen. Schon unter Maximilian war es der Plan Fürsten, auch außerhalb des Reichstags durch einen ständigen Ausschuß das Reich zu verwalten, ein Reichsregiment, dessen Präsident nur der Kaiser sei, so weit er gegenwärtig war. Dieser Plan ist von Maximilian niedergehalten worden, er stand unter den Wahlbedingungen Karls V. In Worms ist solches Reichsregiment eingesetzt worden mit dem Sitz in Nürnberg. Als der Kaiser sofort nach Spanien ging, war die höchste Gewalt beim Reichsregiment. Es bestand aus Abgeordneten der Fürsten und den Fürsten selbst, Friedrich der Weise übte entscheidenden Einfluß. Die Majorität war der Reformation geneigt. Hier kann der sächsische Gesandte v. Planitz Luther gegen den Vorwurf der Ketzerei vertheidigen: daß man in Wittenberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalten nehme, daß der eine oder andre Priester sich verheirathe, daß ein paar Mönche ihr Kloster verlassen, könne man nicht gleich Ketzerei nennen; das betreffe Anordnungen, die von Papst und Concilien vor nicht gar langer Zeit gemacht worden, und daher am Ende auch zurückgenommen werden könnten. Wollte man Luther vertreiben, so würden Nachfolger aufstehn, doch ohne seinen Geist, die möchten dann leicht nicht allein gegen die Satzungen der Kirche, sondern gegen Christenthum und gegen Gott predigen. Als der Herzog Georg von Sachsen anzeigte, welche Schmähungen Luther ausstoße gegen Papst und Kaiser, erhielt er im August 1522 die kühle Antwort vom Reichsregiment: „Wir ersehn, daß Ew. Liebden die Schmähungen gegen päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät mißfallen, geben darauf Ew. Liebden zu erkennen, daß wir K. M. Schmach und Schaden nicht gern dulden wollten, wo wir sie erführen und sähen."

Während so die höchste Gewalt im Reiche sich zu Luther neigte, schien der Papst selbst sich an die Spitze einer Reformation zu stellen. Der Nachfolger Leos X, Hadrian VI, ein alter Niederländer, der

des Kaisers Lehrer gewesen ist, war erbittert gegen die römische Unsitte: nur darum hab er seinen Nacken in das Joch der päpstlichen Würde gebeugt, um die verunstaltete Braut Christi zu ihrer Reinheit wiederherzustellen. In der Instruction, welche er Chieregati, seinem Legaten zum Nürnberger Reichstag mitgab, heißt es: „Wir wissen, daß bei dem römischen Stuhl viele Abscheulichkeiten vorgekommen sind, Alles ist zum Bösen verkehrt, vom Haupt hat sich das Verderben auf die Glieder, vom Papst auf die Prälaten verbreitet.“ Aber er haßt Luther als Antischolastiker und Revolutionär. Er nennt ihn einen zweiten Mohammed, weil er wie dieser Vielweiberei gestatte durch Billigung der Priesterehe.

Dieser Legat hat zuerst vor dem Reichsregiment den Vorwurf erhoben, der dann so oft bis auf unsre Tage gehört worden ist: die kirchliche Revolution sei nur das Vorspiel der politischen: „Meint ihr Fürsten, daß jene Söhne der Bosheit ihre Meinung anders wohin richten, als unter dem Namen der Freiheit sich allem Gehorsam zu entziehn! Verseht ihr euch, daß sie, so die päpstlichen Gesetze und der Väter Decrete verachten, euren Gesetzen gehorchen werden!“

Die Volksstimmung hatte sich in Deutschland doch bereits sehr geändert. Als der Legat in Augsburg festlich einzog und nach der Sitte den Segen ertheilte, verhöhnte ihn die Bevölkerung, daher er ganz stille nach Nürnberg geritten ist. Er klagt über einen Prediger, der unter den Augen des Reichsregiments lutherische Meinungen verbreite. Die Klage wurde an den Reichstag verwiesen, der sie ad acta legte. Der Prediger in St. Lorenzo aber sprach nur um so kühner: „Und wenn der Papst zu seinen drei Kronen noch eine vierte sich auf den Kopf setzte, sollte er mich doch vom Worte Gottes nicht abwendig machen.“

Es galt der Botschaft des Legaten eine Antwort zu ertheilen. Im Reichsregimente wurde ein Entwurf derselben berathen: „Wegen der zugestandnen Mißbräuche sei unmöglich, die Bannbulle und das Wormser Edict zu vollziehn. Vor Allem durch Luther sei man über die Mißbräuche unterrichtet worden. Wolle man ernstlich gegen ihn verfahren, so würde Jedermann glauben, man wolle durch Tyrannei die evangelische Wahrheit unterdrücken und unchristliche Mißbräuche behaupten, woraus nur Empörung hervorgehen könne. Auf dem geforderten Concil sollen auch Weltliche Sitz und Stimme haben, auch jede Verpflichtung aufgehoben werden, durch die Jemand verhindert sei irgendwo vorzutragen, was zu göttlichen, evangelischen und anderen gemeinnützigen Sachen nothwendig. Bis dahin solle bei Kurfürst Friedrich und Luther ausgewirkt werden, daß nichts geschrieben werde, das zu Aufruhr und Ärgerniß Anlaß gebe, nur das heilige Evangelium und be-

währte Schrift nach rechtem christlichem Verstande solle man lehren. In diesem Entwurfe wird Luther neben dem Kurfürsten genannt wie eine ihm ebenbürtige Macht. Am 13. Januar 1523 ward er dem Reichstag übergeben. Dort setzten die Bischöfe einige Ermäßigung durch: die Stelle vom Anspruch der Weltlichen auf Sitz und Stimme im Concil wurde gestrichen. Ihr Verlangen statt „bewährte Schrift“ wenigstens die vier großen lateinischen Kirchenväter: Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Gregor I zu nennen als Schriftausleger, führte zu der Fassung: es soll nichts gelehrt werden als das lautere Evangelium, sanftmüthig, nach Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften. Diese Botschaft wurde dem Legaten übergeben und zugleich als kaiserliches Edict im Reiche verkündet. Es war das Gegentheil des Edicts von Worms. Luther und seine Freunde priesen, hierdurch sei Acht und Bann zurückgenommen. Der Reichstag hatte sich dadurch im Sinn des deutschen Volkes an die Spitze einer gesetzmäßigen Reformation gestellt. Wäre man fortgeschritten auf dieser Bahn, wir wären immer ein einiges Volk geblieben. Luther war doch nicht sonderlich zufrieden, wie er sich im Bären gegen die Schweizer Studenten aussprach über das bloße Vergnügungsleben der Fürsten in Nürnberg. In seiner Schrift über die Ursachen, warum Dr. Luther wieder nach Wittenberg kommen, hieß es: „Es ist anders im Himmel, denn zu Nürnberg beschlossen.“ Spalatin, der die Handschrift sah und sie dem Kurfürsten zeigte, forderte nach dessen Dafürhalten eine Änderung, um nicht dieses wohlwollende Reichsregiment zu verletzen, einer der seltenen Fälle, wo Luther, obgleich murrend, nachgab. Er schrieb dafür: „Es ist viel anders im Himmel denn auf Erden beschlossen.“

Hadrian VI hatte den redlichsten Willen: aber die Reform durch einen Papst, der Luthers Untergang forderte, war ohnmächtig an sich. Er war von Solchen umgeben, deren Vortheil in den Mißbräuchen lag. Sein Recht ruhte auf der gleichen Grundlage wie das ihre. Dagegen ein einfacher Mann aus dem Volke, ein Professor, der kann die Decretalen in's Feuer werfen, sein Recht ruht nicht auf vergilbten Pergamenten, sondern steht als ewiges Recht am Himmel geschrieben und quillt noch jung und frisch aus des Volkes Herzen.

§ 190. Verbreitung der Reformation und Beginn der Spaltung Deutschlands (1523—1526).

Die Reformation ist nicht durch eine besondre Mission verbreitet worden, Luthers Missionare waren seine Schriften, die heilige Schrift und

die Studenten von Wittenberg. Man hat es oft als einen Vorwurf ausgesprochen: darin habe die Macht jener Bewegung gelegen, daß sie den Fürsten Kirchengut, den Priestern Weiber, dem Volke Freiheit d. h. Zügellosigkeit versprochen habe. Nun daß diese Dinge mitgewirkt haben, muß man offen einräumen, aber dadurch wäre höchstens ein Umsturz geschehn, ein Reich der Welt gegründet worden, um nicht mit Luther zu sagen ein Reich des Teufels, niemals ein Reich des Geistes. Religiöse Begeisterung kommt nie aus so äußerlichen Motiven, und die hat doch unleugbar dazu gehört, um die neue Kirche aufzuerbauen. Luther ist nur der Gipfel und der Repräsentant dieses religiösen Bedürfnisses und Geistes, darin lag die siegende Macht über weit größere weltliche Kräfte, die dem Katholicismus noch immer zu Gebote standen. Es ist nichts Geringes einen religiösen Glauben aus dem Herzen fast eines ganzen Volkes zu reißen, der doch auch verflochten ist mit vielen weltlichen Interessen. Wie aber Luther in der Volksfrömmigkeit einen großen Bundesgenossen fand, so ist er auch innerlich dadurch gestärkt worden. Einst an einem Sommerabend, als er bekümmert in seinem Herzen noch einen Spaziergang machte und hinkam bis in das nächste Dorf, hört er, wie eine Bauernfrau in der offenen Hausflur ihr Kind beim Schlafengehn ermahnt, für D. Martin Luther zu beten und für seine gute Sache. Da kehrt er fröhlich um und ruft noch Melanchthon an's Fenster: „Philippe, seid guten Muthes, die Kinder beten für uns, ihr Gebet nennt das Wort Gottes eine Macht."

Aber alle jene weltlichen Motive haben mitgewirkt, um die große weltliche Umgestaltung zu bewirken, ohne welche der Umsturz der verweltlichten Kirche unmöglich war.

Im October 1520 schreibt Miltitz aus Leipzig an den Kurfürsten: „Unangesehn das Geleit und die Bulle hat Echius müssen in's Kloster zu den Paulinern flüchten und darf sich nicht schauen lassen. Hat solches Herrn Cäsar Pflugk geklagt, hat Herr Cäsar dem Rector geboten, ein Mandat lassen wider Solche auszugehn, die Echium dieser Maßen plagen. Hat nichts geholfen. Sie haben ein Lied von ihm gemacht und singen's auf den Gassen. Er ist hoch bekümmert, der Muth und das Pochen ist ihm gelegt. Man schreibt ihm alle Tag Brief in's Kloster, sagen ihm Liebes und Gutes ab. Es sind auch über 50 Studenten von Wittenberg da, die sich unnütz auf ihn machen."

Mit Luthers Gotteskraft vereinte sich der Humanisten Menschenwitz, die Reformation erschien als ein Kampf für die Freiheit Deutschlands, ihre Gegner wurden als Dummköpfe oder Verräther verhöhnt,

auch die bildende Kunst trat in den Dienst der jungen streitenden Kirche.

Die deutsche Litanei aus der Zeit des Wormser Reichstages hat die hergebrachten Formeln der Anrufung Gottes und seiner Heiligen für die Kirche parodirt zu Anrufungen für Deutschland, für Luther und seine Freunde gegen die römisch Gesinnten: „Heiliger Franciscus bitte für deine Nachfolger, daß sie nicht Jedermann verleumden! alle heilige Mönche, deren es unendlich wenige gibt, bittet für die Deutschen! vom Joch der Römischen befreie die Deutschen, lieber Herr Gott, von den Annaten mache Deutschland los, von aller Wuth hilf Aleandro!“ Im Schloß des Kurfürsten zu Torgau sah man ein Bild, darstellend die Bundeslade, vorn getragen von Hutten, hinten von Luther. Erasmus mit der Cither zieht voran, im Winkel sitzen zusammengekauert Papst und Kardinäle.

Das Passional Christi und Antichristi, mit Holzschnitten von Lucas Cranach und Unterschriften von Luther, stellt auf der einen Seite dar die Niedrigkeit Christi nach der H. Schrift, auf der anderen die weltliche Herrlichkeit und Üppigkeit des Papstes. Luther berichtet an Spalatin [1521] von einem Fastnachtsspiele, das sehr einfach verlaufen ist: Studenten verkleidet als Papst und Kardinäle ziehen auf mit festlichem Gepränge. Auf dem Markte in Wittenberg werden sie überfallen und aus einander getrieben von einem anderen Studentenhaufen: „und wahrlich, Christi Feind verdient solchen Spott, der die höchsten Könige, ja Christum selbst verspottet“.

Vor Karl V soll in Augsburg 1530 eine stumme Comödie aufgeführt worden sein durch unbekannte Spielleute. Nach der Mittagstafel tritt ein Vermummter in den Saal im Talar der Doctoren, auf seinem Rücken steht „Reuchlin“. Er wirft ein Bündel grade und krumme Stäbe hin und geht ab. Ein zweiter folgt als Weltgeistlicher den Erasmus vorstellend, der sich bemüht, die krummen Stäbe grade zu biegen. Vergeblich! Kopfschüttelnd geht er ab. Darauf ein Mönch als Luther, der zündet die krummen Stäbe an, als das Feuer sich zeigt, geht er ab. Dann kommt Einer als Kaiser, schlägt mit dem Degen dazwischen, aber anstatt zu löschen, schürt er das Feuer nur noch mehr. Endlich der Papst schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und sucht nach Löschmitteln. Er greift zwei Eimer, einen voll Wasser, einen voll Öl. In der Angst greift er nach dem Öl und gießt's in's Feuer. Bei der Verwirrung des aufschlagenden Feuers haben sich die Spielleute von dannen gemacht. Vergeblich hat der Kaiser sie suchen lassen. Da unsre Kunde davon erst aus dem 17. Jahrhundert, und eine ältere

Nachricht von einer ähnlichen Aufführung vor Franz I von Frankreich erzählt, auch damals vor Karl V ein solches Spiel gefährlich gewesen wäre, so ist's vielleicht nur eine Allegorie des wirklichen Verlaufes der Reformation und die Aufführung vor dem Kaiser selbst nur ein Bestandtheil der Dichtung.

Der Papstesel, so weit aus Melanchthons Bericht zu sehen, war ein Monstrum 1496 im Tiber gefunden: ein menschlicher Körper mit einem Eselskopfe. Nach Melanchthon bedeutet dies den Papst, der sich auf die Kirche reime, wie ein Eselskopf auf einen Menschenleib. Er glaubt, dies Ungeheuer sei von Gott unmittelbar erschaffen, zum Zeichen von des Papstes Art und Untergang. Luther in seinen spätren Schmähschriften auf das Papstthum wechselt zwischen beiden Vorstellungen: dem Papstesel und dem Endechrist. Jenes ist gleichsam die komische, dies die tragische Maske oder Allegorie des Papstthums. Er hat auch mythologische Bilder darauf angewandt. So: Abbildung des Babstums durch M. Luther in 10 Holzschnitten [Wittenberg 1545] wahrscheinlich auch von Cranach mit Luthers Unterschriften: 1) Der Ursprung des Papstes; wie der Papst vom Teufel geboren und von den Furien erzogen wird mit der Unterschrift:

„Hie wird geboren der Widerchrist
Megära sein Seugamme ist.
Alecto sein Kindermeidlin
Tisiphone, die gängelt ihn."

2) Ein Esel im päpstlichen Ornat mit dreifacher Krone, bläst auf dem Dudelsack: papa doctor theologiae et magister fidei.

„Der Papst kann allein auslegen
Die Schrift und Irrthum ausfegen;
Wie der Esel allein pfeifen
Kann und die Noten recht greifen."

Die volksthümliche, handwerksmäßige Dichtung ist der Reformation früh zugefallen. Ihr edelster Repräsentant Hans Sachs. Seine „Wittenberger Nachtigall", die den Geisterfrühling verkündet, ist ein Hymnus auf Luther:

„Wacht auf, es nahet gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigal.
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth
Her durch die trüben Wolken geht."

Auch in einfacher Prosa, in einem Dialog hat Hans Sachs die volksmäßige Seite der Reformation ganz aus dem eignen Leben dargestellt, eines Schusters Gespräch mit einem Chorherrn und seiner Köchin:

Köchin: Seid willkommen, Meister Hans! Schuster: Gott dank euch! Wo ist der Herr? Köchin: Er ist im Sommerhaus. Ich will ihn rufen. Herr, Herr! der Schuhmacher ist da! Chorherr: Ah! Beneveneritis, Meister Hans. Schuster: Deo gratias. Chorherr: Was, bringt ihr mir die Pantoffeln? Schuster: Ja, ich gedachte, ihr wärt schon in der Kirche. Chorherr: Nein, ich bin hinten im Sommerhaus gewesen und hab abgedroschen. Schuster: Wie? Habt ihr gedroschen? Chorherr: Ja, ich habe meine Horas gebeten und so dabei meiner Nachtigal zu essen gegeben. Schuster: Herr, was habt ihr für eine Nachtigal? Singt sie noch? Chorherr: O nein, es ist zu spät im Jahr. Schuster: Ich weiß einen Schuhmacher, der hat eine Nachtigal, die hat erst angefangen zu singen. Chorherr: Ei, der Teufel hol den Schuhmacher mit seiner Nachtigal! Wie hat er den allerheiligsten Vater und uns würdige Herrn ausgehohlsägt wie ein Hohlsägbube. Schuster: Ei Herr, fahrt schön, er hat doch nur euren Gottesdienst, Gebote und Einkommen dem gemeinen Mann angezeigt, ist denn solches euer Wesen Hohlsägewerk! Chorherr: Was geht aber unser Wesen den tollen Schuster an? Schuster: Es steht geschrieben: So du deines Feindes Esel unter der Last siehest liegen, laß ihn nicht, sondern hilf ihm. Soll denn ein getaufter Christ seinen Bruder nicht helfen, so er ihn sähe liegen in der Beschwerde seines Gewissens." — Hierauf werden die Gegenstände des reformatorischen Streits volksmäßig mit mancher satyrischen Wendung durchgenommen. So kommt die Rede auch auf die Auctorität der Concilien. Chorherr: So haltet ihr von keinem Concilio? Schuster: Ja, von dem das die Apostel zu Jerusalem hielten. Chorherr: Haben denn die Apostel auch ein Concilium gehalten? Schuster: Ja! Habt ihr eine Bibel? Chorherr: Ja! Köchin, bring das große alte Buch heraus! Köchin: Herr, ist's das? Chorherr: Ei nein, das ist das Decretal, maculir mir es nicht! Köchin: Herr, ist's das! Chorherr: Ja! Kehr den Staub herab! Wohlan, Meister Hans, wo steht's? Schuster: Sucht Actuum Apostolorum 15. Chorherr: Sucht selbst. Ich bin nicht viel darin umgegangen. Ich weiß wohl Nützlicheres zu lesen.

In einem Fastnachtsspiel von Hans Sachs verhört der liebe Gott die Kinder Evas ganz nach Luthers Katechismus. Er hat auch ein Kirchenlied gedichtet: „Warum betrübst du dich mein Herz?" bekannt unter dem Namen: alter Leute Trost in alten Tagen zur Zeit der Hungersnoth.

Dem Volke wurde die Reformation verkündet nicht in der Speculation augustinischer Dogmen, sondern einfach als Rückkehr zum alten Christenthum, zum alten Gott. So 1521 in einer kleinen Schrift, welche zum Titelblatt einen Holzschnitt hat von bescheidner Kunst, allein es drückt den ganzen Inhalt der Schrift aus: Auf der einen Seite der neue Gott, d. i. der Papst, mit der Habichtsnase, mit der sonst der Teufel dargestellt wird, getragen von Scholastikern, Aristoteles, Eck, Cajetan, Sylvester. Gegenüber der alte Gott in seiner Dreifaltigkeit: dazu die vier Evangelisten, Paulus und Luther. Dort Cärimoniendienst und scholastische Lehrmeinungen; hier das einfache Wort Gottes von der Erlösung, von Glaube und Liebe.

Das Evangelium wurde bald durch einen Prediger der Stadt verkündigt oft in unmerklichen Übergängen kraft des Nürnberger Beschlusses, das lautere Evangelium zu predigen, bald durch einen Fremden, ausgetretene Mönche, besonders Augustiner, wo ihnen die Kirche verschlossen war, predigten sie im Freien. So sind die Einzelnen bald allmählich, bald plötzlich, auch durch ein unbedeutendes Wort gewonnen worden. So in Nürnberg kam ein Franciscaner vor eine Schmiede mit dem Bettelsack. Der Meister: „Warum er nicht lieber sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdiene?“ Da wirft der starke Mensch die Kutte von sich ab und tritt als Schmiedgesell ein.

Es hat in wenigen Jahren eine ungeheure Umstimmung stattgefunden zumal im Volksgefühl gegen den Papst. Endechrist, Teufel und Papst wurden in deutschen Landen fast gleiche Vorstellungen.

Der fürstliche Wille hat gegenüber der Volksbewegung theils fördernd theils erschwerend gewirkt.

Friedrich der Weise wurde gegen das Ende seiner Tage der Reformation immer geneigter. Luthers Frömmigkeit und Ehrfurcht vor der H. Schrift hat ihn angezogen: „Alles Andre, so scharfsinnig es lautet, läßt am Ende doch sich widerlegen, nur das göttliche Wort ist die Wahrheit selbst.“ Wie Melanchthon wurde der Kurfürst eine Zeit lang zweifelhaft über die Schwärmer in Wittenberg. Als er seine Räthe und Gelehrten vernommen, ist er tief bewegt von der Möglichkeit, daß jene Leute doch Recht haben könnten. Gegenüber der Reformation pflegte er zu sagen, als Laie verstehe er das nicht, aber ehe er sich entschlösse, gegen Gott zu handeln, wolle er lieber den Stab in die Hand nehmen und sein Land verlassen. Auf seinem Sterbebett hat er das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen und ist gestorben im religiösen Grundgedanken Luthers, im Vertrauen auf Christus allein.

Er war ohne Kinder. Sein Nachfolger, Johann der Beständ-

dige, ein milder, einfacher Herr, friedfertig, doch von großer Entschlossenheit. In sein Exemplar von Luthers Katechismus hat er sich die Losung eingeschrieben: „Gradaus gibt einen guten Renner.“ Wenn Luther vor ihm predigte, schrieb er nach was ihm besonders eindringlich vorkam. In den Abendstunden ließ er sich gern aus Luthers Bibelübersetzung vorlesen. Zuweilen ist er darüber eingeschlafen, denn er war schon bejahrt, erwachend wiederholte er den letzten Spruch, der ihm im Gedächtniß geblieben war.

Der junge Landgraf Philipp, ein mächtiger Fürst damals, als beide Hessen noch vereinigt waren, hatte eine schlechte Erziehung genossen. Wilde Begierden vereinten sich mit treuherziger Frömmigkeit. Wenn er oft vor Tag schon auf die Jagd ging, geschah es doch nicht, ohne eine Messe zu hören. Zuweilen rief er dann ungeduldig dem Pfaffen zu: „Potz Merten, scher dich fort mit deinem Gimpelwerk!“ In der Reformation sah er zunächst nur das Befreiende. Als er in Worms Luther sah, meinte er scherzend: „Man sagt ihr lehrtet, daß die Frauen ihre Männer, wenn sie alt sind, fortjagen dürfen.“ Als dann Luther mit ernstem Wort antwortete, sprach er: „Habt ihr Recht, Herr Doctor, so helf euch Gott.“ Im folgenden Jahre wurden doch in Hessen lutherische Priester vertrieben. Erst als das Volk sich nicht halten ließ, fing der Fürst an, Luthers Schriften und seine Bibel zu lesen. In seinen jungen Jahren erscheint er als der Achill der Reformation, ein Parteiführer, schlau und bieder zugleich, christlich fromm und bibelfest, doch unabhängig von den Theologen oder mit seltsamer Entschlossenheit sie für seine Lüste gewinnend, auf göttliche Hülfe vertrauend, doch der weltlichen Mittel, durch welche eine geistige Revolution in der Welt durchgesetzt wird, kundig und in den Jahren seiner Kraft auch mächtig.

Albrecht von Brandenburg, ein Hohenzoller, der Vetter des Kurfürsten von Mainz, stand an der Spitze des deutschen Mönchsritterthums. In Preußen war der Deutsch-Ritterorden wegen Tyrannei im Innern und Schwäche nach außen so heruntergekommen, daß die Ritter nicht wagten, in ihrer Ordenstracht zu reisen. Albrecht, als Hochmeister des Ordens eine Zeit lang beim Reichsregiment in Nürnberg, war durch den Pfarrer Osiander bedenklich gemacht, ob sein Stand dem göttlichen Wort entspreche, zugleich entschwand ihm damals die Hoffnung einer Reichshilfe gegen Polen. Er nahm die Bibel zur Hand, und auf der Rückreise fragte er Luther um Rath. Der rieth ihm, die Ordensregel zu verlassen, Preußen zum Erbfürstenthum zu machen, und sich zu vermählen. Albrecht war zurückhaltend genug, um über

die Befolgung dieses Rathes zu schweigen. Geheim hielt sich zu ihm der Bischof von Samland, Georg von Polentz. Der stammte aus Sachsen, war Geheimschreiber Julius II gewesen und mit Albrecht bekannt geworden im italienischen Feldzuge, als Jener noch nicht Hochmeister war. Er hat einmal Königsberg gegen die Polen vertheidigt mit gewaltiger Tapferkeit. Damals schrieb er dem Hochmeister: „Was mir bei Tag und Nacht von Kundschaft zukommt, will ich Ew. Gnaden nicht verhalten, und mich ob Gott will bei meinem Hause lebendig oder todt finden lassen, als einem frommen Pfaffen von Adel zusteht. — Ew. Gnaden lasse mit Freuden drein haun, und wird sicherlich inne werden, Gott vom Himmel und unsre liebe Frau, S. Petrus und S. Albertus werden den Unseren sichtlich Beistand thun und helfen." Durch Luthers Schriften und einen Schüler desselben, Brisman gewonnen, hielt Polentz die erste evangelische Predigt am Weihnachtsfeiertage 1523: „Sehet ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute geboren der Heiland. Euch verkündige ich die Freude. Alles, das von Christus mag gesagt werden, hilft uns nichts, bis daß wir hören, wie es Alles uns zu Nutz gesagt wird. Die größte Ursach des Jammers in der Christenheit ist, daß man die Menschenlehr und Gutdünken der Vernunft und der Väter Sprüch, ja auch den blinden Heiden Aristotelem viel höher getrieben hat denn Gottes Wort, wie ich euch derselbigen Art nach gepredigt hab, jetzt aber seh ich aus Gottes Gnaden, daß es eitel Irrthum und Verführung ist. Darum will ich mit göttlicher Hülf und Gottes Wort und dem Evangelio halten, sollt ich gleich Leib und Leben, Gut und Ehre dran setzen." Ihm hat Luther seine Auslegung des Deuteronomiums zugeeignet: „Dem rechtschaffenen Bischof von Samland. Siehe das Wunder! mit vollen Segeln läuft das Evangelium nach Preußen." Und ihm schrieb Luther 1525: „Dich allein unter allen Bischöfen der Welt hat der Herr erwählt und errettet aus den Klauen des Satan." Die Säcularisation von Preußen und Lehnsnahme von Polen, dieser Staatsstreich enthielt ein zweifaches Unrecht, denn Preußen war deutsches Reichslehn und der Hochmeister, der sich zum Herzog machte, nur berechtigt zu persönlicher Verwaltung.

Noch war der politische Stützpunkt der Reformation Sachsen, doch dies nur zur Hälfte. Durch den verhängnißvollen Vertrag von 1485 war es zertheilt zwischen zwei Brüder, die Ahnherrn der ernestinischen und albertinischen Linie, das Besitzthum einer jeden Linie ungefähr gleich an Macht, nur daß die ältere, die ernestinische, voraus hatte die Kur und den Kurkreis an der Elbe, Wittenberg und Torgau, aber

getrennt durch das albertinische Land, das ziemlich dem Königreich Sachsen in seiner damaligen Beschränkung entsprach. Die ernestinische Linie hat als Stammland Thüringen mit dem Osterlande Altenburg mit einem Theil von Franken, Koburg und Meiningen.

Das Haupt des albertinischen Hauses Georg der Bärtige wird von Luther geschildert als unleidlicher Tyrann, doch war er ein ehrenwerther, frommer Fürst. Bereits am 25. Juli 1517 hatte Luther vor ihm gepredigt in der Schloßcapelle zu Dresden, von Staupitz gesandt, über Matth. 20, 20 f., die Wünsche der Söhne Zebedäi. Im ersten Theil sprach Luther gegen der Menschen thörichtes Bitten, dann um was der Mensch beten solle: um Christus allein; er allein unsere Gerechtigkeit, das Heil kommt allein im Glauben an ihn. Die Predigt ist bekannt geworden unter dem Namen der Mönchspredigt. Sie hat einen tiefen Eindruck auf den Herzog gemacht, doch keinen wohlthuenden. Bei der Tafel fragte er die Hofmeisterin des Frauenzimmers: wie ihr die Predigt gefallen habe? Sie antwortete: wenn sie noch eine solche hören könnte, hoffe sie noch einmal so ruhig sterben zu können. Der Herzog, verdrießlich: er wolle viel Geld geben, daß er die Predigt nicht gehört, als welche das Volk nur sicher und ruchlos mache. Auch nach spätern Anzeichen hat sich die Macht jener Lehre vom alleinseligmachenden Glauben ihm aufgedrungen, aber auch das Zweideutige, Mißverständliche daran, die Geringachtung der That gegen den Glauben, des Sittlichen gegen das Religiöse. Seit der Disputation zu Leipzig galt ihm Luther als Ketzer. Auch dessen Schreib- und Streitweise stieß ihn ab. Er schreibt 1523 an König Heinrich von England: „Was hat doch Luthers Geist mit dem Geiste Christi gemein! Christus preist überall die Sanftmuth und Geduld: Luther aber, außerdem daß er dem Jähzorn, der Lästerung und dergleichen Affecten den Zügel schießen läßt, streut Samen der Widerspenstigkeit und des Aufruhrs unter dem Volke aus." Georg hat mancherlei Versuche einer gesetzmäßigen Reformation, wie er sie wollte, gemacht. Er ließ durch Emser auch das Neue Testament übersetzen. Dann wurde er verbittert durch sein vergebliches Widerstreben gegen die Reformation, wie Gott sie gewollt hat. Er ließ den Buchhändler Hergott, der Schriften Luthers gegen sein Verbot verkauft, auf dem Markt in Leipzig hinrichten [1524]. Er nöthigt einen Priester, der auch in Luthers Sinn geschrieben hatte, sein Buch aufzuessen und forderte von den Leipzigern einen Eid, daß sie Luthers Lehre für ketzerisch achteten; die sich weigerten, wurden des Landes verwiesen, an 80 Bürger mit ihren Familien. An diese hat Luther 1533 einen Trostbrief erlassen, darin nennt er

den Herzog einen Holofernus, Kaiphas, Judas und des Teufels Apostel. Als dieser sich deßhalb beim Kurfürsten beklagte, daß Luther seine Unterthanen zur Empörung reize und der Kurfürst Luther zur Verantwortung forderte, hat der geantwortet: er habe die Leipziger Verbannten nicht zur Widersetzlichkeit, sondern zur geduldigen Ertragung der Leiden ermahnt; er habe allerdings Herzog Georg einen Apostel des Teufels genannt, aber dessen politischem Ansehn thue das keinen Eintrag, da Georg als Fürst vor der Welt lobenswerth und ehrbar sei: vor Gott aber steh er nicht höher als Herodes und Judas, und mit jener Eidesforderung müsse er vom Teufel besessen sein, weil er damit die Gewissen der Menschen unterjoche, wie nicht Pfarrer, selbst nicht der Papst gethan. Dies genügte dem Kurfürsten, aber schwerlich dem Herzoge.

Die Macht der Reformation stand im Volke, nicht im Landvolke, aber im Bürgerthum besonders der Reichsstädte, deren Magistrate sich doch vorsichtig noch zurückhielten. Bot die Reformation den Fürsten Kirchengut und Macht über den Klerus, der bis dahin eine unabhängige Corporation bildete, so hat auch der Papst den Herzögen von Baiern Beides ertheilt: ein Fünftel aller kirchlichen Einkünfte. Sie blieben durch den Geist ihrer Universität zu Ingolstadt beherrscht, eine Mauer für den alten Glauben. Pallavicini, auch Bossuet, wissen von einzelnen Gewaltthaten zu erzählen gegen die, welche am alten Glauben festhielten: sie wurden verhöhnt, sahen die Gegenstände ihrer Verehrung in den Winkel geworfen. Solches geschieht, wo das Volk in Masse sich einem neuen Cultus zuwendet. Dazu ist einzelnes Willkürliche geschehen da, wo die Reformation schon gesiegt hatte. So wurde im Braunschweigischen anfangs 1544 ein Gebot erlassen: „Alle Pfarrer, die nicht betagt und gebrechlich sind, sollen bis Fastnacht heirathen bei Verlust ihres Amtes." Wegen dergleichen dürfte Luther gesagt haben: „Macht aus der Freiheit kein Gebot!" Aber es ist doch abgeschmackt, wenn katholische Theologen behaupten, die Reformation sei dem Volke aufgedrungen worden. Die katholische Kirche war im Besitz, auch für die fürstliche Macht lag immer etwas Drohendes in dieser Volksbewegung und welche andre Macht hätten die Reformatoren gehabt als die Überzeugung des Volkes? Gegen Einzelne sind von seiten der Hierarchie ungeheure Gewaltthaten geschehen. Rabus hat gleichzeitige Berichte solchen protestantischen Märtyrerthums zusammengestellt. In Baiern kam es vor, daß Prädikanten die Zunge an den Galgen genagelt wurde. In Brüssel 1523 wurden zwei junge Augustiner eingezogen: „Warum sie sich von Luther verführen lassen?"

„Er hat uns verführt wie Christus die Apostel." Sie sind Beide verbrannt worden. Luther hat ihnen, seinen Ordensgenossen, ein Siegeslied gedichtet.

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel, in dem Niederland,
Wohl durch zwo junge Knaben,
Hat er sein Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret."

Nun wird in der Weise der alten Märtyrerlieder ihr heldenmüthiges Bekenntniß und Sterben geschildert mit dem kühnen und doch so einfachen, volksthümlichen Schlusse:

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

In Meldorf, in den Dithmarschen hatte sich eine kleine evangelische Gemeinde gebildet, von Bremen aus durch den Augustiner Heinrich von Zütphen. Die Dominicaner wirkten bei dem bischöflichen Gericht einen Todesbeschluß gegen diesen aus. Ein trunkner Volkshaufen brach bei Nacht in's Pfarrhaus, Mönche trugen die Fackeln, er wurde zu Tode gemartert. Darauf hat Luther ein Trostschreiben erlassen an die Christen zu Bremen: „Nun ist wiederkommen die Gestalt des rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt gräulich ist anzusehn, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen. Diese und ihresgleichen sind es, die mit ihrem Blut das Papstthum sammt seinem Gott, dem Teufel ersäufen."

So waren seine Thesen zu Todesurtheilen, sein Feuer vor dem Elsterthore zum Autodafé geworden. Wenn er nicht festgestanden hätte im Glauben, wie schrecklich hätte es ihn treffen müssen. So ist er wie Einer, der in Gott ruht und bereit ist, selbst den Scheiterhaufen getrost zu besteigen.

Auf dem Nürnberger Reichstag von 1524 wurde das Reichsregiment aus persönlichen und politischen Gründen gestürzt. Die kaiserliche Macht war dargestellt durch Erzherzog Ferdinand, den der Kaiser belehnt hatte mit den deutschen Landen Habsburg, daher Campeggio, der Legat Clemens VII jetzt eine günstige Antwort erhielt, in der das

Wormser Edict wieder als gültig angesehn wurde. Aber die evangelische Partei setzte die Clausel durch, es solle vollzogen werden, so weit jedem Stande möglich sei, wodurch wieder Alles frei gelassen wurde; auch anstatt der bisherigen Hoffnung auf ein Concil will die Nationalversammlung selbst die Religionsangelegenheiten endgültig ordnen. Wäre diese Versammlung in Speier zu Stande gekommen, es wäre wohl nichts im Glauben geändert worden, aber eine unabhängige Nationalkirche mit Priesterehe und Laienkelch würde entstanden sein. Dagegen kämpfte der Legat und er hat seinen Zweck erreicht durch Spaltung: es gelang ihm, zwischen Ferdinand von Österreich, den Herzögen von Baiern und den meisten süddeutschen Bischöfen zu Regensburg ein Bündniß abzuschließen, kraft dessen sie mit Annahme einer von ihm verwilligten Scheinreformation, Maßregeln gegen den niedern Klerus, durch Decret vom 6. Juli 1524 die Wittenberger Neuerungen von ihren Landen ausschlossen und wegen jeder Gefährde deßhalb sich gegenseitig Schutz versprachen. Schon unmittelbar nach dem Reichstage zu Worms hatte Aleander dieses Spiel in die Augen gefaßt. Er berichtete damals nach Rom: „Wenn auch bei dieser Versammlung nicht grade viel für uns herauskommt, so werden wir doch so viel durch das Edict bewirken, daß Deutschland eine Wunde beigebracht wird, indem die Deutschen selbst gegen ihre Eingeweide wüthen und so in ihrem eignen Blute stracks ersticken werden." Das klingt wie eine furchtbare Weißagung, die seitdem drohend über Deutschland schwebte. So ist von der katholischen Partei das Sonderbündniß ausgegangen. Nicht alle katholischen Reichsstände sind ihm beigetreten, ein Theil scheute die Folgen. Die ausgetretnen Ordensleute und verheiratheten Priester sollten nicht geduldet, sondern nach Nothdurft gestraft werden, alle Bücher werden unter Censur gestellt, alle ihre Unterthanen werden sie von Wittenberg zurückrufen, binnen drei Monaten müssen sie die Stadt verlassen bei Verlust ihrer Benefizien. Kein Inländer, der nach dieser Frist dort studirt, soll je zu einer Pfründe zugelassen werden, sondern gänzlich verachtet sein. Das waren innre Maßregeln, doch die Gesinnung darin drohte mit Gewalt. Auch schrieb der Kaiser drohende Briefe und verbot die Versammlung zu Speier.

So entstand für die Evangelischen die Frage, wiefern erlaubt sei, solcher Gewalt zu widerstehen. Mit religiöser Gewissenhaftigkeit fragte Kurfürst Johann in Wittenberg: wenn der Kaiser Gewalt brauche gegen die Evangelischen, was zu thun sei. Die Wittenberger Theologen antworteten groß und kindlich: der Kurfürst sei gegen den Kaiser so wenig zu einem gewaltsamen Widerstand berechtigt, als der Bür-

germeister von Wittenberg gegen den Kurfürsten; auch dürfe ein Christ nicht Gewalt mit Gewalt abwehren. Doch der Landgraf meinte: er habe nicht Lust, sich um des Evangeliums willen aus seinem Lande jagen und an den Bettelstab bringen zu lassen, wohl aber sei er entschlossen dafür zu sterben, wenn er von seinen Freunden verlassen, von seiner Feinde Übermacht erdrückt werden sollte. Auch verwiesen die Wittenberger Juristen auf die Eigenthümlichkeit der Reichsverfassung: nicht alle Gewalt sei beim Kaiser, auch die Fürsten seien Obrigkeit und verbunden, ihre Unterthanen zu schützen gegen unrechtmäßige Gewalt.

So ist gegen den Regensburger Bund das Torgauer Schutzbündniß zunächst zwischen dem Landgrafen und dem Kurfürsten geschlossen worden [4. März 1526] für den Fall, daß man wegen göttlichen Worts und wegen Abschaffung der Mißbräuche angegriffen werden sollte. Bald traten Lüneburg, Anhalt-Cöthen, Mansfeld, Preußen und Magdeburg zu dem Bunde, der doch schwankend und unbestimmt blieb, zumal Luther höchlichst mißbilligte, daß man sich dem Kaiser widersetzen oder Gottes allmächtiges Wort und Fürsehung durch fleischliche Waffen und Vorsicht schützen wolle.

Die süddeutschen Reichsstädte waren mit dem evangelischen Bündniß meist einverstanden, namentlich Nürnberg und Frankfurt, doch scheuten sie, den Kaiser zu reizen durch offnen Beitritt.

So hat die Spaltung Deutschlands begonnen.

§ 191. Der König und der Theolog.

Bisher hatten sich Gegensätze erhoben, durch welche die Reformation an Kraft und Verbreitung gewann. Allmählich ziehen auch dunkle Wolken herauf und unheilvolle Händel verwirren sich.

Heinrich VIII von England erließ eine scholastische Schrift gegen Luthers Buch von der babylonischen Gefangenschaft. Der Papst hat dem König dafür den Titel ertheilt: „Vertheidiger des Glaubens“, seine Nachfolger haben diesen Titel geführt und Victoria führt ihn jetzt noch. In Rom war große Freude über das Buch des Königs: man nannte ihn den neuen St. Georg, der den Lindwurm erlegt habe. Der König war nicht ohne theologische Bildung. Als nachgeborner Prinz war er zum geistlichen Stande bestimmt gewesen, durch den Tod des ältern Bruders bestieg er unerwartet den Thron. Doch wie große Herren bei ihren Schriften zu thun pflegen, man setzte voraus, er habe dieses Buch nicht ohne Hülfe geschrieben. Selbst in der römischen Verherrlichung wird Einer vorausgesetzt — der heilige Geist. Man hat an Erasmus

gedacht. Für den ist doch die Schrift zu gering, wahrscheinlich war Helfershelfer Lee, der Beichtvater des Königs. So auch Luther: „Es meinen Viele, König Heinrich habe dies Büchlein nicht selbst gemacht. Da liegt mir nichts an, es hab's König Heinz oder Kunz oder der Teufel selbs gemacht. Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle groben Tuchs oder zween dazu gegeben, und der giftige Bube Leus, der wider Erasmum geschrieben hat oder seines Gleichen habe die Kappen geschnitten und mit Futter unterzogen. Aber ich will sie ihnen anstreichen und Schellen daran schürzen, ob Gott will. — Wenn ich darum sollt erschrecken, daß ein König wider mich schreibt, müßte mich vielmehr erschreckt haben, daß der Papst, der aller Könige Muster sein will, wider mich geschrieben hat. Aber ich habe meine Lehre von Gottes Gnaden nicht allein vom Himmel erhalten, sondern auch für Einen erhalten, der mehr vermag in seinem kleinen Finger denn tausend Päpste, Könige, Fürsten und Doctores."

Uns ist von Interesse nur der Ton dieser Schrift wider einen König. Sie trägt den Titel: „D. M. Luther, von Gottes Gnaden Ekklesiaster zu Wittenberg gegen Heinrich von Gottes Ungnaden König von England." „Darf ein König von England seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm wieder fröhlich in den Hals stoßen. Denn damit lästert er meine christliche Lehre und schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Christi, dessen Lehre ich habe. Darum soll's ihn nicht wundern, ob ich den Dreck von meines Herrn Krone auf seine Krone schmiere und sage vor aller Welt, daß der König von England ein Lügner ist und ein Unbiedermann." Daneben regt sich das Selbstgefühl des Gelehrten: „Der König schilt mich, ich hätte aus Haß und Neid wider den Papst geschrieben, sei beißig und hoffärtig und deß viel. Hiermit füllt er nicht ein kleines Stück seines zarten Buchs und ist's ihm auch nicht zu verdenken. Wie sollte ein armer Mann thun, der gern schreiben wollte und könnte nichts! Er muß ja so firlefanzen und mit Worten umherschweifen, daß die Leute denken, er wollte ein Buch schreiben." Weiter ertheilt er ihm Titulaturen: grober Bock, fette Sau, gekrönter Esel, schandbarer Gottesdieb, eingefleischter Teufel, giftiger Thomist, der würdig wäre, daß man ihm den Hintern mit Ruthen striche. An Schimpfen hat es auch der König nicht fehlen lassen. Nach zwei Jahren schrieb Luther einen Brief an ihn in nicht minder unanständiger Demuth. König Heinrich gab den heraus mit seinen Anmerkungen als Mann und als König. Wie ist das zugegangen? Luther erklärt: „Mein gnädigster Herr Christian, König von Dänemark machte mich guter Hoffnung so voll des Königs von England

halber, [daß dieser sich für die Reformation entscheiden werde] ließ auch nicht ab mit Schriften, schenkte mir so viel gute Worte ein, ich sollte nur demüthig schreiben, es würde gewiß Nutzen schaffen, bis ich davon trunken ward und taumelte also." Gewiß dieser Brief war gegen seine männliche Würde, und doch erkennen wir auch hier den Luther, der sich nicht um sich selbst bekümmert, selbst nicht um das, was die Welt und mit Recht Ehre nennt, nur die Sache in's Auge faßt. Doch war er selbst sehr ärgerlich über sein Thun: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtlich mich führen und leiten ließ solchen Junkern zu hofiren."

§ 192. Des Adels- und der Bauernkrieg. 1523—1525.

Ein König hatte gegen Luther geschrieben, rebellische Bauern beriefen sich auf ihn, die das Schlimmste zu bestätigen schienen, was die Gegner der Reformation ihr vorwarfen.

Dem Bauernkriege ist ein Adelskrieg vorangegangen. Der Adel war längst entrüstet über das Umsichgreifen der fürstlichen Gewalt, in Gerichten und Zöllen, durch strenge Ordnung und neue Kriegsführung. Franz von Sickingen, an der Spitze der fränkischen und rheinischen Ritterschaft, griff im geistlichen Fürstenthum das Fürstenthum überhaupt an, Ulrich von Hutten seine Kriegstrompete. Luther hat schon Januar 1521 an Spalatin geschrieben: „Was Hutten erstrebt, siehst du. Ich möchte nicht, daß mit Gewalt und Mord für's Evangelium gestritten würde. So habe ich ihm geschrieben. Durch das Wort ist die Welt besiegt, durch das Wort wird die Kirche erneuert werden; ja auch der Antichrist, wie er ohne äußre Gewalt angefangen hat, so wird er auch ohne Gewalt durch das Wort zu nichte werden."

Sickingen zog im April 1522 aus gegen den Kurfürsten von Trier. Er will ein Ritter sein in der Weise des Mittelalters, doch hingegeben dem Gedanken der neuen Zeit. Wie er Luther eine Freistätte geboten, gründet er sein Recht gegen die geistlichen Fürsten auf Gedanken Luthers. Den Insassen Trirs schreibt er in seinem Aufrufe: er wolle sie vom schweren, unchristlichen Gesetz der Pfaffen erlösen und zur evangelischen Freiheit bringen. Er ist untergegangen an diesem Widerspruch, daß er die Sache des mittelalterlichen Ritterthums führte, und das an der Spitze eines Söldnerheers nach neuer Kriegsart. Zum Kurfürsten von Trier hielt Kurpfalz und Hessen. Im April 1523 wurde Sickingen in Landstuhl belagert, die Mauern und Thürme hielten nicht Stand gegen die Kanonen. Sein Schenkel wurde zer-

schmettert, er mußte die Burg übergeben. Als die Fürsten eintraten, lag er sterbend in einem Gewölbe, das allein widerstanden hatte. Der Kurfürst von Trier sprach zu ihm: „Franz, was hast du mir das gethan, daß du mich und meine armen Leute überfallen hast!" Er antwortete: „Ich habe jetzt einem größeren Richter zu stehn." Jener fragte: ob er dem Caplan beichten wolle. „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet." So verschied er, während die Fürsten auf ihren Knien ein Vaterunser für seine Seele beteten. Wenige Monate später ist Hutten seiner Krankheit erlegen [29. August 1523].

Die Geschichte des deutschen Bauernkriegs ist am vollständigsten zusammengefaßt in einer Schrift von Zimmermann, der zwar kein unparteiischer Geschichtsforscher war, aber ein gebildeter Literat, und die große Quellensammlung, an welcher der protestantische Prälat Schmid in Ulm fast sein Leben durch gesammelt, treulich benutzt hat. Er hat seinem Buch das Motto vorgesetzt aus Sophokles' Antigone: „Ich wag's, ein Grab dem heißgeliebten Bruder aufzurichten."

Es war nicht der erste Bauernaufstand, auch der Aufstand der Stedinger und die helvetischen Kriege gegen Österreich waren Bauernkriege. 1476 verkündete ein Hirt an der Tauber in Bußpredigten das Gottesreich der Freiheit und Gleichheit. Das Volk sang: „Wir wollen's Gott im Himmel klagen, daß wir die Pfaffen nicht sollen todtschlagen. Kyrieleis!" Im Elsaß tobte 1514 der Aufstand vom Bundschuh; seine Losung: Was ist's nur für ein Wesen; man kann vor dem Adel und den Pfaffen nicht genesen. Sie wollen keinen Herrn als Kaiser und Papst anerkennen, Steuern und Schuldzinsen sollen herabgesetzt werden. Zugleich wüthete in Ungarn gegen den Adel ein Bauernaufstand. Solche Aufstände sind stets im Blute erstickt. Doso, der Bauernkönig, wurde auf seinem Throne festgeschmiedet, neun Diener mit ihm; die wurden auf sein Fleisch verwiesen, um davon zu leben. Drei sind doch lieber verhungert.

Dennoch der große deutsche Bauernkrieg ist durch Luther veranlaßt, durch die Art, wie er die Fürsten und Bischöfe angriff und das Volk aufregte. Freilich ist er mißverstanden worden, weil seine christliche Freiheit ganz unbekümmert war um die bürgerliche. Er hat sich dessen, was ihm vorgeworfen wurde, auch angenommen: „Aus dem Evangelium und der göttlichen Wahrheit kommen Teufelslügen, aus Speise wird Unflath, aus dem Luther kommt Münzer, Wiedertäufer und andere falsche Brüder." Es ist das Überstürzende, wie es fast bei jeder großen an sich berechtigten Bewegung vorkommt. In Eisenach hatte Jacob Strauß, der erste evangelische Prediger daselbst, den Communismus

gepredigt: „Alle Ding sollen gemein sein, und soll Jedem zur Nothdurft ausgetheilt werden." Er war doch mehr von Karlstadt und Münzer als von Luther abhängig und spottete über die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben. Die harten, ungemessenen Frohnden, die auf den Bauern lagen, wurden hier und da noch verschärft. In Würzburg hatten 82 Bauern geschworen, ihren Bischof nicht mehr ansehn zu wollen. Er hat ihnen die Augen ausstechen lassen. An einander gefaßt zogen sie bettelnd umher.

In Oberschwaben, Allgäu und am Bodensee versammelten sich zuerst große Bauernhaufen, erst im friedlichen Sinn. Sie wollen Alles nach der H. Schrift ordnen. Aber was Luther auf den Glauben, bezogen sie zugleich auf das Recht als ein göttliches Recht. Vornehmlich in den 12 Artikeln der Bauernschaft ist ihr Sinn dargelegt. Diese 12 Artikel sind zuerst an den Magistrat zu Memmingen 1524 eingegeben worden. Sie enthalten dreierlei Ansprüche: 1) Reformatorische: die Bauern fordern freie Predigt des göttlichen Wortes und das Recht der Gemeinde, ihren Pfarrer selbst zu erwählen, der ihr das Evangelium lauter und klar predige, denn „ohne Gottes Gnade bleiben wir nur Fleisch und Blut und gar nichts nütze". 2) Abstellung einiger Lasten: sie wollen nicht leibeigen sein, denn „Christus hat uns mit seinem Blute erlöst." Sie wollen nur gemeßne Frohnden, so weit sie althergebracht und mit dem Recht erweisbar sind. Abstellung des Besthauptes, jenes grausamen Rechtes, daß beim Todesfalle des Hausvaters der Wittwe und den Waisen von allem Eigenthum das beste Stück weggenommen wird. Abstellung des kleinen Zehnten, den großen, den die H. Schrift verordnet hat, wollen sie zahlen, nämlich den von Körnern; jener galt auch von Gras und Vieh. 3) Sie fordern freies Holz, freien Fischfang und freie Jagd. Sie beweisen das aus der Genesis: denn Gott hat den Menschen zum Herrn eingesetzt über alle Thiere. Der letzte Artikel lautet: „Sollte einer dieser Artikel Gottes Wort nicht gemäß sein, so wollen wir davon abstehn; finden wir aber in der Schrift mehr Artikel, so wollen wir dieses vorbehalten haben."

Diese Artikel sind offenbar von einem evangelischen Prediger aufgesetzt, als solcher gilt Schappeler, Prediger in Memmingen, nach seinem Bekenntniß: „Sie haben mich überkommen, daß ich ihnen ihre Artikel in eine Schrift verfaßt und gestellt habe, das ich keineswegs abredig bin." Auch Götz von Berlichingen, der halb gezwungen einige Wochen ihr Hauptmann gewesen ist, versichert, daß er andre Bedingungen von ihnen nicht habe erlangen können.

Zu Anfang 1525 war eine Erhebung fast des ganzen schwäbischen

und fränkischen Volksstammes, und fast überall siegreich. Adel und Prälaten retteten sich zum Theil durch Verträge mit den Bauern über jene 12 Artikel. Aber im Kampf und Sieg wurden auch kühnere Forderungen gestellt: Als die Grafen Georg und Albrecht von Hohenlohe sich vor das Heer der Bauern stellten, um nothgedrungen in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden, sagte der Anführer: „Bruder Georg und Bruder Albrecht, kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten, denn auch ihr seid nun nicht mehr Herrn, sondern Bauern.“ Einige wollten keine Obrigkeit anerkennen als den Kaiser, der diese Anerkennung offenbar dem Neuen Testament verdankte. Sie wollten kein Haus im deutschen Reiche dulden, das besser sei als ein Bauernhaus. Daneben vernehmen wir auch von einem ebenso kühnen als bedächtigen Entwurfe der Reichsreform: Einheit Deutschlands unter dem Kaiser. Die Kirchengüter eingezogen zu gemeinem Nutzen, um alle Steuern abzustellen, doch sollen die Geistlichen zur Nothdurft daraus erhalten werden. Aber kein Priester soll zugleich Fürst sein oder auch nur obrigkeitliche Gewalt erhalten. Der Bodenzins ablösbar, keine Zölle außer zur Erhaltung der Brücken und Wege. Durch das ganze Reich soll eine Münze und ein Gewicht eingeführt werden. Dazu Abstellung aller Bündnisse der Fürsten und Städte, überall soll nur durch kaiserliche Gewalt dem Recht Schutz werden. Andre Haufen richteten sich besonders gegen den Klerus: sie wollen sich von einer Mönchskutte nimmermehr Gutes versehn, Pfaffenbann ist ihnen als wenn eine Gans sie anbliese, jeden Legaten wollen sie als Verräther an deutscher Nation betrachten, dem Bettelmönch, der Käse fordert, einen Stein nachwerfen, den bischöflichen Offizial mit Hunden weghetzen, einem Pedell, der Citation oder Bannfluch bringt, zum erstenmal die Ohren abschneiden, wenn er wiederkommt die Augen ausstechen.

Alle beriefen sich auf Luther: seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation deuteten sie auf sich. So ergriff ihn denn die Sorge, seine religiöse Erhebung vermischt zu sehn mit solch einem Aufstand. Doch hat er sich anfangs kühn über den Streit gestellt und sich mitten zwischen die kämpfenden Parteien geworfen mit seiner Ermahnung auf die 12 Artikel des Bauernstandes. Er geht sie einzeln durch und gibt ihnen in Bezug auf den Inhalt volles Recht, nur etwas bedenklich wegen der letzten Forderungen, die das Eigenthum Anderer betreffen. Allein ein Christ soll nicht mit Gewalt sein Recht geltend machen. Melanchthon, in seinem Gutachten über die Artikel verdammte sie gänzlich mit dem Gebot eines unbedingten Gehorsams und widerstandslosen Duldens.

Das Umstürzende, verwachsen mit religiösem Fanatismus vollen-

dete sich in Thomas Münzer, Priester aus Stolberg am Harz. Wie Luther genährt an mittelalterlicher Mystik, faßte auch er den Glauben als etwas durchaus Innerliches, aber an die Stelle des geschriebnen Wortes setzte er Gott selbstredend im Innern des Gläubigen. An Derbheit war er Luthern gewachsen: „Ei ließ ich doch den lieben Gott tausend Teufel haben und höllisch Feuer, wenn er mir nicht Bescheid geben sollte, wo ich ihn frage.“ Er war vertraut mit der H. Schrift, immer waren ihm Sprüche zur Hand, auch für seine blutigsten Mahnungen, doch ihr Buchstabe soll ihn nicht binden: „Bibel, Bubel, Babel. Es hilft nichts ohne das lebendige innere Gezeugniß Gottes, wenn Jemand gleich hunderttausend Bibeln gefressen hätte.“ „Seht zu, daß ihr weißagt, sonst wird eure Theologie keinen Heller gelten.“ „Armgeistig mußt du werden, daß du gar keinen Glauben in dir findest, als das durstige Begehren nach dem Glauben, dann öffnet dir der Geist Gottes die Geheimnisse der Schrift, und die Offenbarung kommt hernieder in einer frohen Verwunderung.“ Er hat vor Luther in Allstedt deutschen Gottesdienst eingeführt, und hat gewagt mit ihm zu wetteifern. In einem Brief an die Böhmen unterschreibt er sich: „Martins Nebenbuhler bei dem Herrn.“ Aber er rechnet zum Christenthum: den Leib kasteien und martern mit Fasten, mit schlechter Kleidung, wenig reden, sauer sehn. Er will einen bittern Christus, am honigsüßen Christus werde die Welt sich zu Tode fressen. In ihm war ein tiefes Gefühl für das Elend des niedern Volkes: der gemeine Mann sei mit unerträglichen Bürden überladen, um die unnütze Pracht der Herren zu erhalten, so daß er vor Sorge der Nahrung nicht zum Glauben, nicht zu Gott kommen kann: „Die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsre Fürsten und Herren, nehmen alle Creatur zu Eigenthum!“ Es lagen ihm genug Gründe vor zum Zerfallen mit Luther: „er thut sich gütlich bei Malvasier, heuchelt den Fürsten und spricht Amen zu allem ihren Schinden und Schaben.“ Der Held des Jahrhunderts wird da titulirt: Doctor Lügner, Doctor Ludibrii, Wittenberger Papst, tückischer Kulkrabe, Volksverräther, auch Bruder Sanftleben, Jungfer Martin, die keusche babylonische Frau, und berichtet, welchen unanständigen Gebrauch er von seinen Schriften zu machen pflege.

In solcher Stimmung kam Münzer dem Bauernaufstande entgegen, und ist der Marat der Reformation geworden. Von Allstedt im Sächsischen ausgewiesen, siedelte er sich in der Reichsstadt Mühlhausen an. Dort zum Pfarrer erwählt, setzt er einen neuen evangelischen Rath ein, verkündet allgemeine Gleichheit, einen Bund der Heiligen, die Ausrottung

der Gottlosen. Von hier aus erließ er einen Brief an die Bergleute in Mansfeld: „Lieben Brüder wie lange schlaft ihr? Fahet an und streitet den Streit des Herrn, es ist hohe Zeit! Haltet eure Brüder alle dazu an, daß sie göttliches Gezeugniß nicht verspotten, sonst müssen sie alle verderben. Das ganze Deutsch-Französisch- und Wälsch-Land ist erregt, der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran. Zu Fulda sind in der Osterwochen vier Stiftskirchen verwüstet, die Bauern im Hegau und Schwarzwald sind auf als dreimalhunderttausend stark und wird der Hauf je länger je größer. Allein das ist meine Sorge, daß die närrischen Menschen sich verwilligen in einen falschen Vertrag. Wo euer nur drei sind, die in Gott gelassen alleine seinen Namen und Ehre suchen, werdet ihr hunderttausend nicht fürchten. Die Böswichter sind verzagt wie die Hunde, lasset euch nicht erbarmen, ob euch der Esau gute Worte fürschlägt, 1 Mos. 33. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, sie werden euch so freundlich bitten, greinen wie die Kinder, laßt es euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat, 5 Mos. 7. Uns hat er auch offenbart dasselbige. Laßt euer Schwert nicht kalt werden von Blut, schmiedet Pinckepanck auf dem Amboß Nimrod, werft ihnen den Thurm zu Boden, es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nicht sagen dieweil sie über euch regieren. Dran! dran! dran! dieweil ihr Tag habt, Gott gehet euch vor, folget! Es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit." Unterzeichnet: „Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen."

Es waren doch nur 300 Gewaffnete, die mit Münzer aus Mühlhausen zogen und bei Frankenhausen zu einem Bauernhaufen stießen, der mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld in Unterhandlung stand. Der Graf hatte mit dem apostolischen Spruche zum Gehorsam ermahnt gegen alle Obrigkeit, als von Gott verordnet. Münzer erließ ein offnes Schreiben „Bruder Albrechten von Mansfeld zur Bekehrung," darin es heißt: „Daß du die Epistel Pauli also mißbrauchst, erbarmet mich, du willst die böswichtige Obrigkeit bestätigen in aller Maße, wie der Papst Petrum und Paulum zu Stockmeistern gemacht. Meinest du, daß Gott der Herr sein unverständig Volk nicht erregen könne die Tyrannen abzusetzen in seinem Grimm? Hoseä am 13. und 8. Hat nicht die Mutter Christi aus dem heiligen Geiste geredt von dir und deines Gleichen weißagend, Lucä 1: die Gewaltigen hat er vom Stuhle gestoßen und die Niedrigen [die du verachtest] erhoben. Hast du in deiner lutherischen Grütz und in deiner wittenbergischen Suppen nicht mögen finden, was Ezechiel geweißagt, wie Gott alle Vögel des Himmels auf-

fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten und die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen Hansen, wie in der heimlichen Offenbarung am 18. und 19. beschrieben. Meinst du, daß Gott nicht mehr an seinem Volke denn an euch Tyrannen gelegen? Du willst unter dem Namen Christi ein Heide sein und dich mit Paulo zudecken. Man wird dir aber die Bahn verlaufen. Willst du erkennen, Danielis 7, wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat, und vor uns erscheinen, wollen wir dir das geständig sein und dich für einen gemeinen Bruder haben. Wo aber nicht, werden wir uns an deine lahme schale Fratzen nichts kehren und wider dich fechten als wider einen Erzfeind des Christenglaubens, da wisse dich nach zu halten."

An den Grafen Ernst von Mansfeld auf Schloß Heldrungen schrieb er: „Die gestrackte Kraft, feste Furcht Gottes und der beständige Grund seines gerechten Willens sei mit dir Bruder Ernst. Ich Thomas Münzer, Pfarrherr zu Allstedt, vermahne dich, daß du um des lebendigen Gottes willen deines tyrannischen Wüthens wollest müßig sein und nicht länger den Grimm Gottes über dich erbittern. Du hast die Christen angefangen zu martern, du hast den christlichen Glauben eine Buberei gescholten, du hast die Christen unterstanden zu vertilgen. Siehe an du elender dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volks gemacht, welches Gott mit seinem theuern Blute erworben hat! Du mußt und sollst beweisen, ob du ein Christ bist, du sollst in wahrhaftiger Wahrheit gut sicher Geleit haben deinen Glauben an den Tag zu bringen, das hat dir eine ganze Gemeine im Ringe zugesagt, und sollst dich auch entschuldigen deiner offenbarlichen Tyrannei. Würdest du außenbleiben und dich aufgelegter Sache nicht entledigen, so will ich ausschrein vor aller Welt, daß alle Brüder ihr Blut getrost sollen wagen, wie etwa wider die Türken, da sollst du verfolgt und ausgereutet werden. Denn es wird ein jeder viel emsiger sein an dir Ablaß zu verdienen, denn vor Zeiten der Papst gegeben. Gott hat dich verstockt wie den König Pharaonem, auch wie die Könige, welche Gott wollte vertilgen. Du bist durch Gottes kräftige Gewalt der Verderbung überantwortet. Wirst du dich nicht demüthigen vor den Kleinen, so wird dir eine ewige Schande vor der ganzen Christenheit auf den Hals fallen, du wirst des Teufels Märtyrer werden. Daß du auch wissest, daß wir's gestrackten Befehl haben, sage ich, der ewige lebendige Gott hat es geheißen dich vom Stuhl zu stoßen, denn du bist der Christenheit nichts nütz, du bist ein schädlicher Staupbesen der Freunde Gottes. Gott hat es von dir und deines Gleichen gesagt: dein Nest soll ausgerissen und zerschmettert werden. Wir wollen deine Antwort noch heute haben.

oder dich im Namen Gottes der Heerscharen heimsuchen, da wisse dich nach zu richten. Wir werden unverzüglich thun was uns Gott befohlen hat, thu auch du dein Bestes. Ich fahre daher. Gegeben zu Frankenhausen, Freitags nach Jubilate. Anno 1525. Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideons."

Einige Tage nachher zog das vereinigte kleine Heer katholischer und evangelischer Fürsten gegen die Bauern heran, die größern Zuzug erwartend sich auf einer Anhöhe vor Frankenhausen hinter einer Wagenburg verschanzt hatten, und wenig über 8000, schlecht gerüstet, schon daran dachten durch Auslieferung der Anführer nach dem Antrage der Fürsten Gnade zu erkaufen. Münzer war kein Kriegsoberst und hatte sich nicht dafür ausgegeben, aber wie ein Prophet verwies er die Zaghaften auf Gottes Gebot und wunderbare Hülfe mit allen ihren alttestamentlichen Exempeln. Wenn er auch verhieß alle Büchsensteine, welche die Feinde abschießen würden, in seinen Ärmeln aufzufangen, so war das schwerlich etwas Anderes als ein keckes volksmäßiges Bild für den Glauben an göttliche Hülfe, der Berge versetzt. Als aber während seiner Rede sich am Himmel ein Regenbogen ausspannte, dessen Zeichen die Bauern in ihren Fähnlein führten, das Zeichen des gnädigen Gottes nach der Sintfluth, ergriff er's als eine Bekräftigung des Himmels für sein Wort.

Rings umher blühten die Fruchtbäume, die Bauern sangen bei dem Sturme auf ihre Wagenburg „Nun bitten wir den Heil'gen Geist um den rechten Glauben allermeist" und wurden fast wehrlos niedergestochen an 5000. Ihr Prophet, im Strome der Flüchtigen nach Frankenhausen gelangt, in ein Bett verkrochen, hatte nicht den heroischen Muth eines Märtyrers auf der Folter und auf dem Schaffot, doch hat er auf seinem Todeswege die Fürsten ermahnt, fortan milder gegen die armen Leute zu handeln, so würden sie nicht wieder in solche Gefahr kommen. Er hat auch an die Stadt Mühlhausen einen Abschiedsbrief geschrieben, sie möge von der Empörung ablassen, damit nicht weiter unschuldig Blut vergossen werde, sie möge seines Weibes und Kindes sich annehmen, er selbst, da es Gott gefallen habe, daß er zur Erstattung etlicher Mißbräuche, über die er vom Volke mißverstanden, und weil ein Jeder seinen eignen Nutzen mehr gesucht habe als die Rechtfertigung der Christenheit, von hinnen scheiden solle, sei er's auch herzlich zufrieden. An seiner Richtstätte im Lager vor Mühlhausen standen zwei edle deutsche Fürsten, welche die beiden zwiespältigen Gestaltungen des abendländischen Kirchenthums repräsentiren. Der Herzog Georg von Sachsen sagte zu Münzer: „Laß dir leid sein, daß du deinen Orden verlassen

und die Kappen ausgezogen hast und ein Weib genommen." Der Landgraf Philipp von Hessen sagte: „Münzer, laß dir das nicht leid sein, sondern das laß dir leid sein, daß du die aufrührische Leute gemacht hast, und traue dennoch Gott, er ist gnädig und barmherzig, er hat seinen Sohn für dich in den Tod gegeben."

An 300 Schlösser und Klöster waren von den Bauern zerstört worden. Die Frau des Grafen Helfenstein mit ihrem Kinde, eine Tochter Maximilians, fiel den Bauern zu Füßen, um ihren Mann zu retten; sie haben ihn vor ihren Augen durch ihre Spieße gejagt, während der Pfeifer dazu aufblies. Überall sind doch die Bauern der geordneten Kriegführung und den Kanonen erlegen.

Die Wirkung dieses Aufstandes für die Reformation war eine verschiedene: in der einen Beziehung eine Ermäßigung in Luthers Geiste. Er hatte bisher sich nur dem Geist und Glauben vertraut, nun empfand er das Bedürfniß einer Kirche auf starken historischen Grundlagen. Er setzt immer mehr Grenzsteine, über die er nicht hinaus will. Er erschrak vor seinem Zerrbilde, das in Thomas Münzer ihm entgegen trat, doch auch die Flügel seines genialen Schwungs sind ihm beschnitten worden. Die andre Folge war der Beweis für die Gegner der Reformation, daß sie zum allgemeinen Umsturz führe. Die katholischen Reichsstände fanden in dem Aufstande eine Berechtigung, auch evangelische Prediger hängen zu lassen als im Zusammenhange mit Thomas Münzer stehend. Luther hat das sehr wohl eingesehn: „Wo mir die aufrührerischen Mordgeister mit ihren Bauern nicht vor dem Garn gefischt hätten, sollte es jetzt wohl anders stehn mit dem Papstthum."

Das Urtheil hoher Bildung über Luthers Verhältniß zum Bauernkriege hat Erasmus gesprochen im Hyperaspistes: „Da haben wir deines Geistes Frucht, die Dinge sind bis zu blutigen Händeln gediehen, und Schlimmeres steht zu befürchten. Du freilich wirst sagen, das sei die Art des Wortes. Ich meine doch, daß nicht wenig darauf ankommt, wie Gottes Wort gepredigt werde. Du wirst, das glaub ich, diese Mordbrenner als die Deinigen nicht anerkennen, aber sie sehen in dir den Ihrigen, und schon ist offenbar, daß Viele, die sich als Förderer des Evangeliums brüsteten, den Aufruhr mit veranlaßt haben [er denkt an Karlstadt]. Du freilich hast in einem gar heftigen Büchlein gegen die Bauern den Verdacht von dir abgewälzt, aber die Leute werden dabei beharren, daß du durch deine Bücher, besonders die deutsch geschriebnen, gegen Mönche und Bischöfe, für Freiheit und gegen Tyrannei der Menschen, dieser Tumulte Anlaß gegeben hast.

Noch denke ich nicht so schlecht von dir, daß ich dir solche Pläne zutraue, aber von Anfang an habe ich der Gewaltsamkeit deiner Feder mißtraut und diesen Ausgang der Dinge befürchtet."

§ 193. Erasmus und Luther.

Es ist Zeit, den Erasmus in seinem Verhältniß zur Reformation nicht bloß zu entschuldigen, sondern auch in seinem Rechte anzuerkennen.

Zwei Wege zur Rettung der Kirche waren damals denkbar: der eine durch theologische Bildung des Klerus, durch religiös-sittliche Aufklärung der Gebildeten im Volke — also eine friedliche Entwicklung der Kirche aus ihrer Verderbniß heraus. Der zweite Weg durch das Volk, durch die Massen auf die Gefahr einer Spaltung hin. Erasmus hat Alles gethan, was ein Mensch vermag, für den ersten Weg; Luther ist unwillkürlich doch seiner Natur nach auf den zweiten Weg getrieben worden. Gewiß auch objectiv war er dazu berechtigt: Jahrhunderte hindurch waren alle Gründe gegen die katholische Form der Kirche in Frankreich und Italien bekannt, und doch war nichts geändert worden, während jetzt eine neue Gestalt des Christenthums heran kam. Dennoch Luthers Weg forderte große Opfer und der Ausgang war ungewiß. Am Ende, Recht hat jeder eigene Charakter, wenn er sonst nur ein tüchtiger Charakter ist.

Luther hat immer das bloß Humanistische an Erasmus erkannt, das Abgehen religiöser Begeisterung. Aber wie hoch er den Erasmus noch 1519 über sich stellt, beweist der Brief, durch welchen er auf Anlaß eines gemeinsamen Freundes sich ihm zuerst genähert hat, in demüthiger Haltung. Spalatin erzählt, daß sein Kurfürst im November 1520 zu Köln mit Erasmus zusammentraf und ihn frug, ob er dafür halte, daß Doctor Martinus in seiner Lehre, Predigt und Schriften geirrt habe. Da hob Roterodamus an und sagt rund diese Worte in Latein: „Luther hat gesündigt in zwei Dingen, nämlich daß er gerührt hat an die Krone des Pontifex und die Bäuche der Mönche." Dem Legaten sagte Erasmus damals: wenn es vielleicht jetzt möglich sei, Luther und seine Sache zu unterdrücken, bald werde sie von Neuem ausbrechen. Dem Kaiser schlug er einen Vergleich vor durch erwählte Schiedsrichter, durch gelehrte, billige Männer. Dem Papste hat er gerathen, er möge eine allgemeine Amnestie verkünden und eine Kirchenversammlung aus den unbestechlichsten, friedfertigsten und besten Männern der Christenheit berufen.

An Zwingli hat er 1522 geschrieben: „Es scheint mir als hätte ich so ziemlich gelehrt, was Luther lehrt, nur nicht so heftig und nicht

in so paradoxer Weise." Aber eben deßhalb ist ihm seine Stellung, die er über den Parteien behaupten wollte, verdacht worden. Luther schrieb ihm, Anfang 1524, im Gefühl seiner Männlichkeit: „Dieweil ich sehe, daß Gott dir die Stärke noch nicht gegeben hat, jenen Ungeheuern mit mir entgegenzutreten, so will ich auch nicht in dich dringen und von dir verlangen, was deine Kräfte übersteigt. Ich möchte wohl, daß auch jene abließen, dich so gewaltig zu drängen, und dein Alter in Frieden einschlafen ließen. Und das würden sie, acht ich, thun, wenn sie erwägen würden, wie schwach du bist und wie groß die Sache, die lange schon über dich hinausgewachsen ist. Ist's doch schon dahin gekommen, daß es unsrer Sache nur geringe Gefahr bringen würde, wenn Erasmus sie auch mit aller Kraft bekämpfte, wo er doch jetzt ihr gelegentlich nur einige Angeln legt." Das ist nicht unwahr, doch hart gegen den ruhmvollen Mann. Erasmus hat geantwortet: „Vielleicht würde Erasmus, wenn er gegen dich schriebe, dem Evangelium mehr nützen als gewisse Leute, die für dich schreiben und nicht zulassen, daß man ein bloßer Zuschauer bei diesem Trauerspiel bleibe." Was ihm zuwider war an Luther, ersieht man aus einem Brief an Melanchthon aus demselben Jahre: „Was hat wohl weniger Nutzen für die christliche Frömmigkeit als daß das Volk dieses zu hören bekommt: daß der Papst der Antichrist sei, Bischöfe und Priester, daß es keinen freien Willen gebe und nichts darauf ankomme, was der Mensch für Werke thut. Das wird von Mehreren ohne weiteres unter die Leute gebracht, und die Ungläubigen verkehren es in Schlechtigkeit. Ich will versprechen, niemals gegen die evangelische Wahrheit meine Waffen zu erheben, und eben darum habe ich bisher gezögert, das was mir an Luther mißfällt anzugreifen, damit nicht auch das Gute mit zu Grunde gehe." Wenn er nun dennoch als Gegner aufgetreten ist — und diese Worte an Melanchthon sind schon die Vorrede dazu — so geschah es nach dem Gesetz, daß wo ein Volk und ein Zeitalter über seine Interessen zerspalten ist, es einem bedeutenden Manne nicht gestattet wird neutral zu bleiben. Was ihn abstieß, ist bereits angedeutet in dem Mitgetheilten: vorerst die Form Luthers, die aufständische Wahrheit, die veritas seditiosa, wie er's nannte. Erasmus war ein Mann des Friedens, der kein Bedenken trug, von sich zu sagen: „Mir ist Zwietracht so verhaßt, daß mir selbst die Wahrheit mißfällt, wenn sie aufständisch ist." Aber auch das augustinische Dogma von der Unfreiheit des menschlichen Willens und seine Folge, die absolute Prädestination. Darin erkennt man des Erasmus Redlichkeit wie seinen Verstand, daß er nur dies angegriffen hat, was dem gesunden Menschenverstand widersprach und was einen Wider-

spruch enthielt gegen den freien Geist der Reformation. Und so die seltsame Erscheinung: der Held des befreiten Christenthums kämpft gegen die Freiheit, Erasmus als Kämpe der katholischen Kirche für diese höchste Freiheit der sittlichen Kraft vor Gott.

Erasmus hat in seiner Streitschrift mit dem Titel: de libero arbitrio im ersten Theil die Stellen der H. Schrift behandelt, die unleugbar die natürliche gotterschaffne Freiheit des Menschen bekennen, dieses unverlorne, unverlierbare Gut. Im zweiten Theil betrachtet er die Stellen, die scheinbar dagegen sprechen: daß Gott den Pharao verstockt habe, daß nach Paulus Gott die Einen geschaffen habe zu Gefäßen der Ehre, die Andern zu Gefäßen der Unehre.

Luther schrieb dagegen: de servo arbitrio, und geht dabei von diesen Stellen aus: sie enthalten die evangelische Wahrheit. Die andern, scheinbaren für die Freiheit des Menschen deutet er nach den Aussprüchen seines ersten Theils. Wenn Gott, wenn Christus etwas gebietet was die Kraft es zu erfüllen vorauszusetzen scheint, so geschehe es nur zum Beweise unserer Ohnmacht, zur Überführung der Sündhaftigkeit. In dunkler, fast dualistischer Phantasie versteigt Luther sich zu jener Versicherung, der Mensch sei wie ein Reitthier, Gott und der Teufel streiten um ihn, wenn Gott ihn führt, dann geht es stracks gen Himmel; reitet ihn der Teufel, so geht's zur Hölle. Beide gingen aus von der Annahme, daß alle Bücher der H. Schrift eine Lehre enthalten und beide zugleich von ihrer dogmatischen Voraussetzung. Luther hatte zur Grundlage die augustinische Erbsünde, wonach die Menschheit, ohnmächtig in allen religiösen Dingen, nichts vermag und Gott allein Alles wirklich. Er leugnet das Können des Menschen, um Alles zu empfangen von Gottes Gnade aus Christi Hand. Mitunter beruft er sich auch auf die Machtvollkommenheit Gottes, die keinen Raum lasse für die menschliche Freiheit.

Luther erkannte in Erasmus seinen Hauptfeind, der nicht mit Beisachen und losen Händeln vom Papstthum, Fegfeuer und Ablaß ihn angegriffen, sondern ihm grade an die Gurgel gegriffen habe. Nun Erasmus war Gegner seines augustinisch-dogmatischen Systems, nicht seiner reformatorischen That, er hat den Augustiner angegriffen, nicht den Reformator.

Der Zwiespalt zwischen Luther und Erasmus wurde erbittert durch die Verschiedenheit der Charaktere. Luther war ein volksthümlicher Mann im besten Sinne des Wortes, Erasmus ein Mann der Vornehmen und Gelehrten. Auch in ihren ähnlichen Lebensbahnen waren verschiedne Beweggründe. Luther war Mönch geworden aus innerm

Drange, Erasmus weil er nicht die Energie hatte, es abzulehnen. Luther wurde aus dem Kloster befreit durch Gott in seinem Gewissen, Erasmus durch päpstliche Dispensation. Als Luther sich entschloß, Doctor der Theologie zu werden, erschien's ihm wie ein göttlicher Beruf, Erasmus sah nichts darin, doch that er es der Leute wegen. Erasmus besaß eine rein menschliche Bildung, das humanistische Wissen ist ihm das Höchste, die Wissenschaft sein Reich, für das er Muße und Frieden fordert; für Luther war die Religion Alles. Sein einziges egoistisches Interesse ist jenseits die ewige Seligkeit. Erasmus konnte von sich schreiben: ego mundi civis esse cupio, concivis omnium. Luther will nur Bürger der civitas Dei sein, wenn schon die ganze Welt gegen ihn sei. Luther hat seit jenem Streitschriftenwechsel nur gelegentlich bittre Äußerungen gegen Erasmus hingeworfen. 1533 schreibt er an seinen Sohn: „Erasmus, der Feind aller Religion und vornehmster Gegner Christi, ein echter Epicur und Lucian." Bei Tisch, als sein Bild gezeigt wurde, sagte Luther: „Erasmus, wie sein Angesicht zeigt, wird ein listiger, tückischer Mann sein, der Gott und die Religion verspottet hat. Er braucht wohl feine Worte: der liebe Herr Christus, das heilbringende Wort! Aber in Wahrheit hält er's für kalt Ding. Ich bitt euch Alle, denen Christi Ehre und das Evangelium Ernst ist, ihr wollet dieser Otter gram sein." Und nach seinem Tode: „Seine fürnehmste Lehre ist gewesen, man soll sich nach der Zeit richten und den Mantel nach dem Winde richten. Hat allein auf sich gesehn und ihm selbst gelebt, daß er möchte Ruhe und gute Tage haben, und ist gestorben wie ein Epicuräer.

Erasmus hat auch keinen Dank gehabt für seine Erhebung gegen Luther. Noch 1527 hat die Sorbonne seinen Satz feierlich verdammt, daß die H. Schrift in volksthümlicher Übersetzung für Jedermann zu lesen sei. Die Mönche, die viri obscuri blieben dabei, die ganze zerstörende Richtung des Zeitalters gehe von Erasmus aus, er habe durch seine Scherze und Spöttereien Alles wankend gemacht, was jetzt Luther in bittrem Ernst einstürze.

Seine Schriften sind dem Index nicht entgangen. Paul IV hat sie alle darauf gesetzt, „auch so weit sie gar nichts gegen und über die Religion enthalten". Erasmus ließ bei Froben in Basel noch 1533 über den 83. Psalm eine Auslegung erscheinen: de amabili ecclesiae concordia ohne Groll, noch immer scherzend: sein Herz sei katholisch, sein Magen lutherisch. Rings um ihn hatte die Reformation gewirkt, er ist doch sanft und heiter gestorben ohne letzte Ölung und ohne alle kirchliche Cärimonien.

So war denn die Reformation von den Volksmassen gemißbraucht, mit der höchsten Intelligenz des Zeitalters zerfallen, dennoch unbesiegt, weil sie nothwendig war.

§ 194. Ein Blick auf Luthers Hauswesen.

Die sächsischen Augustiner hatten 1521 die Gelübde für frei erklärt, drei Jahre nachher übergab Luther das Kloster dem Kurfürsten, der ihm die Gebäude schenkte. Er trug seitdem einen Talar, wie die Rathsherrn. Der Gedanke einer Vermählung hat ihm im Jahre 1521 noch sehr fern gelegen. Er schreibt von der Wartburg: „Guter Gott, unsre Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! Nun mir sollen sie keines aufhängen!" Als dies doch endlich geschah, war es ein erwünschter Anlaß zu Schmähungen gegen ihn. Man erinnerte an die alte Sage: aus der Verbindung eines Mönchs und einer Nonne werde der Antichrist geboren werden. Erasmus meinte freilich: „dann hätten wir schon Tausende von Antichristen." Doch fügt er hinzu: „Es scheint, daß diese Tragödie endigen wird wie eine Comödie." Auch Melanchthon hielt dafür, diese Vermählung geschehe zur unrechten Zeit, zumal wegen des Bauernkriegs, doch mag er ihm nicht Vorwürfe machen, da Luther ohnedem trauriger sei als sonst. Man könnte es für edler halten, wenn Luther auch den Schein vermieden hätte, als wenn er etwas für sich suche und annehme wie etwa jener Paphnutius in Nicäa, der selbst ehelos für die Ehe eintrat.

In zweifacher Beziehung könnte man sich doch wohl eine volle Berechtigung seiner Vermählung denken: wenn eine gewaltige Stimme seines Herzens ihn dazu bestimmt hätte wie Abälard, oder wenn es eine That des Reformators gewesen ist, der ein schönes Menschenrecht, das er durch muthiges Wort für Tausende wieder gewonnen, durch eigne That bewähren will.

Weder die eine noch die andre Annahme ist nach den geschichtlichen Thatsachen berechtigt. Was man schwärmerische Liebe nennt, die hat Luther nicht empfunden und am allerwenigsten hat ihn Katharinas Schönheit bezaubert. Die Katholiken, auch Erasmus, haben sie zwar gepriesen, doch auf Lucas Cranachs Bilde zeigt sie ein freundlich ehrbares, durchaus nicht schönes Gesicht. Luther war 42, sie 26 Jahre alt, geboren am 29. Januar 1499. Sie war seit dem 16. Lebensjahre Nonne zu Nimbschen (Nimtzsch) bei Grimma, einem Cistercienser-Kloster für adlige Jungfrauen, die, ergriffen von der allgemeinen Bewegung nach Freiheit verlangten und sich deßhalb mit einem Briefe an

Luther gewandt hatten. Einige sind durch Wittenberger Bürger befreit worden, unter ihnen Katharina von Bora. Sie gehörte dem sächsischen Adel an, doch war ihre Familie verarmt. Diese Nonnen saßen nun ziemlich hilflos in Wittenberg, erhalten durch Luther und seine Freunde. Die Auskunft, sie zu verheirathen erschien wie Nothwendigkeit. So hat Luther auch Katharina ausgeboten an Baumgärtner, den Nürnberger Patricius und an Glatz, Pfarrer in Orlamünde. Der Erste, dem sie geneigt war und der sie liebte, hat sie verlassen. Luther nennt ihn wohl neckend ihre alte Flamme, ihr ehemalig Feuer. Den Glatz hat sie nicht gewollt. Zu Amsdorf sagte sie: ihn wolle sie nehmen oder Luther. Das ist ein seltsames Dilemma und man könnte darin eine verhüllte Neigung sehn. An Amsdorf schreibt Luther: „Es ist wahr, ich habe mich mit Katharina plötzlich verlobt, bevor ich allerlei stürmische Rathschläge hätte zu Ohren bekommen. Ich vermeine nur eine kurze Spanne noch zu leben und habe diesen letzten Wunsch meinem drängenden Vater nicht unerfüllt lassen wollen. Denn ich liebe das Weib nicht noch entbrenne ich nach ihr, sondern ich schätze und ehre sie.“ Das ist doch ein seltsamer Grund, weil er dem Vater zu Willen sein wollte, darin ist er sonst nicht allzu eifrig gewesen! Am meisten lutherisch scheint noch ein hingeworfnes Wort fünf Wochen vorher an einen Mansfelder Freund: „Ihm [dem Teufel] zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe.“

Man hat neuerdings herausgebracht, Luther sei nur durch Civilehe verheirathet gewesen. Er hat zu einem Abendessen, Dienstag, den 13. Juni 1525, einige Freunde geladen, unter ihnen war Bugenhagen, aber nicht Melanchthon. Vor diesen hat er sich feierlich mit Katharina versprochen. Ein solches feierliches Versprechen galt nach canonischem Recht vollkommen gleich mit einer Verehelichung im Sinne der Kirche. Und seit dieser Zeit ist wahrscheinlich auch Katharina in seinem Hause. Vierzehn Tage nachher hat er seine Eltern und mehrere Freunde zu einem Hochzeitsmahl geladen und mit der Jungfrau seinen Kirchgang gehalten, der verbunden war mit Einsegnung. Also war er vermählt nach canonischem Recht.

Katharina ward eine einfache, fromme, rüstige, deutsche Hausfrau. In Wittenberg hat man sie als herrschsüchtig angesehen, Luther nennt sie zuweilen scherzend catena mea, auch lieber Herr Keth! Schwerlich aber hat er unter dem Pantoffel gestanden. Als einst ein gelehrter Engländer sein Gast war, der seinen Wunsch aussprach, Deutsch lernen zu wollen, sagte Luther: „Ich will euch mein Weib zum Präceptor geben, die soll euch die deutsche Sprache fein lehren, denn sie ist sehr

beredt, kann es so fertig, daß sie mich weit übertrifft.“ Darin liegt wohl etwas Schelmerei. In Briefen bei seinen kurzen Abwesenheiten herrscht das Heitre und Scherzende vor bei tiefer religiöser Gemeinschaft. Mit echt deutschem Sinn hat Luther fortan alle Freuden und Schmerzen der Kinderstube und des eignen Hauses durchlebt. Er schreibt mit großer Freude an Spalatin, als sein Erstgeborner Hänschen den ersten Zahn bekommt, und ist untröstlich, als das zweite Kind Elisabeth nach einem Jahre starb: „Ich muß mich wundern, was für ein krankes, fast weibisch Herz sie mir zurückgelassen, also jammert mich ihrer. Hätte ich's doch zuvor nimmer gedacht, daß dem Vater das Herz könnte so weich werden gegen die Kinder.“ Noch ein Kind Magdalena hat er begraben im 13. Jahre und ihm diese Grabschrift gesetzt:

„Hier schlaf ich Lehnichen, Doctor Luthers Töchterlein,
Ruh mit allen Heiligen in meinem Bettlein,
Die ich in Sünden war geboren,
Hätt ewig müssen sein verloren,
Aber ich leb nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut.“

Sein Dogma ist Luther ein Trost gewesen. In den Kindern sah er seinen naiven Glaubensmuth erfüllt: „Wir Alten haben Zweifel und Herzeleid.“

Wie er mit ihnen zu reden verstand, ersieht man aus seinem Briefe von der Veste Koburg an Hänschen:

„Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heim komme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind.“ Da sprach ich: „Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birn essen möchte und sollte feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?“ Da sprach der Mann: „Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit

kleinen Armbrüsten schießen." Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: „Ach lieber Herr ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Sohne Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen." Da sprach der Mann: „Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also." Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lenen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther."

Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben würdige Männer und Frauen aus Luthers Nachkommenschaft gelebt, kein Theolog, kein ausgezeichneter Geist unter ihnen, der Strahl des Genius hat nur einmal gezündet. Von Töchtern und von Vaters Brüdern leben zahlreiche Nachkommen, auch noch auf dem Thüringer Wald.

In Wittenberg haben sich zuweilen Gerüchte verbreitet von gegen Luther ausgesandten Mördern. Das hat sich doch nie bestätigt. Nach den Erfahrungen von der Wartburg mochte man einsehn, daß der zerstörende Geist auch ohne Luther fortschreiten würde. Doch konnte ein einzelner Fanatiker auch darauf verfallen, dadurch Gott einen Dienst zu thun. Zuweilen ist sein alter Trübsinn über ihn gekommen. Der Grund ist jedenfalls ein körperlicher, doch zugleich mag die Last des Ereignisses, welches auf ihn gelegt war, dazu beigetragen haben. Wer auserkoren ist, ein Neues zu schaffen, indem er das Alte zertrümmert, der muß zugleich einen Theil seines eignen Lebens mit in Trümmer schlagen. Aber seine trauliche Weise, und wie er an Allem Theil nahm, was damals das Herz eines deutschen Mannes bewegte, sieht man aus seinen Tischreden. Es sind Aufzeichnungen verschiedner seiner Tischgenossen, Manches erst nach spätrer Erinnerung, und der Natur der Sache nach nicht jedes Wort authentisch. Doch das unsrer Sitte oder unsrem Ideal Anstößige ist am wenigsten hinzugedichtet, Vieles trägt unverkennbar Luthers Gepräge. Der Inhalt ist nach den Gegenständen gruppirt. Vorherrschend ist in diesen Tischreden ein heitrer Lebensmuth. Zu Sprüche 31 V. 10 die Glosse: „Nichts Lieberes auf Erden als Frauenlieb', wem's kann werden." Nur in der Volkssage: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Dieses

Wort könnte echt sein, denn mit der Kutte hatte Luther, bei tiefem Ernste, doch alle Askese abgethan. Ein Capitel handelt über Gäste bitten, sich putzen, essen und trinken, fröhlich sein, tanzen, als gebräuchlich und unbedenklich. „Glaube und Liebe wird durch Tanzen nicht vertrieben.“ „Comödie spielen soll man nicht wehren. Es wird darin fürgehalten aller Dignitäten und Ämter Gebühr, wie ein Jeglicher sich in seinem Stande halten soll, als in einem Spiegel. Item werden darin angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge. Was denn sehr nutz zu wissen ist, und Christen sollen Comödie nicht fliehen, darum daß bisweilen große Bübereien darin sind, da man doch um diese willen auch die Bibel nicht dürfte lesen.“ Er hat jedenfalls die Fastnachtsspiele von Sachs gemeint. Melanchthon hat jung selbst in einer lateinischen Comödie mitgespielt, dergleichen auch in Luthers Hause aufgeführt worden sind nach Weise der mittelalterlichen Mysterien.

Wir erfahren wenig von einer Freude Luthers an der Natur. Von der Leipziger Disputation ist angemerkt worden, daß er auf dem Katheder immer einen Strauß Nägelein in der Hand hielt. An seinem Klostergarten hat er wenigstens eine Zeit lang große Freude gehabt, er bestellt sich Sämerein aus Nürnberg und pfropft selber. Auch die Vögel hat er in seinen Schutz genommen und seine gewaltige Feder nicht zu vornehm geachtet, um ein scherzhaftes Bittschreiben und Beschwerde im Namen der kleinen Vögel gegen seinen Famulus aufzusetzen, als der einen Vogelheerd angelegt hatte. Er macht viel Wesens daraus, wenn der Kurfürst ihm einen Eimer Wein, Tuch zu einem Talar, Karpfen u. s. w. schickt: er habe das nicht verdient, es werde Anderen entzogen, der Kurfürst habe ohnehin genug zu geben. Übrigens hat er nicht in Armuth gelebt, sondern in jener aurea mediocritas, ohne die Sorgen der Armuth noch des Reichthums. Er hatte einen Gehalt von 200 Gulden und bei beßrer Ausstattung der Universität sind ihm noch 100 Gulden zugelegt worden. Das beträgt nach unsrem Geldwerthe ungefähr so viel wie 4000 Mark und damit konnte ein Professor wohl auskommen. Honorar von Buchhändlern hat er nie angenommen: er will aus der gottverliehnen Gabe nicht Geldgewinn ziehen, er will auch den Ruhm mit in's Grab nehmen. Wohl auch deßhalb hat er sich geweigert, damit seine Schriften ungehindert nachgedruckt werden könnten; denn daran ist ihm vor Allem gelegen, daß sie möglichst weit verbreitet würden. Das Einfache und Bürgerliche schickte sich für ihn, nur zuweilen wird er ärgerlich, wenn er der Noth Anderer nicht abhelfen kann, und in einigen hübschen Anekdoten ist überliefert, wie er dann doch geholfen hat. Seinen Kindern hat er

Kleinodien und Ehrengeschenke, das Klostergebäude und ein kleines Landgut hinterlassen, das er vom Bruder seiner Frau, der es als verschuldet nicht halten konnte, für 600 Gulden angenommen hatte. Katharina hat dort oft gewirthschaftet und Luther meinte, sie habe mehr hineingebaut, als es trage. Jetzt geht der Pflug darüber.

Der älteste bedeutende Freund Luthers, Staupitz, ist 1519 in die Dienste des gelehrten Cardinals Mathäus Lang, Erzbischof von Salzburg, als dessen Hofprediger getreten. Hier hat er auch den Orden gewechselt und ist Benedictinermönch geworden. 1522 erscheint er als Abt des dortigen Benedictinerklosters von St. Peter als Johannes IV und Vicar des Erzbischofs. Er hat wohl den Stürmen ausweichen wollen, die vom Wittenberger Kloster aus den ganzen Orden durchwühlten. Noch 1519 schreibt Luther an ihn: „Du verlässest mich allzu sehr, ich war deinetwegen, wie ein entwöhntes Kind um seine Mutter sehr traurig. Heute Nacht habe ich von dir geträumt; mir war, als ob du von mir schiedest. Ich weinte bitterlich, du aber winktest mir mit der Hand, ich möge ruhig sein, du würdest zurückkommen. Was kommen wird, weiß Gott, ich werde von diesen Fluthen dahin gerissen." Aus dieser Zeit kommt die Antwort, er möge zu ihm kommen nach Salzburg, auf daß sie mit einander leben und sterben könnten. Immer hing Staupitz an Luthers Person, aber erschrocken wich er von seiner Sache zurück. Es geschah das Tragische, was so oft in bewegten zwiespältigen Zeiten geschieht, daß zwischen die persönliche Freundschaft die Entfremdung des Princips tritt, dem der Einzelne dienstbar wird, und selbst wo dieses dasselbe, das verschiedene Fortschreiten auf seiner Bahn. Staupitz war als Gönner Luthers verklagt worden und hatte sich in einer Schrift dem Urtheil des Papstes unterworfen. Darauf schreibt Luther Februar 1521: „Deine Unterwerfung hat mich betrübt und mir einen andren Staupitz vorgehalten als jenen Prediger der Gnade und des Kreuzes. Jetzt ist nicht Zeit zu fürchten, sondern laut zu bekennen, wo unser Herr Christus verdammt und geschmäht wird. Deßhalb so viel du mich zur Demuth ermahnst, so viel ermahne ich dich zum Stolz. Du hast zu viel Demuth, wie ich zu viel Hochmuth. Das Wort Christi ist nicht ein Wort des Friedens, sondern des Schwertes." Im December 1522 an Link: „Den Brief von Staupitz verstehe ich nicht, außer daß ich sehe, daß er leer an Geist ist und nicht schreibt wie sonst, der Herr wolle ihn zurückrufen." Doch hat Luther nicht von ihm gelassen. Am 17. September 1523 schreibt er: „Wenn ich auch aufgehört habe, dir angenehm und lieb zu sein, so ziemt mir doch nicht, deiner zu vergessen oder undankbar gegen dich zu sein, durch den zuerst

das Licht des Evangeliums in meinem Herzen aus der Dunkelheit aufzuleuchten anfing.“ Dies war das letzte Wort. Am 28. December 1524 ist Staupitz gestorben.

Zum Hauswesen Luthers gehören auch seine Collegen. Abgesehn von Melanchthon sind sie nur durch ihn historische Personen geworden.

Amsdorf stammt aus altadligem Geschlecht. Bis 1524 war er Professor in Wittenberg, dann Superintendent in Magdeburg, 1542 Bischof von Naumburg. Nach Luthers Tod trat er an die Spitze der Eiferer gegen Melanchthon. In ihm ist ein Stück von Luther gleichsam persönlich geworden, das Harte, Heftige, gegen alles Fremde Verschloßne. Doch war er nicht ohne tiefe, innerliche Frömmigkeit.

Justus Jonas galt als klug in Welthändeln und als Redner. Bis 1521 hat er römisches Recht in Wittenberg vorgetragen; 1539 ward er Superintendent in Halle. Damals sind durch die Reformation Manche aus einem andren Berufe in den geistlichen Stand gezogen worden, weil sie hier das Bewußtsein hatten, unmittelbar mitzuwirken an Dem, was die Welt bewegte. Von Luthers Freundschaftsverhältniß zu Jonas hat sich ein zerbrechliches Denkmal auf der Nürnberger Bibliothek erhalten, ein Trinkglas mit der Inschrift:

»Dat vitrum vitro Jonae, vitrum ipse Lutherus
Ut fragili vitro similem se agnoscat uterque.«

Bugenhagen, von der pommerschen Insel Wollin, daher Pomeranus, Rector der Klosterschule zu Treptow. In seiner pommerschen Geschichte 1518 sprach er seine Überzeugung der nothwendigen Umwandlung des geistlichen Standes aus. Als bei Tisch das Buch von der babylonischen Gefangenschaft gebracht wurde, sagte er: „Seit den Leiden Christi gab es keinen verderblicheren Ketzer.“ Aber eben dieses Buch hat ihn umgestimmt: „Die ganze Welt irrt, Luther allein sieht die Wahrheit.“ Zu Wittenberg ist er Pfarrer geworden und erster Generalsuperintendent, der Beichtvater Luthers. Da geschah's wohl, daß er Luther tröstete und mit ihm zankte, wenn der seinem alten Trübsinn Raum gab: „Ei, Gott ist ganz ungehalten über euch, und denkt, was soll ich mit diesem Menschen machen. Ich hab ihm so viel herrlicher Gaben gegeben, und er will an meiner Gnade verzweifeln.“ Er hat's von Luther und bewahrt's ihm gleichsam für trübe Stunden, diesen frischen Muth. Er war ganz abhängig von Luthers Geist und doch mit großem Geschick seine Sache würdig zu vertreten. Über Luthers Schrift an den König von England hat er, als er noch daran arbeitete, ihm Vorstellungen gemacht. Als der darauf nicht hörte, urtheilt Bugen-

hagen: „Ich glaubte, Vater Luther würde gar zu grob gegen Heinrich losgehn, jetzt scheint er mir sogar allzu gelind zu sein." Er erging sich gern und lange in frommen Meditationen. So ließ er einmal die Gemeinde lange auf die Predigt warten. Als er endlich auf die Kanzel gestiegen war, sagte er freundlich: „Wundert euch nicht, ich bin vom lieben Gott etwas lange hingehalten worden. Ich war mit ihm in ein Gespräch gekommen von der Universität, von unsrer guten Stadt und von der ganzen weiten Christenheit. Er hat mich lange aufgehalten, und ich habe große Dinge mit ihm abreden müssen." Das ist gemeint ohne alle Anmaßung.

Einer ist für Luther verloren gegangen: Andreas Bodenstein aus Karlstadt, auch das ABC genannt, ohne das Bedürfniß, sich zur Klarheit seines Bewußtseins zu erheben, aber mit dem Muth, alles Hergebrachte zu verwerfen und seine Einfälle in die Wirklichkeit einführen zu wollen. Er war vormals ein eifriger Scholastiker, Thomist, dann Scotist. 1515 hat er ein Jahr lang in Rom gelebt als Amanuensis eines Advocaten. Durch Luther ist er zur H. Schrift und Augustinus gekommen. Im April 1517 hat er bei der Vorzeigung der Reliquien in der Schloßkirche von Wittenberg Thesen anschlagen wollen, die schon auf das formale Princip der Reformation hinwiesen und so gut wie die Thesen vom 31. October ihr Anfang sein konnten: bei dem Widerspruch der Kirchenväter unter einander sei die höhre Autorität der heiligen Schrift zu Hülfe zu ziehen, wo aber diese nicht entscheide, die Vernunft. Bald aber genügte auch die Schrift ihm nicht: sie bringe nur Erkenntniß der Sünde und Hülflosigkeit ohne den rechten Trost. Auch die Wissenschaft verwirft er, die den Geist mit Dingen anfülle, hinderlich dem Durchdringen des göttlichen Geistes. Karlstadt ward ein Schwärmer, aber nicht in den Tiefen des Gefühls, sondern ein Schwärmer mit dem Verstande. Seine Abendmahlslehre ist die allerverständigste und zugleich dürftigste. Zur Zeit der Leipziger Disputation zweifelt er schon, ob die nach Mose genannten Bücher wirklich von ihm wären, ob die Evangelien in echter Gestalt auf uns gekommen seien. Nicht durch Kenntniß der Grundsprache und Studium ist er auf diesen Gedanken gekommen, sondern instinctmäßig durch kühnes Abbrechen von der Überlieferung. Er freut sich seines Muthes, als er ein hölzernes Heiligenbild in den Ofen steckt, vorher in Furcht, der Teufelsnarr möchte sich rächen. Er betrachtete die Kirche als etwas durchaus Innerliches, unmittelbar durch den Geist Gottes Regiertes. Als Luther auf der Wartburg weilte, stellte sich Karlstadt an die Spitze der Bewegung. Der kleine sonnenverbrannte Mann, der sich sonst nur

schwer ausdrückte, entfaltete eine hinreißende Beredtsamkeit. Als Luther wieder die Zügel ergriff, blieb er bei den Unzufriedenen als Nachbar Andres. Durch den Streit über die Abendmahlslehre ist er noch mehr mit Luther zerfallen. Er hat sich in den Bauernkrieg verwickelt, es war ihm doch ernst um des Volkes Noth. Als Luther ihm das Narrenwerk vorwarf, antwortet er: „Wollte Gott, ich wäre ein rechter Bauer oder Handwerksmann und äße mein Brot im Gehorsam Gottes, das ist im Schweiße meines Angesichts. Ich hab' aber der armen Leute Arbeit gegessen, denen ich gar nichts dafür gethan, könnt' ich den armen Leuten wiedergeben, was ich von ihnen empfing." Er erhielt damals durch Luthers Fürsprache eine Freistätte, aber unter der grausamen Bedingung, ewig zu schweigen, nichts drucken zu lassen. Er hatte einen kleinen Handel errichtet in einem Nachbarörtchen Wittenbergs. 1530 wurde er Diaconus in Zürich, dann Professor in Basel. In ihm war ein heimlicher Brand berühmt zu werden um jeden Preis.

Mit den Juristen war Luther über die Verbrennung des canonischen Rechts gespannt, und er scheint das Buch oder doch die Decretalen ziemlich ungelesen in das Feuer geworfen zu haben. Im März 1529 schreibt er an Spalatin: „Ich habe das päpstliche Recht angefangen zu lesen und sehe daraus, daß die Päpstlichen selbst ihr Recht nicht kennen und nicht darnach handeln."

Die politische Geschichte fordert wieder unsre Theilnahme auf den Reichstagen, die über die Reformation zu Gericht gesessen haben.

§ 194. Vom ersten Reichstag zu Speyer bis zum Nürnberger Frieden 1526—1532.

Karl V und Franz I kämpften um die europäische Hegemonie. Am Abend der Schlacht von Pavia rief König Franz: „Alles ist verloren außer der Ehre." Durch den Frieden von Madrid erhielt er Land und Freiheit wieder, aber die Ehre litt Schaden. Denn zur selben Stunde, wo der königliche Gefangene schwur, Flandern und Burgund zurückzugeben an's deutsche Reich, protestirte er heimlich vor einem Notar gegen diesen Eid als erzwungen. Wie dies die juridische Rechtfertigung war, ertheilte der Papst die kirchliche zum Eidbruch. Der Kaiser war unbeschränkter Herr über Italien. Clemens VII, ein Mediceer, als Fürst von Florenz wie als Herr des Kirchenstaats dadurch bedrückt, schloß einen Bund mit Frankreich und Venedig zur Befreiung Italiens. Unter diesen Umständen versammelte sich der erste Reichstag zu Speyer.

Johann von Sachsen zog dort ein als angesehenster Reichsfürst mit 700 Pferden. An seiner Wohnung über dem sächsischen Wappen stand der Wahlspruch: Verbum Dei manet in aeternum. Einen Tag um den andern wurde in seiner Herberge und in der des Landgrafen evangelische Predigt gehalten.

Der Reichstag hat Ausschüsse eingesetzt zur Ordnung der religiösen Angelegenheiten. Unter den Gutachten ragt hervor das des Fürstenausschusses, von den Bischöfen von Würzburg, Straßburg, Freisingen verfaßt: der Gesichtspunkt Versöhnung durch allgemeine Reform der Kirche. Es soll frei gelassen werden der Laienkelch und die Priesterehe, es werde besser sein für die Priester, im ehlichen Stande zu sitzen, als mit einer übel berüchtigten Person Haus zu halten. Fasten und Beichtzwang sollen ermäßigt, Privatmessen abgestellt werden. Bei Taufe und Abendmahl soll Lateinisch und Deutsch vereinigt sein, hinsichtlich Lehre und Predigt soll es bleiben bei dem 1523 in Nürnberg Ausgesprochnen, nur entschiedner: Schrift müsse immer durch Schrift erklärt werden, Bibelwort mit Bibelwort. Der Kaiser sandte damals aus Madrid an den Erzherzog Ferdinand einen Entwurf seines Staatsraths, darnach die Strafbestimmungen von Worms aufzuheben sind; die evangelische Wahrheit soll durch ein gutes Concil entschieden werden, welches der Papst jetzt fürchte. Hierdurch werde man von den Reichsständen eine stattliche Hülfe gegen Frankreich und gegen die Türken erlangen zum Besten der Christenheit. Der Erzherzog hat dieses kaiserliche Vorhaben doch nicht dem Reichstag eröffnet: man werde sich dadurch die bisherigen Freunde zu Feinden machen, erst wenn der Kaiser selbst wieder nach Deutschland komme, wäre eine solche Maßregel durchzuführen. Statt dessen trug er auf den Beschluß an, daß diejenigen Stände, welche bisher das Wormser Edict gehalten hätten, es auch ferner halten müßten, in den andern Landschaften soll keine Neuerung vorgenommen, die Messe Niemand verwehrt und kein geistlicher Stand in seinem Rechte verletzt werden. Dies ist die gesetzliche Grundlage der deutsch-evangelischen Landeskirchen geworden.

Zwei Jahre später, durch Verrätherei, wäre es fast zu blutiger Entscheidung gekommen. Otto von Pack, Kanzleiverwalter Herzog Georgs, vom Landgrafen bestochen, lieferte diesem die Urkunde eines Bündnisses zwischen katholischen Fürsten zu Breslau aus. Darnach wollten sie über den Kurfürsten herfallen, Luther und alle ausgelaufne Mönche fangen, die Lande theilen, den Landgrafen, wenn er reuig sei, verschonen. Philipp erließ sogleich ein Manifest und rief 20 000 Mann Fußvolk und 6000 Reisige zusammen. Nur Luther mit seiner

Mahnung zum Frieden hinderte den Ausbruch. Die Verbündeten haben das Bündniß abgeleugnet. Herzog Georg forderte vom Landgrafen, er möge sagen, durch wen er diese Dichtung habe: „wo es nicht geschähe, möcht ich verursacht werden zu denken, Ew. Liebden erdichtet es selber und wollt also Ursach nehmen, euren unfreundlichen Willen gegen mich armen alten Mann zu beginnen.“ Pack mußte flüchtig werden, er ist 1536 in den Niederlanden gefangen und hingerichtet worden. Das Bündniß konnte geleugnet werden, weil die Katholiken sich noch nicht gerüstet hatten und die Evangelischen sich mit großer Kriegsmacht erhoben. Doch Pack hat andres Leichtsinnige und Trügerische ausgeführt, er bekam 4000 Gulden für seinen Verrath. Vielleicht war's auch nur ein unreifer Entwurf, den Pack besiegelt und mit Unterschrift versehen hat. Durch Vermittlung von Kurpfalz hat der Landgraf das Heer entlassen, aber die Bischöfe mußten die Kosten der Bewaffnung tragen: Mainz und Würzburg 40 000, Bamberg 20 000 Gulden.

Unterdeß erschien der Kaiser selbst als Feldherr der Feinde des Papstes. Sein Heer wurde durch die Franzosen in Oberitalien bedrängt, er suchte Hülfe in Deutschland. In Oberdeutschland wurde für ihn ein Heer mit wenig Geld geworben, weil es hieß, es gehe gegen Rom. Der alte Frundsberg, der zu sagen pflegte: „Je mehr Feind, je mehr Ehr,“ meinte: „Wenn ich nach Rom komme, will ich den Papst henken.“ Mitten im Winter zog man über die Alpen, mehrere Wochen war die Kunde vom Heer wie verloschen. An der Säule Pasquinos stand: „In den Alpen ist ein Heer verloren gegangen, der ehrliche Finder wird gebeten, es gegen angemeßne Belohnung abzuliefern.“ Das deutsche Heer vereinigte sich dennoch in Oberitalien mit dem kaiserlichen. Der kaiserliche Oberfeldherr war Bourbon, der abgefallne französische Prinz. Als der Sold ausblieb, riefen die deutschen Landsknechte: „Nach Rom! nach Rom! Der Papst soll zahlen.“ Der Kaiser hat es nicht gehindert, nicht befohlen. Bourbon fiel beim Sturm, Frundsberg erkrankte unterwegs. Die wohlbefestigte Stadt fiel so rasch, daß die Landsknechte glaubten, Gott selbst sei im Nebel vorausgegangen. Damals ist der Reichthum und die Herrlichkeit des mittelalterlichen Roms untergegangen. Selbst das Grab des heiligen Petrus wurde nach Gold durchwühlt. Clemens rettete sich in die Engelsburg. Die Landsknechte zogen in den Vatican und stellten dort ihre Pferde ein. Sie sind in die Garderobe der Cardinäle gerathen und haben dann ein Possenspiel aufgeführt: als Cardinäle verkleidet setzen sie den Papst ab und wählen einen aus ihrer Mitte, einen hochgewachsenen, Grünewald, zum Papst,

den sie auf der sella gestatoria herumtragen. Der vermacht alle seine Gewalt an den, der allein der Schändlichkeit der Priester steuern könne, an Doctor Luther. Luther wird als Papst ausgerufen und auf seine Gesundheit getrunken. Es war damals ein entsetzliches Wüthen einer entzügelten Soldateska. In einem Vertrag, den beide Heertheile endlich mit einander schlossen, erkennt man den beiderseitigen Charakter. Die Geschichte, wo es gilt, Charakteristisches auszusprechen, darf nicht spröde sein: die Deutschen versprachen, vor Heiligenbildern nicht ihre natürlichen Bedürfnisse zu verrichten, die Spanier, keinem Mädchen unter zwölf Jahren Gewalt anzuthun. Endlich hat Clemens sich losgekauft. Im Friedensschluß mit Frankreich und dem Papste versprach der Kaiser seine ganze Macht gegen die Ketzer in Bewegung zu setzen und das Christus angethane Unrecht zu rächen, Karl und Franz sagten einander Hülfe zu gegen Türken und Ketzer.

Unter diesen Verhältnissen hat sich der zweite Reichstag zu Speyer versammelt: kaiserliche Bevollmächtigte forderten Zurücknahme des vorigen Beschlusses von Speyer, weil er Anlaß gegeben habe zu großem Unrath. Der neue Beschluß, für welchen Ferdinand die Majorität gewann, erschien immer noch billig. Er ließ den Reichsständen die Reformation, nur sollte diese nicht fortschreiten in andere Landesgrenzen, Melanchthon schreibt davon: „Uns wurde die Autonomie zugesprochen, aber wir wollten Andre nicht mit unsrer Genehmigung ausschließen vom befreiten Evangelium.“ Die Reformation, noch im siegreichen Fortschreiten, mußte weitergehn, oder sie war in Gefahr zertreten zu werden, daher der Protest der Minorität: Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, Brandenburg und 14 Reichsstädte, gegen diesen Beschluß [19. April 1529]. Von diesem Protest stammt unser Name. Man könnte nach dem Recht fragen. Pallavicini nennt den Protest Verrath an Kaiser und Reich, gleichbedeutend mit Auflösung des Reichsverbandes. Doch war es nur das Aufsagen des Gehorsams für den bestimmten Fall unter Berufung auf höhres Recht. Solche Protestationen sind nicht ohne Beispiel in Deutschland. Es gibt Pflichten, gegen die kein positives Recht etwas vermag, wie Minkwitz, der sächsische Gesandte, es aus einander setzte: in Sachen des Gewissens gibt es keine Majorität. Doch fehlt auch nicht die rechtliche Begründung: 1) das einhellig vom vorigen Reichstage Beschloßne könne nur durch einhellige Verwilligung wieder aufgehoben werden; 2) in Sachen, Gottes Ehre und unsrer Seelen Seligkeit anlangend, stehe Jeder für sich selbst. Grade darin ist das Wesen des Protestantismus enthalten.

Jedenfalls lag in jenem Anlaß des Namens etwas Siegreiches.

Der Protest ist nicht ausgesprochen aus Angst um die eigne Existenz, sondern gegen willkürliche Beschränkung des siegreichen Fortschreitens zur Weltherrschaft. Ferdinand weigerte die Annahme der Protestation, ja nur im Protokoll ihrer Meldung zu thun. Die Geschichte aber hat sie in ihr Protokoll eingetragen.

Die Einführung der Reformation war noch ohne kirchliche Ordnung. Im Beschluß des ersten Reichstags zu Speyer lag die officielle Berechtigung für jeden Reichsstand, solche Ordnung einzuführen.

Als Landgraf Philipp die Geistlichkeit und die Landstände nach Homberg berief [1526], war die erste Frage: ob die Reformation anzunehmen sei; dies war gegen den Widerspruch der Altberechtigten schon entschieden. Die zweite: wie die Einführung vornehmen? Die Antwort ist die hessische Kirchenordnung. Sie verordnet Selbständigkeit einer jeden Gemeinde und strenge Kirchenzucht. Jede Gemeinde wählt ihren Bischof mit dem Rechte ihn zu entlassen. Wöchentlich in Zusammenkünften des Geistlichen und der Gemeinde soll der Wandel eines Jeden geprüft werden: die ganze Gemeinde schließt Unwürdige aus, die Ausschließung bringt den Verlust aller bürgerlichen Rechte. Die Generalsynode des Landes erhält nur moralische Autorität. Dieser freie und strenge Geist ist sonst der deutsch-lutherischen Kirchenverfassung fremd geblieben. Er ist hereingetragen durch Franz Lambert aus der alten päpstlichen Stadt Avignon. Er war durch religiösen Enthusiasmus als Jüngling Franciscaner geworden, ein mächtiger Bußprediger: durch Luthers Schriften bedenklich gemacht, ging er in die Schweiz. Mitten in einer Disputation mit Zwingli rief er aus: „Ich erkenne, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die H. Schrift ist, will mich an Gott und Christum allein halten.“ Er wirft die von Gott verfluchte Kutte von sich und geht zu Luther. Der hat ihn dem Landgrafen empfohlen, und dieser hat ihn in Marburg, der Reformations-Universität, zum Professor gemacht. Der Landgraf war durch Luther über jene Kirchenordnung doch zweifelhaft geworden. Die Gemeinde erwies sich als zu theilnahmlos, sie hatte nicht Lust, das neue Joch statt des alten auf sich zu nehmen. So ist sie nie völlig durchgeführt worden, schon 1531 hat man die sächsische Ordnung großentheils sich angeeignet.

In Kursachsen geschah die Ordnung der Kirche unter landesherrlicher Autorität, aber nicht als landesherrliches Recht. In Luthers Vorrede zum Visitationsbüchlein heißt es: „Nachdem die Bischöfe, denen die Kirchenvisitation zusteht, keine Anstalt zur Beßrung gemacht, haben die Kirchenlehrer mit fleißigen Bitten den Landesfürsten ange-

gangen um christlicher Liebe und um Gottes willen durch züchtige Personen solche Kirchenvisitation anzuordnen, obwohl S. Kurf. Durchlaucht zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist." Die sächsische Kirchenvisitation ist die Begründung einer neuen Ordnung der Kirche geworden. Das bloß Negative trat schon zurück: im Büchlein heißt es, die Pfarrer möchten nicht zu viel auf Papst und Bischof schelten, von denen sie doch nicht vernommen würden.

Über die Stiftungen, besonders die Klöster, wurde nur auf dem Wege des Vertrags entschieden. Als die Franciscaner in Altenburg fragten, ob ihre Auflösung Befehl des Kurfürsten sei, antwortete man: S. Kurf. Gnaden wolle nichts befehlen, nur rathen und ermahnen. Sie wurden Gott befohlen. Vom Volk verlassen, von der Obrigkeit nicht beschützt, haben die Klöster allerdings bald ein Ende genommen. Zur kirchlichen Aufsicht und zur Entscheidung in Ehesachen wurden Superintendenten angestellt.

An seltsamen Verhandlungen mag's nicht gefehlt haben. Als 1537 in Mecklenburg eine ähnliche Kirchenvisitation versucht wurde, heißt es über einen Pfarrer zu Vicheln: Johann Gripe, ein arger Papist, verführt viele arme Leut und hat ein arges öffentliches scortum bei sich. Doch nach vieler Vermahnung hat er zugesagt: auf den Sommer will er sich in den Ehestand begeben und das heilige Evangelium predigen.

Eine edle Frucht jener Visitation sind Luthers Katechismen. „Diese christliche Lehre in solcher schlechten, einfältigen Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer hab' ich da gesehn, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehr, sonderlich auf den Dörfern, und leider auch Pfarrherrn fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch Alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sacramente genießen; können weder Vater Unser, noch Glauben, noch zehn Gebot; leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen." Er wollte anfangs nur den einen Katechismus, den großen schreiben. Nur als Auszug hat er noch den kleinen verfaßt; daher auch der große Katechismus als Volksschrift gemeint ist. Die Bestandtheile waren schon vorhanden, zusammengestellt als Beichtspiegel [Band II, S. 452]: die 10 Gebote, Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß. An Stelle der Zügellosigkeit sollte durch christliche Bildung die Freiheit treten, wie Luther im schwarzen Bären sagte: in der Jugend werde sich das

Evangelium begründen, und in seiner Auslegung des 4. Gebots: „Alle Kraft und Macht der Christenheit steht in den Nachkommen, und so die in der Jugend versäumt werden, so geht es der Kirche gleich einem Garten, der versäumt wird im Frühling.“

Bibel und Katechismus sind die Grundbücher der evangelischen Kirche in Deutschland geworden, Luther dadurch der Patriarch des deutschen Familienlebens als durchdrungen von Andacht, Zucht und Sitte.

Wie die reformatorische Geschichte des Reichstags zu Worms, so ist auch die des Reichstags zu Augsburg durch Augenzeugen klar auf die Nachwelt gekommen. Pro religiona christiana res gestae in comitiis Aug. ist eine katholische Parteischrift. Ihr entgegen tritt die Schrift des Kanzlers Brück, Geschichte der Religionshandlungen zu Augsburg im Namen der evangelischen Stände, aus unbekannten Ursachen ungedruckt in Weimar liegen geblieben, bis Förstemann sie [1831] herausgab mit Allem, was noch von öffentlichen Urkunden da war.

Karl V kam zum zweitenmal nach Deutschland als Sieger über alle Feinde in aller Pracht des römisch-deutschen Kaisers. Er zog in Augsburg ein am 15. Juni, am Abend vor Frohnleichnam. Sofort ließ er die protestantischen Fürsten auffordern, am folgenden Tage der großen Procession beizuwohnen und nicht mehr predigen zu lassen in ihren Herbergen. Auf das Erste antworteten sie sogleich, daß sie dergleichen wider Gottes Wort und Christi Befehl streitende menschliche Anordnungen durch ihren Beitritt zu stärken nicht gesonnen seien. Als der Kaiser dringender wurde, antwortete Georg von Brandenburg: „Ehe ich wollte Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollt ich hier vor Ew. Majestät niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen.“ Da stand der Kaiser ab. Auf's Zweite antworteten die Fürsten schriftlich: Gottes Wort dürfe nicht verhindert werden, als arme, sündhafte Menschen bedürften sie solcher Predigt: „Wenn wir nicht einmal das tägliche Leben ohne nothdürftige Nahrung haben können, wie viel weniger das geistliche ohne geistliche Nahrung!“ Durch Vermittlung von Mainz wurde beiden Parteien während des Reichstags das Predigen verboten. Nur die der Kaiser dazu verordnen werde, sollen das Evangelium einfältig lehren ohne Verunglimpfung. So verkündete der Herold bei Leibesstrafe.

Um ein Schlußurtheil zu fällen, wollte der Kaiser die Lehre der Protestirenden genau und urkundlich kennen lernen. Die Stände waren darauf vorbereitet. Auf einer Zusammenkunft der protestantischen Stände zu Schwabach im October 1529 hat der Kurfürst von Sachsen

siebzehn Artikel vorgelegt als theologische Grundlage eines Schutzbündnisses. Als Verfasser galt Luther, doch ist er's nicht allein gewesen. Weiter auf des Kurfürsten Verlangen überreichten ihm zu Torgau die Theologen eine neue Redaction dieses Bekenntnisses. Aus den Schwabacher und Torgauer Artikeln hat Melanchthon schon in Augsburg während des Reichstags das Bekenntniß redigirt, das dann Confessio Augustana genannt worden ist. In 21 Artikeln enthält es ein Glaubensbekenntniß einfach biblisch, doch mit den athanasianischen und augustinischen Dogmen, nur nicht in scharfer Bestimmtheit. Im zweiten ausführlichen Theil enthält es eine Anzeige und Rechtfertigung der abgeschafften Mißbräuche, als Cölibat, Fasten, Klostergelübde, Kelchentziehung.

Luther, als noch geächtet, war in Coburg zurückgelassen worden, vielleicht auch, daß man nicht nur für ihn, sondern auch vor ihm sich fürchtete, wegen seiner Heftigkeit bei den erwarteten Friedensverhandlungen. Seine Antwort auf den Entwurf der Confession, damals Apologie genannt, bezeichnet ihren Charakter: „Ich hab Magister Philippen Apologia überlesen, die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern; würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen." Damals war Luther zuweilen verstimmt über das Treiben in Augsburg, mißmuthig als einmal Briefe lange ausblieben. Doch hat er nie ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem Augsburger Bekenntniß gegeben, das er nachmals nostra confessio genannt hat. Die gegenwärtigen Theologen waren bereit vor dem Kaiser zu erscheinen mit jenem Bekenntniß und Rechenschaft ihres Glaubens abzulegen. Der Kurfürst aber sagte: „Das wolle Gott nicht, daß ich aus eurer Mitte ausgeschlossen sein sollte, ich will mit euch meinen Herrn Christum bekennen", und Wolfgang von Anhalt: „Ich habe manchen Ritt gethan für gute Freunde, mein Herr Christus verdient wohl auch, daß ich etwas für ihn wage." Zuletzt schien würdiger, als vor dem Reich, daß bloß Reichsstände das Bekenntniß verträten, doch von den Reichsstädten wagten's nur Reutlingen und Nürnberg.

Die Versammlung wurde gehalten in der bischöflichen Pfalz, wo der Kaiser residirte, in der Capelle, sie faßt nur etwa 200 Menschen. Da sie fast zu ebner Erde liegt, hatten sich bei offnen Fenstern große Volksmassen im Hofe versammelt. Am 25. Juni nach drei Uhr traten die beiden kursächsischen Kanzler D. Brück und D. Baier mit einem deutschen und einem lateinischen Exemplar hervor. Der Kaiser forderte die

Verlesung in Lateinisch. Da ruft Kurfürst Johann: „Wir stehn auf deutschem Boden!" So hat Baier langsam und feierlich den deutschen Bericht verlesen. Alle Augenzeugen reden von einem tiefen Eindruck. Wilhelm von Baiern sagte zu Eck, er habe ihm Luthers Lehre falsch dargestellt. Eck: „Aus den Kirchenvätern will ich sie wohl widerlegen." Der Herzog: „So hör ich, die Lutherschen sitzen in der H. Schrift und wir daneben." Bischof Stadion von Augsburg meinte: „Sie haben nicht die katholische Kirche, nur die Mißbräuche der römischen Kirche angegriffen." Brenz schreibt nach Schwäbisch Hall: „Der Kaiser verhielt sich ganz neutral, denn als unsre Confession verlesen wurde schlief er, und als die Antwort der Gegner verlesen wurde, schlief er abermals." Es wurde deutsch gelesen, ein heißer Sommernachmittag und am Schlusse einer Sitzung. Karl hat wohl nicht gewußt, welch ein welthistorischer Moment auch für sein Haus an ihm vorüber gehe.

Die katholischen Theologen, die Repräsentanten des aristotelisch-dominicanischen Systems waren zugegen. Auch Erasmus war eingeladen, doch hat er sich entschuldigt. Ihre Widerlegung des protestantischen Bekenntnisses, die Confutatio, verfaßt von Eck, Faber, Cochläus und Wimpina, war keine glückliche. Dreimal ist sie vom Kaiser verworfen worden und hat nur den Muth der Gegner erhöht. Ein vom Reichstag niedergesetzter Ausschuß von Fürsten, Rechtsgelehrten und Theologen kam auf Grund der Confession in der Lehre durch zweideutige Zugeständnisse katholischerseits, über Sitte und Verfassung durch ihr protestantisches Zugeständniß als menschliche Ordnung, einer Ausgleichung nahe, die nur an gegenseitigem Argwohn zu scheitern schien. Als die protestirenden Stände am 22. September eine Widerlegung der Confutatio übergaben, weigerte der Kaiser ihre Annahme und ließ ein Decret ausgehn, daß die Confession durch unzweifelhafte Gründe der H. Schrift widerlegt sei. Daher Melanchthon, über solche Mißhandlung empört, seine Apologie noch einmal überarbeitete und als eine Appellation an Mit- und Nachwelt noch während des Reichstags herausgab. Sie ist geschrieben nicht ohne Herbigkeit, doch im Bewußtsein, keine Freude an der Zwietracht zu haben, und in der Hoffnung auf das gerechte Urtheil der Nachwelt. Schließlich fand man doch keine Vermittlung. Der Kaiser sprach, er werde nach seinem Eide als Vogt der christlich-römischen Kirche handeln. Nachdem der Papst als italienischer Fürst sich ihm gedemüthigt, ist er entschlossen, die Einheit des Glaubens aufrecht zu erhalten.

Der Reichstagsabschied vom 19. November drohte die Ausrottung einer neuen Secte, aber die protestirenden Fürsten, Christi Gunst

höher achtend als des Kaisers Abgunst, waren nach eingelegter Protestation bereits abgereist.

Zu Worms stand Luther allein, nun traten mächtige Reichsstände an seiner Stelle für ihn ein. Er meinte: „Der Kaiser hat die evangelische Predigt verboten, nun predigt der Kurfürst selbst.“ In diesem Sinn ist 1830 das Jubelfest der Augsburgischen Confession gefeiert worden, nicht als unabänderliche Lehrnorm, aber als feierliche Erklärung der ersten Glaubensgestaltung des Protestantismus, als Fest seiner Kirchengründung.

Der Kaiser hatte auf dem Reichstag erwartet ein Corpus delicti zu erhalten, es war entstanden das Bekenntniß einer neuen Kirche, ein Panier der Reformation. Er hatte ein Edict erlassen zur Vernichtung der Protestanten, die Antwort war ein kriegsgewaltiger Bund. Zu Augsburg war die Gefahr offenbar geworden. Zunächst schritt das Reichskammergericht, auf den Reichstagsabschied verpflichtet, wegen Einziehung geistlicher Güter mit Processen gegen die protestantischen Stände vor. Daher diese, nachdem auch die Wittenberger Theologen erkannt hatten, daß Reichsstände als Obrigkeit berechtigt sein ihre Unterthanen gegen ungerechte Gewalt zu schirmen, auf dem Christfeste 1530 zu Schmalkalden enger zusammentraten und 1531 einen genau gegliederten Bund zur gewaffneten Vertheidigung abschlossen, die Fürsten mit den mächtigsten Städten in Nieder- und Oberdeutschland, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf als Bundes-Hauptleute. Alle Unzufriedne mit dem kaiserlichen Regiment lehnten sich an diese imponirende Macht, selbst Baiern im Mißvergnügen über die Einsetzung Ferdinands zum römischen König.

Der Kaiser hatte doch die Majorität der katholischen Stände, die lieber rechten als fechten wollten, auch war in ihnen noch zu viel reichsständische Gesinnung, um nicht vor einem Bürgerkriege zurückzuschrecken. Wie drohend auch der Kaiser erschien, erkannte doch selbst Luther mit gesundem politischen Blick die Schranken seiner Macht. Er schrieb noch von Coburg tröstend an die Freunde in Augsburg, der französische Herr par ma foi werde die Niederlage von Pavia so wenig vergessen haben, als der Herr in nomine domini [der Papst] den Sturm von Rom: „Der Papst ist ein Wälscher, das ist schon viel; er ist ein Florentiner, das ist noch ärger; er ist ein Hurkind, das ist der Teufel gar und der kann des Schimpfs im geplünderten Rom nicht so fröhlich sein als er sich stellt.“ So schien der Kaiser von Frankreich und Italien aus bedroht. Auch seine deutschen Provinzen waren bedroht von den Türken. Das türkische Reich stand damals noch in seiner Energie und Furcht-

barkeit, durch ganz Deutschland rief die Türkenglocke täglich zum Gebet gegen den Erbfeind der Christenheit. Schon haben sie Wien belagert. Als der Kaiser mit Suleiman um Frieden unterhandelte, frug der den Gesandten, ob der Kaiser Frieden geschlossen habe mit Martin Luther? Die Macht des deutschen Reichs war nur zu vereinen, wenn die protestantischen Reichsstände sicher gestellt wurden. Die Reichsstädte vorzugsweise waren in Besitz von Pulver und grobem Geschütz und ihr Bürgerthum durchaus der Reformation geneigt. Unter diesen Verhältnissen ist der erste Religionsfriede zu Nürnberg [23. Juli 1532] entstanden, dem kein Krieg vorausging. Die Protestanten haben durch diesen Vertrag nichts erhalten, das sie nicht hatten, daher neure Historiker diesen Vertrag als unklug bezeichnet haben, es liege von Seiten der Protestanten ein Aufgeben des Gedankens der Protestation von Speyer darin. Luther meinte doch, Jeder müsse auf seine eigne Gefahr glauben, und bloß geschriebnes Recht hätte ohne die Macht für die Zukunft wenig geholfen. Den Kaiser jetzt anzufallen verbot fromme Scheu, es wäre schmachvoll gewesen, das gemeinsame Vaterland den Türken preiszugeben.

Karl erntete sofort den Segen der Duldung und des Friedens. Die protestantischen Reichsstände stellten mächtige Hülfe in's Feld, weit über ihre Reichspflicht hinaus, es kam ein Heer zusammen wie Deutschland noch keins gesehn hatte, vor dem Suleiman sich zurückzog.

Der Religionsfriede galt doch nur als vorläufig in dreifacher Beziehung: 1) Processe beim Kammergericht, anhängig wegen eingezognen Kirchenguts, wurden nur suspendirt; 2) in deutschen Landen, deren Obrigkeiten noch nicht der Reformation beigetreten waren, blieb der Glaube noch unfrei; 3) eine letzte Hoffnung war noch immer gestellt auf Aussöhnung und Entscheidung durch ein Concil. Doch sprach Luther: „Gott hat unser arm Gebet barmherziglich erhört." Der päpstliche Legat aber: „Ihr werdet durch solchen Waffenstillstand die Ketzer erstarken lassen, bis sie unüberwindlich sind."

Die deutsche Reformation ist hier zu einem Ruhepunkte gekommen. Wenden wir uns zu ihrem Aufgang am Fuße der Alpen.

II. Helvetische Reformation bis 1531.

§ 195. Zwinglis Jugend und Lehre.

In der Reformation der Schweiz herrscht nicht eine Alles bedingende Persönlichkeit wie die Luthers, doch hat sie ihren Anfänger und Repräsentanten an Zwingli. Unter Hagenbachs Vermittlung ist eine Anzahl meist schweizer Theologen zusammengetreten, um Leben und Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche in einer Sammlung zusammenzufassen. Der erste Band, das Leben Zwinglis, ist von Christoffel bearbeitet, der einst in Jena studirte, der „Urschweizer" genannt und nun längst abgerufen zu einer höheren Universität.[a]) Er hat auch die Werke des Reformators in neuerem Deutsch und angemeßner Auswahl herausgegeben.[b]) Hauptquelle für die Geschichte dieser Zeit ist uns Bullinger's Chronik.[c])

Huldreich Zwingli, geboren am 1. Januar 1484, stammt aus einer wohlhabenden stattlichen Familie, acht Brüder, im Toggenburgischen. Sein Geburtsort Wildenhus hat sich frei gemacht von Frohnden des Abtes von S. Gallen besonders durch Zwinglis Vater, den dortigen Ammann, d. h. Schulzen, Bürgermeister. Der junge Zwingli hat in Basel eine humanistische Bildung erhalten im Sinn des Erasmus, dem er in höchster Verehrung verbunden war. Dort lehrte Wyttenbach, daß der Ablaß nichts sei als Trug und Lüge. In einem Kreise von Studenten, deren Losung war: Wahrheit und Freiheit, hat Zwingli gelebt, und er ist dieser Losung immer treu geblieben. Er war geschickt auf vielen Instrumenten. Als man ihm das vorwarf, antwortete er: David sei auch ein guter Harfner gewesen.

Als Pfarrer von Glarus hat er die italienischen Feldzüge mitgemacht und die Freuden der Welt genossen, auch noch als Reformator blieb er der heitre Weltmann. Bernhard Weiß berichtet: „Er aß und trank mit Allen, die ihn luden, verachtete Niemand, war barmherzig

---

a) R. Christoffel, Hulr. Zw. Leben u. ausgew. Schr. Elberf. 857. (Väter d. ref. K. 1. T.) [Neuere Biographien: Mörikofer. U. Zw. 2 Bde. 867—69. R. Stähelin, H. Zw. u. s. Reformationswerk 884. Vgl. auch: K. Hundeshagen, Beitr. z. Kirchenverfassgsgesch. u. Kirchenpol. 864. I, 127—297.] *b*) Christoffel, Zeitgem. Auswahl aus H. Zw.s praktischen Schriften, aus d. Altdeutsch. u. Lat. in's Schriftdeutsche übers. Zür. 843 ff. 15 Bdchn. [Gesammtausgabe: H. Zw.s Werke, erste vollst. Ausgabe durch Melch. Schuler u. Joh. Schultheß, Zür. 828—42. 8 Bde. Dazu Supplement 861.] *c*) S. oben S. 8.

gegen arme Leute und allwegen eines fröhlichen mannhaften Gemüths. Auch redete er nichts ohne des göttlichen Worts Bewährnissen. Hinterm Wein hat er diese Dinge nicht ausgerichtet, aber auf der Kanzel sah er Keinen an, weder Papst, Kaiser, König, auch die Eidgenossen nicht." 1522 hat er von sich bekannt: „Ich habe so viel zugenommen in jungen Jahren in menschlicher Lehre als irgend welche meines Alters, und als ich vor 7 oder 8 Jahren anhub mich ganz an die H. Schrift zu halten, wollte mir die Philosophie und Theologie der Zänker [d. h. der Scholastiker] immer darein werfen: da kam ich zuletzt dahin, daß ich sagte: du mußt doch Alles lassen liegen und die Meinung Gottes lauter aus seinem eignen einfältigen Worte lernen."

Als Pfarrer in Einsiedeln war er durch den Zudrang zum wunderthätigen Marienbilde veranlaßt zu predigen, daß Christus, der einige Mittler und nicht Maria, die reine Magd anzubeten sei. Der Abt des dortigen Klosters, Konrad von Rechberg, hat ihn nicht gehindert, er war ein alter ernsthafter Mann, der wenig vom Mönchthum hielt. Bei einer Klostervisitation ward er angeschuldigt, daß er nichts auf die Messe gebe. Er antwortete: „Liebe Herren! Wiewohl ich ein Herr meines Gotteshauses bin und euch abfertigen möchte mit einer kürzeren Antwort, so sage ich doch also: hat es Grund, wie man sagt, daß unser Herr Christus wahrhaftig in der Hostie sei, so weiß ich nicht, wie würdig ihr euch schätzt; das aber weiß ich wohl, daß ich armer Mönch nicht werth bin, ihn dem ewigen Vater zu opfern. Sollte er aber nicht darin sein, wehe mir, wenn ich Brot für Herrgott dem armen Volke anzubeten vorhalten sollte. Darum laßt mich in Ruhe. Ich will, so Gott will, mein Gotteshaus regieren, daß ich's gegen Gott und die Welt wohl verantworten kann und bedarf eurer hie nicht." Eben wegen der evangelischen Richtung seiner Predigt wurde Zwingli an das Münster zu Zürich, eine Stiftung Karls des Großen, als Leutpriester, d. h. Pfarrer berufen. Er begann mit Predigten, in welchen er das Matthäus-Evangelium im Zusammenhang auslegte.

Die Eidgenossen hatten sich frei gemacht von Österreich, aber noch nicht losgerissen vom deutschen Reiche, nur hatte sie der Kaiser Maximilian aus politischen Gründen vom Reichskammergericht losgesprochen. In ihnen war noch das Freiheitsgefühl von Murten und Sempach. Sie galten damals als erstes Fußvolk der Welt, die unbeschäftigte kriegerische Jugend trat in Dienst bei fremden Fürsten um Geld, das nannte man Reislaufen. Zwingli fühlte sich nicht nur als Theologen, sondern auch als Bürger eines freien Gemeinwesens, er war ein Lobredner alter Zeit und Biederkeit. Er hat fast noch schwerere Kämpfe

auf sich genommen wegen des Reislaufens als wegen des Papstthums. Jenes hatte doch zwei Seiten: es erhielt sich dadurch kriegerischer Muth und Übung. Auch war es wie ein Exportgeschäft für den Wohlstand des von Natur armen Landes. Aber im Winter und im Alter kamen die Söldner heim mit ausländischem Geld und ausländischen Lastern, gewohnt an unrepublikanische Thaten. Es ist auch geschehn, daß Eidgenossen in den Sold der entgegengesetzten kriegführenden Mächte traten und so in der Schlacht einander gegenüber standen. Nur diese eine Seite des Reislaufens hat sich Zwingli aufgedrungen. Er faßt das Politische unter einem christlichen Gesichtspunkte, nennt Werber Metzger, die mit Christenfleisch handeln. Von den Cardinälen, die für den Papst Truppen warben, sagt er: „Sie tragen billig rothe Hüt und Mäntel; windet man sie aus, so wird deines Freundes, Bruders, Vaters Blut heraus rinnen."

Der Nuntius in der Schweiz hatte vornehmlich politische Bedeutung zur Werbung. Seit Sixtus IV standen die Eidgenossen im Bündniß mit dem Papste zu bestimmten Hülfstruppen in des Papstes Kriegen. Manche angesehne Männer bezogen Pensionen in dieser Absicht, auch Zwingli. Julius II hat nach der Schlacht bei Marignano den Eidgenossen Herzogshut und Degen gesandt, als den defensores et protectores ecclesiae libertatis. Seitdem läßt sich der Statthalter Christi vor der Treue seines Volkes durch Schweizergarden beschützen, und noch stehn Schweizer vor dem Eingang des Vatican mit Hellebarden und in die alten deutschen Farben schwarz, roth, gold gekleidet. Dadurch geschah, daß die Eidgenossen anhänglich waren an den Papst, doch auch keck und selbständig ihm gegenüber standen; wiederum der Papst ließ sich viel von ihnen gefallen. 1518 hatte Leo 12000 Schweizer gegen die Türken gefordert, sie sandten ihm nur 10000 mit der Botschaft: „So wollen wir päpstlicher Heiligkeit noch 2000 Pfaffen nachlassen aus unsrer Eidgenossenschaft, damit die Zahl erfüllt werde." Die Tagsatzung beschloß 1522 noch einmüthig, keinem Courtisan eine Pfründ zu überlassen; wenn einer käme und die Pfründ anfiele, soll er in einen Sack gestoßen und ohne Gnad ertränkt werden.

Der Ablaßhandel Samsons hat hier nur eine untergeordnete Bedeutung. Er hat gute Geschäfte gemacht, doch auch vielfach Opposition in Scherz und Ernst gefunden. Es war seine beliebte Rede: er sähe die Seelen, wie sie aus dem Fegfeuer gen Himmel fliegen. Als er zu Baden auf dem Kirchhof seinen Ablaßkram aufschlug, hat ein Schalk vom Thurme ein Federkissen ausgeschüttelt und gerufen: „Seht wie sie fliegen!" Die wurden verspottet, welche sich von Samson plündern

ließen. Zwingli fand die Weißagung des 2. Petrusbriefes an ihm erfüllt: „Es werden unter euch falsche Lehrer sein, aus Habsucht werden sie durch ersonnene Reden von euch Gewinn ziehen, aber ihr Verderben schlummert nicht.“ Er nennt den Ablaßprediger den Gegner der Leiden Christi. Samson wurde aus Zürich ausgewiesen, doch nur nach formalem Rechte, weil er nicht einen Erlaubnißschein des Bischofs von Constanz eingeholt hatte. Der Papst selbst rief ihn 1518 zurück.

Als Zwinglis Abweichungen von der hergebrachten Lehrweise in Zürich bemerkt wurden, sagte man: er predigt lutherisch. In seiner explanatio articulorum 1523 bemerkt er dazu: „Sprechen sie: du mußt wohl lutherisch sein, du predigst ja wie Luther schreibt, so ist meine Antwort: ich predige ja auch wie Paulus schreibt, warum nennst du mich nicht paulisch? Ja ich predige das Wort Christi, warum nennst du mich nicht einen Christen? Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der mit größerem Ernste die Schrift durchforscht, als seit tausend Jahren Einer gewesen ist. Mit dem männlichen unbewegten Gemüth, mit dem er den Papst angegriffen hat, hat es Keiner gethan, so lang das Papstthum gewährt. Wessen aber ist solche That, Gottes oder Luthers? Frage den Luther selbst, gewiß sagt er dir Gottes. Ich habe wenig von seiner Lehre gelesen und mich seiner Bücher oft mit Fleiß enthalten. Was ich aber gelesen, ist gemeiniglich so wohl begründet, daß es nicht leicht Jemand umstoßen kann, obwohl er in etlichen Dingen den Schwachen noch Vieles nachgibt. Kein Mensch kann den Luther höher achten als ich. Dennoch bezeuge ich vor Gott, daß ich all mein Tage nie einen Buchstaben an ihn geschrieben habe, noch er an mich. Ich hab es unterlassen, nicht daß ich Jemand deßwegen gefürchtet hätte, sondern weil ich damit habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist Gottes sei, da wir so weit von einander entfernt und doch so einmüthig sind, aber ohne alle Verabredung, wiewohl ich mich ihm nicht an die Seite stellen will, denn Jeder thut, so viel ihm Gott weist. Darum, fromme Christen, gebet nicht zu, daß der Name Christi in den Namen Luthers verwandelt werde, denn Luther ist nicht für uns gestorben, sondern er lehrt uns den erkennen, von dem allein wir alles Heil haben. Ich will keinen andern Namen tragen als den meines Hauptmanns Jesu Christi, deß Streiter ich bin.“ Mit voller Berechtigung behauptet Zwingli seine Unabhängigkeit. Schon 1516 hatte er zum Cardinal von Sitten gesagt: das Papstthum habe keinen Grund in der H. Schrift. Im Jahre 1518 handelt er mit einem Freunde über die Entsetzung des Papstes. Es lag das wie in der Luft, das Zeichen des allgemeinen Bedürfnisses.

Zwingli hat sich rascher und leichter als Luther losgerissen, er hatte nie mit so mächtigem Herzen an der altväterlichen Kirche gehangen. Dem einfachen, besonnenen Geiste ist Manches leichter, als der mit gewaltiger Geisteskraft auch am Irrthum hängt mit seinem Theil an der Wahrheit. Freisinniges Denken entscheidet nicht allein über den Gehalt eines Geistes. Zwingli hat nicht die tief innerlichen Stürme wie Luther erlebt. Mit aufrichtigem, wahrheitliebendem Sinn sah er Glauben und Leben der Kirche im Widerspruch mit der H. Schrift, das hat ihn zum Reformator gemacht. Durch die Klarheit eines gesunden Menschenverstandes steht er dem herrschenden Sinne unsrer Zeit näher als Luther, jedoch herrscht in ihm keineswegs ein trockner Verstand. Er war herzlich, bieder, in seinen Liedern innig und hat es verstanden als Prediger den Menschen zu fassen. Einer, der ihn gehört hatte, sagte: „Ich fühlte mich wie an den Haaren emporgezogen.“ Über die göttliche Vorsehung, über den Ursprung des Bösen hat er Gedanken ausgesprochen, die an neueste Philosophie erinnern, pantheistischen Klanges, ausgehend von dem Grundgedanken: Alles durch Gott allein, angeschlossen an die italienische Philosophenschule des Pico da Mirandola. Doch ist dieses philosophische System in ihm nicht zum klaren, beherrschenden Gedanken durchgebildet. Mit seiner religiösen Überzeugung, mit seiner reformatorischen Richtung hängt es nur zusammen durch den Gegensatz wider alles Vertrauen auf die Kreatur, als ein Vertrauen auf das Nichtige. Wie bei Luther war seine reformatorische Grundlehre: in Christus allein ist das Heil gekommen, sein Tod ist die alleinige Bezahlung für unsere Sünden.

Schon in Einsiedeln, wo bei dem wunderthätigen Marienbilde viel Ablaß erworben wurde, hat er gepredigt: „Hier ist voller Ablaß aller Sünden durch Christi allein.“

Von seinen Glaubensschriften ist: De vera et falsa religione gerichtet an Franz I, eine Darstellung und Rechtfertigung des reformatorischen Glaubens. Fidei ratio ist auf dem Augsburger Reichstage wenigstens bestimmt gewesen, dem Kaiser übergeben zu werden. Die Eidgenossen hatten geharrt auf Abforderung ihres Bekenntnisses wie die anderen Stände, Zwingli wollte wenigstens das seine übergeben. Fidei brevis et clara expositio: zur Unterscheidung von den Wiedertäufern. Endlich de providentia enthält vorzugsweise seine philosophische Speculation. Er hält sich an das Milde und Tröstliche im Christenthum, sein Lieblingsspruch Matthäus 11, 28: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. In der Moral stellt er die Wahrhaftigkeit oben an. Er hat einmal daran gedacht, daß Lüge härter bestraft werden solle als Diebstahl.

In ihm ist schon eine spätre Entwicklung des Protestantismus durch einen rationellen Zug angedeutet, der am stärksten hervortritt in offner Anerkennung der Seligkeit frommer Heiden, also das historische Christenthum nicht als unbedingt nothwendig zur Seligkeit. So heißt es in der Zuschrift des Commentars de vera et falsa religione an den König von Frankreich: „Dort kannst du hoffen, in die Gesellschaft und in den vertrauten Umgang aller heiligen, tapfern, klugen und tugendhaften Männer zu kommen, die von Anfang der Welt gelebt haben. Du wirst dort die zwei Adams sehen, den Erlösten und den Erlöser, den Abel, Henoch, Noah, Abraham, Johannes, Petrus, Paulus. Dort wirst du den Hercules, Theseus, Sokrates, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen, auch deine königlichen Vorfahren finden, die im Glauben von der Welt abgeschieden sind. Kurz es gibt keinen rechtschaffnen Mann, den du dort nicht finden solltest." Luther meinte: „Wenn das wahr wäre, so wäre das ganze Evangelium falsch."

Wie kühn seine Negationen waren, so waltet doch der positive Inhalt seiner Lehre vor: „Wollt Ihr euer Anliegen den Heiligen klagen, so will ich meins Gott allein klagen."

§ 197. Einführung der Reformation.

Der Züricher Beschluß von 1520 sich allein an göttliche Schrift zu halten, trug schon die ganze Reformation in sich. Doch war er nur gemeint wie der Beschluß des Nürnberger Reichstags in der katholischen Voraussetzung der Einheit mit der Kirchenlehre, nur gegen die Mißbräuche. Erst 1522 begann in Zürich ein Streit über die Fastengebote in Folge einer Klage des Capitels von Constanz gegen Zwingli, der sie als judaistische Menschensatzungen bezeichnete. In einer Predigt hat er Reislaufen und Fastengebote zugleich angegriffen: „Es schilt Mancher das Fleischessen übel, das doch Gott nicht verboten hat, aber Menschenfleisch verkaufen und todtschlagen hält er nicht für Sünde." Er gab ein Schriftchen heraus: „Von Erkiesen und Freiheit der Speisen." Die Züricher ließen sich's schmecken auch in der Fastenzeit. Gegenüber den päpstlichen Butterbriefen, erkauften Fastenindulgenzen, wußte sich's der Volksverstand zurecht zu legen. Bullinger schreibt: Ein Luzerner meinte: „Ihr thut übel daran, daß ihr in der Fasten Fleisch esset." Antwortet der Züricher: „Esset ihr doch auch bei euch etliche Speisen, die ebensowohl verboten sind als Fleisch." Sagt der Luzerner: „Ja, wir haben's vom Papst erkauft." Der Züricher: „So haben wir's vom Metzger erkauft, ist Eins so lang als das Andre; ist das Eine recht, ist

das Andre billig." Die Chorherrn vom Stifte klagten, Zwingli nehme zu wenig den Nutzen des Stiftes wahr, er suche mehr der Laien als der Priester Gunst, die er verächtlich mache, denke auch gering von Horasingen, Heiligen, Papst und Messe. Zuweilen wurden seine Predigten von Eiferern unterbrochen, aber die Mehrzahl des Volks und des Raths stand zu ihm. So wurde der Beschluß einer deutschen Disputation gefaßt. Dazu wurde eingeladen der Klerus des Cantons und der Nachbarschaft, besonders der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte. Zu dieser Disputation hat Zwingli 67 conclusiones verfaßt, sie sind entschiedner als die 95 Thesen, wie sie später sind. Aber beide enthalten die Grundgedanken der reformatorischen Glaubenslehre: aus der H. Schrift allein göttliche Wahrheit und das Heil durch Christus allein. Im Saal des großen Raths hatten sich am 29. Januar 1523 an 600 Personen versammelt, auch eine Gesandtschaft des Bischofs von Constanz. Der Bürgermeister hob an: „In Stadt und Land hat sich Zwietracht erhoben wegen der Lehre unsers Meisters, Huldreich Zwingli. Von Etlichen Ketzer und Verführer des Volks gescholten, hat er sich erboten, seiner Lehre Rechenschaft zu geben. Wem also mißfällig oder zweifelhaft ist, was er gelehrt, der wolle ihm gegenwärtig seinen Irrthum beweisen." Zwingli saß allein an einem Tische, vor ihm drei Bibeln in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache. Aller Augen richteten sich auf Faber, den gelehrten Generalvicar von Constanz, nachmals Bischof von Wien. Der aber sagte: wenn Zwingli zu ihm nach Constanz komme, wolle er ihm alles Gute erweisen, zu disputiren sei er nicht gesonnen. Dazu möchten auf hohen Schulen wie Paris, Köln oder Löwen sich Befähigte finden, an langjährigem Herkommen vermöchten nur bischöfliche Concilien etwas umzugestalten. Zwingli antwortete: die unparteiischen und unfehlbaren Richter seien schon vorhanden in der H. Schrift, sie sei Conciliums genug, man habe sich neben ihr weder um Kirchenväter noch um Kirchenmütter zu bekümmern. Als Alles schwieg, rief Einer aus dem Haufen: „Wo sind nun die großen Hansen, die auf der Gasse so wacker pochen? Jetzt tretet hierhin, dort sitzt der Mann! Ihr könnt wohl Alle hinter dem Weine schwatzen, aber hier will Keiner sich regen". Darauf ist Faber doch auf die Disputation eingegangen über Fürbitten der Heiligen und Meßopfer. Er brachte alte katholische Autoritäten vor aus dem Corpus juris canonici. Zwingli widerlegte ihn aus der H. Schrift, indem er beifügte: „Wir fragen nicht darnach, wie lange etwas im Gebrauch gewesen sei, sondern ob es Wahrheit ist."

Beide Räthe von Zürich beschlossen: da Niemand den Meister

Zwingli einer Ketzerei habe überführen können, solle er fortfahren, die echte Schrift nach dem Geiste Gottes nach bestem Vermögen zu verkündigen, nur soll er sich des Schmähens enthalten. Einzelne Bürger begannen nun Heiligenbilder herabzureißen als Götzenbilder, sie begossen sich auch mit dem Öl der ewigen Lampe, Schuster Hottinger zerhackte den großen Herrgott, ein verehrtes Crucifix vor dem Thore.

Dadurch ist eine zweite Disputation veranlaßt worden [26. bis 28. October 1523]. Sie zeigt nicht mehr den Gegensatz des Alten und Neuen, nur der schroffern und mildern reformatorischen Ansicht, diese vertreten durch Conrad Schmid, Comthur der Johanniter, von Küßnacht. Er ist einverstanden: die Messe ist kein Opfer, da man Gott nichts darbringe, vielmehr von ihm empfange, doch auch nicht vom Teufel. Man solle die Bilder dulden als einen Stab für die Schwachen, bis man mit starker Hand die innern, schädlichen Bilder aus dem Herzen gehoben habe. Zwingli dagegen: Alles, was nicht aus der H. Schrift zu erweisen ist, ist abzuthun, der rechte Stab ist das Wort Gottes für den Starken wie für den Schwachen. Doch war auch er für ein friedliches, ordentliches Verfahren bei Abstellung des Unbiblischen. In seiner Schlußrede wandte sich jener Comthur an die Herrn des Raths, sie möchten nichts übereilen: „Ihr habt bisher manchem weltlichen Herrn in seiner Herrschaft geholfen um Geldeswillen. Helft nun um Gotteswillen Christo, unserm Herrn wieder in seiner Herrschaft, daß er allein angerufen werde und in uns regiere. Ließe man ihn allein Herr und Meister sein über alle Dinge, ihn ruhig sein Werk in uns vollbringen, so hätten wir unter einander brüderlichen Frieden, göttliche Huld in Zeit und darnach das ewige Leben."

Die Bilderstürmer wurden auf zwei Jahre verbannt, doch die Bilder als der Schrift zuwider sollen aus den Kirchen abgethan werden, die hölzernen Tafeln wurden verbrannt. Das Volk sagte: man müsse den Götzendienst niederlegen. Das Stift verzichtete auf seine Gerichtsbarkeit und wurde zur Schule für künftige Geistliche eingerichtet, die Chorherrn blieben. Statt der Messe soll man das Liebesmahl halten aus Brot und Wein, denn: „sie hätten gewisse Kunde, daß Christus das Nachtmahl, nicht aber, daß er die Messe eingesetzt habe".

Eine deutsche Bibelübersetzung wurde verfaßt durch Leo Judä, Meister Leu, Leutpriester an St. Peter. Sie enthält theils wahre, theils vermeinte Besserungen gegen die lutherische, meist nur Vertauschungen sächsischer Provinzialismen mit schweizerischen. In Basel, der Reichsstadt, hielt man fest an Luthers Bibel.

Zwingli hatte sich 1522 vermählt mit Anna Reinhard, der Wittwe des Junkers Meyer von Knonau, doch nur insgeheim: nach canonischem Recht gehört zu einer Ehe nur der gegenseitige consensus. Erst 1524, als Andre ihm vorausgegangen waren, hat er den öffentlichen Kirchgang gehalten. Es wurden darauf Reime angeschlagen:

„Hie staat lieb bei lieb,
Du Hur nimm hin den Dieb;
Dieb nimm du diesen Sack,
Das höllisch Für dryn schlack.“

Es galt als Ehrensache mit denselben Reimen zu antworten:

„Das ehlich Leben ist Gott lieb,
Drum ist der Ehmann nit ein Dieb,
Die ist kein Sack, die Ehre begehrt,
Der Hurer ist kein Ehren werth.“

Zwingli machte das kirchenrechtliche Princip geltend, das Lambert nach Hessen gebracht: Freiheit einer jeden Gemeinde, das aus der H. Schrift Erkannte einzuführen. Er sagte: „Die Kirchengemeinde zu Küßnacht ist eine gewissere Kirche denn alle zusammengerottete Bischöfe und Päpste. Doch beschlossen die Appenzeller den papistischen Priestern Brot und Mus zu versagen, dies ein ländlicher Ausdruck für das römische aqua et igni interdicere. In Bern predigte Berthold Haller das Evangelium „so zahm er immer mochte“. Niclaus Manuel, Dichter und Maler, ließ 1522 in der Fastnacht durch Schüler den „Todtenfresser“ aufführen. Dieses Spiel geht aus von der Einträglichkeit der Todtenmessen für die Priester. Den Charakter sieht man schon aus dem Comödienzettel. Diese Personen: Schaffner Ohnboden, Abt Nimmergnug, Dechant Schindebauern, Propst Gripsack, Vicar Fabler, Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, Cardinal Hochmuth, Papst Entchristelo. Ohne viel Handlung spricht jede Charaktermaske ihre Absichten aus, dazwischen vertreten Leute aus dem Volk das Urtheil der Zeitgenossen über den Verfall der Kirche. Der Papst freut sich, daß trotz seiner Büberei ihm Macht zugeschrieben wird über Himmel und Hölle, darum könne er manchen Vogel rupfen, ihm falle der Schweiß der Armen zu. Er erscheint inmitten seiner Krieger in der prächtigen Weise getragen, wie es noch bis vor kurzem üblich war bei hohen Festen. Dann kommen Peter und Paul. Ersterer besieht sich lange mit „Augenspiegeln“ den Papst. Dann fragt er einen Curtisan:

Liebster Priester sag mir an
Was mag doch das sin für ein mann
Ist er ein türck oder ist er ein heyd
Das man in so hoch vff den achßlen treidt
Oder hat er sunst gar kein Fuß
Das man in also tragen muß.

Darauf der Höfling:

Sid mal vnd du selb Petrus bist
Weistu den nit wol wer er ist
Das sol mich billich wunder nen
Doch wil ich in zu erkennen gen
Der den mann also hoch treit
Ist der gröst in der christenheit.

Dann zählt er des Papstes Herrschaften auf:

Dar zu ist er vff erd ein gott
Das du voruß wol wissen sott
So er doch din statthalter ist
Vnd der aller heiligst Christ.

Petrus:

Das sind mir frömd vnd vngehört sachen
Wie könd ich doch ein statthalter machen
Vber sölich land und lüt
Ich hatt doch vff ertrich nüt
Wo her komend im die richen land
Zu synem gewalt vnd großen stand
Ich weiß ouch nit gar wol darvon
Ob ich in gen Rhom sy kon
Bin ich in sölchem gebracht da gesessen
So hab ich sin doch warlichen gantz vergessen.

Zuletzt erscheint der Doctor, der die reine Lehre im Predigtton verkündigt. Bullinger bemerkt, es sei dies Stück mit großer Frucht gespielt worden.

Öcolampadius, insgemein Hausschein genannt, sein eigentlicher Name wohl nicht Husschin, sondern Hußgen (Heußgen), war 1482 zu Weinsberg geboren, hat in Heidelberg und Bologna, in Tübingen unter Reuchlin studirt. Bullinger fügt zu seinem Namen hinzu: „Im Hause des Herrn hat er ein hell Licht geschienen.“ 1516 ist er in Basel Pfarrer geworden und der Gehülfe des Erasmus am Neuen Testament, dann Domprediger zu Augsburg. Verstimmt, weltmüde trat er in's Brigittenkloster, doch mit der Freiheit des Austritts und daß er nichts wider Gottes Wort vornehmen

müsse. Verfolgt, begab er sich zu Sickingen auf die Ebernburg. Nach dessen Fall kommt er wieder nach Basel und führt daselbst zunächst ein gelehrtes Stillleben. Er war eingezognen Wesens, an Milde und classischer Bildung hat man ihn mit Melanchthon verglichen. Basel war 1501 zu den Eidgenossen getreten, die Zünfte waren hier in Streit mit dem Adel, sie wandten sich der Reformation zu. 1521 bei einer Procession trug der Pfarrer Roubli eine Bibel, aus der ein Zettel herunterhing: „Das ist das rechte Heiligthum, das andre sind Todtengebeine." Der Pfarrer wurde verjagt, aber Öcolampadius hat ungekränkt die Sache der Reformation auf der Badener Disputation [Mai 1526] vertreten. Dazu war Eck geladen, die Evangelischen sagten wie Bileam von König Balak. Auch Erasmus war geladen, er entschuldigte sich mit Kränklichkeit. Als Zweck der Disputation war auf dem Ausschreiben genannt: „damit Zwingli und seinesgleichen ihres verführerischen Lehrens geschweigt und das gemeine Volk vom Irrthum abgewandt werde". Deßwegen hat Eck eine Herausforderung an Zwingli erlassen, als der die H. Schrift verketzere. Zwingli: „Nach Baden [Oberrhein], wo sein Bildniß, seine Schriften verbrannt seien, biete man ihm vergebens einen Geleitsbrief, da man Ketzern die Treue nicht halte.

In der Kirche standen zwei Kanzeln einander gegenüber, die Katholischen zogen ein in großer Pracht, die Evangelischen wurden angesehn als ein bettelhafter Haufen. Jener Manuel hat als Gespräch zweier Bauern über jene Disputation ein Spottgedicht gemacht:

> Eck zappelt mit Füßen und Händen,
> Fing an zu schelten und schänden,
> Potzmarter schwur er richtig herus,
> Wie eine Hur im Frauenhus.

Von Öcolampadius sagt er:

> Gott redt durch ihn sein Wort so gewaltig
> Mit Gnaden mannichfaltig
> Als ob's ein Engel selber wär,
> Er ward dem Ecken viel zu schwer.

Wie gewöhnlich hat jede Partei sich den Sieg zugeschrieben.

Als Öcolampadius im Jahre 1524 wieder eine Pfarrei in Basel übernahm, geschah's unter der Bedingung, an die päpstlichen Cärimonien nicht gebunden zu sein. Erst fünf Jahre später wurde der Sieg der Reformation in Basel gefeiert, indem alle Kirchenbilder, sechs hohe Haufen, feierlich verbrannt wurden.

Bern, der größte Canton, war ein bürgerlich-aristokratischer Militärstaat. Die Partei der Junker widerstand der Reformation, Fabers Wort bedenkend: „Es geht jetzt über uns und hernach wird es über die Junker gehn.“ Der kleine Rath verbot die Verehlichung der Geistlichen so streng als Concubinat. Die Frau des berühmten Arztes Anshelm, der die Berner Chronik geschrieben hat, hat geäußert: unsre liebe Frau sei eine Frau nicht anders wie sie, und ebenso der Gnade ihres Sohnes Jesu Christi bedürftig, daher sie Niemand selig machen könne. Sie wurde zu Halseisen und Ertränken verurtheilt, doch kam sie davon mit 20 Gulden Buße und Abbitte vor dem Bischof. Ein Dominicaner predigte: „Christus hat nicht ein für allemal für uns genug gethan, sondern man muß täglich durch gute Werke und Meßopfer Gott versöhnen.“ Zwei Bürger riefen: „Das ist nicht wahr!“ Alle drei wurden ausgewiesen. Als Verwaltungsbehörde hatte der kleine Rath alle Gewalt an sich gezogen und ergänzte sich selbst. Durch die Wahlen zum großen Rath von 1527 kamen Freunde der Reformation in denselben, als eigentliche Volksvertretung nahm er wieder die Gesetzgebung und Wahl des kleinen Raths in seine Hand. Die Folge davon war die Berner Disputation [Januar 1528]. Zwingli ist dahin gekommen, aber dreihundert Geharnischte haben ihn begleitet, denn die Katholischen hatten gedroht, sie würden unterwegs ihn wie ein Stück Wild todtschießen. Achtzehn Tage lang hat man im Barfüßerkloster disputirt in Gegenwart der Räthe. Zwingli hatte drei Thesen gestellt: 1) die heilige Kirche, deren alleiniges Haupt Christus ist, ist aus Gottes Wort geboren und hört die Stimme eines Fremden nicht; 2) sie entwirft kein Gesetz ohne Gottes Wort, mithin bindet der sogenannte Kirchenglaube nur, so weit er übereinstimmt mit der H. Schrift; 3) Christus allein ist unsre Gerechtigkeit und Erlösung, ein andres Verdienst und eine andre Gerechtigkeit annehmen heißt ihn verleugnen. Das waren die Grundgedanken der Reformation in aller Schärfe und doch volksthümlich ausgedrückt.

Die Disputation wurde in deutscher Sprache gehalten, nur zuletzt wegen der wälschen Unterthanen des Cantons und wegen der fremden Gelehrten wurde auch ein Tag lateinisch disputirt. Da hat ein Pariser Doctor für das Recht der menschlichen Satzungen diesen [lateinischen] Syllogismus aufgestellt: „Wir müssen des Teufels Gesetzen gehorchen, wie viel mehr den menschlichen. Das Erstere beweis' ich aus Matthäus im fünften: Sei willfährig deinem Widersacher. Unser Widersacher aber ist der Teufel [1 Petr. 5, 8]. Also —“.

Der Erfolg der Disputation war so entscheidend, daß die Gewerke

selbst die Altäre einrissen, die sie „den Götzen" gestiftet. Als Zwingli im Münster die Kanzel bestieg, wollte ein Priester an einem Seitenaltar eben Messe halten, er hörte aber doch die Predigt mit an. Zwingli sprach gewaltig wider die Messe. Jener, am Schluß der Predigt, wirft sein Meßgewand, Butzenkleid, auf den Altar: „Hat es eine solche Gestalt um die Messe, so will ich weder heut noch immermehr Messe halten!" Die Räthe beschlossen, das eigennützige Gewerb der Bischöfe abzustellen, die ihnen geschwornen Eide für ledig zu erklären. Es war die Emancipation der Kirche von der päpstlichen Hierarchie.

In St. Gallen hat Johann Keßler, der, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, Sattler geworden war, mit seiner friedlichen Predigt den Abt zur Flucht gebracht. Die Gotteshausleute, seine Unterthanen haben sich vom Abt losgesagt und ihr Gemeinwesen eingerichtet unter Zürich und Glarus als Schirmherrn.

Von Graubünden ist ein angesehner Bürger, Samuel Frick nach Rom gewallfahrtet, um Hülfe zu erlangen gegen das Andringen der Reformation. Er kam zurück: in Rom sei er evangelisch geworden. Nach der Disputation von Ilanz [1526] gab das Gesetz einem Jeden die Wahl zwischen dem alten und neuen Glauben, wozu der gute Geist ihn treiben würde.

Chur wurde fast ganz evangelisch. Auch hier ist der Bischof entwichen, der Abt Schlegel nahm ein blutiges Ende: die Katholischen wollten bei Gelegenheit der festlichen Einholung einer Braut in die Familie eines benachbarten Burgherrn über die Stadt herfallen. Die Verrätherei, an deren Spitze jener Abt stand, wurde vor der Ausführung verrathen.

Die Maßnahmen des Papstes waren doch sehr durch die Verhältnisse bedingt. Als Luther schon auf den Tod angeklagt, gebannt und geächtet war, bezog Zwingli noch seine Pension. Der Cardinal von Sitten versprach sie zu verdoppeln, wenn er nicht mehr gegen den Papst predige, dann auch ohne diese Bedingung, und dann erst hat Zwingli abgelehnt. Noch 1523 hat Hadrian VI ein huldreiches Breve an Zwingli erlassen, den Nuntius gleichsam bei ihm beglaubigend. Es wird darin seine Frömmigkeit gerühmt, er möge überzeugt sein, daß der Papst stets auf seine [Zwinglis] Ehre und Vortheil bedacht sei. Die Züricher hatten damals dem Papst noch Truppen gesandt. 1525 erließ er an Zürich ein Breve mit der Ermahnung die Neurungen abzustellen, mit sehr weltlichen Drohungen. In ihrer Antwort mahnen sie nur um den noch ausstehenden Sold.

§ 198. Spaltung der Eidgenossenschaft. Zwinglis Tod.

Die Reformation hatte sich doch nur verbreitet in den größren Städten und in ihrem Gebiet, das Bergvolk auf den Alpen wollte nichts davon wissen. Es bleibt immer etwas Geheimnißvolles, warum ein Theil des Volkes das haßt, was der andre Theil liebevoll umfaßt. Zur Ungleichheit der Bildung kam in der Schweiz zuerst das Halten der einfachen Bergbewohner am Altväterlichen, und die vaterländischen Erinnerungen der Bergcantone waren verwachsen mit katholischen Stätten und Gebräuchen: „Begreiflicher Unwille mußte sich des Urners, des Schwyzers bemächtigen, wenn sie hörten, daß die Wallfahrten abgestellt, die Wände der Kirchen übertüncht werden sollten. Zogen sie doch alljährlich zu der geweihten Stätte von Morgarten und zur Capelle Wilhelm Tells, wo einfache Denkmale sie einluden, das dankbare Gedächtniß der Helden des Vaterlandes mit der Verehrung jener himmlischen Helfer zu verbinden, denen einst der fromme Glaube der Thäter selbst die Kraft zu dem vollbrachten Werk verdankte. Mußte nicht durch Aufhebung des Fastengebots und des Priestercölibats der Unterwaldner geärgert werden, der in den Entsagungen seines gepriesenen Bruders Claus den höchsten Grad der Heiligkeit verehrte?"*) Zwingli nannte auf der Kanzel die heiligen Nothhelfer Abgötzen. Er sagte auch: »Ave Maria« sei so viel als „Gott grüß dich, Gretlein!" Dazu kommt: die Magistrate dieser Bauern bezogen Jahreseinkünfte sowohl vom Papst als vom König von Frankreich für die Werbung oder doch für Begünstigung der Werbung. Zwinglis politische Umgestaltung war so ernsthaft, daß in Zürich Einige hingerichtet worden sind, die noch heimliche Jahrgehalte von auswärts bezogen. Auch Bern sagte zugleich mit dem Papst dem Reislaufen und den Pensionen ab. Bullinger schreibt: „Viele, denen es nicht um den Glauben, sondern um den Kronensack zu thun ist, schelten Zwingli einen Ketzer." Es fehlte darum unter den Katholischen nicht an freier Gesinnung. Der katholische Reformationsbeschluß zu Luzern hebt an mit dem Motiv: „Da der oberste Wächter der Kirche schläft, so will uns gebühren, als der weltlichen Obrigkeit, uns selbst in etliche Wege zu Hülfe zu kommen." Aber sie hielten fest am Papst und an den Heiligen. Bürgerliche Eintracht im kirchlichen Streit war möglich, wiefern jeder Canton für das Innere

---

*) Worte von Hottinger, Gesch. d. Eidgen. währd. d. Zeitn. der Kirchentrenng. I Joh. v. Müllers Geschichten Schweiz. Eidgenossenschaft VI) S. 413.

seine eigne Gesetzgebung hatte. Aber die Eidgenossen hatten gemeinsame Eroberungen gemacht, in diesen Gemeinvogteien Thurgau, Baden und Rheinthal wurde die Reformation von den reformatorischen Städten beschützt, von den katholischen Bergcantonen verfolgt, die daher, wo die Reformation siegte, allen Einfluß verloren. Es treten derbe Individualitäten in diesen Händeln hervor, so jener Hottinger, der in Zürich den großen Herrgott zerhackt hatte. Man sieht an solchen Leuten, wie die Reformation sich ausnimmt im Gemüth eines ungebildeten, kraftvollen Menschen. Der aus Zürich verbannte Schuster arbeitete in der Grafschaft Baden und breitete nebenbei seinen Glauben aus. Er wurde durch den Luzerner Landvogt verhaftet. Man hatte ein Protokoll seiner Rede gegen die Heiligen und das Meßopfer im Wirthshaus „zum Engel" in Zurzach aufgenommen und ihm vorgelegt. Er antwortet: „Wiewohl ich mich etlicher stucken beklagen möcht, daß sie mir gröber dargethan sind, denn ich sie geredet hab, jedoch um Kürze wegen, hättend ihr nit bedürfen Kundschaften vorzunehmen, hättend ihr mich ledig oder in Banden gefragt, hätte ich euch bekendt meinen Glauben, wie ich jetzund fry vor euch bekenne, daß die Meß, wie sie jetzund im Bruch ist, dazu die Bilder oder Götzen, auch das Anrufen oder Anbeten der Heiligen, richtig wider Gott und sein heilig Wort sind." In Luzern wird er zum Tode verurtheilt. Nach Eröffnung des Urtheils hub er an zu reden von Gott und der Erlösung durch Jesus Christus. Der Ammann sagt: „Wir sind nit von Predigens wegen hie. Es bedarf des Schwetzens nit. Einmal muß ihm sein Kopf ab: wachst er ihm wieder, so wöllend wir auch sin Glauben annehmen." Sprach Hottinger: „Mir geschehe nach dem Willen Gottes. Zum Herrn am Crütz ward auch gesprochen: „kumm herab vom Crütz, so wöllend wir an dich glauben." Und als ein Bruder ihm das Crucifix fürhielt, wollt er es schlecht nit dulden, sagt: das Lyden Christi müßt mit wahrem Glauben im Herzen angenommen werden, und wäre viel höher, denn das man es also spöttlich sollte vorbilden. Viel Volks folgte ihm nach, auch viel Lüthen weinten. Zu denselben sprach er: „Weinet nit über mich, sondern über euch selbs. Dann ich gan jetzund aus diesem Elend in die ewige Seligkeit." Wie er dann auf der Richtstatt zum Schwert gerüstet wart und leiden sollt, sprach er: „Liebe und gnädige Herrn Eidgenossen, ich bitt euch um Gottes willen, zürnet nit mit meinen Herrn von Zürich, gedenkend, wie sie sich allerwegen an gemeiner Eidgenossenschaft ehrlich und redlich gehalten haben. Und das sie jetzt vorhaben mit dem Glauben, das ist recht und die göttliche Wahrheit, auf deren ich jetzund tröstlich sterben will." Kehrt sich hier-

mit zum Volk und sprach: „Fromme biderbe Lüth, ich bitten euch, hätte ich Jemand erzürnet, daß er mir verzihe. Dann ich Jedermann auch verzigen hab, und daß ihr wöllend jetzund Gott für mich bitten, daß er mich stärke in dem Glauben, den ich han und den er mir geben hat. Denn nach dem End ist's vergebens für Todte zu bitten. Und hiermit befehl ich mein Seel in dein Händ, o mein Herr und Erlöser Jesus Christus. Erbarm dich mein und empfach mein Seel." Also ward er gerichtet mit dem Schwert, und war der erste Mann und Martyrer Christi, der von wegen der evangelischen Lehre in der Eidgenossenschaft getödtet worden ist." So berichtet's der getreue Bullinger.

Von den eignen Territorien haben die Bergcantone die Neurung durch blutige Gewalt ausgeschlossen: evangelischen Predigern wurde die Zunge aufgeschlitzt. Das Bilderstürmerische gab die Berechtigung zu Todesurtheilen. Bullinger erzählt, wie ein alter Mann mit zwei Söhnen, Pfarrer, in feierlichen Rechtsformen zu Baden zum Tode verurtheilt worden ist. Es fand vielfache Verwendung für sie statt. Der Vorsitzende des Gerichts erkennt die Rechtschaffenheit der Männer an, aber sie haben die Großmutter Christi verbrannt, d. h. das Bild der heiligen Anna, und auch sie sind mit dem Schwert hingerichtet worden.

Gegen eine Bedrohung von dieser Seite haben die reformatorischen Cantone ein christliches Burgrecht unter einander geschlossen, in das auch Straßburg und Constanz traten, einen Sonderbund: in allen Glaubenssachen sich gegenseitig zu schützen. Der Bund der fünf katholischen Cantone war hiernach nicht minder berechtigt, aber da er sich an Österreich anlehnte, verhaßt durch vaterländische Erinnerungen. Der erste Feldzug galt diesem österreichischen Bunde und zur Strafe von Unterwalden, das zur Unterstützung eines Aufstandes gegen die aufgedrungne Reformation in's Berner Oberland eingefallen war. Bereits standen ein katholisches und ein evangelisches Heer sich gegenüber. Durch Vermittelung von Glarus ist es nicht zum Kampfe gekommen, aber der Friedensschluß [24. Juni 1529] war für den katholischen Theil ein Bekenntniß ihrer Niederlage. Der österreichische Bundesbrief wurde vor ihren Augen zerstochen und zerrissen, sie mußten versprechen, Schmähungen zu strafen. Am widerspenstigsten waren sie gegen die Forderung der freien Predigt in ihren Landen und begnügten sich mit allgemeinen Verheißungen. Die erwählten Schiedsrichter erklärten: sie wollten handeln, „daß es ihnen gegen Gott und euch unverweislich sei". Bei aller Rohigkeit und Erbittrung eines beginnenden Religionskriegs zeigen sich doch manche Züge schweizerischer Treuherzigkeit im Verkehr der Vorposten, zwischen denen sich thatsächlich

eine Mark gebildet hatte. Im katholischen Lager hatte man hinreichend Vieh, aber Mangel an Brot: „Da brachten", erzählt Bullinger, „etliche tapfere Gesellen einen großen Müten [Trog] voll Milch, setzten ihn auf die Mark, riefen den Zürichern zu, sie hätten da wohl eine gute Milchbrocken, aber nichts drein zu brocken. Die Züricher liefen herzu mit Brot und brockten ein. Jeder Theil lag auf seinem Erdreich und aßen die Milch mit einander. Wenn der eine Theil über seine Hälfte ausgriff, schlug ihn der andre Theil im Scherz auf die Hände: Friß auf deinem Erdreich."

Ein zweiter Feldzug drohte zunächst „der üppigen Lästerer" wegen. Seltsam, im großen Religionsstreit ein Ehrenhandel. Besonders das Volkslied war im Dienste der Parteien verwerthet worden:

„Der Zwingli vnd sin rott
Sind heilig vor Gott
Wie Judas der Zwölfbott
Der was ein verräther und ein Dieb
Gang du hin, vnd hab den Zwingli lieb."

Die Evangelischen sangen dagegen:

„Zwingli vnd d'evangelisch rott
Sind fromm Christen vor Gott
Der gottloß macht druns ein spott
Ist vor Gott ein mörder vnd ein Dieb
Die Zwinglis parthy hat Gott lieb."

Die Antwort, ihrer defensiven Art nach und in dieselben Reime gebannt, natürlich matter. In Constanz, wo Blaurer an der Spitze der reformatorischen Bewegung stand, sang man:

„Der Blarer und der Zwick,
Der Langnas und der Dick,
Hinggn's all an einem Strick
Hätte Constanz wieder Glück."

Man schimpfte sich gegenseitig Götzenknechte und Kelchdiebe, auch Sodomiten und ketzerisches Krämervolk.

Die andre Fordrung war, die armen Leute, die um des Glaubens willen verjagt waren, wieder herzustellen und den Glauben frei zu lassen. Die Gebirgscantone waren im Spätjahr, wo keine Zufuhr aus Italien kommen konnte, in Gefahr zu verhungern. Im Herbste 1531 wurde ihnen von Zürich nicht nur der Verkauf von Getreide abgeschlagen, sondern auch ihre Wagen wurden niedergeworfen. Man hoffte durch die Noth den gemeinen Mann gegen die Obrigkeit zu erbittern. Aber die Erbittrung wendete sich gegen die Zwinglischen, daß,

was Gott ihnen vergönnt, Eidgenossen ihnen weigern. Auch in Zürich wurden Bedenken laut als gegen den Spruch: „Wenn dein Feind hungert, so speise ihn!“ Zwingli war gegen dies Aushungern, doch für entschiedne Maßregeln: man möge mit dem Schwert schnell ein Ende machen. Er fürchte den Krieg nicht: „Der Krieg, auf den wir dringen, ist der Friede.“ Die Freiheit der evangelischen Predigt sei zu gewinnen, dann werde diese Sache von selbst siegen und die Einheit wieder hergestellt sein.

Zwingli ist nicht selten in Gefahr gewesen entführt oder ermordet zu werden, und er kannte sie. Im August 1530 regte ein Komet die Gemüther auf. Eines Tags ging er mit Jörg Müller, dem Abt von Wettingen. Der fragt: „Was mag dieser Stern bedeuten?“ „Mir und manchem Biedermann, der in der Eidgenossenschaft gern das Recht und die Wahrheit siegreich sähe, wird er zur Gruft leuchten.“ Der Andere: „Gott wird solches nicht geschehn lassen.“ Zwingli: „Ja, ja er wird es zur Bewährung geschehn lassen. Erhalten wird Gott seine Sache dennoch, wenn es auch so weit kommt, daß man glaubt, Alles werde zu Grunde gehn. Der Sache selbst traue ich schon, die ist recht und gut, aber den Leuten traue ich wenigst möglich. Unser einiger Trost sei Gott.“ Er ist als Staatsmann gekränkt durch das Wiederaufkommen der Partei, welche Gehalte von den Fürsten bezog oder wünschte.

Als die katholischen Orte mit 8000 Mann in das Gebiet von Zürich einfielen, war dies ungerüstet, doch die Eidgenossen waren ein Volk in Waffen. An die Grenze des Cantons wurde in der Eile nur eine Vorhut geworfen. Diese war zu tapfer, um sich zurückzuziehn vor der Übermacht und die Grenzorte preiszugeben. Die Sturmglocken boten den Landsturm auf. Bevor dieser gesammelt war, ist das Stadtbanner aus Zürich ausgezogen, nur eine Schar von 700 Mann, die auf dem Wege doch anwuchs zu 1200. Zwingli war aufgefordert worden mit dem Banner zu ziehn, als der großen Einfluß auf's Volk übe, und nach damaliger Sitte gewappnet. Als sie längs des Sees den Albisberg hinaufziehn wollten, hörte man den Donner der Geschütze, und Boten kamen um Hülfe in großer Noth von seiten der Vorhut. Es wurde Kriegsrath gehalten: die Majorität war dafür den Landsturm abzuwarten. Zwingli entgegnete: „Das wär ein schlechter Ruhm, hier müßig stehn, während wir hören, daß die Unsrigen Noth leiden. Ich in Gottes Namen will hin zu den biedern Leuten und mit ihnen sterben oder sie retten helfen.“ Und so hat man sich entschlossen und ist eingetreten in eine schon verlorne Sache. Es werden noch einige Worte Zwinglis berichtet, voll gottvertrauenden Muths. Ein Stein

traf seinen Helm, daß er zu Boden stürzte, aber er hat sich wieder aufgerafft. Dann ist ihm der Schenkel durchbohrt worden. Auf dem Schlachtfeld voll Leichen fanden zwei gemeine Krieger ihn an einen Birnbaum gelehnt, die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel erhoben. Sie fragen, ob er beichten wollte, er schüttelt das Haupt. Da kamen andre, die ihn erkannten. Ein Unterwaldner Hauptmann Vokinger rief: „Ist's Zwingli, der schändliche Ketzer und Verräther." Er stieß ihm die Hellebarde in den Hals. Der Stadtpfarrer Schönbrunner von Zug sprach: „Was auch sein Glaube gewesen ist, ein redlicher Eidgenosse ist er doch gewesen." Der Fanatismus siegte: es wurde ein Gericht über den Leichnam eingesetzt, nach dessen Spruch ist er durch den Scharfrichter geviertheilt, verbrannt und die Asche in Schweinemist geworfen worden. Seine Rüstung wurde im Zeughaus von Luzern aufbewahrt. Es ist ein gewaltiges Schwert, das er geführt. Erst 1847 haben sich's die Züricher wieder zurückgeholt.

An sich und nach damaligem Maßstab war diese Schlacht von Kappel [11. October 1531] ein unbedeutendes Vorpostengefecht. Wenig über 500 Züricher lagen auf der Wahlstatt. Aber Zwingli war gefallen in den Jahren männlicher Kraft, und das Unglück so groß, weil die entschlossensten Freunde der Reformation aus Zürich ausgezogen und gefallen waren. Die Wittwe Zwinglis verlor an diesem Tage noch einen Sohn, einen Tochtermann, einen Schwager und einen Bruder. Über die Menschen kam das Gefühl eines Gottesurtheils.

Die spätre lässige Kriegführung ist dadurch zu erklären, daß Bern eifersüchtig war auf Zürich, und in Zürich selbst die Partei der Pensioner wieder aufkam. Daher der ungünstige Friede, weniger in bestimmten Artikeln als in dem Gesammteindruck und in einzelnen Ausdrücken des Friedensinstruments. So: „In den Gemeinvogteien soll Jedem gestattet sein, zum alten, wahren christlichen Glauben zurückzukehren." St. Gallen wurde dem Abt wieder politisch unterworfen. Solothurn ward, weil es Zürich zu Hülfe gekommen war, eine Summe von 800 Gulden Kriegskosten oder die Herstellung des alten Glaubens aufgelegt, das Letztere erhielt die Majorität. Überall in den gemischten Orten erhob sich die katholische Bevölkerung und vertrieb die Evangelischen, wo sie konnte. In Rapperswyl war ein Büchsenschmied Michael Wohlgemut aus Köln, der sich im Styl des Mittelalters mit seinen Gesellen vertheidigt, bis Kanonen vorgefahren wurden, da ward er gefangen und hingerichtet.

In der deutschen Schweiz ist der Protestantismus damals so ziemlich auf seine jetzige Gestaltung beschränkt worden.

Öcolampadius ist wenige Wochen nach Zwingli gestorben, 49 Jahr alt. Schon hieß es, daß in kurzem in Zürich die Messe wieder würde gelesen werden: „Da ward das Papstthum wiederum aufgericht."

Dies der erste tragische Abschluß in der Geschichte der reformatorischen Kirche.

§ 199. Das Liebesmahl.

Bei Betrachtung des Verhältnisses der schweizerischen zu der von Luther ausgehenden Reformation drängt sich auf: beiden Anfängen war gleich der Bruch mit der kirchlichen Tradition, gleich die Absicht der Rückkehr zum Christenthum der H. Schrift, aber in verschiedner Weise. Luther anerkennt das Recht der geschichtlichen Entwicklung, Zwingli fordert unbedingte Rückkehr. Daher Luther: was nicht wider die Schrift, das ist erlaubt; Zwingli: was nicht aus der Schrift erweislich, das ist abzuthun, so die Bilder in den Kirchen, obwohl nur das Bild Gottes in der Schrift verboten ist. Diese Verschiedenheit war bedingt durch die religiöse Persönlichkeit der Reformatoren. Luther mit seinem mystischen Tiefsinn stand auf augustinischem Standpunkte, Zwingli mit seinem klaren, praktischen Verstand gehörte der humanistischen Richtung an. Dieser Gegensatz kam zur vollen Erscheinung in der verschiednen Stellung zur Abendmahlslehre. Seit das Gefühl der frommen Feier zum Begriff werden will, haben wir in der alten Kirche zwei verschiedne Richtungen bemerkt und sie unterschieden als idealistische und realistische Richtung. Jene nahm Leib und Blut Christi im Abendmahl als ein Sinnbild im vollen Sinne: eine Erinnerungsfeier des Todes Jesu, welche geistig sein ganzes Walten den Gläubigen nahe bringt, vergegenwärtigt. Die realistische Richtung nahm an irgend eine sinnliche Gemeinschaft, ein wirkliches Vorhandensein des Leibes und Blutes des Gottmenschen. Das Dogma der Transsubstantiation war davon nur der stärkste, fleischlichste Ausdruck. Mit diesem Dogma hat Luther gebrochen in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, weil mit diesem Dogma die Zaubermacht des hierarchischen Priesterthums steht und fällt. Was damals in ihm vorgegangen, sehn wir aus seinem Briefe an die Christen zu Straßburg vom December 1524: „Das bekenn ich, wo D. Karlstadt oder Jemand Anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacrament nichts dann Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst than. Ich hab wohl so harte Anfechtung da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gern herausgewesen wär,

weil ich wohl sehe, daß ich damit dem Papstthum den größten Puff hätte können geben. Ich hab auch Zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, dann D. Karlstadt, und nicht also die Wort gemartert nach eignem Dunken. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus: der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen." Karlstadt verstand die Worte des Herrn: „Nehmet hin und esset!" als hausväterliche Aufforderung ohne Zusammenhang mit dem Folgenden: „Das ist mein Leib". Diese habe Christus gesprochen, eben auf sich weisend. Zu dieser abenteuerlichen Behauptung hat er närrischerweise angeführt: Hoc werde mit großem Buchstaben geschrieben, bezeichne den Satzanfang, und hoc passe nicht zum Masculinum »panis«. Ein Grund aber imponirte seiner Partei: die beiden Redetheile der Einsetzungsworte: „Nehmet hin und esset!" und „Das ist mein Leib", die seien grade ebenso zu scheiden wie dies Wort Christi: „Du bist Petrus" und „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen". Der Felsen sei nicht Petrus, sondern wie protestantische Ängstlichkeit gegen den Papst behaupten zu müssen meinte: Christus selbst. Löscher sagt: der Teufel selbst habe ihm dies Argument eingegeben. Doch hatte er einen ernsteren Grund: das Heil kommt allein durch den Glauben, der bedarf nichts Äußerliches, Brot und Wein als Träger von etwas Übernatürlichem, wären Gegenstände der Andacht gleich den bisher angebeteten Bildern. Sein Bildersturm forderte diese Auslegung. Nur seine Unbehilflichkeit und Sprachunwissenheit mag jene Ausrede gefunden haben.

Nach Luthers Sieg über die Bilderstürmer in Wittenberg bemächtigte sich Karlstadt der Pfarrei Orlamünde, die vom Wittenberger Stift abhing. Als dessen Archidiakonus war er berechtigt zur Ernennung des Pfarrers. Statt dessen ging er selbst hin, und regte Gemeinde und Umgegend in seinem Sinn auf. Am 22. August 1524 hat Luther in der Stadtkirche zu Jena gegen den bilderstürmenden Geist gepredigt, den Mittag brachte er im Bären zu. Karlstadt kam dahin und beklagte sich über die Predigt. Als das Gespräch nicht zum Ziele führte, sprach Luther: „So schreibt wider mich öffentlich, ich will euch einen Gulden dazu schenken." Karlstadt: er nehme das an. Da nahm Luther einen Goldgulden heraus: „Nehmet hin und greift mich nur tapfer an!" Karlstadt nahm das Geldstück und zeigte es den Gegenwärtigen: „Lieben Brüder, das ist Arrabe, ein Zeichen, daß ich Macht habe, wider D. Luther zu schreiben. Ihr wollt mir deß Zeugen sein." Die Bedeutung dieser Rede ergibt sich aus Karlstadts früherer Klage: seine Schriften seien ihm aus der Druckerei weggenommen und ihm

verboten worden, schreiben und drucken zu lassen. Luther hat ihm dann zugetrunken und Karlstadt that ihm Bescheid. In der Geraer Gegend war Karlstadt doch eine Macht geworden. Als Luther nach Orlamünde fuhr, um die Gemeinde loszumachen von Karlstadt und auf friedliche Bahn zu führen, hat er recht empfunden, was es sagen will, mit einem aufgeregten Volke zu unterhandeln. Sie riefen ihm zu: „Zwiefacher Papst! Vetter des Antichrists!" Luther fuhr im Zorn weg. Man hat ihm noch auf dem Wagen Koth und Steine nachgeworfen. Es regte sich der Geist, der im Bauernkriege ausgebrochen ist. In Orlamünde hat sich davon noch bis in unsre Zeit die Sage erhalten: Luther habe den Ort verflucht und daher geschehe es, daß so viele Kretins dort geboren würden.

Die Schweizer, welche Karlstadt eine Freistatt eröffneten, haben seine Lehre nur sprach- und sachkundiger vertheidigt. Zwinglis Überzeugung hatte sich im Gegensatz des Meßopfers entwickelt: die Feier des heiligen Mahles sei nur eine commemoratio an den Tod Jesu. So schon 1523. Luthers Überzeugung hat sich erst im Streit gegen Karlstadt festgestellt. Nämlich, ohne Verwandlung der Elemente fände statt eine wunderbare Einigung des Brotes und Weines mit dem Fleisch und Blut des Gottmenschen: eine impanatio Christi. In der Beweisführung hat er gewechselt zwischen exegetischen und dogmatischen Gründen. In ersterer Hinsicht: das Wort des Herrn τοῦτό ἐστιν „dies Brot ist mein Leib" sei in bestimmter Weise als ein Gotteswort festzuhalten. Um das Wie haben wir uns nicht zu kümmern, das ist Gottes Sache, uns ist's überliefert als Mysterium. Der dogmatische Beweis: durch Gemeinschaft der göttlichen und menschlichen Natur nimmt diese Theil an den Eigenschaften der göttlichen Natur, also auch an ihrer Allgegenwart, auch des Leibes, nämlich so weit Christus diese Gegenwart verheißen habe. Der Gottmensch ist local im Brote, auch für Ungläubige, doch nur im Moment des Genusses. Dagegen Zwingli berief sich auf die Natur eines jeden Körpers, an bestimmtem Orte zu sein: so sitze Christus zur Rechten Gottes im Himmel, er sei nicht aller Orten. Wenn Luther behaupte, er sei überall, so sei er auch im Weinkrug des Wirthshauses. Nach den Worten Jesu Joh. 6 sei das Essen des Fleisches Christi durchaus zu verstehn von geistiger Gemeinschaft. Nach dem Wort des Herrn ist das Fleisch überhaupt nichts nütze, der Glaube allein macht selig. Endlich brachte Zwingli zahlreiche Beispiele bei, wo esti in der H. Schrift nicht eine reale Gemeinschaft bedeutet, sondern bloß irgend eine Beziehung, ein Sinnbild. So in der Parabel vom Aufgehn des mancherlei Samens spricht Christus: „Der Same ist

das Wort Gottes," d. h. nur: er ist das Sinnbild der Wirksamkeit des göttlichen Wortes. Als Zwingli an seiner Streitschrift gegen Luther arbeitete, träumt ihm, daß er vor Luther verstumme. Da hört er eine Stimme: „Berufe dich auf Exod. 12, 11" [Einsetzung des Passamahles], wo es heißt: „Das ist das Verschonen des Herrn", d. h.: die Festfeier bedingt und bedeutet die Verschonung der hebräischen Erstgeburt durch Jehova.

Das sprachliche Recht für Zwinglis Auslegung konnte Luther unmöglich verborgen sein, wenn nicht sein religiöses Gefühl dagegen entschieden hätte. Er bedarf der sinnlichen Gemeinschaft Christi, die Kirche ohne diese ist ihm öd: „Der Teufel will die Eier aussaufen, schreibt er, und uns nur die Schaalen lassen." Er fühlt und verabscheut das Rationale in Zwinglis Lehre, der Gottes Geheimnisse nach den Regeln der Mathematiker beurtheile: „Das einige Stück bewegt sie am allerhöchsten, daß es der Vernunft aus der Maßen närrisch ist zu glauben, daß wir Christi Leib und Blut im Abendmahl leiblich essen und trinken. Es ist der Groll und Ekel natürlicher Vernunft, der mag dieses Artikels nicht, und will sich dennoch in die Schrift hüllen, daß man ihn nicht kennen soll. Meine Schwärmer aber bereiten mit solchem Ekel die Bahn, daß man schier wird Christum, Gott und Alles mit einander verleugnen."

Zwingli in seiner Streitschrift übt die feine humanistische Polemik des Erasmus mit starkem, satirischen Zug. Luther in scholastisch-mönchischer Weise war mit Dreck und Teufel nicht sparsam, dabei von tiefem, religiösen Ernst durchdrungen, und doch auch, was bei Bettelmönchen nicht selten, scheut er etwas Possenhaftes nicht: Zwinglis Erklärung sei grade, wie wenn Einer die Worte: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" so erklären wolle: „Gott" das soll heißen so viel als der „Kuckuk", „schuf" so viel als „fraß", „Himmel und Erde" so viel als „die Grasmücke mit Federn und mit Allem", also daß Moses sagen wollte: „Am Anfang fraß der Kuckuk die Grasmücke mit Federn und mit Allem." Grade der milde Ernst Zwinglis reizte ihn, von dem er sagte: modestissime furit, er rast bei aller Bescheidenheit, und daß der Teufel [Zwingli und Öcolampadius] bei solcher Irrlehre noch zu reden wage von Erhaltung brüderlicher Eintracht. „Wohlan," fährt Luther fort, „dieweil sie denn so gar verrucht spotten, will ich eine lutherische Warnung dazu thun und sagen also: verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie nach des Teufels Art in solchen ihrem Jammer noch spottet und närret. Nein, mir nicht! liebe Herren

des Friedens und der Liebe! Wenn ich Einem Vater und Mutter, Weib und Kind erwürget und wollt ihn dazu auch würgen und sagen: halt Frieden, lieber Freund! wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, daß wir darum sollten uneins werden! was sollt er dazu sagen? So erwürgen mir die Schwärmer Christum meinen Herrn, und Gott Vater in seinen Worten, dazu meine Schwester, die Christenheit, mit meinen Brüdern, und sagen darnach: ich soll Frieden haben. Ein Theil muß des Teufels und Gottes Feind sein, da ist kein Mittel." So nennt Luther Zwinglis Abendmahl ein Fressen für die Säue. Zwingli, das Widerliche des Essens von Fleisch und Blut rügend, spricht von einem Mahl für Cyclopen.

Luther hatte in diesen Streitschriften das Bewußtsein seiner Bedeutung etwas stark ausgesprochen, daß er es gewesen, der Gottes Wort wieder unter der Bank hervorgezogen und unter die Leute gebracht habe. Darauf Zwingli: „Ich verschon dein hier, lieber Luther, trefflich; denn du in vielen Schriften noch viel stolzer dich gerühmt hast, darum man dich wohl sollte schelten. Aber wir wollen, ob Gott will, Maß halten und dich einen Menschen lassen bleiben. Denn in der Wahrheit weißt du wohl, daß du der Zeit dich herfür stelltest, da ein große Menge war, die in dem Schreiben und Lesen viel geschickter waren denn du, wiewohl sie sich aus Furcht und daß sie Gott nit erweckt und mannlich macht, nicht herfür stellten, Israel zu schirmen wider den großen Goliath zu Rom. Jetzt folgt auch dein Lob: aber du wurdest in alle Dem berufen von Gott nit anders weder David. Stelltest dich dem Feinde entgegen so tröstlich, daß Alle, die vorher Angst hatten, stark wurden, sprangen dir zu, also daß das Evangelium in einen trefflichen Aufgang kam. Daher wir Gott billig danken sollen, daß er dich erweckt, da es Niemand wagen durfte, und dich als ein nützlich Geschirr in Ehren haben, als wir auch gern thun, ob du gleich dasselb in viel Weg verkehrest."

Zwingli war doch überzeugt, daß seine Lehre binnen drei bis vier Jahren die herrschende sein werde. In Wittenberg hatte man geringe Kunde von der reformatorischen Bedeutung der Schweizer, man dachte sie als Schwarmgeister wie Karlstadt. Luther war so eifrig in Schriften wider die Schwarmgeister, daß er seine Vorlesungen aussetzte. In seinem großen Bekenntniß vom Abendmahl Christi [1528] schreibt er: „Ich bekenne hiermit, daß ich den Zwingli für einen Unchristen halte, denn er hält und lehrt kein Stück vom christlichen Glauben, und ist ärger geworden siebenmal denn da er ein Papist war."

Wir haben gesehn, wie der Landgraf die letzte Hoffnung einer

Aussöhnung auf eine persönliche Annäherung setzte. Er hat an den Kurfürsten geschrieben: „Es ist von nöthen, daß wir uns nicht so lüderlich von einander trennen lassen, obschon unsre Gelehrten um leichter oder disputirlicher Sachen willen, daran doch unsre Seligkeit nicht hängt, zwiespaltig sind.“ Er war offenbar Zwingli zugeneigt. 1530 schreibt er vertraulich: „Wenn ich glaubte, daß Christus leiblich im Sacramente wäre, so glaubte ich Christo nicht.“ Nur Luthers und des Kurfürsten wegen wagte er das nicht öffentlich auszusprechen. Luther traute ihm auch nicht. Zwingli war heimlich, ohne Geleitsbrief auf die Einladung hin aufgebrochen. Erst als es am nächsten Tage kund wurde, sandte der Rath ihm einen Rathsboten und Gewaffnete zu seinem Schutze nach. Luther machte viel Schwierigkeiten nach Marburg zu kommen. Er hat sogar einmal gefordert: einige päpstliche Theologen sollten als unparteiische Schiedsrichter zugezogen werden. Als er endlich sich aufmachte, bleibt er auf der sächsischen Mark sitzen und will sie nicht überschreiten, bevor er den Geleitsbrief erhalten hat. Auf dem Schloß zu Marburg und in der Elisabethkirche kam es zu dem welthistorischen Moment, das eine Mal, wo die beiden Reformatoren, die Repräsentanten der beiden Gestaltungen des Protestantismus persönlich einander gegenüber traten. Zugleich waren eingeladen und gekommen Gelehrte beider Richtungen. Es war eine Kirchenversammlung Derer, welche sich von der römischen Kirche losgesagt hatten. Melanchthon schreibt: „In Zwingli ist etwas Bäurisches und Hochfahrendes, Öcolampad ist gütig und mild gesinnt.“

Luther hatte noch andre Bedenken gegen die Schweizer: daß sie von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit und Erbsünde nicht recht lehrten. Manches davon war Wittenberger Meinung über die Schweizer, in Anderm hatte Zwingli nur in dunklem Drang den Glauben der abendländischen Kirche überschritten. Daher kam es zu einer Einigung in 14 Artikeln über alle Grundgedanken des christlichen Glaubens. Nur über die Abendmahlslehre als 15. Artikel blieben sie schroff einander gegenüber stehn. Wenn Luther sich auf das Wort des Herrn berief: „Wer mein Fleisch ißt, der hat das ewige Leben“, so sagte Zwingli: „Das Fleisch ist kein nütze.“ Der Schweizer vertheidigte mit großer Lebhaftigkeit seine Argumente. Luther hatte auf die Tafel vor sich mit Kreide die Worte geschrieben: „Das ist mein Leib.“ Dabei bleibt er. Um das Wie und Wodurch will er sich nicht kümmern: „Wenn der Herr mir Holzäpfel hinlegte und hieße mir nehmen, sollt ich nicht fragen: warum?“ Was Gott sage, müsse man glauben; selbst wenn er gesagt hätte: „Dieses Hufeisen ist mein Leib.“ Öcolampadius

fragte: ob mündliches Essen irgend eines geistlichen Segens theilhaft mache? Darauf Luther: „Ich frage nicht, was leibliches Essen nütze, sondern was geschrieben steht. Wenn Gott mich hieße Mist essen, so thäte ich's auch.“ Vergeblich macht Zwingli darauf aufmerksam, daß auch Luther einen Tropus anerkenne in den Worten: „Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut.“ Dieses „ist“ habe doch auch für ihn nur die Bedeutung: continet, er enthält mein Blut. Er pochte eben auf Johannes: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben.“ Das könne nicht anders als sinnbildlich verstanden werden: „Herr Doctor, das bricht euch den Hals ab.“ Da fuhr Luther auf, ihn mißverstehend: „Ihr seid in Hessen, nicht in der Schweiz.“ Zwingli begütigend: auch im Schweizerland werde Niemand ohne Urtheil gerichtet, es sei nur eine landesübliche Rede für eine verlorne Sache. Wenn Luther gegen die Bibelsprüche der Schweizer doch einen Moment bedenklich werden mochte, so berief er sich auf seine innern Erfahrungen: seine Gegner hätten ihre Auslegung nie in geistiger Anfechtung erprobt, er mit den Seinen habe gekämpft gegen Hölle und Satan.

Wenn so Luther die Hand Zwinglis zurückstieß, ist es doch geschehen im Sinne der Seinen. Auch Melanchthon schreibt an den Kurfürsten von Sachsen: „Zwingli und Öcolampadius haben sehr begehrt, daß wir sie als Brüder annehmen möchten. Solches haben wir in keiner Weise billigen wollen, haben sie auch hart darum angeredt, daß uns Wunder nähme, mit welchem Gewissen sie uns für Brüder halten wollten, wenn sie meinten, daß wir irrten.“ Es lag in der Art der beiderseitigen Überzeugung: für Zwingli war Luthers Lehre nur ein Verstandesirrthum, nur ein Zuviel des Glaubens, Luther sah in seines Gegners Sätzen eine Verleugnung des gegenwärtigen Christus. In diesem Sinne ruft er: „Ihr habt einen andern Geist als wir.“ Für Luther bestand noch die katholische Form der Überzeugung, welche für die Einheit der Liebe als nothwendig achtete die Einheit im Dogma. Auch er hat das Unheil der Uneinigkeit tief gefühlt. Zu Bucer hat er gesagt: „Mein Leben wollt ich drum geben, denn ich weiß, daß dieser Zwiespalt dem Evangelium mehr Gefahr bringt als das ganze Papstthum.“

So ist das Liebesmahl zum Erisapfel geworden. Verwirrung befiel die Gemüther: wo ist Wahrheit? Die Päpstlichen triumphirten: „Die Ketzer fallen sich unter einander an!“ Das protestantische Deutschland, einig mit den Schweizern, wäre unüberwindlich gewesen. Doch war jenes Concil in Marburg nicht durchaus vergeblich. Die verglichnen Punkte,

in 14 Artikeln aufgesetzt und unterzeichnet, sind die erste Urkunde evangelischer Union. Hinsichtlich der unverglichnen Abendmahlslehre soll jeder Theil dem andern christliche Liebe erzeigen, so weit es sein Gewissen leiden mag, und Gott fleißig bitten, daß er uns den rechten Verstand bestätigen wolle. Jenen vierzehn Artikeln sind die Schwabacher siebzehn Artikel entnommen, die matrix der Augustana.

Zwinglis Meinung hatte auch inmitten Deutschlands manche Freunde. In einer Abendgesellschaft bei Pirkheimer sprach sich Dürer lebhaft dafür aus. Pirkheimer: „Ei Meister Albrecht, es läßt sich Christus nicht im Abendmahl hinmalen wie mit dem Pinsel auf eine Tafel." Dürer: „Die entgegengesetzte Ansicht kann man sich nicht einmal vorstellen."

Der unverdroßne theologische Friedensvermittler Martin Bucer war ein gelehrter Dominicaner in Sickingens Diensten, zweimal verheirathet, damals Geistlicher in Straßburg, vielfach in Verkehr mit dem Landgrafen, in Folge des deutschen Kriegs nach England verschlagen und als Professor in Cambridge 1551 gestorben. Bucer, an dem Melanchthon etwas fand vom Fuchs, war beugsam, eingehend in fremde Gedanken, und verstand Zufälliges von Wesentlichem zu scheiden. Seine Vermittlung ist nicht immer ganz lauter. Gegen Zwingli wurde vor Allem der Vorwurf erhoben, daß ihm das Brot im Abendmahl gemeines Brot bleibe. Das war ungerecht: denn dieses Brot und dieser Wein erhielten doch eine religiöse Weihe und Bedeutung. Nachdem Bucer vergeblich versucht hatte, den Streit als einen Wortsteit hinzustellen, suchte er Ausdrucksweisen, jenen Vorwurf abzuschwächen: es finde doch auch für Zwinglis Freunde eine wahre Gemeinschaft mit Christi statt, aber eine Gemeinschaft durch Gedanken und Geist, insofern eine wirkliche Gemeinschaft. Brot und Wein seien auch ihnen nicht ein leeres Zeichen, und wiefern Leib und Blut doch nur stünden statt des ganzen Christus, sei auch der Ausdruck zuläßig, daß Leib und Blut Christi wahrhaft genossen werde, gleichsam mit Hand und Mund, wenn auch nicht mit dem Bauche. So hat er von Zwinglis Lehre nur die religiöse Seite hervorgehoben und an Luthers Redeweise anbequemt. Dieser ließ das, obwohl murrend, gelten, Zwingli nennt es nur dunkel und mißverständlich. Doch hat Bucer den Erfolg gehabt, daß die süddeutschen Reichsstände sich mit der sächsischen Reformation verbanden. Dadurch kam jene großartige Macht zu Stande, die den ersten deutschen Religionsfrieden erhielt.

Luther nahm Zwinglis Untergang im Sturm der Schlacht als ein Gottesurtheil. Doch erzählt er noch 1545, wie dies ihn tief erschüttert habe, also daß er die ganze Nacht vor Weinen nicht habe schlafen können.

III. Wittenbergische Reformation bis 1555.

§ 200. Die Schmalkaldischen Artikel.

Dem Nürnberger Frieden folgte ein Jahrzehnt friedlicher Begründung. Im Papst und in den Völkern war noch die Erinnerung an das Concil von Constanz lebendig: wie damals die Versöhnung der Kirchenspaltung als eins mit der Reform der Kirche erhofft wurde, so richteten sich auch jetzt die Gedanken auf eine solche Zusammenfassung. Clemens VII war einverstanden, doch sollte das Concil in einer italienischen Stadt gehalten, nur die von Alters her Stimmberechtigten zugelassen werden, und alle christliche Mächte die Vollziehung der Beschlüsse verbürgen. Der kaiserliche Gesandte meinte: der heilige Vater sieht das Concil an wie ein Abführmittel, das man ungern nimmt. Paul III war voll Zuvorkommens: er schrieb das Concil auf den Mai 1537 nach Mantua aus, als doch ein Concil in der Lombardei wegen des französischen Kriegs kaum möglich war, und sandte einen Legaten an die protestantischen Fürsten. Vergerius kam auch nach Wittenberg im November 1536 und hat dort eine Zusammenkunft mit Luther gehabt. Wir haben davon eine gleichzeitige Nachricht: Luther im Schlafrock, wie er sich rasiren und schmücken läßt durch seinen Barbier, Meister Heinrich, um Vergerius zu empfangen. Meister Heinrich scheidet von Luther mit dem Wunsch: der Doctor möge den Legaten bekehren. Nach dem Berichte desselben an den Papst, war Luthers letzte Rede: „Ich will auf dem Concilio erscheinen, und man soll mir den Kopf abschlagen, wenn ich nicht meinen Glauben gegen die ganze Welt verfechte. Mein Zorn ist nicht mein, sondern Gottes." Jenes Gespräch scheint auf den Legaten doch einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, Luthers Rock hat ihm nicht imponirt, aber sein Glaube. Es blieb ein Stachel in seiner Seele, Meister Heinrichs Segen ist noch erfüllt und der Legat ein eifriger Protestant geworden.

Dem Bundestag zu Schmalkalden wurde ein Bekenntniß vorgelegt [15. Febr. 1537], welches dem Concil übergeben oder doch ein neues Denkmal der Eintracht werden sollte. Diese Artikel als das zweite Bekenntniß der Protestanten aus dem Wunsche eines bestimmteren, schärferen Ausdrucks der protestantischen Eigenthümlichkeit als er in der Augsburgischen Confession enthalten war hervorgegangen. Diese ist eine Friedensschrift, die Artikel eine Kriegserklärung. Luther hat darin sein Herz ausgeschüttet. Er hat seinem Fürsten nicht ver-

borgen, daß der Haß dadurch geschärft werden würde. Johann Friedrich antwortete darauf: er habe die Artikel zweimal gelesen und, obwohl ein Laie, sei er in seinem Herzen überzeugt, daß sie wahrhaft und der Augsburgischen Confession gemäß seien, er wolle sie bekennen, wo es die Noth erfordere, vor einem Concilium und vor der ganzen Welt, und bitte Gott, ihn, seine Kinder und seine Unterthanen in diesem Bekenntniß ohne Wanken zu erhalten: „Was die Wagniß und Fahr belangt, so Unserm Land und Leuten, auch Personen derhalben begegnen möchte, die wollen Wir Gott heimstellen, nachdem er sagt, daß unsre Haare auf unsrem Haupte alle gezählt sind und wir keins ohne seinen göttlichen Willen verlieren mögen, der wird es auch der Fahr halben mit Uns, Unsern Kindern, auch Land und Leuten nach seinem göttlichen Willen wohl verordnen. Denn er hat Uns zu einem Fürsten erwählt, ist's sein Wille, so wird er Uns dabei erhalten; ist's sein Wille nicht, so hilft keine Sorge der Gefahr, denn er wird es, wie es ihm gefällig, wohl machen, denn Wir es in euer Gebet wollen befohlen haben." So einst die Politik unsrer Fürsten.

Die in Schmalkalden aufgesetzten Artikel sind nur von den gegenwärtigen Theologen unterzeichnet worden als kirchliche Schrift, zu kirchlichem Gebrauch. Bucer und Andre lehnten die Unterzeichnung ab, um die Schweizer nicht zu verletzen. Luther ließ sie gewähren: „Denn wir hiermit Niemand anders sondern allein uns selbst beladen haben wollen, Jedermann freigelassen." Melanchthon widersprach sich nicht, wenn er gleichzeitig eine ausführliche Protestation aufsetzte gegen des Papstes Primat, und doch die Artikel unterzeichnete mit der Bemerkung, daß man sich ihm unterwerfen könne, wenn er das Evangelium zulasse. Er ist zurückgegangen auf den Unterschied göttlichen und menschlichen Rechts, und hat sich gegen jenes ausgesprochen. Das war eine theoretische Wahrheit, aber es gehörte damals Muth dazu in protestantischen Kreisen sie auszusprechen, denn sie war bereits fremd dem protestantischen Gemeingefühl. Auch war's nicht praktisch, denn die Bedingung im Sinn der Protestanten zu erfüllen ist für den Papst unmöglich. Osiander hat dazu bemerkt: si diabolus fieret apostolus. Luther, von Steinschmerzen geplagt, fuhr aus Schmalkalden mit dem Segen: Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstes. Er kannte die Seinen und fühlte wie sie. Seitdem begann die Verstimmung gegen Melanchthon.

Luther erklärte sich für Annahme des Concils, weil er überzeugt war, der Papst selbst wolle es nicht, und wenn es doch zusammen käme während derzeitigen Kriegs zwischen Kaiser und Frankreich, es werde

„ein verachtet lausig Concilium" werden. Die protestantischen Stände scheuten eine Verpflichtung; denn in ihrem eignen Bewußtsein waren sie noch nicht berechtigt, das Urtheil der Kirche zu verachten. Sie setzten als Bedingung der Anerkennung, daß nicht nur Bischöfe, sondern auch Gelehrte Sitz und Stimme hätten, daß die Bischöfe von ihrem Eide gegen den Papst entbunden würden, er nicht als Richter, sondern als Partei angesehen werde, daß alle Mitglieder des Concils beeidigt würden auf die H. Schrift und Beweise nur aus ihr entnommen werden dürften.

Indem die Entscheidung durch das Schwert heranzieht, müssen wir eine neue Umschau halten über das Umsichgreifen der Reformation und die politischen Verhältnisse bis 1546.

§ 201. Fortgang und politische Macht der Reformation.

In Kursachsen war Johann Friedrich der Großmüthige seinem Vater gefolgt [1532], der schon als Kurprinz die Geschäfte meist geführt hatte. Damals urtheilte Luther über ihn: „Unser junger Herr hat Klugheit gnug, so hat er auch eignen Sinnes gnug, so wird ihm der Adel Muths gnug predigen." Er war abhängig in seinen religiösen Grundgedanken von Wittenberg, doch hat er selbständig regiert, selbst aus der Gefangenschaft heraus. Die Schranken seines Geistes haben sich gezeigt in der Gefahr, seine Größe sich bewährt im Unglück.

Anhalt war damals in zwei Linien getheilt, die eine [Köthen] unter Fürst Wolfgang, der in Augsburg, als Andre zagten, mit so frischem Muth die Confession unterzeichnete. Der andern Linie [Dessau] stand zu Anfang der reformatorischen Bewegung eine Wittwe vor mit ihren drei unmündigen Söhnen. Luther erzählt in seinen Tischreden, wie er in Wörlitz mit ihnen das Mahl gehalten: „Sind feine, geschickte Herren, züchtig mit Worten und Gebärden, schamhaftig wie Jungfrauen, in lateinischer Sprache geübt und in der Bibel wohl bekannt. Wir haben ganz und gar ein theologisch Mahl gehalten, denn über Tische redeten sie von nichts denn Gottes Wort mit großer Demuth und Gütigkeit." Nach damaliger Sitte haben die drei Prinzen gemeinsam das kleine Land regiert und einstimmig mit der Bevölkerung die Reformation eingeführt. Sie beriefen von Zwickau Hausmann, von dem Luther sagte: quod nos docemus, ille vivit. Von diesen Brüdern ist besonders der spätere Dompropst von Magdeburg, Georg eine wohlthuende Erscheinung im Übergang von der katholischen fürstlichen Hierarchie zum evangelischen Prediger, der Luthers treuer Freund nicht Petrisch noch Lutherisch

heißen wollte, die Hoheit seines Standes mit der Milde des Sinnes verbindend. Von ihm hat Luther gesagt: „Fürst Georg ist frömmer denn ich; wenn der nicht in den Himmel kommt, werde ich wohl heraus bleiben." Es ist bezeichnend für diese fürstlichen Brüder und für die künftige Stellung von Anhalt, was Luther ganz unbefangen in den Tischreden beifügt als zu ihrem Lobe: „denn sie haben alle meine Bücher, Zwinglis und Öcolampadii durchlesen".

Der Herzog Ulrich v. Würtemberg hatte in einem Jahrzehnt das damals noch kleine Land mit einer Million Gulden verschuldet. Er hat Hans von Hutten, dessen Frau er liebte, mit eigner Hand ermordet. Als er Reutlingen überfiel, hat sich der schwäbische Städtebund gegen ihn erhoben, sein Land eingenommen und es verkauft für die Kriegskosten an Österreich, das immer Geschmack an Würtemberg fand. Der Herzog fand seitdem eine Freistätte unter den Evangelischen. Zwingli schreibt von ihm: „Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden." Der Landgraf vernichtete in einem Treffen die österreichische Macht in Würtemberg. Er stand im Einverständniß mit Franz I; hinter ihm der schmalkaldische Bund. Daher im Juni 1534 Erzherzog Ferdinand den Frieden von Kadan schloß, durch den er als römischer König vom schmalkaldischen Bund anerkannt und Würtemberg als Afterlehn von Österreich zurückgegeben wurde. Bisher war hier als in österreichischer Provinz die Reformation niedergehalten worden. Ulrich, so lange er ohne Land umherzog, ist vom Volke genannt worden „der Besenmacher". „Nun," sagte er, „bin ich gekommen die Spinnweben aus dem Land zu fegen." Das bahnte ihm den Weg und ließ Früheres vergessen. Er schwankte nach persönlicher Stimmung und Lage des Landes zwischen der schweizerischen und sächsischen Auffassung der Reformation. Für jene sprach Blaurer, der von Constanz aus das würtembergische Oberland reformirte, er selbst doch unentschieden. Zwinglis bildliche Auslegung für möglich haltend, wollte er eine Gegenwart des Leibes Christi weder behaupten noch leugnen. Für die lutherische Richtung entschied eben deßhalb Brenz, Pfarrer in Schwäbisch-Hall, auf ein Jahr als Professor nach Tübingen entlehnt. Mitwirkend zur Hingabe an Luthers Reformation war auch das Verhältniß zu den protestantischen Fürsten. Dagegen die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Herzöge von Baiern, Georg von Sachsen und Heinrich von Wolfenbüttel schlossen zu Nürnberg 1538 einen heiligen Bund als eine Erweiterung des Regensburger Bündnisses für die Herrschaft oder doch für die Rettung des Katholicismus in Deutschland. Aber die Macht des Kaisers blieb durch ausländische Kriege gebunden. Der

protestantische Bund bekam an den nordischen Reichen einen Rückhalt, durch Heinrich von England und Franz von Frankreich glänzende Verheißungen.

Herzog Georg v. Sachsen verlor 1537 seinen Erbprinzen Johann. Nach einer alten Erzählung hat Luther seinen Tod geweißagt. Einst habe der Prinz durch Lucas Cranach Luthern sagen lassen: Sei sein Vater ihm ein eiserner Gegner, er werde ihm ein stählerner sein. Luther habe darauf geantwortet: Herzog Hans solle lieber darauf denken, wie er selig sterben möge, denn er werde seines Vaters Tod nicht erleben. Der alte Tyrann möge toben wie er wolle, er selbst [Luther] werde noch in Leipzig predigen. Wenn dies nicht ein zufälliges, kühnes Wort ist, so hat sich ein sagenhafter Zug in die wirkliche Rede eingemischt. Zu seinem sterbenden Sohne sagte der arme, alte Vater: er möge die Werke der Heiligen vergessen, alle Hoffnung auf Christi Blut und Verdienst setzen. Als verwundert seine Schwiegertochter fragte: warum er das nicht predigen lasse im Lande? antwortete er: „Man soll's nur den Sterbenden sagen, nicht den Gesunden." In solcher Paradoxie liegt etwas Sinnvolles, die sittliche Gefahr in der hohen Lehre vom Glauben ohne die Werke. Es klingt an jene Mönchspredigt an, deren wir gedachten [s. o. S. 88]. Herzog Georg hatte nur noch einen blödsinnigen Sohn. Auf seinem Sterbebett hat er ein Testament gemacht: wenn sein Bruder Heinrich und dessen Sohn nicht die katholische Religion ungestört im Lande lassen würden, solle dies an Österreich fallen. Durch absichtliche Zögerung des Kanzlers ist das nicht unterzeichnet worden.

Heinrich war längst der Reformation geneigt, doch scheu vor seinem Bruder. Um sein Urtheil gefragt, sagte er wohl: er könne die Prädicanten nicht wohl vernehmen, die zu Freiberg im Sinne Luthers predigten. Seine Gemahlin ließ ihm daher einen Stuhl nahe der Kanzel verfertigen, auf daß er mit dieser Entschuldigung sich nicht mehr behelfe. Er lebte beschränkt in Freiberg, ein Vater des Bergvolks. Als die Nachricht kam, das reiche Herzogthum Sachsen sei ihm zugefallen, da ist in der ersten Freude halb Freiberg mit ihm nach Dresden gelaufen. Auch in Sachsen hatte das Volk längst nach der Reformation verlangt, nur der Adel leistete einigen Widerstand. Daher kam es zu rascher, gleichmäßiger Einführung. Nach Leipzig kam Luther mit vielen Studenten und predigte Sonnabend vor Pfingsten [1539] in der Pleißenburg. Der Stadtrath protestirte gegen sofortige Einführung der Reformation mit Berufung auf die Landstände, doch durch die Bürgerschaft wurde die Wandlung durchgesetzt. Nur die Universität

hat erst am 12. August die Reformation angenommen nach Änderung der theologischen Facultät.

In Brandenburg war Kurfürst Joachim I, Bruder Albrechts von Mainz, ein Feind der Reformation. Doch meinte Luther, man dürfe noch für ihn beten. Seine Gemahlin Elisabeth, Schwester des Königs von Dänemark wurde heimlich evangelisch. Als sie 1528 in ihrem Zimmer mit ihrer Tochter das Abendmahl mit dem Kelch genommen hatte, wurde das verrathen. Ihr soll mit Einmauerung gedroht worden sein. Vor dem Zorn ihres Gemahls floh sie als Bauernfrau verkleidet nach Sachsen. In Schloß Lichtenstein hat sie bis zum Tod des Kurfürsten gelebt, oft in Luthers Haus, der sie liebe Frau Gevatterin nennt. Joachim II war als Kurprinz mit Luther in Worms bekannt geworden. Er hatte Briefe mit ihm gewechselt, aber er war bedrängt durch einen Eid, den sein Vater von ihm genommen: bei seinen fürstlichen Ehren und Treuen, für sich und seine Nachkommen bei der alten katholischen Kirche festzuhalten. Indem er doch als Kurfürst der Sache ihren Gang ließ, beriefen Städte und Adel evangelische Prediger. Das Volk dürstete nach der lautern Lehre. Am 1. November 1539 nahm der Kurfürst bei seiner Mutter in Spandau das Abendmahl nach reformirter Weise, consecrirt durch den Bischof Matthias v. Jagow, von dem Luther nach einem Gespräche sagte: „O daß uns doch Gott mehr solcher Bischöfe gäbe!“ Die brandenburgischen Bisthümer wurden nachmals den Prinzen des Hauses zugewendet und so allmählich ihre politischen Rechte mit dem Staat verbunden. Der Kurfürst half sich wegen seines Eides mit der Meinung, daß er keineswegs gegen die wahrhaft katholische Kirche sei, keine Gewalt der Erde solle ihn davon losreißen; er glaube keine römische, auch keine wittenbergische, sondern eine katholische Kirche. Daher auch anfangs viele katholische Cärimonien beibehalten wurden. Als er 1540 seine Gesandten zum Colloquium nach Worms entließ, ermahnte er sie: sie sollten ihm das Wörtchen »sola« mitbringen oder gar nicht wieder kommen. So eifrig trat er für den lutherischen Grundgedanken ein: nur durch Glauben das Heil. Ein Ereigniß seiner Jugend scheint für ihn wie seine Mutter grade diesen Glaubenspunkt eindringlich gemacht zu haben. Diese hörte 1527 mit ihren Kindern im schwarzen Kloster einen Mönch predigen. Da Luther sich immer auf Paulus berief, unternahm der, nachzuweisen, daß Paulus ein Irrlehrer sei, der kein Vertrauen verdiene. Er hat nicht die historische Kunde, daß dies wohl im Sinn der Kirche von Jerusalem sei, sondern er beruft sich nur auf Gal. 4, 4: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, vom Weibe

geboren." „Sehet wie Paulus ein schamloser Lügner ist, denn die heilige Jungfrau ist nie ein Weib gewesen, sondern immer eine Jungfrau geblieben. Wie kann Einer nun die Rechtfertigung aus dem Glauben für richtig halten, welche der Ketzer in Wittenberg lehrt und sich dabei auf Paulus beruft." Plötzlich verstummte der Prediger und schwankte hin und her, vom Schlag getroffen. Es hat dies den Eindruck gemacht wie ein Gericht Gottes.

In der Kurpfalz, seit Luther 1518 in Heidelberg disputirte gegen den Ablaß für die These: Christus allein ist unser Ablaß, hat sich die Reformation still verbreitet. Kurfürst Friedrich II war ihr geneigt, doch Heidelberg selbst ein Sitz der Scholastik. Erst 1545 in den letzten Tagen, als in der Heiligen-Geistkirche das Hochamt gehalten werden sollte, stimmte die Gemeinde plötzlich an: „Es ist das Heil uns kommen her." Sogleich ließ der Kurfürst am 3. Januar 1546 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt einführen, Cultus und Kircheneinrichtung wurde ausgeführt nach einem Reformationsentwurf Melanchthons, des Pfälzers.

Über das Bisthum Naumburg und Zeitz, eine Stiftung Heinrichs des Löwen, war immer Streit gewesen, ob es sächsisches Lehen oder reichsunmittelbar sei. Jedenfalls hatte der Kurfürst von Sachsen kein Recht auf's Stiftsland. Als daher nach Erledigung des Bisthums das Capitel den Dompropst Julius von Pflug wählte, einen so gelehrt als vaterländisch gesinnten milden Theologen, war diese Wahl rechtlich unanfechtbar. Aber es ist stets eine große Versuchung, wo ein großer politischer Vortheil zusammenfällt mit der Religion. Der Kurfürst ließ die Stiftsherrn verhaften [1542] und setzte Amsdorf als Bischof ein mit 600 Gulden Besoldung. Für diesen sprach sein alter Adel und daß er unvermählt war. Er hat doch wie ein großer Vasall das Land regiert und Kanonen gießen lassen. Luther rühmte sich der Sünde, daß sie einen Bischof geweiht hätten ohne allen Chresem, auch ohne Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen. So ist hier ein kirchliches Land gegen bestehendes Recht occupirt worden.

Braunschweig-Hannover war in verschiedne Linien getheilt. Herzog Heinrich von Wolfenbüttel hielt allein noch am Papste, seine Brüder und Vettern waren der Reformation zugefallen. „Er saß allein unter den Hunden." Sein Secretair mit einem Brief an den Kurfürsten von Mainz fiel in die Hände des Landgrafen. Darin standen feindselige Anschläge gegen Philipp und die bittersten Reden auch gegen den Kurfürsten von Sachsen. Dieser erließ eine Druckschrift: „Wider den verstockten, gottlosen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenschänder,

boßthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Heinrich der Jüngere nennt.“ Heinrichs Antwort darauf führt den Titel: „Wider des gottlosen, verruchten, verstockten und abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich Herzog zu Sachsen nennt, erdichtet, erlogen und unverschämt Lästerbuch.“ In dieser Schrift berief sich der Herzog auch auf Luther, der habe selbst seinen Herrn einen Hans Worst genannt. Da aber war er an den rechten Mann gekommen. Luther schrieb „wider Hans Worst“, in grobem derbem Stil, wovon hier die Probe:

„Es hat der von Braunschweig zu Wolfenbüttel jetzt abermals eine Lästerschrift lassen ausgehn, darin er an meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten zu Sachsen Ehren seinen Grind und Gnatz sich zu reiben vorgenommen, auch mich zweimal angetastet und gelockt, erstlich da er schreibt: ich habe meinen gnädigen Herrn Hans Worst genannt, darnach die ganze Hauptsache des Glaubens angreift, deren ich mich muß bekennen der vornehmsten Lehrer einen zu dieser Zeit. Da flucht, lästert, plerrt, zerrt, schreit und speit er also, daß, wenn solche Wort mündlich von ihm gehöret würden, so würden die Leute mit Ketten und Stangen zulaufen, als zu Einem, der mit einer Legion Teufel besessen wäre, ihn zu fangen und zu binden; oder wo die Leute nicht zuliefen, würden zuletzt vielleicht aus Gottes Eingeben Ochsen und Schweine mit Hörnern und Füßen ihn zu Tod treten.“

„Wiewohl ich den unfläthigen Mann nicht werth achte, daß ich ihm einen Buchstaben antworten wollte; doch dieweil er's nicht allein ist, will ich den Unsren etwas zu reden geben. Für mich zwar zu reden, hab ich's sehr gern, daß solcher Art Bücher wider mich geschrieben werden, denn es thut mir nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und Fersen sanft, wenn ich merke, daß durch mich armen, elenden Menschen Gott der Herr beide, die höllischen und die weltlichen Fürsten also erbittert und unsinnig macht, daß sie vor Bosheit sich zerreißen und zerbersten wollen, und ich dieweil unter des Glaubens und Vater-Unsers Schatten sitze und lache des Teufels und seiner Schuppen in ihrem großen Zorn, Plärren und Zerren, damit sie doch nichts ausrichten, ohne daß sie ihre Sache täglich ärger machen. Wenn sie es könnten verstehen, wollt ich ihnen dafür gedankt haben und bitten, daß sie ohn Unterlaß solche Bücher wider mich schrieben. Wie könnt ich sie besser plagen? denn davon werd ich jung und frisch, stark und fröhlich. Denn solche Bücher alle, wenn derselben so viel tausend wären, als der zu Wolfenbüttel Lügen und Untugend an sich hat, sind

sie doch leichtlich zu verantworten mit einem Wörtlein, das heißt: Teufel du lügst!

„Ja, weil dein Heinz und du solche grobe Tölpel seid, daß ihr gemeint, solcher fauler, lahmer Zote sollte mir Schaden thun, oder auch Glimpf bringen: so seid ihr Beide die rechten Hans Worst, Tölpel, Knebel und Rülpse, und will hiermit euch Beiden geantwortet haben, daß ihr Beide, Vater und Sohn, seid verzweifelte, ehrlose, verlogne Bösewichter, die ihr sagt, ich hätte meinen gnädigen Herrn Hans Worst genannt.“ So schrieb Luther an einen deutschen Fürsten.

Herzog Heinrich wollte die Acht an Goslar vollziehen, die vom Kammergericht wegen eingezognen Kirchengutes ausgesprochen, aber vom Kaiser kraft des Nürnberger Friedens suspendirt worden war. Sachsen und Hessen boten Truppen auf, nahmen den Herzog gefangen und gaben sein Land an seine Söhne [1545].

Fast ganz Norddeutschland folgte dem Panier der Reformation, dieses wird selbst im dunkelsten Lager des römischen Katholicismus erhoben, im Erzbisthum Köln. Das Beispiel Hermanns, Grafen von Neuwied, zeigt, wie eine mächtige Bewegung der Geister auch einfache Menschen ergreift und umgestaltet. Er war seit 1515 Kurfürst von Köln, hatte Karl V zu Aachen gesalbt, eine stille, friedfertige Natur. Als der Landgraf für ihn vor dem Kaiser sprach: er führe nur als ein guter Hirt seine Schafe auf grüne Weide, antwortete der: „Ach! was will der gute Mann reformiren! Er kann ja nicht einmal Latein. Er hat Zeit seines Lebens höchstens drei Messen gelesen, von denen ich selbst zwei gehört.“ Gropper, der Dechant des Kölner Capitels führte auf einer Provinzialsynode eine Reformation ein im Sinn des Constanzer Concils für sittliche Zucht und Würdigkeit des geistlichen Standes. Durch die Erzieher seiner Neffen unmerklich auf protestantischen Standpunkt gelangt, rief der Kurfürst evangelische Prediger in's Land, Melanchthon und Bucer nach Bonn. In ihrem Reformationsentwurf ist der Hierarchie nicht gedacht, Priestern und Klosterleuten erlaubt in die Ehe zu treten. Das Lutherische daran wurde von den Räthen des Kurfürsten verleugnet, es sei nur christlich. Die Abendmahlslehre neigt sich durch Bucer zur reformatorischen Anschauung. Luther urtheilte, es werde von Gebrauch und Nutzen des Abendmahls darin viel geredt, aber von der Substanz nur gemummelt, daher hab er diese Schrift satt, denn überall hör er Bucers Klappermaul drin.

Der Kurfürst von Mainz, den Luther gern verheirathet, gab wenigstens im Erzbisthum Magdeburg die Reformation frei. Er verkaufte das Christenthum noch einmal: die Stände des Erzbis-

thums bezahlten seine Schulden, dafür ertheilte er ihnen die Kirchenhoheit.

In den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Augsburg war das Protestantische vorwaltend, in den deutschen Ländern des Hauses Österreich mächtig. Selbst König Ferdinand schien sich darein zu ergeben. Am 1. Februar 1537 hat er einen Brief an Luther geschrieben: „Ehrsamer, Gelehrter, Andächtiger! Wiewohl Wir vor der Zeit, als Wir in Unsrer Jugend in Deutschland ankamen, ob deinen Schriften kein Gefallen gehabt, sondern etlicher andrer Prädicanten Bericht nach dieselbigen für ketzerisch geachtet: so haben Wir doch verschiedne 2 Jahre, so viel Unsre obliegende Geschäfte erleiden mögen, in etlichen deinen Büchern und vornehmlich ausgelegten Psalmen, die auf fürstlich Regiment gerichtet, gelesen. Daneben ist eingefallen, daß Unsrer Beichtväter Einer, Barfüßer-Ordens, unlängst in Gott verschieden, der Uns kurz vor seinem Abschied zu ihm gefordert und bekannt, wie er Uns bisher den rechten Weg der Seligkeit nicht gewiesen habe; mit höchster Bitte, ihm um Gotteswillen gnädiglich zu verzeihen und hinfort mit Unseren von Gott verliehnen Landen das seligmachende Evangelium, so durch dich fleißig und treulich gelehret wird, anzunehmen.

„Zudem so Wir von den wohlgebornen Unsren Räthen, Hans Offting, böhmischem Kanzler und Andreas Ungnad, so deine Predigt vergangnen Herbst zu Torgau angehört, dabei auch Gespräch mit dir gehabt, verständiget: wie du dazumal ein christlichen Sermon, und insonders der Werke halben guten Unterschied gemacht, auch ihnen sonst von wegen deiner Lehre, worauf sie gegründet sei, erwünschten Bescheid gegeben habest. Aus den und andren christlichen Bewegnissen hat sich Unser königlich Gemüth gemildert und dafür gewendet, daß Wir nunmals deine Lehre, sofern du bei göttlicher Schrift beständig verbleibst und dazu nichts aufrührisch anrührst, wohl leiden mögen. Denn Wir jetzt leider befunden, daß der Papst und die Seinen bisher das Ihre gesucht und Uns Spreu für Korn verkauft haben."

Hiernach war seine Absicht eine Botschaft an den Kaiser nach Spanien abzufertigen und „im Fall es S. Majestät unerheblich, als römischer König einen Reichstag an gelegner Malstatt auszuschreiben und Uns mit den Ständen des heiligen römischen Reichs, dein und anderer Schriftgelehrten Rath, göttlichem und billigem Ermessen nach, des Glaubens geistlicher Religion halben einmüthiglich und redlich zu vergleichen".

Die Echtheit dieses Briefes ist angezweifelt worden, ich weiß nicht,

welche äußere Sicherheit vorliegt, innere Gründe und die Wahrscheinlichkeit der Umstände sprechen nicht dagegen. König Ferdinand mochte damals Anlaß genug haben, in seiner Stellung zu Ungarn und Böhmen eine Versöhnung mit dem Protestantismus zu fördern.

Fast alle Reichsstädte, d. h. überall wo der Volkswille sich geltend machen konnte, waren für die Reformation. Wenn Deutschland diese Sache allein mit sich hätte durchfechten können, die Reformation wäre siegreich gewesen, das Reich wäre einig geblieben, und der Protestantismus die deutsche Nationalreligion geworden. Das Unglück war unsre Verwicklung mit dem Auslande, daß die erste deutsche Macht außerdeutsche Besitzungen hatte, in denen die Reformation nicht volksthümlich wurde. Daher mußte die Entscheidung mit dem Schwerte versucht werden. Als die Schwerter schon gezückt waren, kam einer der außerordentlichen Momente, da es scheint, als ob der Zwiespalt, der Geister, Völker unabsehbar trennt, versöhnt werden könne. Das ist das Colloquium zu Regensburg.

§ 202. Verhandlungen.

Alles sprach dafür, daß der Kaiser damals aufrichtig den Frieden wollte. Des Kampfes Ausgang war unsicher, ein einiges Deutschland konnte er gegen die Türken und gegen Frankreich führen. Auch Paul III war für eine legitime Reformation, er hat nach einander Legaten nach Deutschland geschickt, gemäßigte fromme Männer, die später in den Verdacht des Protestantismus gekommen sind: Vergerius ist wirklich übergetreten. Nach Regensburg sandte er Contarini, einen venetianischen Nobile, Cardinal ohne Geistlicher zu sein. Der Papst wollte den römischen Stuhl mit den frömmsten und erleuchtetsten Männern der Christenheit umgeben.

Die Lehre von der Rechtfertigung nicht durch Werke, allein durch den Glauben aus Gnaden um Christi willen, war zwar nicht im Sinne der herrschenden scholastischen Dogmatik, aber nicht unerhört in der katholischen Kirche. Luther hatte es so oft ausgesprochen: wenn nur diese Lehre rein gelehrt werde, dann sei auch das Evangelium gerettet.

Der Reichstag überließ dem Kaiser die Wahl der Theologen, welche über die Einigung disputiren sollten. Er wählte wie die Parteien etwa selbst gewählt haben würden: für die Katholiken Eck und Pflug, für die Protestanten Melanchthon und Bucer, diesen als Theologen des Landgrafen. Auch in den geistlichen Kurfürstenthümern wurde

11*

gebetet für Aussöhnung der Kirche. Zur Grundlage hat der kaiserliche Minister einen Entwurf vorgelegt und dem Kaiser durch einige gelehrte Männer übergeben. Wahrscheinlich war Gropper der Verfasser, doch so versöhnend war der Entwurf, daß auch Melanchthon als Verfasser galt. Darin stand die Hauptlehre: die Rechtfertigung ohne eignes Verdienst, durch den Glauben allein, nur daß dieser lebendig und thätig sei. Melanchthon erklärte sogleich, dies sei die evangelische Lehre selbst, ähnlich Contarini, der fromme Legat mit seinen gelehrten Freunden. So fand sich in der That noch ein Gemeinsames zwischen den streitenden Kirchen, und es kam zu einer dogmatischen Einigung. Allein vorerst über die Folgerung, welche der Protestantismus aus dem alleinseligmachenden Glauben zog, nämlich gegen Ablaß, gegen Heiligenverehrung, Meßopfer und Mönchthum, darüber war man noch unverglichen. Sodann von fremder Hand war in den kaiserlichen Entwurf hineincorrigirt: „Nachdem Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und in eine Substanz desselben übergegangen sind.“ Dieser Hinweis auf die Transsubstantiation wurde von den Protestanten abgelehnt. Endlich es galt für das Verglichene die Ratification des Papstes und Luthers zu erlangen. Dieser war voll Mißtrauen. Er hatte den Kurfürsten abgehalten nach dem Wunsch des Kaisers gen Regensburg zu gehn: „Euer Gnaden ist der rechte Mann, den der Teufel vor andren Fürsten eigentlich sucht und meint. Wo nun Ew. Gnaden selbst da sollten sein, und von ihnen gedrungen werden, so würden Ew. Gnaden zuletzt nicht Wehrwort gnug finden, denn da ist kein Ablassen mit Anhalten, bis sie etwas erlangen, wie ich zu Worms selbst erfahren. Will aber Ew. Gnade sich mit dem Teufel selbst vertragen, so dürfen Sie deßhalb nicht nach Regensburg, wollen's wohl nach Torgau bekommen.“ Besonders mißtrauisch war Luther gegen den Landgrafen, auch gegen Melanchthon. Er schickte Amsdorf nach Regensburg, um den zu bewachen, er ließ ihm Vorwürfe machen, daß er sich überhaupt auf etwas Anderes eingelassen habe als auf die Augsburgische Confession. Luther und der Kurfürst wären darauf gestorben, daß Alles nur auf Täuschung abgesehen sei, Melanchthon selbst gerieth schließlich in Angst, daß er überlistet werde. Der Kurfürst von Brandenburg mit Vorwissen des Kaisers übernahm eine Gesandtschaft an Luther. Er stellte ihm vor, wie viel für die Wahrheit gewonnen werde, wenn bei Duldung einzelner Mißbräuche die Predigt der Hauptartikel sei. Die Mißbräuche würden dann von selbst fallen, der Kaiser könne nicht anders, als diese Duldung jetzt fordern. Wenn Luther sich zu gar nichts verstehe, könnte leicht eine Spaltung unter den Seinen selbst entstehn. Aber Luther

blieb dabei: wenn es den Päpstlichen ernst sei, dann würden sie auch in die andren Artikel willigen, als nothwendige Folgerungen.

Aber auch in Rom erschrak man über die paulinische Rechtfertigungslehre, die bereits als Eigenthum der Ketzerei angesehen wurde. Der Legat war genöthigt sich zu stellen, als sei das bisher Verglichne ihm fremd.

So verzweifelnd an einer Ausgleichung ging Alles wieder aus einander. Nur der Kaiser forderte, die verglichenen Artikel sollten bis zum Concile gelten. Er hat sie veröffentlicht als Regensburger Interim, an das sich doch Niemand halten wollte, weder Päpstliche noch Lutherische.

Im schmalkaldischen Bunde erhob sich Mißhelligkeit über die Kosten der Bewaffnung, Klage der Städte über die Fürsten und mancherlei Übelwollen. Seinem Vater war im Herzogthum Sachsen Moritz gefolgt [1541], eine selbständige Natur. Als junger, armer Prinz hat er sich gegen den Willen seiner Eltern mit Agnes, der Tochter des Landgrafen vermählt. Melanchthon schreibt von ihm 1542 an Brenz: „Dieser Jüngling scheint mir der Einzige zu sein, der einst Deutschland schützen wird.“ Sittlich war er sehr zweifelhaft, doch sicher ist nur dies: er ist aufgewachsen in der reformatorischen Bewegung und ihr zugethan, aber das kirchliche Interesse war für ihn nicht das herrschende, am wenigsten das einzige. Mit seinem Vetter, dem Kurfürsten lag er in bittrem Streit wegen der Hoheit über das Stiftsland Wurzen, zum Bisthum Meißen gehörig. Er verließ den schmalkaldischen Bund „um nicht in Sachen verwickelt zu werden, welche die Religion nicht beträfen“. Doch ist er nicht ohne weiteres zum Gegentheil abgefallen, sondern er schlug dem Kurfürsten und dem Landgrafen einen Bund vor, wie er seiner Vorsicht und Herrscherlust zusagte. Sie drei wollten den Kern, das Regiment, bilden, Andere möchten sich anschließen. Dabei hat er sich doch geheim dem Kaiser verpflichtet, um bei jedem Ausgange des Krieges sicher zu stehen.

Paul III hat das Concil nach Trient berufen [1545], als er sicher war, daß die Protestanten nicht dahin kommen würden. Mit der Verwerfung des Concils schwand die letzte Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung, und der Religionsfriede konnte als aufgehoben angesehn werden. Der Kaiser ließ auf die Klage des Capitels von Köln den Proceß gegen den Erzbischof einleiten. Die Hinrichtung evangelischer Prediger in den Niederlanden verkündete seinen Ernst. Er hielt dafür, daß es mehr auf Libertät als auf Lutherei, mehr auf Kirchengut als auf Kirchenlehre abgesehen sei, er fürchtete mehr eine revolutionäre als eine religiöse Bewegung.

Allerdings über die zwiespältige Religion war ein Friede möglich durch gegenseitige Duldung, aber durch die protestantische Einziehung von Kirchengut und Land waren Viele verletzt, deren Recht im Reichsverbande verbürgt war. Das Kammergericht nahm Klagen der Verletzten an, nicht als Religionssachen, sondern als Beraubung und Landfriedensbruch. Die Protestanten konnten sich dagegen grade auf das canonische Recht berufen, wonach Alles geistlich ist, was eine Pfründe betrifft. Indem nun die protestantischen Stände gegen Reichstagsbeschlüsse protestirten und Gerichtssprüche perhorrescirten, war vorauszusehn, daß der Kaiser jetzt zum letzten Mittel greifen werde, da er aller äußeren Feinde ledig war: mit Frankreich hatte er zu Crespy [1544] ehrenvollen Frieden, mit den Türken einen fünfjährigen Waffenstillstand geschlossen. Der Landgraf sagte einst zum Kaiser in bitterm Scherze: er wisse kein andres Mittel die Vereinigung zu Stande zu bringen, als wenn die eine Hälfte von Deutschland die andre umbringe. Ein Jahrhundert darauf war es nahe daran.

Beim Nahen der Kriegsentscheidung erhob sich noch einmal die große Frage, ob die Eidgenossen das Schwert ziehen würden für die gemeinsame Sache. Bucer und Capito haben versucht dies möglich zu machen. Ihre versöhnliche Abendmahlslehre ist auf den Gedanken gegründet: die religiöse Gemeinschaft mit Christus im Abendmahl geschieht durch den Glauben, ist also geistiger Art. Wo dieses religiöse Organ, der Glaube, nicht thätig ist, da findet auch keine Gemeinschaft mit Christo statt, also sie besteht überhaupt nur für die Gläubigen. Nach Luther ist etwas Objectives, Übernatürliches, Leibliches im Abendmahle enthalten, auch für die Ungläubigen, ihnen zum Gericht, das war das Merkzeichen des Unterschieds und das forderte Luther zur wahren Eintracht: et indignos sumere corpus et sanguinem Christi. Persönlich in Wittenberg unterzogen die Straßburger sich einer scharfen Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit, und unterzeichneten am 25. Mai 1536 eine von Melanchthon verfaßte Concordie, in der Luthers Formel enthalten war. Den Schweizern gegenüber suchte Bucer die Unterschrift zu rechtfertigen: gemeint seien nicht die ganz Ungläubigen, impii, nur die Unwürdigen, indigni, bei denen doch immer noch das Organ des Glaubens sei, nur ein geringrer Grad von religiöser Gemeinschaft. Diese Ausrede war nicht ganz unberechtigt, denn bei den mündlichen Verhandlungen hatte Luther gesagt: „Nur der Gottlosen halber stoßt Ihr Euch! darüber wollen wir nicht zanken, wir erkennen euch als unsre lieben Brüder in Christo!“ Bucer unterschied drei Arten Menschen: Gläubige, indigni, impii, nur die letzten gleich den Unchristen.

Luther gestand zu: „Wenn ein Jud oder Türk oder eine Maus oder Wurm die Hostien, so die Papisten eingesperrt, zernagen: so widerfährt es allein dem Brot, und ist nur Brot, nicht Leib Christi."

Damals hat er eingesehn, daß auch die Schweizer es nicht auf religiöse Entleerung des Sacramentes abgesehn haben. Diese, besonders Bullinger, Zwinglis Nachfolger in Zürich, nahmen die Concordie an nach Bucers Erklärung und schrieben in diesem Sinn an Luther. Er antwortete brüderlich am 1. December 1537: „Ich bin höchlich erfreut, daß ich vernommen, wie, hintangesetzt alle vorige Schärf und Verdacht, so wir mit euern Predigern gehabt, euer großer Ernst sei die Concordie anzunehmen und zu fördern. Nu ist's wohl wahr, und kann auch nicht anders sein, daß solche große Zwietracht nicht kann so leicht und bald ohne Ritz und Narben geheilt werden. Denn es werden beide, bei euch und uns, Etliche sein, welchen solche Concordie nicht gefällig, sondern verdächtig sein wird. Aber so wir zu beiden Theilen, die wir's mit Ernst meinen, werden fleißig anhalten, wird der liebe Gott wohl sein Gnade geben, daß es bei den Andern mit der Zeit auch zu Tode blut und das trübe Wasser sich wiederum setzt. Ist derhalben meine freundliche Bitte, ihr wollet dazu thun, daß bei euch die Schreier, so wider uns und die Concordie plaudern, sich ihres Schreiens enthalten und das Volk einfältiglich lehren. Gleichwie auch wir in Schriften und Predigten uns gar still halten und mäßigen wider die Eurigen zu schrein, damit wir nicht Ursach sein die Concordie zu hindern, welche wir ja von Herzen gern sehn, und des Fechtens und Schreiens bisher genug gewest, wo es hätte sollen etwas ausrichten."

Also eine Unionsurkunde war aufgestellt, oder vielmehr nur der gute Wille zu derselben, ohne volle Einigung in der Sache und ohne Erhebung über den Streit. Dabei setzte Luther voraus, daß Zwingli und Öcolampadius mit ihrer Sondermeinung vom Abendmahl aufgegeben werden müßten, auch blieb er voll Argwohn gegen Bucer. Als Zwinglis Werke 1543 in Zürich herauskamen, mit einer Vertheidigung und Verherrlichung derselben, als dessen ganze Richtung ihm dadurch scharf vor die Augen trat, schrieb Luther: Zwingli spreche nicht nur gegen das Sacrament, sondern werde ganz und gar zum Heiden, sei in großer Sünde und Gotteslästerung gestorben. Darum hab' er alle Hoffnung fahren lassen, wolle nicht mehr beten für die Seelenfresser und Seelenmörder. Aus Gewissenhaftigkeit und in der Verstimmtheit des Alters schrieb er sein „kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament wider die Schwärmer," auf daß er, weil es mit ihm zur Grube gehe, das Zeugniß und den Ruhm vor seines lieben Herrn Richterstuhl bringe,

die trunknen Leute von Zürich, die Sacramenten-Schwärmer und -Lästerer, wo sie auch sind, mit großem Ernste verdammt und gemieden zu haben. Er sah durch jene Herausgabe der Schriften Zwinglis die Concordie gebrochen und erkannte Bucers geistliches Essen als eine Täuschung. Er gedenkt auf's bitterste aller Vorwürfe, die seiner Lehre von Zwingli einst angehängt sein, auch nach unsichren, gehässigen Berichten, daß Zwingli Luthers Christus einen gebackenen Gott, sein Abendmahl ein thyestisches Mahl genannt habe. Er findet bei den Zürichern ein ganz durchteufeltes Herz.

So war die Union wieder zerrissen. Seitdem erschien den Schweizern die von Luther ausgehende Reformation als fremde Sache, und ebenso der nachfolgende deutsche Religionskrieg.

Luther hatte sein Bedenken gegen bewaffneten Widerstand überwunden: „Gott wird den Blutzapfen ziehn, auf daß ihr des rothen Saftes satt trinket.“ Er ist doch schmerzlich bewegt gewesen über den drohenden Jammer eines deutschen Bürgerkriegs, und er ist vorher in Frieden abgeschieden.

Wenden wir uns zu seinen letzten Tagen.

§ 203. Luthers Tod und öffentlicher Charakter.

Durch den unnatürlichen Streit mit den Schweizern war Luther mehr und mehr verdüstert worden. Er sah nicht den religiösen Aufschwung, den er gehofft hatte, und Melanchthon bemerkt: er jammert, daß die Religion zum Mäntelchen für eigennützige Begierden gemacht wird. Es war die Lust der protestantischen Fürsten nach katholischen Kirchengütern, die er beklagte. Er litt an Kopf- und Steinschmerzen, auch an Herzbeklemmungen. Dazu hatte er schon lange ein krankes, etwas schief gestelltes Auge, es ist auf den Bildern seiner letzten Jahre angedeutet. Im Januar 1546 schreibt er: „Ich alter, abgelebter, kalter und nun auch einäugiger Mann schreibe euch unter schwerer Arbeit.“ Er war früh gealtert, und ein alter Mann hat meist etwas vom König Lear: „der letzte Theil eines großen Lebens, wenn es nicht gewaltsam abgebrochen wird, ist meist erfüllt mit heimlicher Resignation und Bitterkeit.“ [Freytag.] „Ich bin,“ schreibt er, „der Welt satt und die Welt mich, sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quittirt.“ Oft in den letzten Jahren hat er gebetet, daß der Herr kommen und ihn ausspannen möge. An einzelnen Tagen kehrt die Schwermuth seiner Jugend wieder. Er ging nach Leipzig, nach Zeitz zu Amsdorf und schreibt von da aus seiner Frau: über Wittenberg

werde wegen gottlosen Wesens das Strafgericht Gottes hereinbrechen; sie solle Sodom verlassen und nach Zulsdorf ziehn. „Ich will umherziehn und Bettelbrot essen, ehe ich meine armen letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen in Wittenberg martern soll.“ Was war's, das ihn forttrieb? Es ist schwer zu sagen. Wir erfahren nur von einer üblen Mode der Wittenberger Frauenzimmer, den Nacken bloß zu tragen. Die Universität versprach das abzustellen, und Luther kam zurück.

Seine letzte Fahrt nach Eisleben geschah gerufen von den Grafen Mansfeld, um zwischen ihnen, den über die Erbtheilung zerfallnen Brüdern, Frieden zu stiften. Die Briefe von da an seine Frau zeigen doch in ihrer heitren Weise den alten Luther im Sinne der Jugend, die nicht vergeht, wo sie einmal wahrhaft gewesen ist. In der ernsten Innigkeit ehlichen Bundes mag immer der Scherz sein gutes Recht gehabt haben. In diesen Briefen waltet er wohl mit unbewußter Absichtlichkeit vor, um die Frau in ihrer gerechten Sorge für seine Gesundheit bei frischem Muthe zu erhalten.

Am ersten Februar: „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin Doctorin Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann. Gnad und Friede in Christo und meine alte arme Liebe zuvor. Ich bin schwach gewest auf dem Wege hart vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wärst du dagewesen, so hättest du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewest. Denn wir mußten durch ein Dorf, da viel Juden innewohnten, vielleicht haben sie mich hart angeblasen. Und wahr ist's, da ich bei dem Dorf war, ging mir solch ein kalter Wind durch's Barett, als wollt mir's das Hirn zu Eis machen. Solches mag zum Schwindel haben geholfen: aber jetzt bin ich Gottlob wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich hart anfechten!“

Vom 6. Februar: „Der tiefgelehrten Frauen Katharin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg. Gnad und Fried liebe Käthe. Wir sitzen hie und lassen uns martren, und wären gern davon. M. Philipps magst du sagen, daß er seine Postill corrigire, denn er hat nicht verstanden, warum der Herr im Evangelium Reichthum Dornen nennt. Hie ist die Schule, da man solches verstehn lernt. Sonst haben zu fressen und saufen gnug und hätten gute Tage, wenn's der verdrießliche Handel nicht thät. Mich dünkt, der Teufel spotte unser, Gott woll ihn wieder spotten.“

Am 7.: „Meiner lieben Hausfrauen, Doctorin, Selbstmartyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Handen und Fußen. Gnad und Friede im Herrn. Lies, du liebe Käthe, den Johannem und den

kleinen Katechismum, davon du einmal sagtest, es ist doch Alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, grad als wär er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder [umkäme] auf Wolfs Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hängt an einer Jungfrauen Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden. Amen. Ich denke, daß die Hölle und ganze Welt jetzt muß ledig sein von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinetwillen hie zu Eisleben zusammenkommen sind, so hart steht die Sache. Ich hatt heut im Willen den Wagen zu schmieren in ira mea, aber der Jammer, so mir für fiel meines Vaterlandes, hat mich gehalten. Wir leben hie wohl und der Rath schenkt mir zu jeglicher Mahlzeit ein halb Stübchen Rheinfall, der ist sehr gut. Zuweilen trink ich's mit meinen Gesellen. So ist auch Naumburgisch Bier gut, ohne daß mich dünkt, es macht mir die Brust voll phlegmate mit seinem Pech. Der Teufel hat uns das Bier in aller Welt mit Pech verderbt und bei euch den Wein mit Schwefel."

Endlich vom 14. Februar: „Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen. Gnade und Friede vom Herrn. Liebe Käthe. Wir hoffen diese Woche wieder heimzukommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hier erzeigt, denn die Herren fast Alles verglichen haben bis auf zween Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zween Brüder, Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vornehmen, und will sie mir zu Gast bitten, daß sie auch mit einander reden, denn sie bis daher stumm gewest und sich mit Schriften hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren fröhlich, fahren zusammen mit dem Narrenglöcklein auf Schlitten, die Fräulein auch, und bringen einander Mummenscherz." Dann gedenkt er noch der Kriegsgerüchte mit dem Schlusse: „Laß sagen und singen, wir wollen warten, was Gott thun wird."

An diesem Tage hielt er auch seine letzte Predigt. Er litt an Herzbeklemmung und Schwindel. Beim letzten Abendessen sprachen sie vom Wiedererkennen jenseits und vom Erkennen Derer, die sich zuvor nie gesehen. Luther: „Nun Adam hat ja auch die Eva gleich erkannt!"

Justus Jonas hat die letzten Stunden der Nacht vom 17. auf den 18. Februar geschildert gegen thörichte Fictionen, dergleichen eine selbst noch Luther zu Handen kam, wie der Teufel ihn geholt habe.

Er hat sie in den Druck gegeben mit muntern Noten von seiner Hand.

Die letzten Züge eines verlöschenden großen oder doch geliebten Lebens, obwohl bedingt durch die Art der Krankheit, haben ein besondres Interesse. Als Luther früh zu Bette ging, sagte er: „D. Jonas betet für unsern Herrgott und sein Evangelium, daß ihnen wohl gehe, denn das Concil zu Trent und der leidige Papst zürnen hart mit ihm.“ Bis nach Mitternacht schlief er, sein Famulus und Jonas wachten. Da hörten sie ihn sagen: „Ach Herr Gott, wie ist mir so weh. Lieber Doctor Jonas, ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, auch bleiben.“ Darauf Jener: „Ach reverende pater, unser himmlischer Vater wird helfen durch Christum, den ihr gepredigt habt.“ Luther stieg aus dem Bette in die Stube auf ein Ruhebettlein.

Die beiden Medici der Stadt, auch Graf Albrecht und seine Gemahlin, kamen. Ein heftiger Schweiß brach aus. Da tröstete Jonas: »Reverende pater, ihr habt einen guten Schweiß gelassen, Gott wird Gnade verleihen.“ Er aber sprach: „Ja es ist ein kalt todter Schweiß, ich werde meinem Geist aufgeben, die Krankheit mehret sich.“ Dann hörte man ihn laut beten: „O mein himmlischer Vater, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebt und gelobt hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesus Christ, laß dir mein Seelichen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon aus diesem Leben hinweggerissen werden muß so weiß ich doch gewiß, daß aus deinen Händen mich Niemand reißen kann.“ Dann sprach er lateinisch nach der Vulgata einzelne Bibelsprüche vor sich hin, zuletzt dreimal rasch hinter einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, Gott der Wahrheit.“ [Ps. 31, 6.] Dann schien das Bewußtsein zu schwinden. Nach einer Weile rief Jonas ihm in's Ohr: Reverende pater, wollt ihr auf Christenthum und die Lehre, die ihr gepredigt beständig sterben?“ Da antwortete er deutlich: Ja! wandte sich auf die rechte Seite, schlief, und so ist er eingeschlafen früh gegen 3 Uhr.

Wir sind gewohnt, ihn als unsterblich zu denken, uns ist er nicht gestorben. Damals waren seine Zeitgenossen tief ergriffen von dem Schmerz des persönlichen Verlustes, dem Gefühl der Öde, wenn ein großer seine Zeit repräsentirender Mensch geschieden ist, und der zugleich ein guter Mensch gewesen ist, voll Treuherzigkeit und Bieder-

keit. Der Kurfürst forderte den Leichnam nach Wittenberg, er wurde in einem zinnernen Sarge dahin gebracht über Halle, und hier in der Nacht niedergesetzt in der Frauenkirche. Jonas erzählt davon: die Volksmasse habe das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir!" mit kläglich gebrochner Stimme mehr herausgeweint als gesungen. Aus allen Dörfern und Städten des Weges kam das Volk entgegen bis Wittenberg, ein großer Trauerzug. Jonas hat in Eisleben am Sarge gesprochen, Bugenhagen in der Schloßkirche, dann auch Melanchthon, oft vom Schluchzen des Volkes und seinem eignen unterbrochen. Der Todte ist bestattet in der Schloßkirche unter der Kanzel, eine einfache Inschrift auf einer Steinplatte bezeichnet die Stelle. Der Kurfürst hat ihm ein Denkmal gesetzt, ein lebensgroßes Reliefbild in Kupfer getrieben. Als die Ernestiner vor Aufrichtung dieses Denkmals Wittenberg verloren, ist es in unsrer Stadtkirche aufgestellt worden [1571] links vom Altare. Es trägt die Unterschrift: Nos Dei gratia Jo. Wilhelmus, Dux Saxoniae, hanc Lutheri effigiem, non cultus, sed memoriae gratia hic posuimus. Zur Rechten sein Wappen: eine weiße Rose mit Herz und Kreuz, darunter vivit und weiter unten: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua Papa, ein eigner Vers Luthers, aber nicht eben der bezeichnendste.

Wir haben seinen Charakter angeschaut in seinen Thaten und Schriften, auch schon als zusammengefaßtes Bild in seiner Jugend und in seiner Häuslichkeit. Hier ist noch davon zu sprechen, wodurch er ein Wendepunkt, ein Heerführer der neuen Zeit, ein Kirchengründer geworden ist.

Seine Gedanken sind nicht ohne Widersprüche, nie hat er dogmatisch abgeschlossen. Er war ein begeisterter Prophet der Schriftgedanken vom Glauben und Geist. Die Widersprüche sind entstanden theils durch seine allmähliche Losreißung vom Altväterlichen, theils durch seine wechselnden Stimmungen. Er hat seine Lehre unter leidenschaftlich hochgespannten, erschütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungen. „Gott hat mich herumgeführt wie einen Gaul, dem die Augen verbunden sind." Es war sehr glücklich für seine Erfolge, dieses allmähliche Tagen. So konnte er ohne Rückhalt immer die ganze Wahrheit aussprechen, so weit sie ihm kund war. Mit ihm hat auch ein guter Theil seines Volks sich allmählich von der altväterlichen Kirche losgerissen. Auch darin ist er gleichsam das deutsche Volk selbst, in welchem es allmählich tagt, und das Vorbild des Protestantismus, der es ehrlich meint mit dem Volke.

Auch seine Stimmungen wechselten. Nicht bloß in der heiligen Scheu

seiner Jugend, auch später konnte er sehr mild sein gegen die katholische Kirche. „Steh ich in Hoffnung, daß ihrer noch Viele, so jetzt mit brünstigem Ernst und lauterem papistischem Eifer wider uns sind, das heilige Evangelium annehmen werden. Denn es ist sich viel mehr zu einem frommen Papisten zu versehn, der ernstlich über seiner Religion hält, und vermeint durch seine Werke selig zu werden denn zu den Anderen, die fleischlicher Freiheit und Muthwill halber den Papst schelten und ihm seine Schwungfedern ausrupfen helfen.“ Wie gewaltig hat er gesprochen gegen die Schwarmgeister, die Zwickauer Propheten! Wie gewaltig hat er gegen sie des Geistes stilles Walten behauptet! Dennoch wie gewaltthätig sind mitunter seine eignen Rathschläge gewesen, selbst noch im reifsten Alter. In der Schrift: wider das Papstthum, vom Teufel zu Rom gestiftet, heißt es: „Ein Christ, wo er des Papstes Wappen sieht, die Schlüssel und seine Krone drauf, soll dran speien und darauf Dreck werfen, nicht anders, denn so man einen Abgott anspeien und mit Dreck werfen soll, Gott zu Ehren. Dazu mögen wir solch ein Wappen mit gutem Gewissen auf's heimliche Gemach führen und zu unserer Nothdurft brauchen.“ Über des Papstes weltliches Regiment, das derzeit die orthodoxen Lutheraner so beklagen, heißt es in derselben Schrift: „O nun greife zu Kaiser, König, Fürsten und Herren, und wer zugreifen kann! Gott gebe hie faulen Händen kein Glück. Erstlich nehme man dem Papste Rom, Romandiol [Romagna], Urbin, Bononia und Alles, was er hat als ein Papst, denn er hat's mit Lügen und Trügen; ach was sag ich mit Lügen und Trügen, er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reich schändlich gestohlen und dafür zu Lohn unzählige Seelen in das höllische Feuer verführt. Darnach sollte man ihn selbst, den Papst, Cardinäl und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gesindel ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zunge hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen annageln, da mögen sie am Galgen ein Concilium halten oder in der Hölle, unter allen Teufeln.“ Er weiß noch andern Rath: „Wohlan! Wenn ich Kaiser wär, wüßte ich wohl was ich thun wollte. Die Lästerbuben allesammt, Papst, Cardinäl und alles päpstliche Gesinde zusammenkoppeln und gürten, nicht weiter denn drei Meilen von Rom gen Ostia führen, daselbst ist ein Wässerlein, heißet Mare Thyrrenum, ein köstlich Heilbad wider alle Seuche und Gebrechen päpstlicher Heiligkeit. Daselbst wollte ich sie säuberlich einsetzen und baden. Und ob sie sich wollten fürchten vor dem Wasser, wie gemeinlich beseßne Leute das Wasser scheuen, wollte ich ihnen zur Sicherheit mitgeben den Fels, darauf ihre Kirche gebaut ist, auch die Schlüssel, damit sie Alles

binden und lösen können, was im Himmel und auf Erden ist, auf daß sie dem Wasser zu gebieten hätten; zuletzt zum Labetrunk im Bade alle Decretal, Extravagant-Bullen, Ablaß, Butter- und Käse-Briefe an den Hals gehenkt, damit sie allenthalben sicher wären: was gilt's, wenn sie eine halbe Stunde in demselben Heilbade hätten gebadet, es sollte alle ihre Seuche und Gebrechen ablassen, da wollte ich Bürge für sein und meinen Herrn Christum zum Pfande setzen."

So bricht er kühn mit den geschichtlichen Autoritäten, mitunter im einseitigsten Urtheil auch über die alten Kirchenlehrer: „Thomas Aquin die Grundsuppe aller Ketzereien; Hieronymus hat viel Gottloses geschrieben; Chrysostomus ist ein Wäscher, ein Sack voll Worte, da nichts dahinter ist; Augustin hat oft geirrt, ungeachtet er gut und heilig gewesen, so fehlt ihm doch der Glaube wie den andern Vätern. Alle Väter haben im Glauben geirrt, so sie nicht vorm Tode sich bekehrt haben, sind sie ewig verdammt." Dennoch im Abendmahlsstreit pochte er auf die Tradition: „Es ist gefährlich und schrecklich etwas zu glauben wider das einträchtige Zeugniß der heiligen Kirche, so sie vom Anfang her und über 1500 Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat." Er hat seine Lust am Wunderbaren, er verhöhnt die Vernunft, er pocht auf den Buchstaben der H. Schrift, und doch sein kühnes Urtheil über einzelne Bücher derselben, wiefern sie nicht Christum treiben und seinem Glaubensbegriffe nicht zusagen, so daß er in dieser Beziehung wohl genannt werden durfte: rationalismi praecursor.

In ihm war eine kräftige Sinnlichkeit, selbst im Facultätsbuche bemerkt er zum Lobe eines Doctorschmauses: es sei gegeben ein prandium liberale splendidum. Aber zugleich ist in ihm eine hohe Geistigkeit. Beides hat ihn in's Kloster geführt und wiederum alle Klostermauern durchbrochen. Er hat einen Glauben Berge zu versetzen. Sein Gebet hat etwas Himmelstürmendes, und er hat viel Zeit dazu gebraucht. Sein Famulus Veit Dietrich erzählt: kein Tag, daß er nicht wenigstens drei Stunden auf's Beten verwendete. Vielleicht ist ein frommes Meditiren gemeint, und doch, wir hätten keine Zeit dazu. Und was hat er gearbeitet. „Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn hörte beten. Hilf Himmel! welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten!" Dennoch sind Zweifel und Glaubensbeängstigungen durch seine Seele gegangen, auch noch auf den Höhen seiner Wirksamkeit. Im Commentar zum Galaterbriefe: der Teufel fechte ihn oft so gewaltig an und überfalle ihn so heftig mit schweren, traurigen Gedanken, daß er seinen Herrn Christum gar vergesse, oder doch viel anders ansehe. Mathesius schreibt: „Einmal klagte ihm ein Weib, sie könne gar

nicht mehr glauben. Da fragte Luther: „Könnt ihr noch euren Kinderglauben?" Wie sie den fein andächtig hersagt, fragte der Doctor: „Haltet ihr das für wahr?" Die Frau: „Ja." Darauf er: „Wahrlich, liebe Frau, so glaubt ihr stärker denn ich. Ich muß alle Tage um Mehrung meines Glaubens bitten." — Antonius Musa, Pfarrer zu Rochlitz, sagte mir, er habe dem Doctor einst geklagt, er könne selbst nicht glauben, was er Anderen predige. „Gott sei Lob und Dank," habe der Doctor geantwortet, „daß andren Leuten auch so geht, ich meinte, mir wäre allein so." Dieses Trostes konnte Musa sein Lebelang nicht vergessen.

Wir erkennen hier seine natürliche Schwermuth und das Gefühl der Last, die auf ihn gelegt war, theils auch ein Aufzucken der Vernunft, namentlich gegen sein augustinisches Dogma. Er beschließt die Vernunft, die alte Metze zu erwürgen, sie aber ist unsterblich. Auch hier der Protestantismus mit seinen innren Kämpfen, statt der bequemen Ruhe in einer unfehlbar geachteten Kirche: es ist ein Aufblitzen der künftigen Entwicklung. Jene Glaubenssorgen und Beängstigungen an solch einem Glaubenshelden haben etwas Rührendes und Tröstliches.

Er war sich's wohl bewußt, daß er mehr als einmal Regel und positives Gesetz überschritten habe, auch im Eifer zu weit gegangen sei. Mathesius erzählt: „Im Jahre 1530 entbrannte des Doctors Eifer wider seine eignen Pfarrkinder; ließ sich vernehmen, forthin nicht mehr predigen zu wollen, hielt eine Zeit lang inne, bis der Eifer erkaltete und der Beruf in seinem Herzen entbrannte, daß er wieder anhob." Er fügt hinzu: „Große Leute haben große Gedanken und ihre sonderliche Anfechtung, darein wir uns nicht allewege schicken können. Moses zerwirft in seinem Zorne die beiden Tafeln, S. Paulus übergibt den Blutschänder dem Teufel. Zwar hat es unserm Doctor oftmals herzlich wehe gethan, daß seine Schriften so rauschen wie Platzregen, und wünschte vielmals, daß er so fein sachte könnte reden wie Herr Philipp, aber wir sollen von großer Leute Brunst und Heftigkeit nicht leichtlich urtheilen; sie haben ihre eignen Seigersteller und Schiermeister bei sich im Herzen, das herrscht oft über sie, bringt sie auf und treibt sie fort, wohin sie nicht gedenken und lenkt ihre Reise wunderlich hinaus, daß sich Jedermann zu kreuzigen und zu segnen hat. Als der Doctor einst von der Rebecca las, habe ich diese Worte von ihm gehört: „Rebecca fing es unordentlich an, aber sie führte es hinaus: also hab auch ich oft aus der Fahrstraße gesetzt und ein kräftiges Vaterunser vorgelegt; hinaus bin ich mit Gott kommen. Aber ich rath's nur Keinem, bleibt auf dem gebahnten Weg, handelt nach der Regel, so verzäunt man auch nicht."

Mit seinen Ausdrücken darf man es nicht zu genau nehmen. Wie er von sich selbst sagt: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf," so auch: „Deutsche sind und bleiben Bestien" d. h. unvernünftige Thiere, da er doch sonst sie nennt und weiß als seine fromme, biderbe, ruhmvolle Nation.

Die Schmerzen des Vaterlandes hat er tief mitgefühlt. Es heißt in einem seiner Briefe: „Ich kann ja nicht lassen, ich muß mich sorgen für das arme, elende, verlassen, verrathen und verkaufte Deutschland, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande." Auch Manches findet sich, was an den Thüringer Bauernsohn und an den Schmutz des Bettelmönchs erinnert. In der Schrift gegen Zwingli [1527]: „O wie stinken hie dem Teufel die Hosen." Neben dem tiefen Ernst der Frömmigkeit zeigt sich besonders in der Polemik auch die muntere Ironie, selbst das Possenhafte, während er schriftlich und persönlich mit Fürsten und Herren sehr würdig umzugehen wußte, er als der Höhre, im Gefühl seiner welthistorischen Bestimmung oder wie sich's ihm darstellte: im Dienste des größten Königs. In seinen Predigten, wenn er gewöhnliche Leute einführt, spricht er zuweilen platt, so schildert er den versoffenen Bürger: „Wat frage ick nach Gott, wat frage ick nach dem Tod? wat schol ick den Papen thohören. Beer her, lat uns supen, ick hab no twe Pennig to vertern." Sein Styl ist oft weitschweifig, mitunter verwickelt, aber in gesunder treuherziger Verständlichkeit, mit der Anschaulichkeit, wie sie Naturen eigen ist, die mit dem ganzen Menschen denken, gern bildlich, sprüchwörtlich reden, aber wenig begabt sind für eine dialektische Entwicklung. Dafür hat er die Macht der unbedingten Überzeugung mit dem Schwunge des Genius. Durch ihn ist erst die Macht der deutschen Presse offenbar geworden, durch ihn hat die deutsche Literatur den Charakter des Tiefsinns und des Kriegs erhalten. Sie bringen Einen mitunter zum Lächeln, seine gewaltsamen, naiven, bildlichen Ausdrucksweisen, aber wenn ich so in der Nacht in Luthers Schriften vor mich hin gelesen habe, ist's mir zu Muthe gewesen wie Myconius von einer Predigt erzählt: „Mir war nicht anders zu Sinne, als redet er nicht allein, sondern es donnerte aus dem Himmel im Namen Christi." Er wußte, daß in Zorn und Leidenschaft sein Geist sich hebe. Darin liegt auch eine Entschuldigung, daß er sich fortreißen ließ: „Ich habe keine bessere Hülfe denn Zorn und Eifer. Denn wo ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, muß ich zornig sein, das erfrischt mein Geblüt, alle unlustige Gedanken und Anfechtungen weichen." Es war eben die religiöse Begeisterung in der Form des Gegensatzes. Ihm schien nichts zu liegen

zwischen Himmel und Hölle, die zarten Übergänge zwischen Gut und Böse übersieht er leicht, die menschlichen Vermittlungen zwischen beiden sind ihm fremd. Aber wie viel er auch negirt und zerstört hat, dennoch das Positive, das Leben in Gott ist's, was er meint. Für die unfehlbare Kirche setzt er ein die unfehlbare Schrift, für den Papst Christus. Er verwirft den Ablaß, um allein von Christi Gnade zu leben. Er hat den Menschen gering gestellt, um Gott desto höher zu stellen, sein Pasquill auf die Menschheit wird zum Hymnus auf Gott. Ein wohlberechtigtes Selbstgefühl war in ihm eins mit der aufrichtigsten Demuth. In seinem Testament, wegen Mangel der gesetzlich beglaubigten Form heißt es: „Ich bin im Himmel, auf Erden und in der Hölle bekannt, und habe hinlänglich Autorität zur Vollziehung dieses Actes, daß mir allein geglaubt werde, da Gott mir armem Sünder das Evangelium seines Sohnes vertraut hat. Was braucht es also bei dieser Verordnung über mein geringes Vermögen mehr als meine Handschrift zum Zeugniß: das hat Doctor Martin Luther geschrieben, Gottes Sachwalter und seines Evangeliums Zeuge."

Die Bezeichnung lutherisch ist erst von Gegnern, der Kürze halber dann mitunter von ihm selbst gebraucht worden, aber er war fern davon sie als Bezeichnung der neuen Kirche zuzulassen: „Zum ersten," schreibt er, „bitt ich, man wolle sich meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin auch ich für Niemand gekreuzigt. St. Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten Paulisch oder Petrisch heißen. Wie käme denn ich armer, stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi solle nach meinem höllischen Namen nennen! Nicht also! Laßt uns tilgen diese parteiischen Namen und Christen heißen, deß Lehre wir haben. Die Papisten haben billig einen parteiischen Namen, dieweil sie sich nicht genügen lassen an der Christi Lehr und Namen, so laßt sie päpstlich sein, der ihr Meister ist." Von den Seinen schreibt er: „Sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christus. Das Wort hat sie und sie haben das Wort, den Luther lassen sie fahren, er sei ein Bube oder heilig. Gott kann sowohl durch Bileam, als durch Jesaiam, durch Caiapham als durch Petrum, ja durch einen Esel reden. Denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn nicht kennen, predige auch nichts von ihm, sondern von Christ. Den Luther mag der Teufel holen, wenn er kann." Er meint, der liebe Gott könne die Doctor Luthers nur so aus den Ärmeln schütteln. Ich nannte abgeschmackte Vorwürfe gegen ihn, in gegenwärtiger Bildung verschollen, Vorwürfe der Art: er habe sich wichtig machen, ein Weib

nehmen, zu hohen Ehren kommen wollen. Auch seine Feinde unter den Zeitgenossen mußten doch zugestehen, daß er auf eignen Vortheil nie gesehn habe. Gegentheils hat man erzählt, der Cardinalshut sei ihm angeboten worden, wenn er schweige. Es ist nicht zu glauben, daß es geschehen, er würde sich deß gerühmt haben. Gefehlt würde freilich auch das ihm nicht haben, wenn er verführbar gewesen wäre. Er sei trübsinnig gewesen wegen geheimer schwerer Sünden, die Reformation das Werk seiner Hypochondrie. Nun, dieser Mensch, dessen Innres so offen vor uns liegt seit seinen Begegnissen mit Staupitz, der war nicht gedrückt von geheimen Sünden. Ferner: er habe bekannt selbst nicht zu glauben, was er lehre. Es ist gemeint jenes Geschichtchen von dem kindlichen Glauben der Frau und mit Musa, aber das ist nur die Erfahrung, die wohl Jeder macht, in welchem religiöse Begeistrung verbunden ist mit scharfem Denken, daß seine religiöse Überzeugung, wie sie in der höchsten Erhebung des Geistes ihm aufgegangen und in ernsten Prüfungen bewährt ist, doch wieder in Stunden, wo der bloße sinnliche Verstand überwiegt, ihm zweifelhaft zu werden droht. Endlich weil man sich in Wittenberg zuweilen gesorgt hat, daß Mörder gegen Luther ausgesandt sein, haben die historischen Blätter ihn einen Poltron zu nennen, ihn der Feigheit zu beschuldigen gewagt. Sind die Mörder doch ausgesandt worden gegen Heinrich IV und Wilhelm von Oranien, warum nicht gegen ihn? Aber dieser Vorwurf, daß Luther jedes Muthes ermangelt habe, klingt doch gar zu spaßhaft. Döllinger, als er noch der geehrteste Theologe der katholischen Kirche war, hat schon damals Luther anerkannt als religiösen Helden, als populärsten Mann, den Deutschland je besessen hat.

Es wäre eine Schmach für den Katholicismus selbst, wenn ein geringer Mann ausgereicht hätte, seinen Thron so tief zu erschüttern, wie Luther doch gethan. Ich habe es am wenigsten darauf angefangen, das Eckige, Schroffe dieses Ecksteins, den Christus für seine erneute Kirche gelegt, zu verderben. Luther ist wie ein Gebirg, dessen Haupt bald in Himmelsklarheit getaucht ist, bald mit Nebel und Sturmwolken verhüllt, ein Gebirg, von dessen schroffen, steilen Felswänden lebendige Quellen herabströmen.

Über dem kaum geschloßnen Grabe entbrannte der erste deutsche Religionskrieg.

§ 204. Der schmalkaldische Krieg 1546/47. Interim.

Kaiser Karl hatte seit Jahren beschlossen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, wenn kein andrer Ausweg sich finde. Die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs hat jenen Entschluß zuweilen wieder durchkreuzt, doch hat er ihn schon 1544 dem Legaten Farnese, einem Nepoten Pauls III, als tiefes Geheimniß mitgetheilt. Durch ihn hat der Kaiser ein Offensivbündniß mit dem Papste abgeschlossen, das, wahrscheinlich von Rom aus, vielleicht absichtlich, verrathen worden ist. Der Kaiser stand noch zu Anfang 1546 in Deutschland ungerüstet, einer protestantischen Gesandtschaft verleugnete er Alles. Da hat Paul III den Vertrag veröffentlicht mit seinen Bedingungen: er habe dem Kaiser verheißen 12 000 Italiener Zuzug und 200 000 Ducaten; dazu die Hälfte der jährlichen Einkünfte aller spanischen Klöster und die Erlaubniß spanisches Kirchengut zu verkaufen bis zu 500 000 Ducaten; ja wenn es nöthig sei, er werde die Krone selbst verkaufen zur Unterstützung des Kaisers gegen die Ketzer. Offenbar wollte er den Kaiser nach dem Siege zu entscheidenden kirchlichen Maßregeln nöthigen.

Die Protestanten waren rasch gerüstet, ein Heer besetzte die Tiroler Alpenpässe, um Zuzug aus Italien zu hindern. Sie hätten damals den Kaiser leicht in Augsburg fangen können, er wußte und fürchtete es. In seinen Commentaren*) heißt es: „Gott verblendete sie, daß sie nichts thaten, um ihre übermüthigen Drohungen auszuführen." Die Achtserklärung gegen die Häupter des schmalkaldischen Bundes [20. Juli 1546] geschah als wegen Beraubung der Reichsstände und Verwerfung der Reichstagsbeschlüsse. Der Kaiser war scheu vor religiösem Fanatismus, und jede Gewalt in Sachen der Religion in Abrede stellend, ist ihm gelungen, die protestantischen Fürsten zu trennen. Die Kurfürsten von Köln, Pfalz, Brandenburg blieben unthätig, der letztere war sehr verschuldet, und der Kaiser hatte ihm die Aussicht eröffnet auf Einziehung der reichen Bisthümer Magdeburg und Halberstadt. Der Herzog Moritz von Sachsen schloß am 19. Juni mit dem Kaiser einen Vertrag zu gegenseitigem Schutz, verhieß Anerkennung des Concils zu Trient, sobald die andren Fürsten es anerkennen würden. Ihm wurde zugesagt die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt, was dem Besitze nahe kam, und wahrscheinlich ist schon damals noch mehr ihm verheißen worden.

---

*) Commentaires de Charles V, publ. par Kervyn de Lettenhove, Brux. 862. Lpz. 862. Es sind kurze Berichte über seine Reisen und Kriege nach dem Vorbild Cäsars dictirt auf einer Rheinfahrt 1550.

Der Kaiser, ohne kriegerische Hülfe aus Deutschland, war zunächst auf seine eignen Kräfte aus Spanien, Italien und den Niederlanden verwiesen. Guericke hat den schmalkaldischen Krieg den enthusiastischen Kampf der evangelischen Wehrleute genannt, die Sache selbst spricht für's Gegentheil. Sebastian Schärtlin, der die Tiroler Päsfe verlegt hatte und dann zum protestantischen Heer gerufen wurde, stand mit 50 000 Mann den etwa 10 000 des Kaisers gegenüber. Er klagt in seinem Tagebuch, wie dem Landgrafen jeder Graben zu tief, jeder Morast zu breit gewesen sei und der Kaiser zählt in den Commentaren die Fehler der gegnerischen Kriegführung auf. Es war nicht Feigheit, sondern Scheu vor kaiserlicher Majestät. Der Name der Geächteten lag auf den protestantischen Fürsten; sie erkannten den Charakter des Bürgerkriegs ohne den verzweifelten Muth desselben, da hinter dem Schlachtfelde das Schaffot steht. Als Moritz dann im Rücken des Heers Kursachsen überfiel, hat er den Schein gewahrt: es geschehe, um die Besitznahme durch König Ferdinand von Böhmen aus zu verhüten. Albert von Langen in seiner urkundlichen Geschichte jenes Fürsten, vertheidigt die That durch die Behauptung, daß nur durch dieses Mittel die sächsischen Lande dem Hause Sachsen gerettet werden konnten. Es kommt Dreierlei in Betracht: 1) Herzog Moritz hatte dem scheidenden Kurfürsten versprochen seine ganze Macht aufzubieten, das Land gegen einen fremden Einfall zu schützen, und er selbst ist eingefallen. 2) Als Moritz dem Kaiser die Achtsvollstreckung gegen seinen Vetter zusagte und vollzog, war die protestantische Kriegssache nichts weniger als verzweifelt; erst durch ihn, den heimlichen Feind im Rücken wurde sie gefährdet. 3) Von Böhmen aus war keine ernste Gefahr zu fürchten. Dort war Ferdinand junger König, es regte sich mächtig der hussitische Geist, und eben damals waren Unruhen ausgebrochen, die erst durch Moritz' Hülfe erstickt wurden, ja es hätte wohl bei Moritz gestanden, sich an die Spitze der Böhmen zu stellen. Seine Tante Elisabeth, Schwester des Landgrafen schrieb ihm: „Ihr sollt den Böhmen so annehmlich sein und so lieb gehalten werden als ihr jetziger König." In der That waren in Böhmen Zustände der Art, daß dies eher noch zu wenig gesagt ist. Also Moritz wollte sich auf jeden Fall sicher stellen: die Reformation galt ihm zwar als eine Thatsache, deren historische Nothwendigkeit sich ihm aufgedrängt hatte, für die er aber ohne ein besondres religiöses Interesse irgend ein Opfer zu bringen nicht gesonnen ist, vielmehr er hat Lust auf den Trümmern seines Bluts- und Glaubensverwandten die eigne fürstliche Macht zu mehren.

Freilich war es eine unnöthige Angst und Rachsucht des Kurfürsten,

daß er auf die Kunde vom Einfall seines Vetters das protestantische Heer verließ, denn war das kaiserliche Heer besiegt, so mußte Moritz ohnedem weichen. Doch war der Kurfürst bedrängt durch das Lehnsgefolge seiner Ritter, die den heimischen Heerd schützen wollten. Mit ihm verließ der Landgraf das Heer, um sein Land zu decken. So von den fürstlichen Führern verlassen, haben die oberdeutschen Städte ohne Kampf den Frieden erkauft durch Auslieferung ihrer Waffen und ihres Geldes. Als der König von Frankreich dies vernahm, rief er aus: „Wunderbar, daß ein Volk von solcher Macht und Einsicht lieber all sein Vermögen aufwendet, um seine Knechtschaft zu bezahlen, als für die Freiheit!“ Der Kurfürst von Köln war persönlich weder dem Kampfe gewachsen, noch die Bevölkerung hinreichend zur Reformation vorbereitet. Er hatte sich durch die Drohungen des Kaisers abhalten lassen, den schmalkaldischen Bund zu unterstützen, und als kaiserliche Truppen aus den Niederlanden kamen, hat er sich in seine Grafschaft Neuwied zurückgezogen und seiner Würde entsagt.

Es war eine jammervolle Rathlosigkeit in Kursachsen und in Hessen. Als der Kaiser im Frühling 1547 heranzog, jetzt etwa mit 50 000 Mann meist romanischen Stammes, konnte ihm ein begeistertes großes Volk, ganz Norddeutschland, entgegengestellt werden, und für Gold und Toleranz wären am Ende auch schweizerische Hülfstruppen im Rücken des Kaisers zu erlangen gewesen. Aber man blieb beim Schlendrian der Kriegführung mit Lehnsgefolg und mit Söldnern. Ein Theologe hat wenigstens daran gedacht, was jetzt eigentlich zu thun sei, Bucer. Sein Brief an den Landgrafen hat sich nicht erhalten, aber dessen Antwort vom 13. April 1547 liegt uns vor: „An Gott liegt Alles, das ist gewißlich war, wenn der will, so kann er helfen. Es ist auch wahr, er kann das Landvolk kriegen lehren, aber mit unversuchtem Volk ist schwerlich zu glauben, daß etwas Tapferes auszurichten sei.“ So schreibt der Landgraf, der doch etwas wissen mußte von den Schweizer- und Husiten-Kriegen.

Unterdeß hatte Johann Friedrich sein Land und seines Vetters Gebiet bis auf Leipzig und Dresden eingenommen, aber drohend sah er sein Schicksal heranziehn. Er hatte nur ein gewöhnliches Heer von Vasallen und Söldnern hinter der Elbe stehn, wurde vom Kaiser überrascht und auf der Lochauer Heide bei Mühlberg [24. April 1547] zum Kampf gezwungen. Die Niederlage wird insgemein dargestellt als durch Verrath herbeigeführt: den kaiserlichen Truppen sei eine Furth durch die Elbe gezeigt worden. Aber der Kurfürst war ganz unbekannt mit den Märschen des Kaisers. Es war am Sonntag Mise-

ricordias Domini, die kaiserliche Reiterei durch Nebel allerdings lange verborgen. Als die erste Nachricht kommt von ihrem Übergang über die Elbe, will es der Kurfürst nicht glauben, wenigstens die Predigt muß er noch aushören, statt die Elbe zu vertheidigen. Er hat sich dann tapfer vertheidigt, aber wegen seiner Beleibtheit mußte er im Wagen bleiben, so ist er verwundet und gefangen worden. Im Lager vor Wittenberg hat der Kaiser das Todesurtheil über ihn gesprochen als wegen Rebellion und Ketzerei, ohne alle Rechtsformen über einen Kurfürsten des Reichs. Als das Todesurtheil ihm im Zelte verlesen wurde, spielte er Schach mit Herzog Ernst von Braunschweig. Als der erbleichend die Hand sinken ließ, sagt ihm der Kurfürst, als sei nichts geschehn: „Vetter, habt Acht auf Euer Spiel! Schach der Königin!"

Durch die Capitulation von Wittenberg hat er seinen Kopf eingelöst: er verzichtete für sich und seine Nachkommen auf die Kur, überließ sein Land dem Kaiser und sich als Gefangenen, so lange es Kaiserlicher Majestät gefalle. Mit Kur und Land wurde Moritz sofort belohnt, doch den Söhnen Johann Friedrichs ein Jahrgehalt vorbehalten und als Pfand desselben eine Anzahl Ämter in Thüringen, d. h. der größte Theil des alten Stammlands. In solcher Weise ist das Recht der älteren Ernestinischen Linie auf die Albertinische übertragen worden. Einige Stücke kamen an Böhmen, die Anwartschaft auf die Bisthümer an Brandenburg.

Wie reich auch der Gewinn war für Moritz, es war doch eine überkluge, schlechte Politik, wie alsbald offenbar wurde. Wenn auch nicht die Krone von Böhmen, er hätte doch Magdeburg und Halberstadt festhalten und Sachsen bis an die Mündung der Elbe naturgemäß erweitern können. Dies entging ihm. Seine Erhebung war der Anfang zum Sinken der Dynastie Wettin, nicht durch den Protestantismus, sondern wegen des Verraths am Protestantismus. Der Landgraf rettete den Besitz seines Landes durch Ergebung seiner Person [19. Juni]. Nach einer gleichzeitigen Sage hätten die kaiserlichen Minister an den Kurfürsten Moritz eine Urkunde ausgestellt, daß der Landgraf, sein Schwiegervater mit einiger Gefangenschaft verschont sein solle. Diese Urkunde sei absichtlich undeutlich geschrieben gewesen und nachher behauptet worden, es heiße mit ewiger Gefangenschaft, so daß jahrelange Haft nicht ausgeschlossen war. Doch ist dem sogleich widersprochen worden. Der Thatbestand ist: die beiden Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Moritz waren nach ihrer protestantischen Stellung und durch persönliche Verhältnisse als Vermittler

im Hauptquartier. Sie haben dem Landgrafen sichres Geleit versprochen, sie mußten also Grund dazu haben, und die kaiserlichen Minister wußten es. Vertragsmäßig hat der Landgraf im Neubau zu Halle einen Fußfall vor dem Kaiser gethan, sein Kanzler las eine Abbitte, dabei hat Philipp höhnisch oder schmerzlich gelächelt oder gelacht. Der Kaiser erhob seinen Finger: „Wart, ik will dich lachen lehren!“ Doch, mag dies die Stimmung des Kaisers verbittert haben, seinen Plan hat es nicht verändert. Am Abend aßen die Fürsten bei Alba. Als der Landgraf mit den Andern aufbrechen will, wird er festgehalten. Joachim nannte es sogleich ein Bubenstück und Moritz erklärte, daß er dann selbst als Bürge bleiben müsse. Ein grober Betrug war doch in der damaligen Lage der Dinge ganz unnöthig, der Kaiser und sein Minister Granvella erscheinen sonst zu stolz für solches Verfahren. Als früh die Sache dem Kaiser gemeldet wurde, hat er sogleich erklärt, so möge denn der Vertrag aufgehoben sein, Philipp ziehn wohin er wolle, und der Krieg werde fortgehen. Aber die Unterwerfung war schon zu weit gegangen, der Landgraf fürchtete den Verlust seines Landes für seine Kinder und ergab sich in sein Geschick. Nach einem frühern Brief des Kaisers an seinen Bruder Ferdinand wollte er dem Landgrafen ewiges Gefängniß, prison éternelle erlassen, doch sei er entschlossen, ihn eine Zeit lang in Gewahrsam zu halten, bis die Angelegenheiten in Deutschland sich entwickelt hätten. Ferdinand dagegen rieth: der Kaiser möge sich genügen lassen mit dem Ehrenworte des Landgrafen sich jede Zeit zu stellen. So hieß es auch in der Declaration zwischem dem Kaiser und den beiden Kurfürsten: Philipp solle nicht in e w i g e r Gefangenschaft gehalten werden. Hier war eine Täuschung nicht möglich des Französischen wegen. Aber dann folgte noch eine siebzehntägige Verhandlung, jener Bedingung wurde dabei nicht weiter gedacht, vielmehr geschehen Erklärungen des Kaisers, welche Freilassung des Landgrafen vorauszusetzen schienen; insbesondere war ihm die Verzeihung des Kaisers verheißen. Die letzte Verhandlung geschah bei dem Bischof von Arras, wie der Vicekanzler Seld erzählt, nach deutscher Sitte hinter den Bechern und von den Kurfürsten sei keiner ganz nüchtern gewesen. Unter Ausländern war da ein Mißverständniß leicht möglich. Nach Seld war die letzte und mündliche Erklärung des Ministers: der Kaiser wolle den Landgrafen nicht in e w i g e m Gefängniß halten. Das konnte im Munde eines Niederländers leicht verstanden werden: nicht in e n i g e r Gefangenschaft.

Der Kaiser war sich also klar, was er wollte. Im Archiv zu Brüssel findet sich auch das Protokoll über den Vortrag im Staatsrath: Philipp

solle verschont bleiben mit peine corporelle ou perpetuel emprisonnement. Ebenso in den Commentaren: er habe der Übereinkunft gemäß den Landgrafen gefangen gehalten, obwohl der Kurfürst sein Recht in Abrede stellte. Also die Kurfürsten als Vermittler sind nur getäuscht worden, wiefern sie im Irrthum gelassen wurden, wofür jene Fälschung nur der populäre Ausdruck ist.

Der protestantische Bund war gesprengt, die Führer gefangen, es folgt die Zeit des Interim. Der Protestantismus schien der Gewalt des Kaisers zu erliegen. Doch bei der Capitulation von Wittenberg war bedungen worden, daß der Gottesdienst nach der Augsburgischen Confession gehalten werden sollte. In der Pfarrkirche ist er auch immer so gehalten worden, in der Schloßkirche aber unterbrochen. Als die Kurfürstin Sibylla sich deßhalb beim Kaiser persönlich beklagte, antwortete er: „Wer richtet uns das an! Geschicht solches in Unserm Namen, so haben Wir keinen Gefallen daran, haben Wir doch an der Religion nichts gewandelt in den oberdeutschen Landen, warum sollten Wir es hier thun!" Er hat auch nachdenklich am Grabe Luthers gestanden. Man hat ihn aufgefordert, die Gebeine herausreißen und verbrennen zu lassen. Seine Antwort: „Ich führe keinen Krieg mit den Todten!" Bugenhagen hat vor dem Kriegsvolk, so weit es deutsch war, oft gepredigt gegen ihr Saufen und unfläthig Leben und was Unterschied sei zwischen dem evangelischen Glauben und des Papstes Geboten. Er ermahnte sie, solches daheim getreulich zu berichten.

Noch gab es drei mächtige protestantische Fürsten, gegen welche ein politischer Vorwand nicht möglich war: Moritz von Sachsen, Kurbrandenburg und Kurpfalz; dazu die norddeutschen Reichsstädte, die Hansa; endlich der Hintergrund protestantischer Reiche: Dänemark, Schweden, selbst England. Die Unmöglichkeit lag doch zu Tage, die römische Kirche unverändert wieder zur Alleinherrschaft zu bringen. Dazu kam: der Kaiser war erzürnt über den Papst, der seine Truppen zurückgerufen und das Concil nach Bologna verlegt hatte, in der Scheu, daß Karl übermächtig werde, nachdem er Oberdeutschland so leicht besiegt. Als dennoch der Legat ihn mahnte, den Krieg kräftig fortzuführen und die Sache Gottes wieder herzustellen, erwiderte Karl mißmuthig: es sei ein undankbares Geschäft den Feldherrn eines Andern zu machen. Was er wollte, war die volle Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt und die Einigung der Kirche durch Abstellung der Mißbräuche mittelst des Concils. Aber er wollte und konnte das nur durchführen durch fremde Truppen. In Ermanglung des Concils dachte er wohl daran,

mindestens vorläufig auch durch kaiserliche Macht die Versöhnung zu vollziehen.

Das war die Bedeutung des Reichsgesetzes vom 15. Mai 1548, welches anordnete, wie es der Religion halber bis zu Austrag des Concilii gehalten werden sollte. Dieses Augsburger Interim, durch Pflug unter Beiziehung des brandenburgischen Hofpredigers Agricola verfaßt, macht große Zugeständnisse über die dogmatische Grundlehre: Gott mache den Menschen gerecht nicht nach dessen Werken, sondern nach seiner Barmherzigkeit aus Christi Verdienst. Das Meßopfer wird festgehalten, doch nur als Dankopfer, die Priesterehe gewährt, ebenso der Kelch. Nach des Kaisers Meinung sollte das Interim auch für die katholische Kirche in Deutschland gelten. Aber die Bischöfe verwahrten sich sofort dagegen, der Papst erklärte es für einen Scandal, daß der Kaiser ein Religionsgesetz erlasse. Doch hat er's für die Protestanten genehmigt. Diese nahmen bei allen Zugeständnissen doch Anstand an den katholischen Cärimonien und an der Hierarchie. Die norddeutschen Städte hatten die Waffen noch in der Hand, sie lehnten das Interim ab. Magdeburg versicherte, das Interim richte die ganze Gotteslästerung des Papstthums wieder auf und wolle uns Alle um unsre Seligkeit bringen. In Süddeutschland wurden an 400 evangelische Prediger verjagt, nur die unbedeutenden haben sich unterworfen. Besonders Brenz in Schwäbisch-Hall galt als Säule des Widerstandes: er nannte das Interim den interitus ecclesiae, eine formula irreligionis. Der Kaiser forderte seine Auslieferung, ein spanisches Commando wurde nach Schwäbisch-Hall gesandt. Ein Rathsherr hatte nur noch Zeit, durch einen Knaben einen Zettel an Brenz zu senden mit den Worten: »fuge, fuge!« Auf seiner Flucht ist er nach Stuttgart gekommen. Es hat sich dort die Sage erhalten: als die Spanier Stuttgart besetzten, war man ihm auf der Spur. Er habe sich verborgen in das Rathhaus, ohne daß ein Mensch davon wußte, unter das Dach hinter einen Holzstoß; da habe er 14 Tage gelebt, ein Huhn habe jeden Tag ihm ein Ei gelegt. Der Herzog Ulrich hat ihn als Burgvogt auf seine Veste Hornberg gesetzt unter dem Namen Ulrich Engster. Als er da den Pfarrer einmal bat, doch nicht so lange Predigten zu halten, zürnte der: „Euch Vögten wird die Zeit in der Kirche immer zu lang, nie bei der Zeche!" Als derselbe Pfarrer dann in schwere Krankheit fiel und Brenz ihn mit geistlichen Sprüchen tröstete, meinte er: „Herr, wer Ihr auch sein möget, ein rechter Vogt seid Ihr einmal gewiß nicht."

Der gefangne Kurfürst, den der Kaiser immer mit sich umher führte, blieb unerschütterlich gegen das Interim. Man nahm ihm

seinen evangelischen Prediger, nahm ihm Luthers Schriften. Er sagte, er werde schon behalten, was er daraus gelernt. Doch das ängstigte ihn, daß seine Prinzen nach Spanien genommen und dort katholisch erzogen werden möchten. Aber nach seinem Wahlspruch: Spes mea in Deo, singt er getröstet sein Lieblingslied — es ist nicht von ihm gemacht, aber in seinem Sinn von Blaurer gedichtet — das Lied, das wir am Morgen des 15. August 1858 brausend vor dem Standbilde unsres Kurfürsten sangen:

„Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch
Und laß mich gar nicht irren,
Wie's Gott gefällt, so nehm ich's an,
Will um Geduld ihn bitten."

Der Landgraf hat das Interim angenommen: nach einem Fluchtversuch hart gehalten, wurde er tiefsinnig und kam fast um den Verstand. Moritz nahm es scheinbar an und machte auf seinem Landtage zu Leipzig etwas ganz Anderes daraus. Dieses sogenannte Leipziger Interim, vornehmlich unter Melanchthons Autorität entstanden, hat nichts Evangelisches preisgegeben, aber der größte Theil des katholischen Cärimoniels ist als gleichgültig [Adiaphoron] zugestanden worden. Des Papstes und der Bischöfe Gewalt solle anerkannt werden, falls sie dieselbe zur Erbauung und nicht zur Zerstörung der Kirche brauchten. Dieses von den Ständen angenommene Gesetz wurde unter heftigem Widerstreben vieler Gemeinden und Pfarrer durch Vertreibung oder Verhaftung der letzteren meist durchgesetzt.

Beide Interims blieben unter Protestanten wie Katholiken gleich verachtet. Das protestantische Volk, ohne zwischen beiden zu unterscheiden, pflegte zu sagen: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm." „Das Interim ist des Papstes Unterhemd." Die deutschen Landsknechte sangen: „Es geht ein Buzemann im deutschen Land herum, bum bum u. s. w." Unter dem Hampelmann war gemeint der Kaiser. Der kaiserliche Minister verfuhr mit großer Härte in der Durchführung. Zu einer Frankfurter Gesandtschaft, die wenigstens um Milde bat, sagte Granvella: „Lernt nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken, die es euch lehren. Ihr sollt noch spanisch lernen."

§ 205. Der Passauer Vertrag und der Religionsfriede [1552—1555].

So war das deutsche Reich scheinbar einig, aber unter fremden Herren, undeutschen Interessen unterthänig.

Der Kurfürst Moritz führte ein versöhnlich Regiment, er rief alle Flüchtige zurück und redete ihnen zu, da Gott es einmal so gewollt, möchten sie ihm dieselbe Treue erweisen, die sie dem alten Kurfürsten gezeigt hätten. Aber auf ihm lag der Vorwurf des Verraths an dem höchsten Streben des Zeitalters. Durch seine Schuld war der Protestantismus in Gefahr, war er abhängig von der Gnade des Kaisers geworden. Die Legende vom heiligen Mauritius kam zu neuem Ansehen: die thebaische Schar habe sich eher niederhaun als zu einem Kampfe gegen Glaubensgenossen brauchen lassen. Einst stand an seiner Thür die Inschrift:

»Seu dux, seu princeps, seu tu dicaris elector,
Maurice es patriae proditor ipse tuae!«

Dies war nur die Überzeugung des sächsischen Volksstammes, wie sie sich aussprach in Schmähschriften und Volksliedern. Auf den Kanzeln des eignen Landes wurde er ein Renegat und Mameluck genannt. Dieser Groll des Volks, der alle seine Absichten lähmte, lastete schwer auf dem jungen, ruhmliebenden Fürsten. Auch kannte er die Gefahr, daß er bei jeder Erhebung des Protestantismus um das Seine kommen könne. Dazu kamen die kaiserlichen Forderungen wegen Einführung des Interims und wegen Anerkennung des Concils von Trient. Er wußte, daß dies nur möglich war durch Gewaltmaßregeln gegen sein eignes Volk. Da beschloß er selbst das zu vollbringen, was der Schmalkaldische Bund zu vollbringen nicht vermocht hatte. Nun erst wird der mächtige Geist, der in ihm ist, offenbar. Seine Klugheit übersah die europäischen Verhältnisse, der kleine Kurfürst rüstete sich gegen den Beherrscher des Reichs, in welchem die Sonne nicht unterging. Nur durch List und Schnelligkeit war ein Sieg gegen die Übermacht des Kaisers denkbar. Moritz belagerte, noch im Auftrage Karls, Magdeburg. Die Magdeburger sahen damals kämpfende Heerscharen am Himmel, den gefangnen Kurfürsten an ihrer Spitze. Im October 1551 mußte die Stadt sich ergeben und erhielt eine milde Capitulation. Moritz ließ die Festungswerke ungeschleift und entschuldigte sich mit Geldmangel, daß er die Truppen nicht sofort entlasse. Er schloß geheime Verträge mit Mecklenburg, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Söhnen des Landgrafen, und gegen die Abmahnungen Melanchthons einen Bund mit Frankreich: zu Anfang des Kriegs gegen den Kaiser werde der König von Frankreich ihm 240 000 écus zahlen, jeden Monat 60 000, zugleich soll ein französisches Heer am Rhein aufgestellt werden. Dagegen — denn

Frankreich thut nichts umsonst — wurden dem König zugesichert die lotharingischen Grenzlande so weit nicht der deutsche Dialekt gesprochen wird, und der König solle sie regieren als Reichsvicar. Das war ein Verrath am Reich, und die Genossen des Kurfürsten sind mehrfach statt des üblichen „Augsburgische Confessionsverwandte" „Französische Conspirationsverwandte" genannt worden. Aber nachmals hat es beim Reich gestanden, das zurückzufordern und wiederzuholen, wie es in unsern Tagen endlich geschehn ist.

Die Zurüstungen waren doch nicht möglich, ohne daß sich das Gerücht davon verbreitete. Dennoch ist der kaiserliche Hof, der damals in Tirol war, getäuscht worden. Moritz bat durch vielfache Intercession um Freilassung des Landgrafen, er kündigt zu diesem Zweck seine Ankunft in Innsbruck an, handelt davon mit seinen Räthen, von denen er einige dem kaiserlichen Minister verkauft wußte. Er reiste sogar ab, blieb aber unterwegs als wegen Krankheit liegen. Granvella beruhigte den Kaiser: „Die tollen, vollen Deutschen sollen uns nicht betrügen." Der Kaiser hatte außerdem eine Vorliebe für Moritz, er meinte an ihm ein vermittelndes Organ zu besitzen oder ihn doch berechnen zu können. Plötzlich brach der los wie ein reißender Strom. Im März noch stand er mit 30 000 Mann vor Augsburg. In seinem Manifest ist als Ursache des Kriegs wider den Kaiser angegeben: die Unterdrückung des Evangeliums trotz vielfacher Verheißungen, das Festhalten des Landgrafen, der Umsturz der Reichsverfassung mit Vernichtung deutscher Freiheit: „uns Deutsche zu einer solchen unerträglichen, viehischen Servitut, wie in andern Nationen vor Augen, zu bringen, darob unsre Nachkommen und Kindeskinder bis in den Himmel schreien und uns, die wir solches mitangesehen, unter die Erden verfluchen würden. So haben wir demnach einmal Herz und Mannheit geschöpft, daß wir mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung bemeldten Landgrafen suchen, das beschwerliche Joch vorgestellter Dienstbarkeit von uns werfen und die alte löbliche Freiheit unsres geliebten Vaterlandes deutscher Nation acerrime vindiciren und erretten mögen" oder wie Moritz kürzer es ausdrückt: sie wollten den Pfaffen und Spaniern nicht länger unter den Füßen liegen. In den Städten erhoben sich die alten Freunde der Reformation, durch sie wurden dem Heere, meist ohne ein Geschütz abzubrennen, die Thore geöffnet. Der Kaiser war alt geworden, des Herrschens müde und ohne Geld. Damals war ohne stehendes Heer eine Rüstung nicht rasch durchzuführen. So hat er sich ohne Schlacht überwunden gegeben, nur die Ehrenberger Klause, das Thor von Tirol, ist von dem säch-

sischen Heere erstürmt worden. Moritz wollte allerdings den Fuchs in seiner Höhle aufsuchen. Der Kaiser mußte krank in der Nacht von Innsbruck über die Berge nach Salzburg fliehen. Durch den kühnen Kriegszug war die Unmöglichkeit eines Niedertretens der religiösen Neuerung zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, und so konnte auf einem Fürstenconvent zu Passau mit dem römischen König unter der Bürgschaft des Reichs der Vertrag geschlossen werden, welcher die Anerkennung eines ewigen Friedensstandes für die Protestanten in Deutschland enthält.

Moritz ist damals nicht glücklich gewesen vor Frankfurt, das auf seine Aufforderung antwortete, er möge erst fromm werden und die Judasfarbe ablegen. Auch zogen kaiserliche Truppen aus den Niederlanden heran. Der Kaiser hat den beständigen Friedenszustand nie anerkannt, aber er ließ seinen Bruder gewähren. Doch nähert sich der Passauer Vertrag [16., 29. Juli 1552] der vollen Cultusfreiheit. Selbst in Bezug auf die Secten enthält er die Worte: daß ein beständiger Friedensstand bis zur endlichen Ausgleichung der zwiespältigen Religionen aufgerichtet werde, dergestalt, daß Kaiserliche Majestät, auch Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs keinen Stand, der Augsburgischen Confession verwandt, oder die sonst keiner andern öffentlich verworfnen und durch Reichstagsabschiede verdampten Secte angehörig, gewaltsamer Weise oder in anderm Wege wider seine Conscienz und Willen von seiner Religion dringen oder beschweren, sondern bei solcher seiner Religion ruhiglich und friedlich bleiben lassen.".

Der Landgraf wurde frei durch den Passauer Vertrag, der Kurfürst ist in jener Nacht der Flucht aus Innsbruck freigegeben worden, um Moritz in Verlegenheit zu setzen. Aber durch seine siegreiche That verherrlicht, stand der so fest, daß er noch in diesem Herbste nach Ungarn gehn konnte um gegen die Türken zu fechten.

Johann Friedrich, ein Confessor im Sinne der alten Kirche, betrat den ihm gebliebnen Landestheil bei dem Jagdschloß, das seitdem die „Fröhliche Wiederkunft" heißt. Hier erwarteten ihn seine Söhne und seine treue Hausfrau Sibylla, die nach fünf Jahren an diesem Tag zuerst wieder die Trauerkleider abgelegt hatte. Dann zogen sie durch die Schlucht hinter Wöllnitz herunter und dort am Brunnen, der seitdem den fürstlichen Namen trägt, kamen die Abgeordneten der Stadt und Universität Jena ihm entgegen. Da, als der Kurfürst den Zug der Studenten aufziehn sah, sagte er fröhlich zu Lucas Cranach: „Siehe da, Bruder Studium!" Beim Einzug in Weimar wollte man am Himmel ein leuchtendes Kreuz gesehen haben. Nachmals in Eise-

nach hat Amsdorf den festlichen Empfang geleitet, Chöre in Wechselgesang von Amsdorfs Poesie begrüßten den erlauchten Herrn, die Jungfern sangen nach der Weise: Nun freut euch, liebe Christengemein:

„Das Trauern nun vergangen ist,
Die Schmerzen sind verschwunden,
Die Freud ist nun auf unsrem Mist,
Das Kreuz han wir überwunden."

Der Kurfürst sagte unter Thränen zu Amsdorf: „Wer bin ich, daß mir Gott so große Ehre zu Theil werden läßt." Amsdorf antwortete, das sei nur der Anfang, dort oben werde es noch ganz anders kommen.

Albrecht von Brandenburg, der ein kleines Besitzthum hatte in Neustadt an der Aisch in Franken, der Bundesgenosse von Moritz, vormals Genosse seines übermüthigen Jugendlebens, unzufrieden mit dem Vertrag von Passau, den er eine Verrätherei an deutscher Nation nannte, nährte sein Kriegsvolk mit Raub und Brandschatzung. Ihm hat Moritz das Treffen bei Sievershausen geliefert, als Sieger tödlich verwundet, im 32. Jahre wie Julianus Apostata. Als Johann Friedrich die Todeskunde erhielt, sagte er: „Ich habe die größte Ursache ihm gram zu sein; aber er war ein ungemeiner hochwunderbarer Mann." Nun, er hat den deutschen Protestantismus verrathen und hat ihn gerettet. Da er ohne Kinder starb, so sicherte sein Bruder August sein Erbe durch Vertrag mit Johann Friedrich und dessen Söhnen, indem er den größren Theil der Ernestinischen Lande zurückgab, nur ohne die Kur und den Kurkreis. So entstand das Besitzthum, wie es bestanden hat bis 1815, nur daß die Albertinische Linie das Kurland zusammenhielt, die Ernestinische Linie dagegen mehrfach ihr Erbe theilte. Johann Friedrich nannte sich geborner Kurfürst von Sachsen. Er ist schon 1554 in dem Herrn, dem er so treu gedient hat, entschlafen, im 50. Lebensjahre.

Der Reichstag zu Augsburg versammelte sich zur Ausführung des Passauer Vertrags als Reichsgesetz. Der Kaiser, der nie wieder nach Deutschland gekommen ist, gab dazu seinem Bruder Vollmacht. Die Macht der Reformation war, nachdem Moritz hinweggenommen, nicht mehr durch eine überlegne Persönlichkeit vertreten, vielleicht ist daraus zu erklären, daß zwar die Rechtsgleichheit in allen Reichsverhältnissen, nicht aber die Freiheit beider Kirchen, sondern nur der dermalige Zustand als zu Recht bestehend durch den Reichstag anerkannt worden ist. Den Assessoren des Reichskammergerichts ward die Wahl

frei gelassen zwischen dem Eid auf Gott und die Heiligen oder auf Gott und das heilige Evangelium. Die officielle Bezeichnung der beiden Theile wurde: Verwandte der alten Religion, Verwandte der Augsburgischen Confession. Eine reformirte Kirche als solche war noch nicht ausgeschieden, die Eidgenossen standen nicht unter dem Reichskammergericht. Die Reichsstände verbürgten nur sich selbst Religionsfreiheit. Diese Schranke geschah zwar im Sinn des ersten Reichstags von Speyer, doch gegen das Princip der Reformation, die durch das Volk emporgekommen war. Es ist auf dem Reichstag allerdings die Glaubensfreiheit als allgemeines Menschenrecht beantragt worden. Doch die katholische Partei machte geltend, das gäbe nichts als Aufruhr, und die Protestanten haben sich leicht davon abbringen lassen. Die Landstände, d. h. die Ritterschaft und die mittelbaren Städte in den Territorien der Reichsstände, wurden durch König Ferdinand einseitig in den Religionsfrieden aufgenommen als Verbürgung ihres damaligen kirchlichen Besitzstandes. Für ein künftiges Fortschreiten der Reformation war nichts vorgesehn. Wie aber, wenn künftig ein geistlicher Reichsstand selbst protestantisch wurde? Manches schöne Land in Deutschland gehörte der Kirche. Es war vorauszusehn, daß, wenn ein Bischof ungekränkt Erbfürst werden konnte, wie dies in Preußen geschehn war, nach wenigen Menschenaltern sie alle protestantische Fürsten und Begründer von Dynastien sein würden. Dem stellte die katholische Kirche gegenüber das reservatum ecclesiasticum als nothwendige Ausnahme vom allgemeinen Recht der Reichsstände. Die Rechtsgründe dafür waren zwiespältig: einerseits das allgemeine Recht der Reichsstände, warum sollte es einem Bischof nicht zukommen? andrerseits: ihre Regierung ist nicht ein Besitz, sondern bloß ein von der katholischen Kirche übertragnes Amt. Sobald der Regent unfähig wird zu diesem Amt, verliert er auch das weltliche Regiment. Wenn nun aber der Bischof als Regent eines Kirchenlandes einig mit der Bevölkerung dieses Landes Protestant wird, soll da noch ganz abstract ein Recht weltlicher Herrschaft der katholischen Kirche fortbestehn, die doch der Protestantismus nicht anerkennt? Die protestantischen Stände protestirten also gegen diesen geistlichen Vorbehalt, sie kehrten sich eben deßhalb nicht daran, so oft sie die Macht hatten bischöfliches Land einzuziehn.

Das ist die Aussaat, die im dreißigjährigen Krieg aufgegangen ist.

IV. Helvetische Reformation bis 1564.

§ 206. Die wälsche Schweiz.

Ich habe den Ausdruck „wälsche Schweiz“ gewählt, um nicht zu sagen französische Schweiz: es ist eine alte Bezeichnung dieses Theils als Bestandtheil des deutschen Reichs, und dieses hat immer Raum gehabt für einige Völkerschaften nichtdeutscher Zunge. Conrad der Salier hatte Genf als Reichslehn an den Bischof gegeben, der Herzog von Savoyen war im Besitz der Umgegend. Bischof Johann, eine Creatur des Herzogs trat die Stadt an Savoyen ab. Da Leo X das nicht genehmigte, bildete sich in der Stadt eine savoyische Partei und eine für die städtische Freiheit im Bunde mit Bern, bald nach dem Standpunkt der streitenden Parteien genannt Mameluk und Eidgenots. Im Hellebardenrath 1525 wurde die Souveränität von Savoyen anerkannt, die Eidgenossen mußten ihr Leben retten durch die Flucht. Bonnivard, der politisch und kirchlich freigesinnte Prior einer großen geistlichen Stiftung in Genf, ist durch den Herzog gefangen und in das Schloß Chillon gebracht worden, das in den Genfer See hinausgebaut ist. Daselbst wurde er an einen Pfeiler mit einer Kette fest geschmiedet. Er selbst erzählt von diesen Jahren des Jammers: „Ich hatte nur so viel Muße spazieren zu gehn, daß ich dem Felsen, der den Fußboden bildet, einen kleinen Steg einprägte, als wäre er mit dem Hammer gemacht.“ Man zeigt noch heut dem Wanderer diese dem Felsen eingedrückten Male. Byron hat im „Gefangenen von Chillon“ in Bonnivard die Freiheit verherrlicht:

„Und wann im feuchten Graun tagloser Haft
In Fesseln schmachten muß dein bester Sohn,
Dann fliegt dein Ruhm auf allen Winden schon,
Dann siegt dein Volk durch seine Dulderschaft.“

Nach zehn Jahren wurde die eidgenössische Partei durch 6000 Berner zurückgeführt. Mitten im Kampfe gegen Savoyen ertönte der Ruf: „Rettet Bonnivard!“ Zwei Galeeren nahmen das Schloß ein. So rief man in den Kerker: „Bonnivard du bist frei!“ Er antwortete: „Und Genf?“ Antwort: „Auch.“

Im Bunde mit den Eidgenossen, und da die geistliche Macht in Genf politisch verhaßt war, gewann die Reformation in Genf Raum.

Ihr erstes persönliches Auftreten war doch sehr bescheiden. Es ist beschrieben worden von einer Genfer Nonne, Jeanne de Jussia als le commencement de l'hérésie de Genève: Im October 1532 kam nach Genf ein armseliger Kerl von Prädicant, genannt Meister Wilhelm. Er wurde vor den Generalvicar geladen und mit dem Gruß empfangen: „Du garstiger Teufel, bist du getauft? Was ziehst du herum, alle Welt zu beunruhigen? Wer gab dir Vollmacht zu predigen?" Er antwortete: „Ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich gehe umher, um Christum zu predigen, der für unsre Sünden gestorben ist." Die Domherrn schlugen ihn und traten ihn mit Füßen: „Es ist besser, daß dieser lutherische Ketzer verderbe, als daß das ganze Volk verführt werde." Er antwortete: „Redet doch lieber Worte Gottes als des Kaiphas." Unter dem Rufe: „Frappez! erschlagt den lutherischen Hund!" wollte man ihn in die Rhone werfen. Ein Rathsherr rettet ihn noch über den See. Dieser chétif malheureux war Wilhelm Farel, klein, von armseligem Aussehen, aber mit flammenden Augen, seine Rede wie Donner und Blitz. Beza schreibt ihm zu leonina magnanimitas. Aus der Dauphiné gebürtig, war er von Paris nach Basel geflohen, dort ist er dem Erasmus entgegengetreten, der unbekannte Jüngling dem vornehmen Gelehrten, und hat ihn einen Bileam genannt. Verbannt ging er nach Mömpelgard. Dort hat er einem Priester bei einer feierlichen Procession die Reliquien des heiligen Antonius entrissen und in's Wasser geworfen. Mehr als einmal mitten im katholischen Gottesdienst hat er die Kanzel bestiegen, und mehr als einmal ist er wie durch ein Wunder gerettet worden. Als der Bischof von Genf in der Fastnacht ein Bürgermädchen entführte, brach ein Aufstand aus. Seitdem verlegte er seinen Sitz nach Annecy und belegte Genf mit dem Interdict, das nur verlacht wurde. Jetzt kehrte Farel zurück. So ist in Genf die Reformation weniger aus religiösem Bedürfniß als aus politischem Haß angenommen worden.

Unter der bischöflichen und savoyischen Regierung hatte sich zügellose Sitte eingebürgert. Bonnivard hat seinen Mitbürgern zugerufen: „Ihr beklagt euch, daß Priester und Mönche unzüchtig leben: so lebt ihr selbst! Daß sie Spieler und Trunkenbolde sind: ihr seid es gleichfalls. Ihr seid begierig die Kirche zu reformiren, sie bedarf es auch: aber wie könnt ihr sie verlassen, bevor ihr selbst gebessert seid? Ein Stadttheil von Genf wurde von feilen Mädchen bewohnt, die von ihnen leichtsinnig gewählte Reine des pecheresses schwor auf's Evangelium, ihre Macht getreu und ohne Parteilichkeit zu üben. Ein angesehner

Bürger, Raoul Monnet, hatte sich eine Sammlung obscöner Bilder angelegt, die er sein Neues Testament nannte. Neben den Sünderinnen standen die Libertins. Das waren theils junge, wohlhabende Leute, die Jeunesse dorée, die gedankenlos ein zügelloses Leben führten, theils Nachfolger jener mittelalterlichen Secte der Geschwister des freien Geistes mit ihrer pantheistischen Weltanschauung, welche Alles vom göttlichen Geiste belebt dachte und daraus die Berechtigung ableitete, der Natur und Neigung zu folgen, zunächst im geschlechtlichen Leben.

So fand der gewaltige Mensch die Verhältnisse vor, der kein Anfänger war wie Zwingli, aber in seiner Art ein Vollender geworden ist.

§ 207. Johann Calvin 10. Juli 1509 bis 27. Mai 1564.

Die ältere Sammlung seiner Werke, besonders seiner Briefe, war unvollständig. Da haben die beiden Straßburger Theologen Reuß und Cunitz es unternommen eine Ausgabe in der Weise unsrer strengen Kritik und Vollständigkeit herzustellen. Sie ist als Fortsetzung des Corpus Reformatorum, angeschlossen an die Werke Melanchthons erschienen.[a]) Das Leben hat Beza geschrieben als edler treuer Freund, doch nur die Äußerlichkeiten. Bolsec, ein Karmeliter, dann Arzt, wegen Streitigkeiten mit Calvin über die Prädestinationslehre gefangen und verbannt, hat durch seine Biographie seiner Rache Genüge verschafft. Henry, reformatorischer Prediger in Berlin, hat die erste umfassende Darstellung besonders aus den Briefen hergestellt. Er hat aus diesen Briefen eine bisher verkannte Seite seines Charakters erwiesen. Doch ist diese Biographie nur eine Lobrede und nach einem Plane gearbeitet, der zu Wiederholungen nöthigte. Erst nachdem die vollständige Ausgabe der Werke, zumal der Briefe vorliegt, läßt sich auch eine vollständige Geschichte dieses Lebens zu Stande bringen. Diese hat ein katholischer Theologe in Bonn unternommen, Kampschulte, so gründlich und objectiv, wie sie unser Einer nicht besser und unbefangner hätte schreiben können. Doch hat er sie nur geführt bis zur Rückkehr nach Genf, denn er ist früh der Wissenschaft entrissen worden.[b])

---

a) Calvini opera quae supersunt omnia XXXVII T. [Corp. Ref. T. XXIX—LXVI] edd. Baum, Cunitz, Reuss. Brunsv. 863—88.

b) Kampschulte, J. G., seine Kirche u. sein Staat in Genf. 1. Bd. 869.

Calvins Vater war Procureur fiscal zu Noyon in der Picardie und Secretair des dortigen Bischofs. Während der Jugend seines Sohns war der Vater ein strenger Katholik, die Mutter, Anna Franke aus Cambray, deutschen Stammes, eine ängstliche fromme Frau. Calvin, so weit die Nationalität für ihn überhaupt Bedeutung hatte, fühlte sich als Franzose. Als in Straßburg ihm durch Freunde ein Mädchen zur Ehe vorgeschlagen wurde, wollte er sie nicht eher heirathen, als bis sie Französisch gelernt habe.

Schon als Knabe der Kirche bestimmt und bereits mit einer Pfründe versorgt, hat er sich, nachdem sein Vater mit dem Bischof zerfallen war, zur Rechtswissenschaft gewandt, die er in Orleans studirte. Nach des Vaters Tod gab er sich ganz humanistischen Studien hin. 1532 gab er Senecas Schrift de clementia heraus mit einem gelehrten, humanistischen Commentar. Er hat das auf seine Kosten drucken lassen und mit dem Fieber eines jungen Autors sie verbreitet. Von der reformatorischen Bewegung ergriffen hat er doch durch harte Zweifel hindurchgehen müssen. Er scheute vor dem Abgrund, der sich eröffnete, wo ohne die Autorität einer Kirche der Mensch nur auf sich gestellt schien. Der Kampf hat sich entschieden für Hingabe an die reformatorische Richtung, und noch in jungen Jahren wurde er der Mittelpunkt einer kleinen reformatorischen Gemeinde in Paris. Sein Freund, der Rector der Universität Nicolaus Cop ein Mediciner, hatte am Allerheiligenfest eine Rede zu halten. Er hatte sie Calvin übertragen. Dieser sprach von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und schloß mit der Aufforderung, die sophistische Häresie, d. h. die herrschende Scholastik, nicht länger zu dulden. Daraufhin mußten Beide aus Paris flüchten. Nach der Sage habe die Wache, um Calvin zu verhaften, schon an seiner Thür gestanden, als er sich durch ein Hinterfenster hinabließ. Erst 1534 verzichtete er auf seine Pfründe gegen eine Entschädigung und hat dann noch ein Jahr geheim in Frankreich gelebt. Noch als Wanderer in Basel schreibt er seine Institutio religionis christianae. Das ist die zweite protestantische Dogmatik, ein weit mehr durchgebildetes System als Melanchthons loci, zunächst bestimmt zur Vertheidigung seiner Glaubensgenossen in Frankreich, die König Franz nur für eine schwärmerische Secte hielt. Diese Institutio, obwohl ein Jugendwerk, ist wesentlich abgeschlossen, vollendet. In spätren Ausgaben ist nur die Abendmahlslehre schärfer gefaßt und größre Härte gegen Ketzer als berechtigt dargestellt. Hier ist die unbedingte Prädestination gelehrt, wie Augustin sie gelehrt hat, und Luther und Melanchthon sie damals lehrten. Calvin hat sie festgehalten

für immer, und zwar als nicht erst durch Adams Fall bedingt, sondern auch dieser Fall prädestinirt. Er meinte die Gerechtigkeit, vielmehr die unbedingte Machtvollkommenheit Gottes zu wahren. Ihr entspricht als Religion die unbedingte Ergebung in Gottes Willen. Calvin ist ein dogmatischer Dante: dieselbe grauenvolle Lust die Majestät Gottes auch in der Hölle anzuerkennen und zu preisen, diese grauenvolle Macht, welche fühlende Wesen geschaffen hat zu ewiger Qual.

Die Abendmahlslehre Calvins ist eine Fortbildung derjenigen Bucers. Sie ist schwankend, weil sie eine Vermittlung ist zwischen zwei Entgegengesetzten, Zwingli und Luther, überhaupt zwischen den beiden Grundansichten vom Begriff des Abendmahls. Nach dieser Lehre ist klar: die irdischen Elemente sind nur Zeichen, nur signa, dennoch findet eine wunderbare, vom verklärten Leibe Christi ausgehende Mittheilung statt: Christus als Mensch im Himmel theilt sich wirklich mit Allen, die das heilige Mahl genießen, auch den Unwürdigen. Doch nur die Gläubigen genießen ihn wirklich, denn die Gemeinschaft mit ihm ist bedingt durch das religiöse Organ, durch den Glauben an ihn. Hieraus folgt das nothwendig Unklare, vielleicht das einzig Schwankende: das Mitgetheilte soll Geist sein und durch den Geist geschehn, und doch nicht bloß Geist, sondern etwas wie Fleisch und Blut, das doch nur die zum Heil Erwählten empfangen.

Calvin hat wie Zwingli all seinen Glauben nur auf die H. Schrift stellen wollen, doch hat er dabei eine historische Entwicklung in der Kirche als berechtigt anerkannt, auch in Verfassung und Gestaltung des christlichen Lebens. In seinem religiösen Tiefsinn stand er weit näher zu Luther als zu Zwingli, und er war sich dessen bewußt. 1540 schreibt er an Farel: „Die guten Leute in Zürich ereifern sich, wenn Einer wagt, Luther dem Zwingli vorzuziehen, als ob das Evangelium uns verloren gehe, wenn dem Zwingli etwas abginge. Und doch geschieht ihm darin kein Unrecht. Denn werden sie unter sich verglichen, so weißt du selbst, wie unerhört höher Luther steht. Darum gefiel mir auch gar nicht Zebedeis Lied, darin es heißt einen Größeren zu hoffen als Zwingli sei Sünde. Ich bin so entfernt, ihm beizustimmen, daß ich schon jetzt Größere sehe, Andre noch hoffe. Ich bitte dich, lieber Farel, hätte Einer also den Luther erhoben, würden die Züricher nicht kläglich schreien, Zwingli sei todtgeschlagen worden!" Auch Luther läßt Calvin grüßen mit Achtung und ihm sagen, daß er seine Schriften mit besondrer Freude lese. Calvin berichtet das mit frohem Stolz an

Farel. Melanchthon schreibt 1537 zur Zeit der Wittenberger Concordie: „Calvin steht bei Luther in hohen Gnaden."

Calvin hatte nur daran gedacht, etwa in einer deutschen Stadt als Schriftsteller zu leben. Er war ohne Neigung, wie er meinte auch ohne Geschick zu einer persönlichen Wirksamkeit, und es war scheinbar ein Zufall, daß Genf seine Heimath geworden ist. Er erzählt davon: „In Genf bin ich nicht sowohl aus Absicht geblieben, als vielmehr durch die unabläßlichen Beschwörungen Farels zurückgehalten worden, wie wenn Gott mir aus dem Himmel die Hand reichte."

Er war ohne Zwinglis wie Luthers treuherzige Naivetät und ohne des Letzteren Genialität, ohne Phantasie und ohne poetischen Geist, obwohl er den Sieg der Reformation in einem lateinischen Gedicht verherrlicht. Dennoch war er Beiden ebenbürtig. Sein Leben ein strenger unabänderlicher Gedanke, mit voller Thatkraft ihn durchzuführen. Die von ihm ausgehende geistliche Polizei in Genf verbot unanständige Lieder zu singen, Abends nach 9 Uhr auszugehn, verbot alle weltliche Lustbarkeit, auch das Tanzen, selbst Romane lesen. So stellte sich das Extrem dem vorgefundnen Extrem zügelloser Sitte entgegen. Nicht nur die Libertins, auch Andre erhoben sich doch gegen ein solches Joch. Calvin und gleichgesinnte Geistliche weigerten diesen das Abendmahl. Nach einer stürmischen Volksbewegung wurde ein neuer Rath gewählt, den Calvin in einer Predigt für eine Versammlung des Teufels erklärte. Am Osterfest erklärten Calvin und Farel, sie würden überhaupt in Genf das Abendmahl nicht mehr austheilen, um das göttliche Geheimniß in dieser entsittlichten Stadt nicht zu entweihen. Die nothwendige Folge war ihre Entsetzung und Ausweisung. Von Bucer eingeladen, begab sich Calvin nach Straßburg. Dort wurde er Pfarrer einer französischen Gemeinde von Emigranten. Zugleich hielt er Vorlesungen über die paulinischen Briefe. Als Straßburger Geistlicher hat er theilgenommen an den deutschen Religionsgesprächen. Straßburg, das man damals wohl ein neues Jerusalem nannte, stand inmitten der großen protestantischen Bewegung und bildete die Vermittlung zwischen der lutherischen und reformirten Richtung. In den ersten Jahren hat Calvin das Bürgerrecht erhalten und ließ sich nach dortiger Sitte aufnehmen in die ehrsame Zunft der Schneider. Er hat sich auch vermählt mit einer Wittwe Idelette von Büren.

Aber er konnte nicht aufhören seine Genfer Gemeinde zu lieben wie seine Seele, dieses Genf, das ihm Gott vertraut habe, dem er Treue halten müsse. 1541 siegte seine Partei im großen Rath, und er kehrte zurück, mächtiger als vorher, zur Durchführung seines großen

Gedankens, das Christenthum zur Lebensordnung der bürgerlichen Gesellschaft zu machen.

Henry, sein Biograph, spricht von seiner Schüchternheit und Gemüthlichkeit. Er konnte sich berufen auf das eigne Wort Calvins: »ego qui natura timido, molli et pusillo animo esse fateor«. Wenn in diesem Selbstbekenntniß nicht etwas Selbsttäuschung liegt, so ist gemeint das Naturell im Gegensatz zur Macht des Geistes. Aber auch die siegende geistige Macht ist Natur. Vielleicht war er aus Princip so hart, weil er meinte von Natur weich und mild zu sein. Henry beruft sich auch auf einen Spruch unter seinem Bilde aus den Institutionen [III, 19]: „Gott ist auch zufrieden mit den unvollkommenen Arbeiten seiner Kinder." Gewiß ist Calvin nicht ohne Gemüth gewesen, doch war das nicht seine starke Seite. Die Genfer hatten Respect vor dem, was sie nannten la majestée de son caractère. Ihm erschien jeder Widerspruch wider seine Lehre und wider die angeordnete Zucht als Beschränktheit oder als Böswilligkeit und von der Härte seiner Maßregeln liegen Beispiele in Menge vor. Ein Spieler wurde eine Stunde am Halseisen ausgestellt, die Karten um den Hals. Ein Bauernmädchen, das mit Steinen nach seiner Mutter geworfen und sie diablesse genannt hatte, wurde öffentlich ausgepeitscht und unter dem Galgen an den Armen aufgehängt zum Zeichen, daß es eigentlich den Tod verdiene. Ein Kind, das Vater und Mutter geschlagen, ist wirklich geköpft worden. Ein Mitglied des großen Raths, Ameaux hatte in einer Abendgesellschaft übel von Calvin gesprochen: er sei nichts als ein Picarde — dies in Bezug auf seine Geburtsstadt Noyon, oder auch Anklang an Begharde, Ketzer. Nach andrer Aussage habe er gescherzt über seinen Namen: Calvin-Cain. Er wurde durch die Regierungsbehörde verhaftet und, nach seiner Erklärung an jenem Abend nicht recht bei Sinnen gewesen zu sein und künftig mit aller Achtung von Calvin sprechen zu wollen, zu einer Buße von 60 Thalern verdammt. Da erschien Calvin mit den meisten Geistlichen und Kirchenältesten vor dem Magistrat, klagte über die zu große Gelindigkeit des Gerichts und forderte Cassirung des Urtheils. Darauf ist Ameaux verurtheilt worden, entblößten Hauptes, im Hemde, eine brennende Kerze in der Hand durch die ganze Stadt zu gehen, dann niederzuknieen und laut seine Reue auszusprechen. Diese Cärimonie nannte man faire amende honorable, eine ehrenvolle Buße leisten. Zwei Prediger, welche für Ameaux gesprochen, wurden entsetzt. Angesehene Männer und Frauen, welche auf einer Hochzeit getanzt, selbst solche, die nur zugesehn hatten, wurden bewogen, vor dem Consistorium knieend Abbitte zu thun, die

sich weigerten mußten in's Gefängniß. Einst fand sich auf Calvins Kanzel ein drohender Anschlag gegen dieses Joch. Als verdächtig, der Verfasser zu sein, wurde ein geachteter Bürger, Gruet verhaftet und seine Papiere durchsucht. Der Verdacht hat sich nicht bestätigt. Allein man fand unter diesen Papieren: 1) Den Entwurf einer Bittschrift an die Volksversammlung: das Gesetz solle nur Dasjenige strafen, was dem Staate schaden könnte, es sei Gefahr, daß, während die Stadt dem Gehirn eines einzigen melancholischen Mannes gehorche, es zur Empörung komme. 2) Ein Blatt Latein, darin der Verfasser nach einem Brief Calvins sich über die H. Schrift lustig machte, die Unsterblichkeit einen Traum nannte. Calvin bemerkt dazu: „Ich glaube nicht, daß Gruet der Autor sei, aber da es seine Handschrift ist, wird der Proceß gegen ihn geführt. Möglich, daß was er von einem Andern gehört, er mit seinem Witz zu einem Ganzen verarbeitet hat." 3) Die Schrift Calvins gegen die Libertins mit der Randbemerkung: „Alles Narrheit" [toutes folies]. Der Mann ist einen Monat früh und Abends auf die Folter gespannt worden, um Mitwissende zu nennen. Er bekannte die Schriften als seine und flehte um den Tod. Endlich wurde über ihn das Urtheil gesprochen: weil er mit Verachtung von der Religion gesprochen, von Calvin übel geredet, die Autorität des Consistoriums geschmäht und dahin gewirkt hat die kirchliche Institution umzustürzen, ist er mit dem Schwert vom Leben zum Tode zu bringen. Dieses Urtheil ist am 26. Juli 1547 vollzogen worden. Unleugbar stand sein Leben in Calvins Hand.

Solche Macht ist ausgegangen von seinem Geiste, doch war sie nur möglich durch eine bestimmte Form des Staats. Er erkannte Staat und Kirche als verschieden aber nicht geschieden, der Staat habe der Kirche seine Macht zu leihen, er sei selbst ein religiöses Gemeinwesen. Unter Calvins Einwirkung ist die demokratische Verfassung von Genf aristokratisch geworden: drei Räthe, die, einmal gewählt, sich selbst ergänzten. Es war eine Aristokratie der Angesehnen, Einsichtigen, auch der Reichen. Die ausübende Gewalt beim kleinen Rath, an dessen Spitze vier Syndici. Die allgemeinen Volksversammlungen, die sonst in der Peterskirche gehalten worden waren, wurden nicht mehr berufen. Die höchste kirchliche Behörde war das Consistorium. Es bestand aus den Pfarrern der Stadt und aus der doppelten Anzahl von Laien-Presbytern, gewählt durch den kleinen Rath nach dem Vorschlag der Pfarrer, aus sämmtlichen Räthen. Sie scheiden jährlich aus, sind aber wieder wählbar, unter ihnen muß stets ein Syndicus sich befinden. In solcher Weise lag die Macht des Staats im Consistorium. Durch

Mitglieder desselben wurden alle Häuser jährlich einmal visitirt, und Glaube und Sitten geprüft. Die Rüge des Consistoriums lag als ein Makel auf den davon Betroffnen. Henry hat als unhistorisch bezeichnet, was ich einst im Lehrbuch geschrieben hatte, daß Calvin über die Geister gebot durch die Schrecken des Kirchenbanns. Doch hat sich diesem Banne Alles gebeugt und auch bürgerliche Strafen waren zur Hand. Wer ein halb Jahr ausgeschlossen war vom Abendmahl und ohne Buße blieb, der wurde ein Jahr verbannt, und die Räthe waren immer bereit, auf Antrag des Consistoriums Criminalstrafen zu vollziehen. Ich bin daher nur veranlaßt worden später zu schreiben statt „des Kirchenbanns" das allgemeinere „der Kirchenzucht". Calvin, der diese bezeichnet als potestas censoria, achtet sie für den Nerv der Republik. Die höchste Autorität war im Consistorium, darin waltete Calvin wie ein altrömischer Censor, in Wahrheit ein protestantischer Hierarch.

Einige Male schwankte doch seine Macht, als in den Räthen seine Partei nicht in der Majorität war, einmal auch durch einen Volksauflauf gegen ihn. Einst ward er mit Anklage bedroht, weil ein Brief von ihm aufgefangen war, darin die Stelle von den Räthen: sie wollten unter dem Vorwande Christi ohne Christus regieren. Aber immer wieder ist er mit höchster Geistesgegenwart und Kühnheit der Gefahr entgegengetreten.

Im letzten Capitel seiner Institutio handelt er über die bürgerliche Verfassung. Er ist gegen die reine Demokratie wie gegen die Monarchie, weil beide sich selten in den Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit zu halten vermöchten. Er ist für die republikanische Regierung, wo das Volk durch einen Ausschuß seiner würdigsten Bürger repräsentirt und regiert werde. Seine Macht war vornehmlich gegründet auf die aus Frankreich flüchtigen Evangelischen. Solche Leute, die Alles um der Religion willen verlassen hatten, standen ganz in seinem religiösen Interesse. Er hat einst durchgesetzt, daß 300 von ihnen zugleich das Bürgerrecht erhielten. Sie schelten heißt ihm Lästerung wider Gott. Dadurch ist die Bevölkerung von Genf um die Hälfte vermehrt worden. Er selbst hat lange als Fremder in der Stadt gewohnt, erst in den letzten Jahren seines Lebens erhielt er, oder hat er angenommen, das Bürgerrecht. Er war arm und wollte es sein. Seine jährliche Einnahme waren 50 Thaler und 12 Strich Getreide, Nießbrauch eines kleinen Hauses und 2 Tonnen Wein. Einst in Krankheit hat er sich 20 Thaler vom kleinen Rath geliehen. Als er sie zurückzahlen will, will die Behörde sie nicht annehmen. Er erklärt sogleich:

der Rath habe nichts zu verschenken, er werde nicht eher die Kanzel besteigen, als bis es zurückgenommen sei. Ein Anabaptist bei einer Disputation auf dem Rathhaus nannte ihn einen Geizhals, da brach ein allgemeines Gelächter der Zuhörer aus.

In ihm waren unerwartete Gegensätze verbunden: die paulinische Rechtfertigungs- und Gnadenlehre, neben mosaischer Gesetzeszucht. Der sein Leben gering achtet gegen die Freiheit von Menschensatzungen leugnet die Freiheit in ihrer höchsten Beziehung, die Freiheit des sittlichen Willens. Ein Liebhaber der politischen Freiheit hat er doch fast alle individuelle Freiheit aufgehoben zu Gunsten jener strengen Sitte, wie sie einer Republik ziemt, die Jahrhunderte hindurch bestehen will. Man muß ihn betrachten wie einen jener Staatengründer und Gesetzgeber des Alterthums, ein antiker alttestamentlicher Charakter, und doch auch ein Felsen, auf dem sich eine Kirche erbauen kann, und an dem alles Widerstrebende zerschellt. Er hat das Wesen der Reformation in drei Stücke gefaßt: Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche, Verbeßrung der Sitten, wahre Volksbildung. Er hat alle Anstalten der Volksschule und zugleich des gelehrten Unterrichts in Genf gegründet. Wie diese Stadt eine Freistätte wurde für die Flüchtigen aus allen romanischen Ländern, so sind von hier aus die entschloßnen Prediger ausgegangen, welche die Reformation und Calvins Lehre nach Frankreich, den Niederlanden, Schottland und England trugen. Er schreibt nach Paris: „Schickt uns Holz, wir wollen euch die Pfeile draus schnitzen!" So ist ihm Genf der feste Punkt gewesen, aber seine Absichten und seine Wirksamkeit gingen weit über die Schweizergrenzen hinaus.

Zwinglis Einfluß war innerhalb der Eidgenossen begrenzt, seine Richtung zunächst unterdrückt worden. Calvin überzeugte Bullinger, daß die Sacramente nicht ein leeres Zeichen sein könnten: der Consensus Tigurinus war ein Vertrag zwischen Beiden, der Calvins Abendmahlslehre enthält, doch in Ausdrücken, die dem rein geistigen Genuß am nächsten kommen: Christus im Himmel, aber seine göttliche Kraft steige im Abendmahl zu uns herab. In dieser Lehre stand Calvin doch seiner Zeit näher als Zwingli. Sie enthielt einen vollen Gegensatz gegen die katholische Messe und doch alle Schauer des Wunderbaren und Geheimnißvollen.

Als einst Flüchtige aus Frankreich kamen, fand Calvin unter ihnen einen Jugendfreund, Theodore de Bèze, latinisirt Beza aus dem französischen Adel, weltlich gesinnt, talentvoll als Dichter. Seine Juvenilia enthalten viel Keckes, sinnlich Reizendes. Er war Jurist, doch

im Besitz einer reichen Pfründe, dazu heimlich vermählt, während seine Gesinnung der Reformation gehörte. In tödlicher Krankheit hat er ein Gelübde gethan, öffentlich mit seinem Glauben hervorzutreten. Er wurde Professor der griechischen Literatur in Lausanne, von wo er nach Genf übersiedelte. Er hat die Psalmen poetisch übersetzt, auch eine Geschichte der französischen Reformation geschrieben, in welcher er selbst eine noch größere Wirksamkeit entwickelt hat als in der schweizerischen. Als Calvins treuer Amtsgenosse war er doch viel geliebter als dieser, und es kam vor, daß ein kühner Mensch dem andern in's Ohr geflüstert hat: „Lieber mit Beza in der Hölle als mit Calvin im Himmel." Durch Beide ist Genf die heilige Stadt, die neue Roma der reformatorischen Kirche geworden. Die Evangelischen aus Frankreich wallfahrteten dorthin, und wenn sie aus den Päſſen des Jura heraustraten, wo der Genfer See sich vor ihnen ausbreitete, an dessen Ende sich die Stadt terrassenförmig erhebt, da fielen sie wohl auf ihre Kniee, Gott zu danken.

Calvin hat die um sein Sterbebett versammelten Geistlichen und Räthe ermahnt festzuhalten an Lehre und Verfassung des Genfer Gottesstaates. Sein letzter Befehl war, ihm keinen Grabstein zu setzen. Zum dritten Säculartage seines Abscheidens hat man nicht gewagt, ihm eine Statue zu errichten, nur ein Gebäude zu großen religiösen Versammlungen.

Noch 40 Jahre länger als Calvin hat Beza eine weitreichende gelehrte und kirchliche Wirksamkeit geübt. Dem jüngren Geschlecht ein Patriarch der Reformation, war ihm noch vergönnt, nach der Nacht des verrätherischen Überfalls zur Ausrottung der Ketzerstadt [Journée des escalades 12. December 1602] im dankbaren Jubel des Volks den Segen zu sprechen über die gerettete Stadt Gottes.

Zweites Capitel. Feststellung protestantischer Orthodoxie.

Die Reformation ist nie beschlossen worden, kann wohl auch nie beschlossen werden, wiefern sie ist der Protestantismus in seiner freien Entwicklung. Aber die mächtige Bewegung in deutschen Landen ist nach der Mitte des Jahrhunderts zum Stillstand gekommen. Die kühne Jugend der Reformation in ihrem Stammland ist vorüber, die mächtigen Fluthen versiegt. Die Reformatoren waren abgestorben bis auf Melanchthon, der in dogmatischen Streitigkeiten verkümmerte. Es kommt die Zeit der Nachgebornen, der Epigonen. Noch ist das religiöse

Interesse vorherrschend, aber es gilt einen Kampf um die Feststellung von Dogmen. Was aus dem religiösen Gemüth und aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen war, will sich feststellen im Begriff. Man sucht ein scharfes Richtmaß Dessen, was nach der theologischen Meinung zum rechten Glauben gehört. So entsteht eine neue Orthodoxie, fast gleichzeitig in beiden protestantischen Kirchen, nur so, daß hier Luther, dort Calvin mit ihrer individuellen Meinung maßgebend wurden, Beide nun schon als Todte.

Man kann nicht mehr mit der freudigen Theilnahme dieser Geschichte folgen, wie vorher, vielmehr man wird abgestoßen durch den allgemeinen Inhalt; aber genau besehn sind es doch interessante Verwicklungen, in ihren Schranken kräftige Charaktere, und höchst lehrreich ist diese Geschichte für ähnliche Tendenzen unserer Zeit.

Nächst den letzten Theilen des Werkes von Planck über die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs gehören hierher die dogmengeschichtlichen Werke von Gaß, Dorner, Frank, jedes mit eigenthümlich wissenschaftlicher Bedeutung. Heppe in Marburg hat eine ausführliche Geschichte der Zeit geschrieben, um die ursprüngliche Herrschaft der Richtung Melanchthons zu erweisen. Er hat die Quellen gründlich studirt, doch einseitig für diesen Zweck geschrieben, formlos und ohne Noth dickleibig.

I. Lutherthum.

§ 208. Antinomistischer und Osiandrischer Streit.

Der antinomistische Streit betrifft die Predigt des Gesetzes, des nomos in der Christenheit, weniger den Jahren als dem Charakter nach gehört er in die Zeit der Epigonen.

Agricola von Eisleben, seit 1536 Docent in Wittenberg, der später als kurbrandenburgischer Hofprediger bei der Abfassung des Augsburger Interims half, hatte 1527 gegen Melanchthon, 1537 gegen Luther die Predigt des Gesetzes innerhalb der Christenheit verworfen, damit das Evangelium, das zugleich tödte und lebendig mache, allein gepredigt werde. Planck ist der Meinung, Agricola, bei Besetzung einer Professur vom Senat hintangesetzt, habe den Streit aufgegriffen, um sich dadurch wichtig zu machen. Allerdings Luther erzählt nach Mathesius, er sei auf Bitte der Freunde zu ihm gegangen, sich mit ihm zu versöhnen; er habe ihn nicht zu Hause getroffen, darüber freute er sich, „denn das Männlein hätte sich dessen zeitlebens gerühmt“. Er nennt ihn Grikel

Grakel, nach seiner übeln Sitte, aus dem Eigennamen des Gegners einen Ekelnamen zu machen. Aber Agricola war keine geringe Individualität, er erscheint als ein volksthümlicher Mann in seiner Sammlung und Auslegung deutscher Sprüchwörter. Seine dogmatische Behauptung war: 1) Alles Alttestamentliche, insbesondere das Mosaische, hat kein Recht in der christlichen Lehre. So verwirft er die zehn Gebote im Katechismus als nur für Juden geeignet. Und man könnte ja wohl ein Bedenken tragen, was diese harten Verbote für Kinder bedeuten sollen, dies „du sollst nicht ehebrechen", „du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib". 2) Aus Liebe, nicht aus Furcht vor dem Gesetz soll der Christ das Gute thun. Seine Lehre war nur eine Steigerung des gemeinsamen antikatholischen, paulinischen Standpunktes, der Gegensatz wider alles bloß Gesetzliche. Agricola hat dies gesteigert wie einst Marcion: das Gesetz gehe die Wiedergebornen nichts an, sei nicht werth Gottes Wort genannt zu werden. Alle, die an Moses halten, müssen zum Teufel fahren, das Gesetz mit seinen Werken gehört nicht in das Reich Christi, sondern der Welt, wie Moses und des Papstes Obrigkeit, die beste Kenntniß sei, gar nichts davon zu wissen.

Gegen solche Übertreibung hat noch Luther selbst die Einheit der göttlichen Offenbarung vertheidigt nicht ohne Unklarheit über die Stellung zum alten Testament; dazu die Ewigkeit des Sittengesetzes, welches Agricola gelegentlich mit dem mosaischen Gesetz vermischt, obwohl seine Lehre keineswegs unmoralisch war, denn aus freier Liebe will er das Gute thun. Endlich leugnete Luther auch die Heilskraft, behauptete aber die Beßrungskraft des Gesetzes. Was Agricola bestritt, hat sich in der Gewohnheit der lutherischen orthodoxen Prediger geltend gemacht: im ersten Theil lassen sie den Donner des Gesetzes hören, im zweiten das süße Evangelium der Versöhnung.

Auch Osiander, der bibelfeste Reformator von Nürnberg, stand auf dem gemeinsamen Standpunkt der Reformatoren. Er theilt ihr tiefes Gefühl der Sündhaftigkeit, das sich darstellt in der augustinischen Erbsündenlehre mit Ausschließung jedes eignen Verdienstes vor Gott. Hiernach war nun die gemeinsame lutherische Lehre: die Rechtfertigung als nur ein göttlicher Gerichtsact, durch welchen das Verdienst Christi den Gläubigen zugerechnet werde, von der nachfolgenden Heiligung der sittlichen Umwandlung genau zu unterscheiden. Unsre Sünde wird nur bedeckt durch Christi Verdienst, auch ist Christus, der Gottessohn, nur um unsrer Sünden willen Mensch geworden, sie zu tilgen. Dagegen machte Osiander geltend: dies sei nur ein Rechenexempel und ein falsches, denn es setze eine Unwahrheit in Gott, der einen sündigen

Menschen als nichtsündig annehme. An die Stelle setzt er die wesentliche Einigung mit dem Sohne Gottes, so daß die Heiligung mit der Rechtfertigung zusammenfällt. Und er fügt dazu ein Zweites, was Anstoß gab: der Sohn Gottes würde auch ohne ein sündiges Geschlecht Mensch geworden sein als Vollendung der Menschheit im Gottmenschen. Man konnte dies als nur verschiedne Betrachtungsweisen ansehen, denn auch die Lutherischen waren einverstanden, daß der Rechtfertigung die Heiligung unmittelbar folgen müsse. Auch konnte Osiander sich auf verwandte Aussprüche Luthers im Sinn der alten Mystik berufen, und Luther hatte, auch mit seiner krankhaften Reizbarkeit bekannt, jeden Streit gegen ihn niedergedrückt. Aber es war nicht im Sinn der Zeit auf den Standpunkt des Gegners einzugehn. Man betrachtete Osianders Lehre als Rückfall in's Katholische: die Rechtfertigung werde ganz ungewiß, wenn sie bedingt scheine durch die Würdigkeit des Menschen.

Als Osiander, durch das Interim aus Nürnberg vertrieben und durch seinen Freund, den Herzog Albrecht dem preußischen Kirchenwesen vorgesetzt, seine Lehre geltend machte im schärfsten Gegensatz wider die doch eben durch Luther eingeführte Lehrweise von der Rechtfertigung, erhob sich dagegen fast die gesammte lutherische Theologie. Die von Osiander und dem Hofprediger Funck ausgehenden Landesverweisungen Andersdenkender waren bedingt durch Eingriffe in die Staatsverwaltung des jungen Herzogthums, daher sich politischer und theologischer Haß gegen Beide verband, der Ausdruck und Macht erhielt in den Landständen, die sich auf die polnische Regierung stützten. Osiander hat wohl kein Mittel gescheut, seine Überzeugung durchzusetzen. Kurz vor seinem Ableben sagte er: er habe drei A's für sich, die ihn und seine Sache schützen würden, Gott den Allmächtigen, den Herzog Albrecht und den Scharfrichter Adam in Königsberg. Seine Gegner erzählten, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht. Sie ertrotzten durch eine polnische Commission die Preisgebung Funcks. Es heißt im Todesurtheil über ihn, er habe sich vor etlichen Jahren dem Hauptketzer Osiander anhängig gemacht und seine ketzerischen Lehren mit Gewalt helfen treiben. Diese Hinrichtung [1566] war zugleich eine Rache an dem alten, schwach gewordenen Herzog. Das damalige Königsberg in Preußen zeigt ein düstres Bild religiösen Eifers und politischer Unordnung.

§ 209. Lutheraner und Philippisten. Allgemeines.

Ein langer schwerer Kampf zunächst im Stammlande der deutschen Reformation hat seine ersten Keime im Mißverhältniß der beiden hoch-

gesinnten Freunde, Luther und Melanchthon. Durch den Streit über den Abendmahlsbegriff waren die beiden Gestaltungen der Reformation einander feindselig gegenübergetreten. Hierin lag und hieraus folgte, daß man die Reformation und den Protestantismus nicht anerkannte als einen bestimmten religiösen Geist, sondern ansah für ein scharf bestimmtes dogmatisches System; den alleinseligmachenden Glauben nicht als Hingabe des Herzens an den Erlöser, sondern als das Fürwahrhalten der von der Kirche festgestellten Dogmen, also in katholischem Sinne: das Dogmatische trat an die Stelle des Reformatorischen. Planck hat den Grund des Zwiespalts in persönlichem Anlaß gesucht: im Neid Luthers oder vielmehr seiner Hausfreunde über Melanchthons großes Ansehn in Wittenberg. Doch waren es verschiedne Richtungen. Im Gegensatz der herrschenden dogmatischen Richtung, die Luther in seinen letzten Jahren selbst repräsentirte, war Melanchthon gleichgültiger gegen den Lehrbegriff, das Praktische, die Frömmigkeit selbst war ihm Hauptsache. Wir wissen, Luthers Grundlage war eine scholastisch-mönchische Bildung, Melanchthons eine humanistisch-biblische. Hierdurch war er mild gegen das Papstthum, er hielt fest an der Möglichkeit einer Aussöhnung mit demselben, mild auch gegen die reformatorische Kirche in der Gestalt, die ihr Calvin gegeben hatte. Er hielt an diesem hoch seine klassische Bildung, seine klare Besonnenheit. Auf dem theologischen Convent des deutschen Reichs, wo Calvin als Abgeordneter von Straßburg zugegen war, sind sie Beide persönlich befreundet worden. In einer Schrift gegen Heßhusius nach Melanchthons Tode ruft Calvin dessen Andenken also an: „O Philipp Melanchthon, an dich wende ich mich, der du bei Gott mit Christus lebst und uns dort erwartest zur seligen Ruhe! Wie oft hast du gesagt, wenn du von Arbeit ermüdet und niedergedrückt von Beschwerden, dein Haupt traulich an meine Brust legtest: „O daß ich an dieser Brust stürbe!“ Ich aber habe nachmals oft gewünscht, daß uns geglückt hätte zusammen zu leben. Gewiß wärest du tapferer gewesen im Kampfe und hättest neidische, nichtige Beschuldigungen kräftiger zurückgewiesen. So wäre auch die Bosheit Vieler in Schranken gehalten worden, denen aus deiner Milde, die sie Schwachheit nannten, die Keckheit gewachsen ist.“ In Bremen erschien im Jahre 1600 eine Schrift vom Sacramentsstreit, die diese Erzählung enthält: „Mondtags nach Quasimodogeniti 1545 ist D. Luther nach gehaltener Lection, die er damals noch über Genesin that, für des Buchführers Moritz Goltschen Buchladen gangen, hat den Buchführer, weil der von der Fastenmeß erst hinkommen, willkommen geheißen, und ferner angesprochen: Was sagen

sie gutes Neues zu Frankfurt? wollen sie den Exketzer Luther schier verbrennen? Darauf Goltsch: „Davon höre ich nichts, ehrwürdiger Herr, aber ein Büchlein habe ich hereingebracht, welches Johann Calvinus vom Abendmahl des Herrn französisch geschrieben, itzo aber aufs Neue lateinisch ausgangen ist. In solchem Büchlein soll derselbe Calvin anzeigen, worin Ew. Ehrwürden, worin auch Zwinglius und Öcolampadius zu weit gangen sein.“ Da hat Luther alsobald geantwortet: „Lieber, gebt mir das Büchlein her.“ Darauf ihm der Buchführer ein in Riemen gefaßt Exemplar gegeben, welches D. Luther in die Hände genommen, sich niedergesetzt und die ersten drei Blätter nach dem Titel gelesen, nochmals die letzten fünftehalb am Ende mit sonderlichem Fleiß durchlesen, und endlich gesagt: „Moritz, es ist gewiß ein gelehrter und frommer Mann, dem hätte ich anfänglich wohl dürfen die ganze Sache von diesem Streit heimstellen. Ich bekenne, wenn das Gegentheil dergleichen gethan hätte, wären wir balde vertragen worden, denn so Öcolampadius und Zwinglius sich zum ersten also erklärt hätten, wären wir nimmer in so weitläufige Disputation gerathen.“ In dieser Erzählung kann ich nichts an sich Unwahrscheinliches finden nach dem ersten Eindruck, den das Buch auf Luther machen mochte, und nach der schon günstigen Meinung über Calvin. Nur ist die Erzählung unsicher durch ihre späte Überlieferung und durch den Träger derselben, Petzel einen philippistisch gesinnten Professor. Keinenfalls hat in Luther eine nachhaltige Milderung stattgefunden. „Ich rechne sie alle in einen Kuchen“, sagte er noch kurz vor seinem Tode, und das weist sehr bestimmt auf Calvin. Daß dieser der Verstimmung Luthers kundig war, zeigt seine spätre Rede: „Ich will Luther hochhalten wie einen großen Diener Gottes, wenn er mich auch einen Teufel nenne.“ Eine Erzählung ähnlichen Sinnes wurde 19 Jahre nach Luthers, 5 Jahre nach Melanchthons Tode verbreitet, des Inhaltes: Bei der Abreise Luthers nach Eisleben, als Melanchthon kam, von ihm Abschied zu nehmen, habe Luther ohne Veranlassung gesagt: „Lieber Philippe, ich bekenne, daß in der Lehre vom Sacrament zu viel gethan ist.“ Melanchthon: „Lieber Herr Doctor, so wollen wir, damit für's Beste der Kirche gesorgt werde, eine milde Schrift herausgeben und darin unsre Meinung deutlich darlegen.“ Luther: „Mein Philipp, auch ich habe daran sehr ernstlich gedacht, aber also mache ich die ganze Sache verdächtig. Will das dem lieben Gott befohlen haben, thut Ihr auch was nach meinem Tode!“

Gegen die Wahrheit dieser Erzählung entscheidet nicht, was Diejenigen darin sehen, welche sie für unmöglich halten, nämlich einen

Abfall zu Zwingli. Wenn Luther so gesprochen hat, wäre es doch bloß Rückkehr auf einen Standpunkt, den er unleugbar einst eingenommen zur Zeit seines Briefs an die Schweizer von 1537. Die Rede klingt nicht allzu lutherisch, doch unmöglich ist sie nicht und durch die Wendung, die Calvin der Lehre Zwinglis gegeben hatte, wohl denkbar. Aber sie ist unbeglaubigt. Sie findet sich zuerst in der Schrift des Heidelberger Professors Ursinus, der auf Seiten der Schweizer stand. Melanchthon hätte das höchste Interesse gehabt, wenn Luther ihm eine solche Vollmacht ertheilt hätte, sich darauf zu berufen; er hat es nie, wenigstens nie öffentlich gethan. Es wurde auch von Seiten der Lutheraner jener Erzählung sofort widersprochen. Sie führten unter Anderm an, wie Luther in einer seiner letzten Predigten gesprochen habe: „Wenn du einen Sacramentsschwärmer hörst, der daher lästert: im Sacrament ist nur Brot und Wein! Item: sollte Christus auf dein Wort vom Himmel herabsteigen in dein Maul und Bauch! Ei hat der Teufel so eine gelehrte Braut! Aber was sagst du mir hierzu: das ist mein lieber Sohn, den hört! und der sagt: das ist mein Leib." Solche Rede auf der Kanzel liegt weit ab von mildem Zugeständniß für Melanchthon. Nach jener Heidelberger Erzählung kommt es vor in mancherlei Gestalt, in weiterer Fortbildung: er wolle nicht öffentlich schreiben, weil dadurch Spaltung unter den Seinen entstehen würde, aber in seinem Testament wolle er seine Meinung klar darlegen. Die Keime, aus denen jene Erzählung entstanden ist, lassen sich noch nachweisen. Bullinger erzählt in seiner Schweizer Geschichte: „Luther sprach in seinem letzten End: Lieber Herr Gott verzeih mir, daß ich mit den Schwärmern zu viel gethan." Unmittelbar vor der Heidelberger Erzählung schrieb der Kurfürst von der Pfalz an Johann Friedrich, den Sohn des Kurfürsten: „Daß Luther an seinem End einen Widerruf des Alters halber gethan, haben Ew. Liebden in meinem Schreiben freilich nicht funden, ob ich wohl geschrieben und mir auch keinen Zweifel mache, er sei in seinem Gewissen überzeugt gewesen, daß er der Sachen im Sacramentshandel zu viel gethan und darum so fleißig um Verzeihung seiner Sünden zu Gott gerufen." Das ist also bloß Voraussetzung des Kurfürsten von der Pfalz, und jene Erzählung mag sich daraus gebildet haben, um Luthers Ansehn für eine Parteistellung zu gewinnen, die damals Gegenstand der heftigsten Kämpfe innerhalb der protestantischen Kirche war. Ein gelehrter preußischer Pfarrer, Diestelmann hat Alles aufgeboten, um die historische Wahrheit jener Erzählung zu retten. Er hat allerdings nachgewiesen, daß sie schon von Hardenberg ausgegangen ist, einem Schüler Melanchthons, Reformator von Bremen im

Sinn der reformatorischen Kirche, einem als wahrhaft bekannten Manne. Der hat gesagt, er habe es von Melanchthon gehört. Hier findet also doch eine persönliche Sicherung statt. Allein immer ist möglich, daß er nur Ähnliches gehört hat aus Melanchthons Munde und unwillkürlich in seinem Sinn es umgedeutet zu dieser milderen Äußerung Luthers; also ist's doch nur eine Legende. Luther hatte in seinen letzten Jahren an seine Stubenthür geschrieben: Nostri professores examinandi sunt de sacra coena.

Melanchthon war in den Verdacht gekommen, er warte nur auf Luthers Tod, um sich offen für die schweizerische Lehre zu erklären. Luther, immer wieder von Amsdorf aufgeregt, hat einmal das Wort hingeworfen: wer hier anders gesinnt sei als er, werde in Wittenberg keine bleibende Stätte haben, und der Kurfürst hat einmal von der Entlassung Melanchthons gesprochen, sollte auch die Universität darüber zu Grunde gehn. Melanchthon schreibt an seinen Freund Camerarius: „Bald wirst du hören, daß ich von hier vertrieben sei, wie Aristides aus Athen. Ich bin ein stiller Vogel und es wird mir nicht schwer ankommen, aus diesem Arbeitshause zu gehn.“ Bugenhagen schloß damals eine Predigt mit der Ansprache: „Lieben Freunde, es ist große Noth vorhanden, bittet Gott den Allmächtigen für etliche große, hochgelahrte Männer, an welchen der Kirche viel gelegen ist, sie sind in Irrthum gefallen.“ Melanchthon, auf den Alles hinsah, verließ sogleich die Kirche und wollte Wittenberg verlassen; Luther, in dem die alte Freundschaft doch immer wieder siegte, beschwichtigte ihn.

Calvin selbst hatte in seiner Straßburger Zeit die Augsburgische Confession unterzeichnet, aber mit der Bemerkung: »sicut autor ipse eam interpretatus est«, wie der Verfasser selbst sie ausgedeutet hat. Er meint damit offenbar die Textveränderung, welche Melanchthon in den Ausgaben schon seit 1531 vorgenommen, und welche in der lateinischen Ausgabe von 1540 nur ihren bestimmtesten Ausdruck gefunden hat. Die Änderungen sind meist unverfänglich, weitere Ausführungen, entschiednere Widerlegungen des katholischen Gegensatzes. Anstoß hat man nur genommen an der Änderung im 10. Artikel vom Abendmahl. Dieser heißt im ursprünglichen Text von 1530: De coena Domini docent, quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in Coena Domini et improbant secus docentes. Dagegen die »variata« von 1540 liest: quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena Domini. Hier ist auffällig zunächst die Weglassung der Negative: et improbant secus docentes, offenbar

gemeint gegen die Schweizer, als sei nichts mehr zu verdammen. Ferner die Annäherung im affirmativen Ausdruck an die Wittenberger Concordie: das mehr materielle vere adsint ist vertauscht mit dem deutsameren vere exhibeantur, sie werden wahrhaft dargeboten, welchen Ausdruck auch Calvin hat. Melanchthon hat mit diesen und ähnlichen Änderungen das freie Recht des Autors an der eignen Schrift verwechselt mit der Unverletzlichkeit einer öffentlichen Urkunde, eines kirchlichen Glaubensbekenntnisses. Aber ganz unbedenklich, auch officiell, wurden die verbesserten Ausgaben gebraucht, höchstens unterschieden als authentische Interpretation. Als zu Naumburg 1561 eine neue Generation von protestantischen Fürsten sich gegen die Vorwürfe innerer Zerspaltung zur Besiegelung der alten Confession vereinigte, forderte der Ernestinische Herzog, der Sohn des Kurfürsten Johann Friedrich, bedenklich gemacht durch die Jenaer Theologen, die Unterzeichnung der ursprünglichen Confession. Die meisten Fürsten waren ganz unbekannt mit der Verschiedenheit. Mühsam wurde ein Exemplar des ursprünglichen Textes herbeigeschafft. Als die Mehrzahl gleichgültig gegen den Unterschied blieb, reiste der Herzog noch in der Nacht ab, seine Abgeordneten gewannen allmählich sämmtliche Reichsstände, ausgenommen den Kurfürsten von der Pfalz, für die ausschließliche Anerkennung des ursprünglichen Textes. Fortab ward die Confessio variata als fremd, ja als ketzerisch in der protestantisch lutherischen Kirche betrachtet, um so höher gehalten aber in der reformirten Kirche. Jenen zehnten Artikel der Variata nennt Heßhusius einen weiten Mantel, hinter den sich Gott und der Teufel verstecken könne. Seitdem endet nicht, wie Heppe meinte, die Melanchthonische Theologie in der deutschen Kirche, nur die Unbefangenheit, mit welcher seine Richtung neben der lutherischen in einem großen Theil der protestantisch-deutschen Kirche bestand.

Ich muß noch des Briefs gedenken, der so viele Vorwürfe auf Melanchthon gehäuft hat, an Christoph von Carlowitz, den Minister des Kurfürsten Moritz, über die Beschlüsse des Concils von Trient und das Interim [1548]: „Wenn der Fürst etwas beschließt, auch wenn ich's nicht billige, so werde ich doch nichts Aufrührerisches dagegen thun, sondern entweder ich werde schweigen oder nachgeben oder, was auch geschehe, ruhig tragen. Ich habe früher in fast schimpflicher Knechtschaft gestanden, da Luther öfter mehr seiner Natur, in der eine nicht geringe Zanksucht vorhanden war, als seiner persönlichen Würde oder dem gemeinsamen Nutzen gedient hat.“ Als Karl V Einsicht dieses Briefes erhielt, sprach er: „Den habt ihr, sehet zu, daß ihr ihn

haltet.“ Es liegt etwas Tragisches darin: ihrer Zwei, wie selten Einer in einem Jahrhundert geboren wird, hatten nach Gottes Rathschluß sich gefunden, zum großen Werke vereint, auch in aller Traulichkeit collegialischen Lebens standen sie zusammen, und der Eine denkt daran, den Andern von seiner Seite zu stoßen, der Andre fühlt das Verhältniß als schmachvolle Knechtschaft. Doch hat Melanchthon das nicht immer so angesehn. Wie Luther in seinem letzten Brief aus Eisleben Melanchthons in alter Herzlichkeit gedenkt, so auch Melanchthon Luthers als des treuen Lehrers, der ihn zum Evangelium geführt. Aber Luthers zelotische Anhänger waren ohne diese Idealität und Pietät. So imponirend war ihnen Luther, den sie in vollem Ernst den dritten Elias nannten, daß auch seine Schwächen ihnen als Tugenden erschienen; sein Ungestüm, seine Härte, seine Einseitigkeit war ihm am leichtesten nachzuahmen. Calvin nannte sie Luthers Affen, und Luther hat einst selbst ärgerlich ausgerufen: stercora mea adorabunt.

In dem Gegensatz des buchstäblichen Lutherischen gegen Melanchthon lag doch auch die Sorge, daß durch seine Nachgiebigkeit die Reinheit lutherischer Lehre gefährdet würde. In jenem Briefe an Carlowitz hat er geäußert, daß er an Luthers Meinungen Manches verdrängt und gemildert habe, daß er dieser lutherischen Gestalt der Kirche nur bedingt anhänge als his regionibus convenientior status. Dagegen jene unbedingte Gläubigkeit an Luthers Überlieferung, die keinen Zweifel, keine Möglichkeit des Irrthums kennt, doch auch in tüchtiger Persönlichkeit sehr respectabel sich darstellt.

So Brenz, der schwäbische Geistliche: nachdem er sich als Jüngling für Luther entschieden hat, wirkt er unverrückt in dessen Sinn, in 50jähriger Amtsführung, zuletzt als Propst von Stuttgart. In seinem Testament dankt er Gott, daß der ihn leben ließ in einer Zeit, als das Licht des heiligen Evangeliums wieder geoffenbart wurde durch D. M. Luther, seinen freundlichen lieben Lehrherrn. Zu dessen Lehre bekennt er sich, ermahnt seine Kinder und Kindeskinder, darauf zu leben und zu sterben. Er verwirft aus Grund seines Herzens die verdammte Lehre der Zwinglianer. Zuletzt hat er sich ein Plätzchen ausgesucht zum Grabe nahe bei der Kanzel, auf daß, wenn später Jemand eine andre Lehre predige, als er gepredigt, er sein Haupt erheben und ihm zurufen könne: „Du lügst!“

Die Stimmung gegen Melanchthon wurde noch erbitterter, als der sich der Universität des Ernestinischen Stammes entzog. Als Wittenberg dem Ernestinischen Hause verloren ging, wollte der gefangne Kurfürst aus den Trümmern seiner fürstlichen Macht das Kleinod seines

Hauses retten, die Universität. Schon zweimal bei pestartiger Krankheit in Wittenberg war die Universität von dort her in unser gesundes Thal mit seiner scharfen Bergluft verlegt worden; 1527 und 1544. Es stand bei Melanchthon: wo er war, da war auch Wittenberg. Die Universität war im Kriegssturm damals aufgelöst, da der Kurfürst Moritz die eine sächsische Universität in Leipzig hatte, war es zweifelhaft, ob er Wittenberg wiederherstellen würde. Melanchthon war bereits in Weimar, um mit den Söhnen des Kurfürsten zu unterhandeln über das neue Wittenberg an der Saale. Da erhielt er einen Brief: Moritz wolle Wittenberg wieder herstellen. Er eilt nach Wittenberg zurück, sei es daß sein Herz an den dortigen Erinnerungen hing, sei es, daß er nicht wagte, seine gelehrte Muße an das gefallne Fürstenhaus zu binden. Für das Letztere spricht ein Brief vom 18. October 1547 an den ersten hiesigen Professor Stigel: „Ich wundere mich, daß jene [die Ernestiner] in so trüber Zeit an die Gründung einer neuen Akademie denken, wo doch die Kriegsstürme noch nicht beschwichtigt sind. Ich glaube, daß dem thüringischen Hof daraus Schwierigkeiten erwachsen können, und fürchte, daß die Gründung der neuen Hochschule die Lage des gefangnen Fürsten verschlechtern werde.“ Das waren nicht heroische Ausreden.

Die Stiftung in Jena war gleich gedacht als Universität, als das neue Wittenberg. Aber in so schwerer Zeit machte man den Anfang mit dem, was als das Höchste galt, mit den theologischen und humanistischen Studien. Man begann mit zwei Professoren. Im Vorfrühling kam Stigel, ein humanistischer Poet mit einigen Studenten von Wittenberg, Victorin Strigel, Melanchthons Schüler, mit 20 Studenten von Erfurt. Am 19. März 1548 geschah die feierliche Einweihung in Gegenwart der drei Söhne des Kurfürsten. Strigel hielt in der Collegienkirche eine Rede von den Ursachen, warum in diesen traurigen Zeiten und Aussichten, wo die Wiederhersteller und Verfasser der Religion noch in Gefangenschaft umhergeführt werden, gleichwohl auf die Errichtung einer hohen Schule gedacht worden. So war gleich in der Gründung etwas Kühnes, Heroisches, Protestantisches. 1554 gab der befreite Kurfürst seiner Universität sein Bild mit der Umschrift: me auspice coepit docere Jena. In seiner letzten Ansprache an seine Söhne hat er sie ermahnt zum Festhalten am Evangelium, zur Eintracht unter einander und zur treuen Pflege der Universität.

Sie hat also in sehr kleinen Verhältnissen begonnen. Das Paulinum, die Gebäude des alten Collegiums, hatten Raum für Studenten und Professoren. Allmählich bildeten sich die Facultäten, aber noch

ohne Privileg des Papstes oder Kaisers wagte man nicht, Doctoren zu creiren. Nach außen galt die Hochschule nur als Paedagogium provinciale. Die Schwierigkeit, das kaiserliche Privileg zu erlangen, lag in der theologischen Facultät, man hatte früh bemerkt, daß hier eine Burg gegen die katholische Kirche errichtet sei. Endlich als Ferdinand I den Kaiserthron bestiegen hatte, hat ein einflußreicher Arzt das Privileg erlangt, Herbst 1557, und nun endlich, am 2. Februar 1558, fand die feierliche Inauguration, die promulgatio privilegiorum statt. Ominös ist zu dieser Feier auf dem Markte ein Turnier gehalten worden. Wir sehn daraus, daß der Geburtstag unsrer Universität um ein Jahrzehnt zweifelhaft sein kann. Im 17. Jahrhundert hat man als Säculartage 1648 und 1658 gefeiert, im 18. Jahrhundert nur 1758. Als im 19. Jahrhundert der Säculartag uns nahte, zogen wir 1848 entschieden vor; es ist der heroische, wahre Anfang. Allein da kam der Frühlingssturm dieses Jahrs dazwischen, und so ist nur ein häusliches Fest gefeiert worden, erst 1858 ein großes Säcularfest, und das erst am 15. August. Es war eine willkürliche Bestimmung als zum Schluß des Semesters, und weil doch Viele in der Erinnerung an ihre Jugend die alte Stadt im Sommerschmuck wiedersehn mochten, auch nur bei blauem warmem Himmel denkbar war, diese Tausende in dem Städtchen unterzubringen. Und es waren wirklich Tausende, die sich um das Standbild des Confessor-Kurfürsten versammelt haben. Johann Friedrich der Großmüthige ist so als der Neugründer, als neues Wahrzeichen der Universität begrüßt worden neben dem ritterlichen Erzengel Michael und dem ritterlichen Heiligen St. Georg, den Patronen unsrer Stadt und Stadtkirche: Johann Friedrich, der Confessor-Kurfürst als das siegreiche Zeichen des Protestantismus, nicht nach seinem vergänglichen Dogmensystem, aber nach seiner Treue und seinem Gottvertraun. Wie gebeugt, machtlos stand er einst vor Karl V! Wer aber dächte wohl daran, in seinen weiten Reichen, d e m ein Ehrendenkmal aufzurichten! während der alte Kurfürst immerdar jung mit seiner Universität fortleben wird. So ist der Unterschied dessen, der gelebt hat für eine Idee, von dem nur mächtigen Herrscher.

Indem also Melanchthon der Universität sich entzog und bei dem Sieger blieb, galt er den eifrigen Lutheranern als ein Überläufer. Luthers unbedingte Anhänger hatten sich zuerst in Magdeburg gesammelt, als dies sich noch hielt gegen den Kaiser. Dorthin war auch Amsdorf gekommen, aus seinem Bisthum verjagt, dorthin auch der Slavonier F l a c i u s aus Illyrien. Geboren 1520 kam er nach Venedig, um Mönch zu werden, aber was er von Luther hörte, zog ihn nach

Deutschland, nach Wittenberg. Dort hat er drei Jahre im Kloster in schweren Anfechtungen und Glaubensängsten gelebt bis zu dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Luther, dem er sich vertraute, tröstete ihn mit seiner eignen Erfahrung. Er hat öffentlich für ihn beten lassen und er gewann eine Vorliebe für ihn, auf den, wenn er dahin gegangen sein werde, seine Hoffnung gestellt bleibe. Als in Wittenberg das Leipziger Interim eingeführt wurde, ging Flacius davon. Er möchte lieber nicht zur Erkenntniß des Evangeliums gekommen sein, als aus Menschengefälligkeit die Mißbräuche des Antichrists dulden. So ging er nach Magdeburg, weil dort die Presse noch frei war. Er hat sich ernährt als Corrector einer Druckerei, zugleich erließ er wüthende Schriften gegen Melanchthon und das Interim, das ihm als Bund Belials mit Christus, eine Buhlschaft mit der römischen Hure gilt. Er kann Melanchthon nicht verzeihn, daß er im Interim bei der Rechtfertigung durch den Glauben das entscheidende Wort: „allein" weggelassen hat, und daß er den Papst nicht als Antichrist bezeichnet.

Melanchthon hatte die von ihm zugestandnen katholisirenden Gebräuche als Adiaphora bezeichnet, so die Kerzen beim Abendmahl, Meßgewand, Erhebung der Hostie, ja selbst die Hierarchie: „Was schadet das dem seligmachenden Glauben?" Flacius dagegen: „Wozu diese katholischen Gebräuche, in denen sich der Glaube nicht darstellt? Es ist eine Schmach, sie mitzumachen, wo sie als Verleugnung des Glaubens zu deuten sind." Er erinnert an die alten Christen, die sich lieber tödten ließen, als daß sie den Götzen ein Körnchen Weihrauch streuten. Flacius war nicht bedenklich über die Mittel seiner Polemik, er machte vertraute Briefe und Gespräche Melanchthons bekannt. Dieser klagt, Flacius habe sie aus seinem Pulte erlangt, und allerdings zur Erlangung kirchengeschichtlicher Urkunden hat sich Flacius auch sonst nicht ängstlich gezeigt. Als ein Ausgleich zwischen Beiden versucht wurde, forderte Flacius, daß Melanchthon von ihm aufgezeichnete Artikel unterschreibe, in welchen er sein Unrecht gegen die Kirche gestehe, dann wolle er ihm die öffentliche Kirchenbuße erlassen. Als Magdeburg von Moritz belagert wurde, fuhr Flacius fort in wilden Schmähschriften, obwohl die Rede ging, Moritz werde ihn und seine Genossen vor den Stadtmauern hängen lassen. Doch bei den Verhandlungen wegen Übergabe der Stadt, erklärte Moritz sogleich, er habe nichts wider diese Leute, sie könnten in seinen Landen oder wo sie wollten leben, und dies wurde auch in die Capitulation gesetzt. Nun zogen sich die lutherischen Eiferer hierher, während in Wittenberg sich um Melanchthon

treue Schüler sammelten. Von hier erging die Klage, Luthers Katheder sei mit dem Gift der Ketzerei befleckt. Die meisten Geistlichen der von Wittenberg ausgehenden Reformation schieden sich in Lutherische und Philippisten; ihr Gegensatz zugleich ein Kampf des alten und neuen Wittenberg, des Albertinischen und des Ernestinischen Hauses Sachsen. An diesen Streitigkeiten hat das Volk Theil genommen, so weit es den Gegensatz zu fassen vermochte, oft wohl unverständig genug. So erzählt Melanchthon: zwei Coburger Bauern hätten sich darum gestritten, und der Streit sei ausgegangen in eine Prügelei, weil der eine lutherisch sein wollte, der andere aber martinisch. Melanchthon hatte keine Freudigkeit zu solchen Streitigkeiten: „Ich wollte alle Finger meiner Hand darum geben, wenn ich nie über theologische Gegenstände geschrieben hätte. Grade was mein Herz am bittersten kränkt, muß ich erfahren. Armuth, Hunger und alles Übel wollt ich gern erdulden, aber was mich ganz niederschlägt, ist solcher Hader." Er hat daran gedacht, wie Hieronymus, in einer einsamen Stadt Palästinas sein Leben zu beschließen. Doch fand er auch im Hause einen Trost. Er selbst erzählt von seinem Töchterchen Anna, wie er sie eines Morgens auf den Knieen hatte und das Kind ihm die Thränen von der Wange abwischte mit ihrem Hemdchen, womit sie morgends allein bekleidet war. Seine letzten Jahre waren erfüllt mit der Sehnsucht, aus diesem sophistischen Säculum erlöst zu werden, und er hat gebetet: „Herr, rette mich aus der rabies theologorum." Doch ist er geschieden mit dem Gefühl eines erfüllten Lebens. Als Peucer, sein Schwiegersohn, ihn fragte, ob er noch etwas verlange, war seine Antwort: „Nichts als den Himmel."

In Wittenberg ist sein Andenken eine Zeit lang bewahrt worden. Als dort D. Andreä [der Tübinger] 1577 gegen ihn predigte, ist er mit etwas handgreiflicher Widerlegung zur Kirche hinausgeworfen worden, Andreä, der von ihm schreibt: Melanchthon habe sich des calvinischen Teufels verdächtig gemacht. Was seine Schriften belangt, halte man sie wie die Schriften Salomonis, der erstlich herrliche Dinge geschrieben, darnach aber zum Götzenthum ist verführt worden, so daß man nicht wisse, ob seine [Melanchthons] Seele zu unserm Herrgott oder zum Teufel gefahren. Bald wurden auch seine Schriften gering geachtet. Musculus, der Brandenburger Theologe, beantragte zu Herzberg auf einer lutherischen Synode, die Leiche jenes Ketzers auszugraben und mit den Büchern, die aus seiner verrätherischen Feder geflossen, zu verbrennen. Wenn zu solchem Äußersten die Macht fehlte, so ist doch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Melanchthon in der reformirten Kirche weit höher geachtet worden als in der lutherischen.

Die beiden Hauptstücke des dogmatischen Kampfes, der die neue Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewegte, waren ein anthropologischer und ein christologischer Streit, der erste auch genannt der synergistische Streit, wiefern es sich handelt um die sittlich religiöse Kraft des Menschen mitzuwirken zu seinem Heil.

§ 210. Der synergistische Streit.

Wer erwägt, wie nöthig uns die Mahnung zu sittlichen Thaten und guten Werken ist, dem scheint's fast ein Wahnsinn zu verkündigen, gute Werke seien unnöthig, ja schädlich zur Seligkeit. Das hat Amsdorf behauptet, der nach der Capitulation von Magdeburg kurze Zeit der Universität Jena angehörte, dann aber in Eisenach mit bischöflichen Rechten waltete. Solche Behauptung von der Schädlichkeit guter Werke läßt sich nur historisch begreifen: unnöthig, inwiefern die Seligkeit nicht durch sie erworben, verdient werde, Gott schenkt sie aus Gnaden, es besteht zu Gott kein Rechts- sondern ein Liebesverhältniß. Luther hatte gelehrt: der rechte Glaube kann nicht sein, ohne gute Werke zu erzeugen und wird daran erst erkannt. Wie ein guter Baum gute Früchte trägt, also sind gute Werke Folgen und Zeugen des Glaubens, sie sind nur relativ nothwendig und damals gegenüber der katholischen Werkgerechtigkeit konnte man sagen, sie sind unnöthig. Als daher Melanchthon im Leipziger Interim die Nothwendigkeit anerkannte, glorirten die Theologen zu Löwen: die Protestanten seien in diesem Hauptstück zu ihnen übergegangen. Amsdorf, um sie als schädlich zu bezeichnen, dachte an Werke im katholischen Sinn wie Mönchthum, Gelübde, Wallfahrten u. s. w. Doch hat er auch sittliche Werke nicht ausgeschlossen, wiefern dadurch ein Hochmuth entstehe und die Meinung eines Verdienstes erweckt werde. Major hat gegen ihn die Nothwendigkeit guter Werke behauptet, er leugne darum nicht die Rechtfertigung aus dem Glauben.

Georg Major wurde durch das Ketzergeschrei gegen ihn aus den Mansfeldischen Landen vertrieben, über deren Kirchen er die Aufsicht hatte. Er ging nach Wittenberg zurück. Von Stigel erschien damals ein Spottgedicht: Synodus avium depingens miseram faciem ecclesiae. In dieser Synode der Vögel heißt es: Als der Schwan am Ufer der Elbe sein Leben beschlossen, wurde eine Versammlung der Vögel ausgeschrieben zur Wahl eines neuen Oberhaupts. Melanchthon erscheint als Nachtigall, Amsdorf als Amsel, Flacius erst als Kuckuck, dann als Rabe, seine Stätte wegen Undanks an seinem Lehrer

Melanchthon auf dem Galgen, da möge er schreien so viel er wolle. Amsdorf, den der Landgraf einen alten Phantasten nannte, liebte Paradoxien. Im Zorn gegen einen gelehrten Gegner hat er eine Schrift verfaßt, in der es heißt: „Wie denn die Hochgelehrten die Kirche gemeinlich verwirren und betrüben und die Leute an ihrer Seligkeit verhindern, damit sie etwas Eigenes und Sonderliches anrichten. Man findet selten einen Hochgelehrten, der ein rechter Christ ist. O wie schwer werden die Hochgelehrten selig!“ Er denkt hier an die rechte evangelische Einfalt. Melanchthon antwortete darauf: „Solche Reden sind nicht nützlich der Kirche, sie sind barbarisch, angenehm der gemeinen Masse.“ Amsdorf: Wittenberg sei Melanchthons regnum litterarum, sein Buchstabenreich.

Dieser Streit zwischen Amsdorf und Major war nur das Vorspiel. Aus der augustinischen Erbsünde folgte das Ableugnen der Freiheit als einer dem natürlichen Menschen zustehenden Kraft des sittlich religiösen Lebens und die unbedingte Prädestination; dann ist es Gott allein, der einen Theil der Menschheit zum Heil, einen anderen zur ewigen Qual bestimmt. Melanchthon hat einst mit Luther diese Consequenz auf's stärkste ausgesprochen. Nichts hat damals mehr Ärgerniß gegeben. Karl V bei Publication seines Interims schreibt: es sei mehr viehische als menschliche Lehre, die Freiheit des Willens in Abrede zu stellen. Melanchthon ist noch inmitten seiner Bahn aus praktischem Interesse davon abgefallen. Indem er nun als Mittel der Rettung des Menschen das göttliche Wort, den heiligen Geist und den Willen des Menschen nennt, lehrt er semipelagianisch [Band I, S. 528] doch in orthodoxer Hülle, indem der Wille als durch göttliche Gnade befreit betrachtet werden mochte. Dieser Synergismus war eins von den Stücken, wo Melanchthon dafür hielt, Luthers paradoxe Vorstellung gemildert zu haben. Der Grund zur unbedingten Prädestination fällt weg, sobald der menschliche Wille als eine Macht neben den Gnadenwillen Gottes tritt, und Luther hat dazu geschwiegen, weil ihm sein Herz gegen sein System für die Allgemeinheit der göttlichen Gnade zeugte. Aber die Erbsünde ist dann auch nicht mehr augustinisch als Vernichtung aller religiös-sittlichen Kraft gedacht, dann vermag der Mensch aus eigner Kraft gute Werke zu thun, dann lag nah die Möglichkeit eines gewissen Verdienstes, was damals als Kennzeichen des Papismus angesehn wurde. Daher Flacius als Jenaer Professor dagegen die streng lutherische Lehre ausführte: Gott allein ist es, der die Menschen rechtfertigt durch Christum. Der natürliche Mensch ist ein truncus, ein Block, eine bellua indomita. Die Wittenberger nannten ihn dafür eine

bestia illyrica. Flacius und seine Partei, die damals den Weimarischen Hof der Söhne Johann Friedrichs beherrschten, setzten ein Bekenntniß auf, die solida confutatio gegen die Wittenberger Synergisten und Adiaphoristen. Alles Christenthum wurde auf diesen Gegensatz gestellt, die solida confutatio zum Glaubensgesetz für die Ernestinischen Lande gemacht: bei Vermeidung ernster Strafe und Ungnade soll Jedermann sie anerkennen, von den Pfarrern soll sie stückweise auf der Kanzel verlesen und darüber gepredigt werden. Ein Pfarrer Stumpf in Buttstedt bat ihm die Verlesung nachzulassen, denn er könne den Adiaphoristen nicht mit gutem Gewissen nachsagen, daß sie den ganzen hellen Haufen der päpstlichen Cärimonien wieder eingeführt und dem Teufel verfallen sein. Er wurde suspendirt und entsetzt.

Melanchthons Richtung hatte doch auch Freunde innerhalb der Ernestinischen Universität, vor allen Victorin Strigel, den ersten Professor der Theologie, einen rüstigen Mann, der in seiner letzten Krankheit gebetet hat: „Ach Herr, bescheer mir einen reuterischen Tod!" Unsre Universität hat eine stürmische Jugend erlebt in diesem Kampf der Philippisten und Lutherischen. Sie griffen einander in den Vorlesungen an, auch am Hof bildeten sich eifernde Parteien. Hier hatte die Partei des Flacius die Oberhand, sie hatte einen großen Schlag gegen die Philippisten beschlossen: weil man die Studenten auch in den Ferien fürchtete, oder die Bürger, so ist in der Nacht des Ostermontags 1559 unser Städtchen von 300 Reitern und Hakenschützen besetzt worden. Strigel und der Pfarrer Hugel wurden aus den Betten gerissen und fast unbekleidet auf einen Wagen gesetzt. So gewaltsam war das Verfahren, daß die Thür an Strigels Haus mit Äxten eingeschlagen wurde. Als seine Frau herzu lief und Räuber und Mörder rief, hielt man ihr ein Gewehr entgegen und schrie: „Schweig du Pfaffenhure!" Zuerst wurden die Gefangnen nach der Leuchtenburg gebracht, dann nach Gotha in die Veste Grimmenstein. Das Alles war gegen das kaiserliche Privileg, nach welchem alle Akademiker zunächst vor dem Rector zu hören waren. Der Kurfürst August von Sachsen, damals noch der Beschützer der Schule Melanchthons, verwandte sich für die Gefangnen, so daß sie nur Hausarrest erhielten und endlich nach Jahresfrist das Recht einer Disputation in Weimar. Acht Tage lang stritt man, als man kein Ende fand, wurde die Disputation auf Befehl abgebrochen mit der Verheißung einer künftigen Wiederaufnahme.

Unterdeß hatte das eifernde Lutherthum sein Reich in Thüringen gegründet: die theologische Facultät hatte die Aufsicht über die Kirchen des Landes, Flacius als Generalsuperintendent. Ein herzoglicher

Befehl gebot, daß alle Stipendiaten die Vorlesungen des Flacius täglich zu besuchen hätten, auch die Nichttheologen, und wenn juristische oder medicinische Collegien in dieselbe Stunde fielen, daß für diese Abänderung getroffen werden müsse. Wer verdächtig war, auch von Laien, gegen die confutatio geredet zu haben, gegen den wurde von der Kanzel geschmäht, er wurde vor das Gericht des Flacius geladen und gebannt. So der Jurist Dürfeld, weil er gesagt, auch aus Senecas Schriften könne man Theologie studiren. An der Spitze der juristischen Facultät stand Wesenbeck. Sein Vater, selbst ein angesehner Jurist in Brüssel, hatte seine zwölf Söhne nach den Aposteln genannt, der unsre hieß Matthäus. Er war durch ein Lied, das ein blinder Schuster im Gefängniß sang, auf die reformatorischen Grundsätze aufmerksam geworden und hatte die Reformation angenommen in der Form der niederländischen Kirche. Als von ihm die Unterzeichnung der confutatio gefordert wurde, wies er es ab: er möge sie weder verwerfen noch billigen, man solle ihn, als einer andren Profession angehörig, in Ruhe lassen. Er wurde deßhalb gebannt, und dies trat besonders widerlich hervor, als er zurückgewiesen wurde vom Gevatterstehn. Ein Wittenberger Student, der in Jena gefährlich erkrankt, nach dem Abendmahl verlangte, wurde bedeutet: nur wenn er die Confutation unterzeichnet habe. Wenn er aber ohne unterzeichnet zu haben, sterbe, müsse auch ein christliches Begräbniß ihm verweigert werden.

Wesenbeck beklagte sich am Hof, wo die neue Hierarchie doch mißfällig empfunden wurde. Es wurde ein fürstliches Consistorium in Weimar eingesetzt mit der Censur über alle Schriften und dem alleinigen Recht, einen Bann auszusprechen. Das nannte Flacius einen Eingriff in göttliche Rechte. Er hat damals kühne Worte geredet für die Freiheit der Kirche: die Preßfreiheit sei allgemeines Christenrecht, sie verkümmern, heiße dem heiligen Geist die Flügel beschneiden; die Fürsten wollten sich an die Stelle des Papstes setzen; Christus habe uns nicht erlöst um der Fürsten Knechte zu werden; auch der geringste Christ dürfe sich in seinem Glauben von keinem Menschen binden lassen; nur aus Gottes Kanzlei habe er Verhaltungsbefehle anzunehmen. Den damals kranken Herzog Johann Friedrich mahnte er Buße zu thun wegen verletzter Schlüsselgewalt, wenn er dem Gericht Gottes entgehn wolle, er selbst wolle ihn zwar nicht excommuniciren, doch müsse er ihm sagen, daß er mit gutem Gewissen das Abendmahl nicht empfangen könne, bis die Unterdrückung der Schlüsselgewalt aufgehoben sei. Hierdurch wandte sich vollends die Stimmung des Hofs, und nach der Willkür fürstlicher Gewalt kam der jüngere Kanzler Brück mit Häschern

nach Jena, um die Flacianer zu entsetzen und zu vertreiben. Ein Augenzeuge berichtet davon. In Gegenwart der Excommunicirten und Klagenden schnaubte der Kanzler den Flacius an: „Ihr schwarzen Schelme und Buben, ihr papistischen Bösewichter, wollt ihr die Leute bannen und vom heiligen Sacrament als Unchristen verstoßen! Daß euch die böse Martel schände! Wie habt ihr meinen gnädigen Herrn und mich hineingeführt und betrogen. Es hat der Victorinus [Strigel] im kleinsten Tropfen Blut mehr Grütze denn ihr ehrlosen, verführerischen Pfaffen im ganzen Leibe." So wurden sie ohne Urtheil und Recht entsetzt, Flacius meinte, der Teufel werde nun in Jena tanzen und frohlocken. Auch die akademische Jugend, die sich sonst der in Ungnade Gefallnen gern annimmt, hat das Haus des Flacius gestürmt, er achtete sich seines Lebens nicht sicher und begann sein Wanderleben. So der Sieg des Philippismus. Der Kurfürst August ließ damals eine Kanone gießen mit der Aufschrift: „Flacii Schwarmgeist ist des Teufels Lügengeist," eine andre: „Die Flacianer-Zeloten sind des Teufels Vorboten." Auch ein neues „kanonisches" Recht.

Sechs Jahre später ist Johann Friedrich, genannt der Mittlere, im Versuch die Kur seines Vaters wiederzugewinnen, vielleicht selbst im Streben nach der Kaiserkrone, in den sogenannten Grumbachschen Händeln untergegangen. 28 Jahre hat er in Wien im Gefängniß geseufzt und ist da gestorben. Seine Wittwe ließ eine Münze zu seinem Andenken schlagen mit der Inschrift: »Morte liber«. Jenem Kanzler Brück ist nach der Übergabe von Gotha das Herz aus dem Leibe gerissen und ihm in's Gesicht geschlagen worden. Die Lutherischen sahn diesen Ausgang als göttliches Strafgericht an. Der jüngere Bruder, Johann Wilhelm, der Stammvater des Weimarischen Hauses führte das schroffe Lutherthum wieder in seine Universität zurück, und hier beginnt der dritte Abschnitt dieses Streits.

Die Lutheraner waren wieder hergestellt, Flacius nicht mit ihnen. Auf der weimarischen Disputation hatte Strigel ihm die Behauptung entgegengesetzt: der freie Wille gehöre zur Substanz des Geistes, als solche sei er unverlierbar, daher die Erbsünde nur ein Accidens. Ob Flacius dies zu leugnen wage? Der wollte sich anfangs nicht auf philosophische Formeln einlassen. Aber um nicht einzuräumen, daß die Erbsünde nur ein Accidens sei, sonach unvermögend das Substantielle, den freien Willen aufzuheben, erklärte er sich für die Erbsünde als eine Substanz. Strigel hielt ihn dabei sofort fest: die Erbsünde ist die Substanz des gefallnen Menschen geworden. Nicht unerhört war diese Ansicht, in einem alten Hymnus heißt es: humana tota

massa, natura et ipsa substantia corrupta est. Für Flacius war es nur ein Streitsatz, in den er sich doch vertieft, nur Gefühlsausdruck, um das Elend des natürlichen Menschen und das alleinige Heil durch Christum recht stark auszusprechen. Aber man konnte daraus folgern: dann ist die menschliche Substanz durch Adams Fall untergegangen, nur die Sünde ist geblieben, die kann nicht von Gott sein, also ist der gefallne Mensch gar nicht ein Geschöpf Gottes, sondern des Teufels, dann hat der Sohn Gottes, als er Mensch wurde, die Sünde an sich genommen. Die hypochondrische Ansicht vom Menschen hatte ihren schroffsten Ausdruck erreicht, die augustinische Orthodoxie sich überboten, und eben dadurch war das Bedürfniß einer Ermäßigung eingetreten. Indem die bisherigen Mitstreiter des Flacius sich von der Übertreibung lossagten, geschah's nach der von ihm selbst geübten Sitte, das ganze Christenthum auf den beanstandeten Artikel zu setzen. Wir finden ihn seitdem umherziehend in Regensburg, Straßburg, Antwerpen mit einer Schar von Kindern im tiefsten Elend. Er lebte von Almosen, das etwa ein Magistrat oder ein Anhänger ihm zuwandte. Der Kurfürst August warnte die städtischen Behörden vor ihm. Und in der That nicht ohne Gefahr war seine Gegenwart in einer Stadt, weil leicht geschah, daß er einige Anhänger machte und so die Gefahr einer Spaltung entstand: denn die Flacianer im nunmehrigen Sinn als Ketzer waren meist vom Abendmahl ausgeschlossen. Daher Flacius bald ausgewiesen ist, bald, um einen Anhänger zu stärken, wandert er durch halb Deutschland. Hier und da hat er sich auch an's Volk gewandt. Die Knappschaften der Bergleute auf dem Harz haben einander zugerufen: „Bist du Occidenter oder Substanzioner?“ und je nach der Antwort ist es mitunter zu Handgemenge gekommen. Vergebens forderte Flacius eine öffentliche Disputation, selbst vom Kaiser. Zuweilen hat er sich zum Vergleich bereit erklärt: er wolle nur sagen, die Sünde sei etwas Wirkliches, Substantielles, kein flüchtiges Accidens. Aber bei der dogmatischen Leidenschaftlichkeit der Zeit war Niemand geneigt, sich im Eingehn auf die Ansicht des Gegners durch einen vermittelnden Begriff zu vergleichen. Ungebrochnen Geistes lag Flacius endlich in einem Winkel zu Frankfurt mit Weib und Kind in einem Spital. Nur diese Klage ging über seine Lippen: »Nemo hic me respicit praeter Deum.« Als das Elend seinen Körper zerrüttet hatte, forderte er einen Geistlichen, um ihm seine Confession wegen der Erbsünde zu thun und darauf zu sterben. Während der Prediger sich einen Tag Bedenkzeit nahm, ist Flacius gestorben.

Er hat ein schlimmes Andenken hinterlassen, selbst im Munde des

Volks. Die volksthümliche thüringische Bezeichnung „Flez“ ist jedenfalls eine Abkürzung seines Namens. Andreä schreibt von ihm: „Ich zweifle nicht, daß er bei allen Teufeln speist“ und Beza nennt ihn „den Mann von verdammtem Andenken“.

Er war doch ein außerordentlicher Mensch. Mitten in seinen Streitigkeiten gegen die Philippisten, als Hyperorthodoxer, hat er persönlich eine Disputation gehalten mit den Jesuiten und gegen Beza das lutherische Abendmahl beschirmt, und in diesen leidenschaftlichen Kämpfen hat er Ruhe gefunden zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen. Er ist bahnbrechend als protestantischer Kirchenhistoriker, auch bedeutend als Schriftforscher [S. Band I, S. 35]. Wäre er nicht der Nachgeborne eines großen Zeitalters, welch ein Mann wäre er gewesen. Ein Anhänger hat ihn in einer bloß literarischen Grabschrift genannt: Luthero proximus.

§ 211. Der Crypto-Calvinismus.

Der christologische Streit, wiefern auf verschiedne Vorstellungen vom Gottmenschen zurückgehend, setzt den Abendmahlskampf fort, nur in das Innere der lutherischen Kirche übertragen.

Melanchthon hat 1529 an den Pfarrer von Reutlingen geschrieben: „Ich bin nicht ohne großen Kampf zu der Einsicht geführt worden, daß der Leib Christi in Wahrheit bei dem Abendmahl sei.“ Doch bald nachher schreibt er aus Marburg über die Schweizer: „Ihr Anhang ist groß im ganzen deutschen Lande, aber ihnen fehlt ein einig Stück, daß sie nicht wissen, wie schwer ist vor Gott zu stehn ohne Gottes Wort. Ich möchte lieber sterben, als unsre Sache durch die Gemeinschaft mit der Zwinglischen beflecken.“ Schon 1527 hat er Öcolampadius vorgeworfen: „Ihr wollt den Leib des abwesenden Christus wie in einem Schauspiel darstellen.“ Das Unnatürliche, daß das Abendmahl zum Erisapfel geworden, hat er auch damals Zwingli gegenüber ausgesprochen: „Es schmerzt mich tief, daß, was Christus, um die Liebe fester zu kitten, eingesetzt hat, nun Anlaß zur Zwietracht gibt.“ Bald nachher ist er doch gegen das lutherische Dogma bedenklich geworden durch eine Schrift des Öcolampadius, in welcher der darthat, daß Luthers Dogma nicht die Lehre des kirchlichen Alterthums sei. Nach der Wittenberger Concordie hat er dem 10. Artikel der Augsburgischen Confession die mildere Form gegeben, und als Luther die alte Wunde des Abendmahls wieder aufriß, schrieb Melanchthon an Bullinger: „Wenn aus unsren Gegenden hier abschreckende Episteln von gewissen

Leuten geschrieben werden, so sind wir Übrigen doch zur Eintracht und Freundschaft geneigt und wollen nicht, daß unsre Kirchen noch mehr zerrissen werden."

Der Zwiespalt in seiner ganzen Herzlosigkeit zeigte sich in dem Verfahren der Lutherischen gegen Laski. Der Freiherr Joh. von Laski, Neffe des Erzbischofs von Posen, 1491 geboren, zur Prälatur bestimmt, war auf seinen Reisen mit Zwingli und Erasmus bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr wurde er sogleich Propst von Gnesen und zum Bischof von Cujavien designirt. Als seine reformatorischen Bemühungen mißglückten, gab er seine Pfründen und Hoffnungen auf, sandte die Mitra zurück, um nicht mehr ein erlauchter Pharisäer, sondern ein armer Knecht des Gekreuzigten zu sein, und folgte einem Ruf nach England unter Eduard VI als Superintendent der französischen Emigranten. 1552 erließ er seine Schrift über das Abendmahl, welche die Erhebung der Seele zu Christus in den Himmel lehrt: der allegorische Ausdruck wie etwas Wirkliches. Als die katholische Maria den Thron von England bestieg, wurde Laski vertrieben und schiffte sich mit seiner Gemeinde ein. Durch den Sturm nach Jütland verschlagen, mitten im Winter, wurden sie von der dänischen Regierung ausgewiesen, ebenso aus Hamburg, obwohl sie wie der Hamburger Pfarrer Westphal, der es betrieb, erzählt, „wehklagten und winselten". Ebenso aus Frankfurt auf Westphals Anzeige an den Rath: solche Leute seien schlimmer als Vergifter und Räuber. Er ist dann der Begründer der evangelischen Kirche in Ostfriesland geworden.

Die calvinische Anschauung vom Abendmahl verbreitete sich damals sporadisch in Deutschland mit Berufung auf Melanchthon. Gegen die calvinische Vergeistigung dachten die Lutherischen auf Befestigung und Versinnlichung. Auf der Ansbacher Synode wurde von Geistlichen darüber verhandelt, ob der Leib Christi in Magen und in die Gedärme übergehe. Die Versammlung blieb unentschieden zwischen Ja und Nein. In Berlin hatte der Sohn des Generalsuperintendenten Musculus bei der Spendung etwas Wein verschüttet, darauf die folgenden Communicanten getreten sein konnten. Der Kurfürst betrachtete das als Gotteslästerung, die nur durch Blut gesühnt werden könne, der junge Mann sollte wenigstens ein Glied seiner Hand verlieren, er ist auf Verwendung seines Vaters davon gekommen mit Entsetzung und Landesverweisung. Melanchthon sah darin Anbetung des Brotes und Weines, Artolatria. Auf einer schwäbischen Synode wurde Luthers Theorie von der Ubiquität, der Allgegenwart des Leibes Christi zum Glaubensgesetz erhoben, denn Brenz meinte: der Teufel suche durch

den Calvinismus nichts Geringres als Heidenthum, Talmudismus und Mohammedanismus mit einander in die Kirche einzuführen. Melanchthon nannte solche Äußerungen „Hechinger Latein“: das ist schwäbischer, wohl in Tübingen entstandner Ausdruck für Kirchenlatein und Unsinn. Er hat damals in einem Gutachten an den Kurfürsten von der Pfalz sich dahin ausgesprochen: man solle ohne spitzfindige Erklärung bei den Worten des Apostels: das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi stehn bleiben und desto ausführlicher den fruchtbaren Nutzen erklären. Das rechte Abendmahl sei die Gemeinschaft des ganzen Christus, daher der rechte Glaube: Christum adesse et efficacem esse, — et hoc satis est.

Wenn darin eine Annäherung an die Anschauung Calvins liegt, so mag Melanchthon Ursache gehabt haben, seiner gelehrten Ruhe wegen über den bestimmten Begriff zu schweigen. Aber so weit wir in sein Herz sehn können, stand er über dem Streit der Parteien, indem er die Begriffsbestimmung Luthers und Calvins für unbestimmbar achtete und gleichgültig für die Frömmigkeit. Aber seine hinterlaßne Schule, an deren Spitze Peucer stand, der Leibarzt und Gevatter des Kurfürsten, selbst der Zeit und ihrer dogmatischen Angst angehörig, machte von Buchstaben und Begriff die Seligkeit abhängig. Was für Melanchthon eine Neigung war, das wurde dieser Schule zur dringenden Überzeugung. Nach damaligem Stand der Dinge handelte es sich nicht um ein einzelnes Dogma, sondern es galt der ganzen kirchlichen Stellung. Die Pfalz, Hessen, Anhalt sind auf diesem Wege zur reformirten Kirche gekommen. In Niedersachsen, in Bremen, fanden stürmische Volksbewegungen über die Abendmahlslehre statt. In der fragmentarischen Ausgabe der Werke Melanchthons, die Peucer besorgte, ist Luthers Name fast überall unterdrückt. Dazu im Gegensatz zur ernestinischen Confutatio wurde ein Glaubensgesetzbuch für Kursachsen zusammengestellt aus Melanchthons Schriften: der Confessio und Apologia variata, der Repetitio Conf. August., von Melanchthon unter Moritz für Trient verfaßt, und den Loci communes.

So war der Philippismus in Wittenberg zu seinem Höhepunkt gelangt, indem er aus Groll gegen die Lutherischen sich auch von Luther lossagte und wesentlich an Calvin sich hielt, dennoch aber sich lutherisch anstellte, weil die Masse des Volks und die Landesfürsten an Luthers Andenken und Luthers Namen hingen, daher die Bezeichnung dieser Richtung als Cryptocalvinismus. Kurfürst August sagte: Wenn er nur eine Calvinische Ader am Leibe habe, möge der Teufel sie ihm herausreißen. Mitunter argwöhnisch gemacht, sagte er zu Peucer:

„Gevatter, wartet eurer Arznei und beseht das Harnglas." Denn Heßhusius in Jena und seine lutherischen Collegen deckten fortwährend die Täuschungen der Wittenberger auf.

Als Johann Wilhelm plötzlich starb, nur unmündige Kinder hinterlassend, wurde Kurfürst August als nächster Agnat Regent der Ernestinischen Lande. Er ließ sich durch die Philippisten bestimmen, Heßhusius und seine Genossen aus Jena und an siebzig Geistliche aus dem Lande zu vertreiben. Sie zogen meist nach Magdeburg als Verbannte Christi. Hierdurch wurden die Wittenberger ermuthigt zu einem offnen, entscheidenden Schlag, veranlaßt durch eine Parteischrift, welche enthusiastisch gegen Luthers Abendmahlslehre die kirchliche Organisation, Glaubensfreudigkeit und Märtyrerthum der Calvinisten in Frankreich und England verherrlicht. Die Schrift war das Werk eines gelehrten schlesischen Arztes. War die Herausgabe eine Geschäftssache des Verlegers, so bekannten sich die Wittenberger Theologen offen dazu, empfahlen sie auf dem Katheder und verschenkten sie an den Thüren der Hörsäle. Nunmehr durch Denunciationen von Theologen und Fürsten, die einen deutschen Auszug jener Schrift vorlegten, gingen dem Kurfürsten die Augen auf. Voll Zorn über die Ketzerei und über die Täuschung zugleich, ließ er gegen die Häupter der Philippisten eine Criminaluntersuchung eröffnen, die nicht ohne gerichtlichen Schluß geblieben ist. Peucer mußte in's Gefängniß, hier wird ihm das Abendmahl versagt. Als er die Bibel fordert, bringt man ihm die Concordienformel. Der Kurfürst läßt ihm sagen: man werde Mittel finden ihm den Widerruf abzuzwingen, sollte es auch mit glühenden Zangen sein. Zwölf Jahre hat er im Gefängniß gesessen. Als der 60jährige Kurfürst sich um die 13jährige Prinzessin Anna von Anhalt bewarb, erbat diese auf Eingeben ihres Vaters Peucers Freilassung. Die nun zur Herrschaft gelangten Theologen waren darüber sehr ungehalten, auf einem Spottbilde war das kurfürstliche, ungleiche Ehepaar als Adam und Eva dargestellt, wie sie ihm den Apfel reicht, mit der Unterschrift: „Adam durch der Eva Rath, Gottes Gebot übertrat." Der Geheimrath Cracau, nachdem er gefoltert worden, ist freiwillig im Kerker Hungers gestorben. Stößel, Superintendent in Pirna, wurde im Kerker trübsinnig. Zum Prediger, der ihn wohl so weit gebracht, sagte er: „Erkennst du mich als Satans Kind?" Er war überzeugt mit Judas ewig verdammt zu sein. Der Pfarrer hält ihm Stellen aus der Schrift vor, er sagt: „Das ist Alles wahr, aber sie lassen Anwendung auf mich nicht zu." So ist er verzweifelnd gestorben. Die Andren, nachdem sie abgeschworen, wurden Landes verwiesen. Es schien angemessen solcher

Unthat ein Denkmal zu setzen, eine Münze: sie stellt dar eine Wage, in der einen Schale sitzt das Christkind und die Allmacht, in der andren, emporgeschnellten, die Cryptocalvinisten sammt Teufel und Vernunft.

§ 212. Das Concordienwerk.

Die Lutheraner hatten ihre Gegner niedergeworfen, aber diese konnten sich leicht wieder erheben, und in andren Landeskirchen, die an jenen Streitigkeiten mehr oder minder leidenschaftlich theilnahmen, herrschte noch Melanchthons Geist. Die Vorwürfe der Katholiken mehrten die Scheu vor innerer Zerspaltung. Der dogmatischen Richtung des Zeitalters erschien ein schulmäßig genau gegliedertes Bekenntniß, durch das die dargestellten und andre Streitigkeiten von geringerer Bedeutung mit höchster Auctorität entschieden würden, allein hinreichend zur Seligkeit: die Concordienformel als lutherisches Glaubensgesetz ist das theologische Schlußurtheil in diesen Streitigkeiten. Auch von Zeitgenossen ist die Concordienformel als willkürliches Machwerk Jacob Andreäs, des Tübinger Kanzlers, bezeichnet worden. In einem Edict des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg heißt es: „Es ist dem guten Herrn nur zu thun um fleischlichen Frieden, daß er könne wie ein Prälat umherreiten und alles Volk ihm nachschrein: „Seht das ist der Mann, der den Frieden machen kann", und ihm flugs zugetragen und geopfert werde Gold, Silber und statt Myrrhen guter Wein." Wie viel Persönliches in dieser Unternehmung war, Andreäs Persönlichkeit selbst ist nur ein lebendiger Repräsentant des allgemeinen Ringens nach einer fest abgeschloßnen Regel des Glaubens. Während der Verhandlungen schrieb Andreä: „Luther, der zu Wittenberg gestorben, ist von den Todten auferstanden, wenigstens hat er den Kopf schon aus dem Grabe erhoben, der Leib wird bald nachfolgen."

Die Concordienformel ist nach sehr mannigfachen Vorarbeiten zu Stande gekommen: die schwäbische Concordie, sächsische Concordie, Maulbronner Formel, das Torgische Buch. Die letzte Redaction geschah im Kloster Bergen bei Magdeburg, dessen Gebäude im Kriege von 1813 abgebrannt sind. Zu den Kosten der Versammlung und zum Druck des Buchs zahlten Kursachsen 80 000, Braunschweig 40 000 Thaler und so andre Reichsstände nach Verhältniß, eine große Summe nach damaligem Geldwerth. Die Theologen zur letzten Redaction sind durch Übereinkommen der verbundenen Fürsten bestimmt worden: nächst Andreä für Würtemberg, Selneccer, Superintendent in

Leipzig für Sachsen, Chyträus für Mecklenburg, Cornerus und Musculus für Brandenburg, Chemnitz für Braunschweig.

Der Hauptzweck der Formel war eine scharfe Scheidung von den Philippisten und der reformirten Kirche, über welche durchweg das damnamus gesprochen wurde, die reformirte Kirche in der calvinischen Form, doch mit Verkennung der Eigenthümlichkeit seiner Abendmahlslehre, als ob nach ihm im Abendmahl nur Brot und Wein genossen werde. Die Formel ist nicht eine große. praktische Lehrschrift wie die älteren Bekenntnißschriften der Reformation, aber scharfsinnig und bedächtig. Sie ist nicht das Bekenntniß eines christlich-protestantischen Volks, sondern der protestantisch-lutherischen Theologie, ein Bekenntniß zum Lutherthum in der Voraussetzung seiner vollen Schriftmäßigkeit, doch nicht ohne einige überlegte Abweichungen von Luther selbst. In einem Artikel wird die Lehre Luthers und Melanchthons verworfen, ohne daß doch der Eine oder Andre genannt würde: Melanchthons Synergismus als pelagianisch, Luthers Prädestinationslehre als calvinisch. Doch hier kam auch die Halbheit dieses dogmatischen Systems zu Tage. Es wird gelehrt einerseits: durch die Erbsünde ist alle sittlich religiöse Kraft des Menschen aufgehoben, der natürliche Mensch nichts als truncus, also die indomita bestia des Flacius. Andrerseits: Gott will, daß Alle selig werden, Niemand ist zur Verdammniß bestimmt. Wodurch aber nun doch der eine Theil der Menschheit gerettet wird, der andre verloren geht, da doch alle von Natur gleich unfähig sind und nur dem göttlichen Willen widerstrebend, davon ist nur das Gegentheil einzusehen. Der Vordersatz ist augustinisch, aber gegen die augustinische Consequenz des Nachsatzes hat das religiöse Gefühl, das praktische Bedürfniß und der Haß gegen Calvin überwogen.

Die Concordienformel ist unterzeichnet von nahe an 8000 Namen, bis zu den Kirchen- und Schuldienern, zum Theil erzwungen. Zwar Andreä versichert in einer Predigt: „Ich kann wahrhaftig sagen, daß kein Mensch zur Subscription gedrungen noch deßwegen vertrieben worden ist, so wahr der Sohn Gottes mich durch sein Blut erlöst hat.“ Anton in seiner Geschichte der Concordienformel führt dies als Beweis an, bringt aber gleich darauf ein Verzeichniß der Pfarrer, welche, nachdem sie durch hartnäckige Weigerung die Langmuth des gerechten Kurfürsten auf's äußerste gereizt, Landes verwiesen worden sind. Andreä selbst zog in den sächsischen Landen als Commissar umher, die Geistlichen des Sprengels wurden auf's Rathhaus beschieden, die Formel ihnen vorgelesen, die nicht unterzeichneten wurden entsetzt. Ein freier Mann freilich, der hungern und sterben kann für seine Über-

zeugung, kann nicht gezwungen werden. Das Volksurtheil über solche Freiheit ist ausgesprochen in einem Spottbild: Ein armer Pfarrer steht vor der aufgeschlagnen Concordienformel, hinter ihm sein Weib und seine Kinder, die rufen: „Schreib, Vater, schreib, daß du bei der Pfarre bleib.“ Es ist im Grund eine schmerzliche, tragische Geschichte.

Die Abneigung einzelner Reichsstände gegen die Concordienformel, denn nur diesen war der Entschluß wirklich frei, ihre Abneigung gegen den Inhalt barg sich in Einwände gegen das formelle Recht. Allerdings sechs willkürlich erwählte Theologen waren nicht die Repräsentanten der evangelischen Kirche. Herzog Julius von Braunschweig trat zurück. Er hatte seinen 12jährigen Sohn zum Bischof von Halberstadt weihen lassen, es war ihm nur zu thun um die Einkünfte des Landes, doch mit der katholischen Tonsur. Daran nahm alle Welt Ärgerniß. An einem Sonntag predigten alle Pfarrer der Stadt dagegen, durch Chemnitz veranlaßt. Der Herzog beschuldigte sie, sie hätten ihn mit unbescheidnen Worten ganz grob inquirirt und auf der Kanzel verunehrt als einen Unchristen, Apostaten und Mameluken. So ist er mit dem hochgespannten Lutherthum zerfallen. Ulm, auf dem schwäbischen Städtetage in Biberach, erklärte: „Wenn es gilt, menschlichen Artikeln zu gehorchen, so wollen wir lieber den Papst zum Artikelmacher als Luther.“ Die Landeskirchen der Pfalz und von Brandenburg sind später von der Concordienformel zurückgetreten, als die Fürsten zur reformirten Kirche übertraten. Doch haben die Theologen dieser Lande noch lange der Concordienformel auctoritas interna zugeschrieben. Vom Geschick der ersten Exemplare, die nach Dänemark gesandt wurden, schreibt König Friedrich II an den Landgrafen von Hessen: „Wir haben die Exemplare, so Unsere freundliche Schwester, die Kurfürstin von Sachsen uns zugeschickt, alsbald auf ein gut Schornsteinfeuer gebracht und verbrannt.“ Einzelne Geistliche haben die Unterschrift verweigert, weil ihnen die Formel nicht streng orthodox genug war, theils Flacianer, theils tadelten sie nur, daß die Irrlehren Melanchthons nicht namentlich verdammt worden seien. Ein Mecklenburger Geistlicher nannte auf der Kanzel die Verfasser und alle Anhänger der Formel Judasse, Wetterhähne, Fikfacker und Schmierer.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Concordienformel und Concordienbuch, d. h. die Sammlung aller lutherischen Bekenntnißschriften. Über diese fand schon ein allgemeines Einverständniß statt, nur die schmalkaldischen Artikel waren bisher als eine private Schrift mit freier Unterzeichnung zustimmender Theologen geachtet, jetzt wurden auch sie eine Schrift von öffentlicher Autorität. Dieses Concordienbuch mit

Vorrede und Unterschrift der Reichsstände, so viele ihrer einverstanden waren, wurde zu Dresden am 25. Juni 1580 deutsch ausgegeben, die magna charta des Lutherthums in seiner Unfreiheit und Isolirung.

Das letzte Unternehmen dagegen in Kursachsen und für den Philippismus ist von der Regierung selbst ausgegangen.

§ 213. Reaction des sächsischen Calvinismus. Crell.

Der Sohn des Kurfürsten August, Christian I, war ein junger, lebhafter Fürst, mit lebendigem Interesse für die ewigen Güter des Geistes, aber nicht minder heftig hat er sich in sinnliche Genüsse gestürzt. Sein Kanzler Dr. Crell hatte in Leipzig Civilrecht docirt, ohne irgend eine ideale Neigung, immer nur ein römischer Jurist, dem auch seine Feinde nachsagten, daß er Reichen und Armen zu ihrem Recht verhelfe: aber ergriffen vom theologischen Geiste seiner Zeit, will er den Philippismus wieder aufrichten. Wo ein höhres geistliches Amt zu besetzen ist, hört er unverdrossen lange Predigten an und berichtet darüber dem Kurfürsten. Als besondere Empfehlung gilt ihm dann von dem Vorgeschlagenen zu bemerken: „Er ist ein rechter Philippicus." Über die streitige Lehre war sein Dafürhalten: wenn man's bei der Ordnung des Herrn Christi und der Auslegung St. Pauli ließe und die Menschenlehre einstellte, auch Einer den Andern nicht sobald verdächtigte und verdammte, dem Herrn Christo sollten mehr Seelen zugeführt und viel Unfriede vermieden werden. Die Unterzeichnung der Concordienformel wurde damals in Sachsen nicht mehr gefordert, ein Mandat, das nur die alten Melanchthonschen Bekenntnißschriften der sächsischen Kirche nannte, verbot Schelten aus Privataffecten und ärgerliches Gebeiß auf der Kanzel. Einige Pfarrer, die sich ihr hergebrachtes Gottesgericht nicht nehmen ließen, wurden als „friedhässige Prädicanten" entsetzt. Der Hofprediger Mirus sprach es aus, daß der Gräuel des Calvinismus im Lande wieder aufgerichtet werde und klagte vor dem geheimen Rath: nicht daß er an der Rechtgläubigkeit seines gnädigen Herrn zweifle, aber S. Kurf. Gnaden habe gottlose Leute um sich, welche versteckter Weise auf ein Andres hinführten, und gedrängt sie zu nennen, stellte er seine Klage wider den Kanzler. Dieser vertheidigte sich dahin: „Ich halte dafür, es soll sich Keiner weder lutherisch noch calvinisch nennen, wie St. Paulus lehrt, daß Keiner sich Kephisch noch Apollisch rühmen solle, und D. Luther selbst hat geboten, sich nicht nach ihm zu nennen. Ich bin ein Christ und was ich aus Philipps Büchern gelernt, das habe ich nachgeschlagen und Gottes Wort gemäß

gefunden. Es ist aber unbewiesen, daß Philipp calvinisch gewesen sei." Der Hofprediger wurde als mit unbewiesener Klage zurückgewiesen und forderte vergeblich, der Kurfürst solle öffentlich erklären, daß er calvinisch Geschmeiß in seinem Lande nicht dulden werde. Zu dieser Zeit saß der Kurfürst einmal beim Taufschmauß seines Stallmeisters. Er hatte einen großen silbernen Pokal in's Kindbett verehrt und, ersucht denselben einzuweihen erhob er ihn mit den Worten: „Es gilt der Gesundheit aller ehrlichen Gesellen, welche weder calvinisch noch flacianisch sind. Ich Christian bin weder calvinisch noch flacianisch, und der Wein, den ich in Gottes Namen trinke, wird mir zum Segen ausschlagen, wenn auch kein Priester ihn zuvor eingesegnet hat." Das war wohl mit gemeint für den gegenwärtigen Hofprediger. Der bat am nächsten Morgen um Audienz als in seelsorgerischem Geschäfte. Sein Amt gebiete ihm, daran zu erinnern, daß der Landesherr als Vorbild der Unterthanen zu handeln habe. Gestern Abend sei S. Kurf. Durchlaucht voll gewesen und habe Gotteslästerliches geredet. Der Kurfürst stellte Beides in Abrede und bat, ihn künftig mit Dergleichen zu verschonen. Mirus erwiderte heftig: „Ew. Gnaden werden doch dem heiligen Geist das Maul nicht stopfen wollen?" Jener: „Nicht dem heiligen Geiste, aber dir!" So endete diese seelsorgerische Unterredung etwas stürmisch. Es läßt sich glauben, daß der Hofprediger am nächsten Sonntage giftig wider den Kurfürsten gepredigt habe: da er vor dem geheimen Rath nichts zurücknehmen wollte, auch das Recht des Kurfürsten ihm das Predigen zu untersagen nicht anerkannte, das stehe nur seinem Superintendenten zu, so ist er verhaftet und auf den Königstein gebracht worden.

In Frankreich kämpfte damals noch der Protestantismus um sein blutig verhöhntes Recht. Als aber Heinrich von Navarra die Hülfe der deutschen Protestanten suchte, hat Kurfürst August die Bedingung gesetzt, daß der Hugenottenkönig die Concordienformel annehme und seine Glaubensgenossen eben dazu bewege. Kurfürst Christian gewährte diese Hülfe, wie sie allein möglich war, im Verein mit reformatorischen Fürsten durch ein Darlehn aus seinen Kammergütern zur Werbung eines deutschen Hülfsheers gegen das Versprechen: wenn Heinrich zum ruhigen Besitz der Krone gelangt sei, solle er die durch den Kurfürsten Moritz verlornen deutschen Lande, Metz, Toul und Verdun an das deutsche Reich zurückstellen. Diese Verhandlung geschah durch den Kanzler.

Nach einem altkirchlichen Herkommen wurde die Taufe mit dem Exorcismus verbunden: „Ich beschwöre dich, fahre aus, du unreiner Geist und gib Raum dem heiligen Geiste!" Melanchthon war für Ab-

stellung dieses „papistischen Brauchs". Die Gründer der reformirten Kirche ohne das phantastische Interesse für den Teufel hatten die Abstellung vollzogen. Eben deßhalb galt die Teufelsbeschwörung als ein Kennzeichen echten Lutherthums, und die Taufe wurde unter dem lutherischen Volk in Sachsen recht eigentlich zum Sacrament des Exorcismus. Der Kurfürst ließ ihn bei der Taufe seiner jüngsten Tochter nicht vollziehn, im Juli 1591 erging ein Mandat, das den Exorcismus im ganzen Kurstaat verbot. Dadurch erhielt der Argwohn des lutherischen Volks einen bestimmten Gegenstand. Eltern ließen ihre Kinder ungetauft liegen oder jenseits der Grenze taufen. Damals wurde in Sachsen üblich Hunde und Katzen „Calvin" zu nennen, auch hörte man die Rede: „Lieber papistisch als calvinisch!" In Dresden folgte ein Fleischer seinem Kinde mit dem Beil zur Kirche und drohte dem Diakon den Kopf zu spalten, wo er es nicht ordentlich taufe. Geistliche, Stadträthe und adlige Kirchenpatrone kamen mit Bittschriften ein. Der Kanzler hielt das für einen abgeredten Handel und ließ den Kurfürsten mit strengen Rescripten antworten: „Wir achten Unseres von Gott tragenden Amtes halber Uns schuldig, alle Mißbräuche in Unsrer Kirchen abzuschaffen. Was Wir verbieten, ist Menschentand und nicht in Gottes Wort gegründet. Was Wir aber als Gottes Wort verordnen, demselben sollt ihr als gehorsame Unterthanen nachkommen und euch nicht durch unruhige Geister davon abführen lassen."

An der Spitze von fünfzig Geistlichen kam der Superintendent von Pirna einen Fußfall zu thun: der Fürst möge ihr Gewissen nicht beschweren. Der Kanzler hat diese Deputation, die er aufrührerisch nannte, zu dem bereits erkrankten Kurfürsten nicht vorgelassen. Einzelne Pfarrer wurden entsetzt, eingekerkert, oder Landes verwiesen. Sie fanden im Weimarischen Aufnahme, ihre Sache wurde von den Jenenser Theologen vertheidigt. Der Kanzler klagte, daß der Herzog von Weimar seinen Theologen in Jena nicht ein Gebiß in das Maul legen wolle. In Kursachsen verbreiteten sich schreckliche Gerüchte: zu Michaeli sollten Orgeln, Bilder und alle Cärimonien abgeschafft werden, die Richtschwerter seien geschliffen, um alle Pfarrer und Edelleute, die sich dem nicht fügen wollten, in einem Pariser Blutbad umzubringen. Mitten dazwischen starb der Kurfürst im 30. Lebensjahre. Sein Testament rühmt die Treue seines Kanzlers und ermahnt, sein Werk durch ihn fortzuführen. Aber Vormund des unmündigen Kurprinzen und Administrator des Landes wurde der nächste Agnat, der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, der nach dem Rath seiner Jenaer Theologen das strenge Lutherthum im ganzen Land wieder

herstellte. Alle Schul-, Kirchen- und Staatsdiener wurden auf Artikel vereidigt, die den Gegensatz gegen die reformirte Kirche kurz und scharf aussprachen. Die sich weigerten wurden entsetzt und ausgewiesen, ebenso die bekannten Anhänger des Kanzlers, einige nach harter Gefangenschaft. An ihm selbst wollte man, den bedrohten Glauben rächend, ein Exempel statuiren. Er wurde auf den Königstein gebracht in dasselbe Gefängniß, an dessen Wänden er mit Kohle an die Wand geschriebne Spuren seines Vorgängers darin, des Hofpredigers Mirus fand. Doch war der gesetzliche Sinn in Sachsen so weit ausgebildet, daß jene Rache nur in Form eines gesetzlichen Processes möglich erschien. Auch war Rücksicht zu nehmen auf die befreundeten deutschen Fürsten, auf die Königin von England und den König von Frankreich, die zu bedenken gaben: welcher Fürst wohl noch treue Diener finden würde, wenn sie erwarten müßten, dafür von dessen Nachfolger gestraft zu werden. Jahre vergingen, ehe man sich nur über die Form des gegen den Kanzler anzustrengenden Processes einigen konnte. Crell selbst als ein rechtskundiger Mann konnte die gesetzliche Nichtigkeit der Anklagepunkte sehr leicht darthun. Endlich wurde das entscheidende Urtheil in der üblichen Form einer Rechtsbelehrung dem Appellationsgericht zu Prag übertragen. Es hat sich ein geheimes Schreiben der Kurfürstin-Mutter an Kaiser Rudolph vorgefunden mit der demüthigen Bitte, weil Dr. Crell ihren geliebten Herrn vielfach hintergangen und Sachen, die wider den Religions- und Landfrieden laufen, zu prakticiren sich unterfangen, so möge Kaiserliche Majestät zur Verhütung künftigen großen Unheils allergnädigste Verordnung thun, daß wider denselbigen eine recht ernste Strafe erkannt werde. Hiergegen will sie ihre geliebten Söhne mütterlich und treulich anhalten, bei Ihrer kaiserlichen Majestät und dem hochlöblichen Hause Österreich Leib und Blut unverweigerlich zuzusetzen. Ihr Groll hat nur religiöse Gründe, die doch nach Art jener Zeit jedes andre Band und Gedächtniß zerreißen: sie konnte dem Kanzler es nicht vergeben, daß der Teufel aus ihrem Töchterchen nicht ausgetrieben sei. Von den lutherischen Theologen wird sie als die neue Esther gerühmt, die den Haman zu Fall gebracht. Ihr Wille ist geschehen. Zehn Jahre hatte der Kanzler im Kerker, der noch heut die Crellenburg heißt, gesessen, als ihm das Urtheil des katholischen Gerichtshofs eröffnet wurde: daß Angeklagter Niklas Crell mit seinem vielfältigen bösen und wider seine Pflicht fürgenommenen daheim und mit fremden Herrschaften gebrauchten Prakticiren und allerhand arglistigem Fürnehmen, dadurch er wider den Landfrieden und Turbirung gemeiner Vaterlandsruhe und Einigkeit gehandelt, sein Leib und Leben verwirkt, und

mit dem Schwert Andern zum Abscheu gerechtfertigt werden soll, von Rechtswegen.

Der einzige Rechtsgrund war die Unterstützung des Hugenottenkönigs. Von Dem, was in Sachsen als des Kanzlers Verbrechen galt, steht nichts im Urtheil; das war Denen in Prag gleichgültig, wenn die eine ketzerische Religion von der andern bedrängt wurde. Das Todesurtheil wurde vom Administrator, dem ernestinischen Fürsten bestätigt und der Verurtheilte zur Vollstreckung nach Dresden gebracht. Der Pfarrer Blume von Dohna mit zwei Diakonen war beauftragt ihn zum Tode vorzubereiten und womöglich noch zum rechten Glauben zu bringen. Er begann sein Geschäft mit der Beschreibung eines Calvinisten: „Derselbige ist ein Mensch, der keinen Glauben hat an Gott und sein Wort, der aufgeblasen durch vermeinte Heiligkeit und falsche Weisheit Alle verachtet und verleumdet, die es nicht mit ihm halten, der Christo als Menschen seine göttliche Majestät entzieht, allen Ketzereien der Irrthümer Mohammeds, dem ganzen Heidenthum Thür und Thor aufthut, betreugt die Obrigkeit und die armen einfältigen Leute; erfüllt das Land mit Groll, Aufruhr und Blutvergießen; verläßt sich auf die fleischliche Welt und nicht auf das Fleisch Christi; verwandelt seine Meinung, je nachdem der Wind geht; verleugnet, daß er sei, der er doch ist, und was er thut, thut er heimtückischer Weise und mit schädlicher Nachstellung. Allhier hat der Herr Doctor eine artliche Beschreibung eines Calvinisten. Ist nun der Herr ein solcher, dafür er männiglich gehalten wird, so trifft ihn auch diese Beschreibung, und vermöge derselben ist er nicht so unschuldig, als er sich macht. Ist darum unser Aller treuer Rath, daß er Gott die Ehre gebe, und was er Böses gethan ansage." Der Kanzler bat, ihn doch nur zu trösten in seiner Noth mit dem heiligen Evangelium. Da setzte der Pastor, wie er nachmals erzählt hat, die Hörner Mosis auf und hielt ihm vor, wie vieler Kinder Taufe er aufgehalten, das liebe Predigtamt um seine Autorität gebracht und damit die Hölle wohl verdient habe. Er muß sich den Unterschied des calvinischen und lutherischen Gottes aus einander setzen lassen und einem Examen über seinen Glauben sich unterwerfen. Er bekennt sich zur Augsburgischen Confession, wie solche 1530 dem Kaiser Karl übergeben worden, auch zur Concordienformel, so weit sie den Glauben bejahend ausspreche, nur an ihren Verdammungen habe er Mißfallen gehabt. Da urtheilt der Seelsorger etwas begütigt: „Ein Christ mag der Herr Doctor sein. Ein rechter Christ aber muß die Widersacher nicht nur verdammen, sondern auch verfluchen." So hat man ihn drei Tage bearbeitet, seine Seele zu retten. Die Kurfürstin-Mutter inmitten

ihrer Frauen hat dem letzten Acte dieser Tragödie zugesehn. Das Schaffot auf dem Neumarkt war von Pfeifern und Trommlern umgeben, denn man meinte, der Kanzler werde über Gewalt schrein, um das zu übertäuben. Er hat nur laut gebetet. Als sein Haupt gefallen war, rief der Scharfrichter: „Das war ein calvinischer Streich. Seine Teufelsgesellen mögen sich vorsehen, man schont allhie Keinen!" Auf dem Richtschwert, das im historischen Museum aufbewahrt wird, sind die Worte eingegraben: Cave Calviniane! Hüte dich, Calviniste!

Am nächsten Tage hielt Pastor Blume in der Liebfrauenkirche die Leichenrede über den Text: „Verzeuch nicht, dich zum Herrn zu bekehren und schiebe es nicht von einem Tag auf den andern." Er berichtet triumphirend, wie er den armen Sünder bekehrt habe. Durch acht Punkte hab er bewiesen, daß seine Definition eines Calvinisten richtig sei, aus ihren eignen Schriften und aus den Historien. Zuletzt wendet er sich an die Obrigkeit: „Sonderlich ihr weltlichen Räthe mengt euch nicht in geistliche Händel, habt nicht einen Fuß in der Regierung, den andern auf der Kanzel! Hieneben hütet, ja hütet euch ihr Weltlichen, daß ihr Gottes Engel und Botschafter weder mit Worten noch mit Werken antastet, es sind Christi Freunde: wer sie antastet, der tastet seinen Augapfel an, nnd der kann nicht viel leiden. Laßt's euch treulich gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: „Ich will lieber den römischen Kaiser als einen Diener Christi zum Feinde haben." Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen schlechten Menschen wider mich: wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, so ist Gott wider mich."

Vor der Kanzel stand der Sarg mit dem Enthaupteten.

§ 214. Art und Resultat des Glaubenskampfes.

In dieser Epigonenzeit ist viel leidenschaftlicher, unfreier gekämpft worden als in der Kirche des Mittelalters. Dort herrschte nur die Hierarchie, die Vieles übersah, wo sie nicht unmittelbar angegriffen wurde, hier aber steht jeder Einzelne im höchsten eignen Interesse in der Meinung, für sein ewiges Seelenheil einstehn zu müssen. Was das Christenthum sonst noch sei, das ist in der Hingabe an ein einzelnes Streitdogma fast vergessen worden. Wie dieser kirchliche Zeitgeist auf Individualitäten wirkte, ist nun noch an drei Persönlichkeiten zu zeigen: die eine das streitsüchtige lutherische Pastorat gleichsam incarnirt, die zweite einer höhren Ordnung der Geister angehörig, doch getragen und fortgerissen vom wilden Strome, die dritte in edler

Maßhaltung das Würdigste darstellend was auf diesem Gebiete möglich war.

Tilemann Heßhusius aus Wesel studirte in Paris. Er hatte eine ungewöhnliche Bildung auf Reisen gewonnen, in Wittenberg wurde er Doctor unter Major 1553. Nachmals hat er öffentlich seine Reue ausgesprochen, daß er sich von diesem Schandfleck der Theologie, diesem Lügengeist Majore habe promoviren lassen. Als Superintendent in Goslar strafte er die ausschweifenden Söhne des Bürgermeisters in seinen Predigten und wurde deßhalb aus der Stadt gewiesen. Als Professor und Pfarrer in Rostock weigerte er sich, um das dritte Gebot zu halten, Ehen am Sonntag einzusegnen wegen der schwelgerischen Hochzeitsmahle. Der Magistrat meint, er wolle eine neue pharisäische Secte aufbringen, und verschließt ihm die Kirche. Als Professor in Heidelberg und zugleich als Generalsuperintendent der Pfalz entsetzt und bannt er den calvinischen Diakonen Klebitz. Als dieser dennoch das Abendmahl austheilt, läßt er ihm am Altar den Kelch aus der Hand reißen. Nach einem Gutachten Melanchthons wurden Beide entsetzt und ausgewiesen. Nun wandte sein Zorn sich gegen Melanchthon. Er war Pfarrer und Superintendent in Magdeburg, als Wigand, durch die Philippisten aus Jena vertrieben, ein Verbannter Christi durch Heßhusius' Einfluß von der Ulrichsgemeinde zum Pfarrer erwählt wurde. Der Stadtrath, schon verstimmt durch die theologischen Eiferer, verwarf die Wahl, Heßhusius vertheidigte seinen Freund und die Wahlfreiheit der Gemeinde. Man will ihn beschwichtigen, auch durch andre Pastoren, er herrscht sie an: „Treibt mein Gewissen nicht in's Schweißbad, laßt mich thun, was die göttliche Majestät mir eingebunden, in des Teufels Namen bleibt mir vom Leibe mit dem Dreck, der euch noch in der Todesstunde in die Nase stinken wird." Er thut den Stadtrath feierlich in den Bann und haut ihn ab als ein faulendes, stinkendes Glied vom Leibe Christi. Der entsetzt ihn, er bestreitet das Recht dazu und verkündet den Zorn Gottes über Magdeburg. Die ganze Stadt ist zerspalten. Man will ihn zur Amtsniederlegung bewegen und sendet ihm als Entschädigung 100 Goldgulden. Er schickt sie zurück, das Amt sei kein Kaufhandel, nur ein Miethling sieht den Wolf kommen und fleucht, er werde nur der Gewalt weichen. 500 gewappnete Bürger besetzen in der Nacht des 1. October 1562 den Pfarrhof, Heßhusius mit Weib und Kindern wird aus dem Bette gerissen und zur Stadt hinausgebracht. Amsdorf hat damals den Rath vertheidigt: Heßhusius wolle Kirche und Rathhaus regieren. Durch Herzog Johann Wilhelm nach Jena berufen, stellte er sich an die Spitze des Kampfes gegen die

Philippisten, denen er unterlag kurz vor ihrem eignen Sturz. Hierauf protestantischer Bischof von Samland in Königsberg zog er Wigand nach sich als Bischof von Pomesanien. Im Gegensatz des Philippismus hat er die Lehre aufgestellt: nicht nur der Mensch Christus ist allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, sondern auch seine menschliche Natur, also nicht bloß in concreto, sondern auch in abstracto. Es war ihm daran gelegen, die lutherische Abendmahlslehre zu rechtfertigen: caro Christi est ubique, ist überall. Wigand verstand es dahin, es sei die menschliche Natur Christi gemeint, ganz abgelöst von der göttlichen an und für sich. Das verwarf er als nestorianisch, als eine Trennung der beiden Naturen und schloß daraus: Heßhusius lehre zwei Allmächtige, zwei Allwissende, zwei Allgegenwärtige, sonach zwei Christusse. Die preußischen Pastoren kamen in Aufruhr gegen den Bischof. Wigand hat ihnen den Unterschied des Concreten und Abstracten dieser Lehre anschaulich gemacht durch ein Wort Andreäs: Concretum ist die Bratwurst, Abstractum ihre abgezogene Haut. Vergebens protestirte Heßhusius, er habe nur schulmäßig gesprochen, die abstracte Fassung enthalte keine Trennung, aber er will sich von der Dummheit der Pastoren nicht eine Formel entreißen lassen, die er entdeckt zu haben glaubt zum Verderben der Ketzer. Wigand versammelte eine Synode der Pastoren, welche Heßhusius entsetzte, die weltliche Macht gab sich her zur Vollziehung. Vergebens klagte Heßhusius: Wigand sei ein garstiger Sophist geworden, und neben Arianern, Nestorianern, wurden fortan auch Heßhusianer genannt. Die Macht, der er dienstbar gewesen, hat sich gegen ihn selbst gekehrt. Er hat auch die Concordienformel nicht angenommen, weil sie nicht die persönliche Verdammniß der Ketzerhäupter ausspreche: Diebe kämen an den Galgen, Mörder auf das Rad, aber die Geistesmörder lasse man laufen. Endlich fand er eine ruhige Stätte in Helmstedt, an der braunschweigischen Universität. Er hat sich immer gefühlt als in seines Herrn absonderlichem Dienste. In seinem Testament rühmt er sich, daß ihn Gott als seinen Augapfel wider große feindselige Potentaten bewahrt habe. Ich finde an diesem verrufnen Zänker doch viel Gutmüthigkeit und Biederkeit. Die Neuzeit hat ihn zuweilen wie einen lutherischen Athanasius gefeiert, dem er doch nur in Äußerlichkeiten gleicht.

Der zweite ist ein hoher Fremdling in seiner Zeit, Kepler, der mit prophetischer Phantasie über die Gesetze des Weltalls geträumt, die Harmonie der Sphären vernommen, und doch mit schärffter Berechnung die Gedanken des Kopernicus entwickelt und die elliptischen

Bahnen der Planeten entdeckt hat. Dies ist geschehn Dank der theologischen Intoleranz: denn in Tübingen zum Theologen erzogen, in der dortigen klösterlichen Anstalt, als er verdächtig wurde, an der Ubiquität des Leibes Christi zu zweifeln, wurde er scharf inquirirt und hat sich deßhalb zur Mathematik gewandt. Er ist nicht verhungert, wie eine Sage geht, doch in Armuth gestorben, während die Jesuiten, die seine Talente erkannten, ihm glänzende Anerbietungen gemacht haben. Die Protestanten waren gegen ihn verstimmt, weil er den Steiermärkern den neuen Kalender nach Gregor XIII gebracht hat. Die Universität Tübingen rief die Rache Gottes über Alle herab, welche geneigt sein, den neuen Kalender vom Statthalter des Satans, vom gräulichen Wehrwolf zu Rom anzunehmen. Als Kepler in Linz, weil er die Concordienformel nicht unbedingt annehmen wollte, durch den Pfarrer einer dortigen kleinen protestantischen Gemeinde vom Abendmahl ausgeschlossen wurde, wandte er sich um ein Gutachten an sein heimisches, das Stuttgarter Consistorium: er habe nur Zweifel gegen das neue Philosophem der Ubiquität des Körpers Christi, und wolle Die nicht gradezu verdammen, welche das Dogma nicht annehmen. Die Antwort des Stuttgarter Consistoriums ist ein Muster geistlicher Bornirtheit und Anmaßung: die Sache betreffe Gottes Ehre und seine Seligkeit, er solle mit seinen fürwitzigen Scrupeln Christi Testament unmoviert lassen, dafür seine studia mathematica desto ernstlicher treiben, der Pfarrer würde durch seine [unbußfertige] Zulassung zum Abendmahl seine Sünde und seine Zweifel auf sich nehmen.

Keplers Mutter, zunächst weil sie Niemand grade in's Auge sehn könne und weil sie ihres längst verstorbenen Mannes Schädel sich hatte ausgraben lassen, wurde als Hexe processirt. In einem 6jährigen Processe hat er sie vertheidigt, nur der Tod hat die alte Frau vor dem Feuertode gerettet.

Kepler hat nicht bloß mit den Augen, auch mit dem Herzen nach den Sternen geschaut. Am Schlusse seines unsterblichen Werks: Harmonices mundi legt er gleichsam das Fernrohr weg und erhebt die Hände zum Gebet in dieser Weise: „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, so viel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vorgebracht, das deiner unwürdig ist, oder hab ich eigne Ehre gesucht, so verzeih mir gnädiglich.“ Er hat auch diese Weißagung ausgesprochen: „Der Tag wird anbrechen, da man die Wahrheit sowohl im Buche der Natur als in

der H. Schrift erkennen und über beide Offenbarungen sich freuen wird." Er war ein einsamer Wanderer durch die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts.

Es lag etwas Rohes und Beschränktes in jenem Lutherthum, das als der gediegene Schatz der Reformation galt. Immer war es doch ein einfaches, großartiges System der Glaubenslehre: die Menschheit durch eine allgemeine Sünde verloren, der Gottmensch hat für dieselbe der Gottheit Genugthuung geleistet, durch den Glauben allein wird dieses Heil angeeignet. Der Gottheit gegenüber ist der Mensch unfrei, aber frei soll er sein von allen menschlichen Satzungen, nur gebunden an das Wort Gottes in der H. Schrift. Da wurde freilich die Voraussetzung eingeschoben, daß das Concordienbuch das Wort Gottes durchaus richtig verstanden habe, also nirgends eine Menschensatzung enthalte.

Am Schluß dieser Periode steht eine der stattlichsten theologischen Individualitäten, Johann Gerhard, geboren im Gebiete der Äbtissin von Quedlinburg aus einer angesehnen Beamtenfamilie. Im 15. Jahre erkrankte er und wurde schwermüthig, aber durch den frommen Arndt aufgerichtet und zum Theologen bestimmt. Er ist in Jena Docent geworden, dann Superintendent in Heldburg, seit 1616 ordentlicher Professor der Theologie wiederum in Jena. Ich habe ihn bezeichnet als protestantischen Kirchenvater, doch nicht im Sinn unbedingter Verehrung, auch er gehört einer beschränkten, erstarrten, herabgekommenen Zeit an, aber als eine bedeutende in Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ruhende Persönlichkeit. Hoch angesehn unter Fürsten und Gelehrten hat er das Beste in der Kirche dieser Zeit repräsentirt, dazu geschäftskundig, selbst an weltlichen Gütern ist er reich geworden. Er hat dem Landesherrn einmal ein Capital geliehen, unerhört für einen Jenenser Professor. Seine meditationes sacrae sind ein geistvolles Jugendwerk, genährt an den Schriften Augustins, Taulers und Arndts. Gerhard galt damals als Mystiker. Kälter und mehr Reflexion zeigt die schola pietatis: was vor Ursachen jeden wahren Christen zur Gottseligkeit bewegen sollen und welchergestalt er sich in derselben üben soll. Unter den Mitteln wird auch Bezähmung und Betäubung des Leibes genannt. Sein großes, gelehrtes Werk sind die loci, die erste scholastische Behandlung der protestantischen Dogmatik, eine Fundgrube für alle Nachfolgenden. Der Reichthum des Geschichtlichen dient ihm nur das reine Lutherthum gegen alle mögliche Gegensätze zu vertheidigen und Zeugnisse aus der alten Kirche für dasselbe anzurufen.

Gerhard ist lange der gefeierte Mittelpunkt unsrer Universität

gewesen, von der er mitten unter den Schrecken des 30jährigen Kriegs schreiben konnte: floret academia nostra sicut rosa inter spinas.

Eine protestantische Kirche, die sich vom Andenken Melanchthons lossagte, konnte das Wesen des Protestantismus nur sehn in der Losreißung vom Papstthum und in der Aufstellung eines neuen, etwas mehr schriftgemäßen alleinseligmachenden Dogmensystems. So ist der Morgenstern der deutschen Reformation in trübem Gewölk untergegangen.

Eine ähnliche Epigonenzeit der reformirten Kirche unter germanischen Völkern ist unter glücklicheren politischen Verhältnissen verlaufen.

II. Calvinismus.

§ 215. Deutsch-reformirte Kirche.

Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz wandte sich im Streite zwischen Heßhusius und Klebitz ganz der philippistischen Richtung zu. Im Gegensatz des dagegen eifernden Lutherthums hat er dann seine Landeskirche durch Vereinfachung des Cultus, Wegnahme der Bilder, Einführung des Brotbrechens der reformirten Kirche zugeführt. Das edle Glaubensdenkmal dieses Ereignisses ist der Heidelberger Katechismus, eine Dogmatik und zugleich ein Erbauungsbuch. Nicht ungerecht hat man davon gesagt: „Ein Kind versteht ihn und ein Theologe hat an ihm zu denken." An der göttlichen Vorherbestimmung hebt er nur das Tröstliche der sichern Erlösung, am Abendmahl die Wahrhaftigkeit der Gemeinschaft mit Christo hervor. Er ist das Bekenntniß der Reformirten geworden und hat im Ausland weit verbreitete Anerkennung gefunden.

War hier der Übertritt von der einen protestantischen Kirche zur andern noch nicht scharf ausgesprochen, so erscheint doch der fürstliche Despotismus in der Pfalz sehr grell. Dreimal ist dort gewechselt worden zwischen Luther und Melanchthon durch fürstlichen Willen. Das Volk erhob sich hie und da etwa für oder wider den Exorcismus, aber es konnte den Streit nicht recht fassen, sobald die Geistlichen von dem Landesherrn gewonnen oder vertrieben sind, ergibt es sich in den Wechsel.

In Bremen vertrat Hardenberg, römischer Priester, dann Gehülfe Bucers und Melanchthons bei der Kölner Reformation, den

Philippismus und wurde durch den lutherischen Gegensatz zur calvinischen Abendmahlslehre gedrängt. Heßhusius als Superintendent eine Zeit lang an der Spitze des Streits entsetzte und bannte Hardenberg. Dieser regte das Volk auf, das den Senat entsetzte und vierzehn lutherische Prediger vertrieb. Es kam endlich zu einem Vergleich, durch welchen die Domgemeinde, die größte und reichste, lutherisch blieb, die anderen wurden reformirt [1638]. In Anhalt führte die Anhänglichkeit an Melanchthon zur Annahme der Pfälzer Kirchenordnung [1596]. Auf demselben Pfad kam Nassau, gegen das Ungeheuer der Ubiquität in der Concordienformel protestirend, zum Heidelberger Katechismus [1582] und durch die Stellung des Hauses Oranien zur niederländischen Kirchenordnung [1586].

In Hessen war Landgraf Philipp immer Zwingli zugeneigt. Bald nach dem Marburger Colloquium schreibt er: „Ihr dürft nicht zweifeln an mir, ich will bei der Wahrheit bleiben und darum weder Papst, Kaiser, Luther oder Melanchthon ansehn." Er war gegen den 10. Artikel der Augsburgischen Confession, doch hat er sie unterzeichnet, um die Kraft des Protestantismus beisammen zu erhalten. In einer Staatsschrift von 1557 heißt es: „Bei der Augsburgischen Confession wollen S. F. Gnaden bleiben, haben die zu Augsburg unterschrieben, sind aber gleichwohl daran so hart nicht gebunden, so man Sie eines Beßren berichten könnte." Er hat immer festgehalten an der Wittenberger Concordie, daher er für die confessio variata von 1540 war. Dieser Sinn hat sich auf seine Söhne vererbt. Als die Marburger theologische Facultät die Schmalkaldischen Artikel in ihren Doctoreid aufgenommen [1571], schrieb ihr Landgraf Wilhelm: der Zwiespalt in der Kirche sei vornehmlich dadurch eingerissen, daß man Menschentraditiones pro norma doctrinae anziehe und conscientias darauf binden wolle. Darum thäten die stolzen Geister, die gern ihnen Ehr und Namen mit vielem Schreiben und Schelten machen wollten, viel besser, daß sie darnach trachteten wie die entstandnen haereses conciliatione scripturarum verglichen werden möchten, denn daß sie alle ihrer Präceptoren excrementa zu defendiren und vor Bisem zu verkaufen und also ein neuer und ärgerlicher Papstthum als das vorige anzurichten sich unterstehn. Auf dieser Bahn seiner Ahnherrn hat Landgraf Moritz seinen Landestheil zur reformirten Kirche geführt durch Aufstellung von drei sogenannten Verbeßrungspunkten, deren Annahme er 1607 durchgesetzt hat: 1) daß man von dem hohen Geheimniß der Person Christi über die Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen in Christo allein mit der H. Schrift reden und sich der neuen Phrasen sowie des

Lästerns auf der Kanzel enthalten wolle. Also gegen die Ubiquität; 2) daß man die zehn Gebote Gottes, wie sie in der Bibel stehn, ohne Auslassung des zweiten lehren, demnach diejenigen Bilder abschaffen solle, welche im Papstthum zur Abgötterei gebraucht, zum Anstoß gereichen könnten; 3) daß man das heilige Abendmahl wie mit gemeinem Wein, so mit gebräuchlichem, wahrhaftem Brot und mit der Cärimonie des Brotbrechens administriren solle, wie Christus gethan. Hierzu kam seit 1616 der Heidelberger Katechismus. So fand in Hessen-Kassel zwar nicht ein förmlicher Übertritt statt, aber die Kirche erhielt einen durchaus reformirten Charakter. Ober-Hessen, Darmstadt entschied sich damals für Sicherung des Lutherthums, doch erst 1626 die confessio variata aufgebend. 1607 hat Ludwig V die Universität Gießen gegründet als ausschließlich lutherische.

Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg achtete sich durch seinen dem Vater gegebenen Eid auf das Lutherthum so wenig gebunden wie einst Joachim II durch den Eid bei der päpstlichen Kirche auszuhalten: am Christfest 1613 empfing er in der Hofkirche zu Berlin das Abendmahl nach reformirtem Ritus. Es waren unnatürliche Eide wie nie ein Vater von seinem Sohn, nie ein Geschlecht vom nächstkommenden für oder gegen die religiöse Überzeugung sie fordern sollte. Doch erscheint es verhängnißvoll, daß beide Religionswechsel der Hohenzollerndynastie durch fürstliche Eidbrüche hindurchgegangen sind. Die Confession, in welcher Johann Sigismund persönlich seinen Glauben verkündet, lehnt die Prädestinationslehre bestimmt ab, über das Abendmahl wird bemerkt: „Brot und Wein werden mit dem Munde genossen, der wahre Leib und Blut mit dem Glauben." Im Erbstreit um Jülich-Cleve mit Kursachsen und der Pfalz ist Brandenburg durch die Hülfe der reformirten Niederländer gefördert worden, allein der junge Besitz des Herzogthums Preußen, welches seit 1611 an Kurbrandenburg gefallen war, ist durch Verbitterung des lutherischen Volkes doch so gefährdet worden, daß man nicht sagen kann, der Übergang des Kurfürsten zur reformirten Kirche sei durch politischen Vortheil bedingt worden. Die Berliner Bevölkerung hat damals die Häuser der beiden reformirten Hofprediger zerstört, ohne daß die That gehindert oder gestraft werden konnte. Der reformirte Gottesdienst blieb auf die Hofkirche beschränkt. Bald handelte sich es nur um das Gebot des Kurfürsten, daß sein Glaube auf der Kanzel nicht geschmäht werde. Die gewissenhaften lutherischen Geistlichen weigerten sich meist ein Versprechen deßhalb auszustellen, sie wurden darum aus dem Lande gedrängt. Aber der Kurfürst erlitt unzählige persönliche Kränkungen. Nachdem er seinem

Sohn die Regierung übergeben, lebte er im Hause seines Kammerdieners, und ist schon im 47. Lebensjahre gestorben. Allmählich gelang doch dem Hofe durch Erklärung der Concordienformel als nicht verbindlich, durch Abschaffung des Exorcismus, durch Begünstigung des Philippismus das strenge Lutherthum zu schwächen, doch das lutherische Volk blieb betrübt über den Abfall der Dynastie.

Man muß sich wohl die Frage vorlegen: woher kommt diese Verbreitung der reformirten Kirche auf lutherischem Boden, warum hat die lutherische Kirche nicht diese anziehende Kraft geübt, sie die doch jedenfalls für sich hatte die mächtigere, man möchte sagen deutschere Individualität des Gründers? Die Antwort liegt wohl in diesen Punkten: 1) Die reformirte Kirche hatte größere Einfachheit des Cultus eingeführt, sie schien hierdurch der apostolischen Kirche näher getreten zu sein, entschiedner das gemeinsame Princip der Rückkehr zur H. Schrift ausgeführt zu haben. So versichert der Kurfürst von Brandenburg: „Luther hat noch tief gesessen in den Finsternissen des Papstthums." 2) Reformirte waren zum Übertritt nicht veranlaßt, weil sie sich bereits durch die Augsburgische Confession als in voller Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche ansahn. So sagt Johann Sigismund auf seinem Sterbebett: „Ich sterbe im Glauben meines Vaters." Mißverstanden im Volke, brachte das große Freude: man meinte, er sei zur lutherischen Kirche zurückgekehrt. 3) Die ganze Richtung Melanchthons wurde durch den schroffen Gegensatz des Lutherthums hinübergedrängt zur reformirten Kirche. Die Art, wie sämmtliche reformirte Landeskirchen in Deutschland es geworden sind, bezeugt, daß es nicht der Einfluß des romanischen Calvinismus war, noch ein beabsichtigter Übertritt zu demselben, sondern die vorher in der lutherischen Kirche zwar nicht allein herrschende, aber doch berechtigte philippistische Richtung, die von der lutherischen Schule ausgestoßen wurde. So ist's mehr der Parallelismus mit der ersten Abtheilung, wenn in der Überschrift von Calvinismus geredet ist, und diese nicht ganz berechtigt.

Im deutschen Reich galten die beiden innerlich zerspaltenen protestantischen Kirchen noch als politisch vereint. 1566 auf dem Reichstag zu Augsburg war allerdings die Rede davon, Kurpfalz wegen des Heidelberger Katechismus von dem Religionsfrieden auszuschließen. Der Kurfürst berief sich auf die H. Schrift, wer ihn aus der widerlege gelehrt oder ungelehrt, Fürst oder Stallbub, dem wolle er gehorchen. Da klopfte ihn Kurfürst August von Sachsen auf die Schulter: „Fritz, du bist frömmer als wir Alle." Diese ungewohnte Milde geschah nicht ohne Einwirkung der damals in Wittenberg herrschenden Philippisten.

Aber unter den Geistlichen und durch sie im Volk wurde der Groll immer bitterer. Heßhusius in einer Streitschrift warf den reformirten Theologen vor: „Sie radiren uns den Kern aus dem Testament Christi, Christus ist ihnen eine in den Himmel gesperrte machtlose Bestie. Mit ihnen eins werden, gibt's nur ein Mittel, daß sie Gott die Ehre geben und glauben, was wir glauben." An die Beschreibung, welche Pastor Blume dem armen Kanzler Crell mitgab auf seinem letzten Weg, schließt sich Dr. Nicolais kurzer Bericht von dem calvinischen Gott [1597] würdig an: „Was mag der Calvinisten Gott für ein Antlitz haben? Antwort: er sieht aus wie ein Brüllochs [Zuchtstier], denn gleichwie ein Brüllochs für keinen Hurer und Ehebrecher mag gehalten werden, ob er schon auf alle Kühe springt, also will der Calvinisten Gott und Brüllgeist engelrein sein, wenn er schon die verruchten Buben und Höllenriegel zu allerlei Schande und Laster nach seinem Muthwillen reizet und treibt. Wo steht das geschrieben? Also schreibt dieses Ochsengottes erstgeborne Creatur und Apostel Zwingli [er hat sich allerdings des bedenklichen Gleichnisses einmal bedient]. Hältst du dafür, daß die Calvinisten statt des wahrhaften Gottes den leidigen Teufel ehren und anrufen? Das bekenne ich von Grund meines Herzens und will mich darin dem Herrn Luthero nicht im geringsten widersetzen, sondern nehme es für ein groß Zeugniß an, was er von diesen Rottengeistern im kurzen Bekenntniß vom Abendmahl schreibt: daß sie haben eingeteufelte, durchteufelte und überteufelte Herzen. Was ist der Calvinisten Religion? Sie ist ein Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte."

Besondre Freude hatte man an der Entdeckung, daß unter dem Namen Calvinus durch Anagramm Lucianus verborgen sei, dieser als Religionsspötter und Feind des Christenthums. Reformirte Theologen gaben es mitunter reichlich zurück gegen die lutherische Abendmahlslehre im Wiederholen und Fortbilden der schon von Zwingli angehobnen Vorwürfe: Fleischfresser, Blutsäufer, Gottfresser, Kapernaiten und thyestische Gäste, die sich im heiligen Mahl eine leibliche Speise dichten für Schlund und Bauch: „Sie haben einen gebacknen, gekochten, im Ofen gargemachten, eingebrodteten, zolllangen Gott, den sie zerbeißen und verdaun."

§ 216. Die Niederlande.

Wir sprechen von den Niederlanden zuerst, weil sie zu Deutschland gehörten dem Stamm, der Sprache und der damaligen Rechtsansicht nach, und hier die Entscheidung gefallen ist für den Sieg des strengen

Calvinismus. Das dem Meer abgekämpfte Land war im 15. Jahrhundert voll bürgerlicher Betriebsamkeit, dabei wohlhabend und auf seine städtischen und provinziellen Freiheiten eifersüchtig. Als durch die Heirath der Erbtochter Maria von Burgund mit Maximilian, dem nachmaligen Kaiser, die Niederlande an Österreich und durch die Heirath seines Sohnes an Spanien kamen, wurden die hergebrachten Rechte der niederländischen Provinzen feierlich verbürgt. Söhne der Niederlande, die Brüder des gemeinsamen Lebens, Mystiker, Wessel, Erasmus waren die nationalen Vorläufer der Reformation. Dann haben Luthers Schriften Bahn gebrochen, aber durch die Verbindung mit der Schweiz und mit Frankreich wurde der reformirte Lehrbegriff herrschend. Karl V wie Philipp II waren zugleich scheu vor der politischen Freiheit, Hunderte starben im Kerker oder auf dem Blutgerüst. Als die Inquisition ihre Scheiterhaufen gegen des Landes alte Freiheiten errichtete, war das Volk nicht rasch zur Empörung, aber der Adel vereinte sich zu einer Bittschrift für hergebrachtes Recht. An 400 trugen diese Bittschrift der damaligen Statthalterin Margarethe von Parma, der Schwester des Kaisers vor. Im Staatsrath über diese Bittschrift ist die Rede gefallen: man solle sich von diesem Haufen Bettler, Geusen nicht einschüchtern lassen. Bei einem Gastmahl kam dies zur Sprache, und es wurde ein Lebehoch den Geusen ausgebracht. Den Namen haben sie angenommen, ihr Bundeszeichen ein Bettelsack, also eine Art politischer Ebioniten. Damals hat Philipp II versprochen die Inquisition zurückzuziehen. An Pius V schrieb er zugleich, daß es nur zum Schein geschehe, und die Zurücknahme ungültig sei ohne Zustimmung des heiligen Vaters. Die Inquisition ist also geblieben. Ihr gegenüber kam es in einzelnen Städten zum Bildersturm: Hostien wurden mit Füßen getreten, mit geweihtem Öl die Schuhe geschmiert, Crucifixe zerhackt, aus dem Kelch auf die Gesundheit der Geusen getrunken. Philipp II war dagegen entschlossen die katholische Religion um jeden Preis aufrecht zu erhalten, das lag in seinem Charakter wie in seinem Verhältniß zu Spanien. Er sandte Alba an der Spitze eines spanischen Heers nach den Niederlanden. Als der nach sechs Jahren abberufen wurde, setzte man ihm eine Bildsäule mit der Unterschrift, daß unter seiner Statthalterschaft 18000 Ketzer und Empörer hingerichtet worden seien. Er hielt dafür, man müsse sich vor Allem der Häupter der revolutionären Partei entledigen, deßhalb sei Karl V aus Deutschland verstoßen, weil er dies verabsäumt. Daher endeten die Grafen Egmont und Horn auf dem Schaffot. Sie waren noch Katholiken, aber Freunde des Volks und gegen die Inquisition. Wilhelm von

Oranien, einst der Liebling Karls V, mit seinem Wahlspruch saevis tranquillus in undis entfloh dem gleichen Geschick und kehrte an der Spitze eines kleinen in Deutschland geworbnen Heers zurück, an das sich der Aufstand, der aus dem Blutvergießen erwachsen war, anschloß. Er war im Lutherthum erzogen, äußerlich katholisch, er forderte nur Toleranz: die drei Kirchen sollten sich gegenseitig ertragen. Diese Gesinnung war doch den Zeitgenossen so fremd, daß ihm alle Religion abgesprochen worden ist, weil er als Lutheraner, als Katholik und als Calvinist aufgetreten war. Gegen ihn wurden Mörder ausgesandt: Jauregny wurde ergriffen, er führte neben dem Dolch als Amulet Gebete mit sich an die heilige Jungfrau, die für die glücklich vollbrachte That der Madonna eine bestimmte Kirche und Geschenke als Lohn zusagten. Als Oranien endlich doch durch Balthasar Gérards Hand getroffen war, rief er: „Gott erbarme sich meines armen Volks!“ und Gott hat sich dieses Volks erbarmt.

Den Verlauf des heldenmüthigen Kampfes lernen wir doch am sichersten kennen aus Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande. Diese Geschichte ist nicht grade gründlich und quellenmäßig, in Bezug auf die Thatsachen durch andre weit übertroffen, aber die Gedanken, aus welchen jene Thaten hervorgingen, kommen darin zur klaren Anschauung. Es war ein Religionskrieg: wo Spanien siegte, wurden die evangelischen Prediger gehenkt, doch war es zugleich ein Krieg der fürstlichen Gewalt gegen provinzielle und locale Privilegien, ein Krieg des spanischen und niederländischen Volksthums, daher auch Protestanten und Katholiken verbunden kämpften.

Die sieben nördlichen Provinzen, in denen deutsche Sitte und evangelischer Glaube vorwaltete, schlossen die Utrechter Union [1579] als ein Bundesstaat, dessen bürgerliche und religiöse Freiheit von Spanien erst im Gefühl gänzlicher Erschöpfung durch einen Waffenstillstand anerkannt wurde [1609].

Die Erfolge waren: der Sieg des Protestantismus und einer Republik, welche durch Betriebsamkeit und Weisheit sich unter die ersten Mächte von Europa stellte, indem die Freiheit unter dem Gesetz hier rasch auch ihre irdischen Segnungen brachte.

Auf diesem politisch freien Gebiete, insbesondre der durch die Reformation gegründeten Universität Leyden gerieth der Geist Zwinglis mit dem siegenden Geist Calvins in offnen Streit.

Man hat den Arminianismus oft betrachtet als etwas Neues, aber nur dieser Geist war neu für Arminius selbst, den Schüler Bezas, der im Streit mit Gegnern der Prädestination vom Recht derselben ergriffen

wurde. In der That war es nur Zwinglis Geist, der wieder zur Macht gelangte, nämlich ohne sein speculativ-pantheistisches Element. Der Zwiespalt brach aus an der schroffsten Spitze des Calvinismus, am Dogma der Erbsünde und Prädestination. Doch war es zugleich ein Kampf allgemeiner Richtung um die Frage, ob die Religion mehr im Leben oder im Dogma bestehe, ob der Protestantismus mehr zu stellen sei auf die H. Schrift oder auf die Bekenntnißschriften.

Die beiden Wortführer des Kampfes waren Professoren in Leyden. Der dogmatische Streit warf sich auf das praktische Gebiet dieser Frage: Steht es bei jedem Einzelnen, die göttliche Gnade zu gewinnen oder sich dagegen zu verhärten, auch die empfangne wieder zu verlieren? Arminius hat dies bejaht, Gomarus es verneint.

Beide wurden Parteihäupter. Während Arminius einen Kirchenfrieden aller vom Papstthum abgefallenen Gemeinden auf einigen einfachen, zum Heil nothwendigen Sätzen der H. Schrift zu begründen dachte, war die junge Kirche und Republik der Niederlande mit einer Spaltung bedroht. Nach dem Tod des Führers überreichten die Arminianer den Staaten von Holland und Westfriesland eine Rechtfertigung ihres Glaubens, die Remonstranz [1610]. Der Calvinismus hatte die Oberhand unter den großentheils in Genf gebildeten Geistlichen, durch ihren Einfluß unter dem gemeinen, des Streits unkundigen Volke, dagegen die Arminianer, diese freisinnig religiöse Richtung sich mit der freisinnig politischen verband, eine liberale Aristokratie der gebildeten Stände, ihre Beschützer die politischen Häupter der republikanischen Partei, der ehrwürdige Oldenbarneveldt und Hugo Grotius, der die Theologie als Humanist und Staatsmann betrieb. Daher Moritz von Oranien, Statthalter und Feldherr der Republik, im Streben nach der höchsten Gewalt sich die Calvinisten verpflichtete. Die aristokratische Partei wurde durch einen Pöbelaufstand niedergeworfen, ihre Häupter endeten auf dem Schaffot. Hugo Grotius wurde in einer Bücherkiste durch sein treues, kluges Weib gerettet.

Diese politische Umwandlung bedingte wenigstens die harte Form der kirchlichen Entscheidung gegen die Arminianer. Im Innern Deutschlands hatte der Streit durch eine Entscheidung von Fürsten und Theologen zur Concordienformel geführt, in den Niederlanden kam die Entscheidung durch die Synode zu Dordrecht [12. November 1618 bis Ende Mai 1619]. Dort saßen 61 Niederländer, 36 Pfarrer, 20 Gemeindeälteste, 5 Professoren, darunter 18 sogenannte Politiker, Deputirte der Staatsgewalt. Auch 28 ausländische Abgeordnete waren zugegen, denn die ganze reformirte Kirche war

eingeladen. Geistlicher Präsident war Bogermann, der ein Buch dafür geschrieben hat, daß die Ketzer am Leben zu strafen sein. Das Schicksal der Remonstranten war bereits vorher entschieden. Ihre geistlichen Führer, des Arminius beredter und standhafter Nachfolger Episcopius an ihrer Spitze, nur als Beklagte vorgefordert, protestirten gegen eine unbedingte Unterwerfung, und wurden gegen die mildere Ansicht der ausländischen Abgeordneten durch Stimmenmehrheit der Synode kraft ihres Ansehns aus Gottes Wort aller kirchlichen und akademischen Functionen für unfähig erklärt, bis sie reuig zur Kirchengemeinschaft wiederkehren würden. Wie furchtbar die Lehre der unbedingten Prädestination auch ist, so ist sie doch damals im Synodalbeschluß mit feiner Kunst annehmlich gemacht in dieser Form: „Durch die Erbsünde liegt auf allen natürlich Gebornen eine unendliche Schuld und ewige Verdammniß, wen Gott retten will, das ist seine freie Gnade, wer aber irgend einen Wunsch des Heils, eine Regung des Guten in sich fühlt, der soll nicht verzweifeln, denn dadurch kündigt sich schon die Gnade an."

Die Unterzeichnung der Dordrechter Beschlüsse wurde von allen Geistlichen und Lehrern des Landes gefordert, nicht bloß von den arminianischen Predigern, auch von den Schullehrern und den Organisten ist, wer sich weigerte, entsetzt und Landes verwiesen worden. Einer der letztern sagte: wenn man die Synodalbeschlüsse in Musik setze, wolle er sie auf der Orgel spielen, aber mit gutem Gewissen unterzeichnen könne er sie nicht. Die bürgerlichen Einrichtungen der Niederlande gestatteten doch nach wenigen Jahren den Arminianern sich als eigne Gemeinden zu constituiren.

Auswärts haben die Dordrechter Beschlüsse Geltung gewonnen nur in Frankreich, doch galt seitdem der Calvinismus als die Orthodoxie der reformirten Kirche. Aber auch die von Zwingli und Melanchthon ausgehende Richtung hat untergeordnet innerhalb der Kirchengemeinschaft fortbestanden. Ihre vom Geist Calvins nur leicht angehauchte Urkunde, nächst dem Heidelberger Katechismus, ist die von Bullinger hinterlaßne, auf Anlaß des Kurfürsten von der Pfalz von den Eidgenossen als zweite helvetische Confession angenommene Bekenntnißschrift, nach welcher die Verheißungen Gottes allgemein sind für die Gläubigen.

Von der französischen Revolution hat man gesagt, sie werde ihren Umzug durch Europa halten. Die deutsche Reformation hat ihn mehr oder minder glücklich gehalten. Verbündet mit politischen Interessen hat sie die Grundlagen der Staaten erschüttert, auch neue Fundamente

gelegt. So kehrt denn unsre Geschichte im dritten Capitel wieder zur stürmischen Jugend der Reformation fort.

Drittes Capitel. Zug der Reformation durch Europa.

§ 217. Habsburgischer Staatenverein bis 1609.

Österreich ist hier nicht deßhalb abgesondert von Deutschland hingestellt, weil es sich dem gemeinsamen Vaterlande entfremdet hatte, sondern nur weil es schon damals eine besondre Gesetzgebung vollzog, weil eben um diese Zeit die Dynastie Habsburg einen staatlichen Verein von Völkern gegründet hat, denen Unrecht geschähe, wenn man sie zu Deutschland rechnete. Ich habe diese Stellung schon vor langen Jahren vollzogen wohl auch im Vorgefühl Dessen, was seit 1867 auch dem positiven Recht nach geschehen ist.

Es geht eine Sage von dem Übertritt Ferdinands I [1555—1564] zur Reformation. Er ist doch nur berührt worden von ihren Gedanken und mild gegen sie gewesen. So hat er von der Synode zu Trient neben andern Reformen den Kelch für Alle gefordert, aber als die Stände von Niederösterreich auf dem Landtag zu Wien 1556 erklärten: Gottes Wort müsse die einzige Glaubensregel bleiben, und was daran geflickt worden wegfallen, da hat Ferdinand geantwortet: der Augsburger Religionsfriede gewähre die Freiheit nur derjenigen Religion, welcher der Landesherr zugethan sei. Ein Zeitgenosse, ein Erzbischof schrieb damals doch: in Österreich seien wenig Leute zu finden, an denen nicht einiger Geruch der neuen Lehre verspürt werde. Maximilian II [1564—1576] erzählt selbst als Prinz, daß er bei Hof wegen der Wahrheit verdächtigt sei. Man hat seine Thronfolge bedroht. Als Kaiser ist er evangelisch gesinnt geblieben in der Richtung Melanchthons, er hat einen Hofprediger, der protestantisch wurde, zu entfernen lange widerstanden. Aber nach der habsburgischen Familienpolitik war doch das Gewicht des Staats für die katholische Kirche, zumal als nach dem Tod des Don Carlos Maximilian die Nachfolge in Spanien für einen seiner Söhne erwartete. Der Rechtsgedanke wurde anerkannt wie im deutschen Reich: die Freiheit der Landstände die Religion zu ändern, und ein großer Theil des Adels führte im Erzherzogthum Österreich die Reformation ein für sich und seine Grundsassen, ebenso landständische Städte. Camerarius und Chyträus wurden berufen eine Kirchenordnung einzuführen. Sie haben 1566 eine evangelische

Religionsdeputation eingesetzt, ein Consistorium in Wien. Doch hindernd war der Streit der Lutheraner und Reformirten und der innere Zwiespalt der Lutheraner selbst, die Flacianer hatten sich als eifernde Macht erhoben.

Über Ungarn und Böhmen herrschte die jagellonische Dynastie. In Ungarn war die Ordnung und Einheit der Monarchie zerfallen, die Macht bei den Magnaten, besonders bei Zapolya. Ungarn, die in Wittenberg studirten, vornehmlich Martin Cyriaci, brachten Luthers Gesinnung mit heim, durch Waldenser, Husiten und Humanisten war die Reformation vorbereitet, und trotzdem der Reichstag die Ketzer mit Feuer und Flammen bedrohte, ihre Ausbreitung war nicht zu hemmen. Da fielen die Türken in's Land, gegen Hunderttausende kämpfte bei Mohacz [1526] ein kleines ungarisches Heer den Todeskampf. Ludwig, der König ertrank auf der Flucht, er war kinderlos, an diesem Tage wurden zwei Königskronen erledigt.

Ferdinand von Österreich war mit einer ungarisch-böhmischen Prinzessin vermählt, die verwittwete Königin Maria von Ungarn seine Schwester. Durch Erbvertrag war er zur Nachfolge berechtigt, doch die Nation griff zu ihrem Wahlrecht. Ein Theil wählte Zapolya, der geschworen hatte alle Lutheraner auszurotten, und doch sie duldete. Als Ferdinand, vom andern Theil gewählt, mit einem Heere siegend einzog, war ihm seine Stellung zum Kampf der Kirchen gegeben. Die Königin Maria las gern in Luthers Schriften, der hat ihr 1526 einige Psalmen ausgelegt zum Trost in ihrem Wittthum. Ferdinand mußte die Protestanten dulden, aber beschränkt, um den katholischen Volkstheil nicht zu verbittern. Der Protestantismus hat sich vornehmlich unter dem Adel verbreitet. 1551 wurde ein Protestant zum Palatin gewählt, zum Reichserzkanzler, bald nachher gab es nur noch drei katholische Magnaten. Die Mehrzahl des magyarischen Volksstamms wandte sich zur reformirten Kirche, vornehmlich durch Matthias Devay, der auch in Wittenberg gebildet, doch mit der philippistischen Abendmahlslehre voranging, ein kühner, unermüdlicher Apostel seines Glaubens. Die slavische und deutsche Bevölkerung hielt am Lutherthum fest.

Siebenbürgen, das Gebirgsland, die treue Grenzhut an der Mark abendländischer Bildung gegen die Türken stand bald unter eingebornen Fürsten, bald war es mit Ungarn verbunden. Hier wohnen drei Volksstämme: Walachen, von römischen Provinzialen stammend, besonders Colonen Trajans, Sekler, Überreste der Hunnen und Magyaren, und endlich im 12. Jahrhundert von Westphalen und dem Niederrhein eingewandert die Sachsen in sieben Landkreisen. Sie

haben deutsche Sitte und Sprache bewahrt, lebten unter eignen Behörden, unter einem sogenannten Sachsen-Grafen und haben die lutherische Lehre als Meßgut von Leipzig erhalten durch Kaufleute von Hermannstadt. Der Erzbischof von Gran erklärte sie als gotteslästerliche Lehre eines gewissen Martin Luther und gebot durch seinen Abgeordneten alle Schriften desselben zu verbrennen. Aus dem Schmerz des Volkes hat sich die Sage gebildet: aus der Lohe sei ein kleiner Psalter Luthers brennend aufgeflogen und niedergefallen auf die Tonsur des erzbischöflichen Abgeordneten, der drei Tage später daran gestorben sei. Es waren Todesbefehle von Ungarn erlassen gegen die Ketzer, aber nach dem Untergang des Ungarnkönigs, während des Kampfes um die Krone zwischen Zapolya und Ferdinand, hat sich der evangelische Glaube ungehindert verbreitet. Der Reformator des sächsischen Stammes wurde Johann Honterus, der Sohn eines Kronstadter Bürgers. Er hat in Krakau, Wittenberg und Basel studirt. Hier, wohl schon in bestimmter reformatorischer Absicht, hat er die Buchdruckerkunst erlernt, und mit Werkzeugen und Gehilfen kam er 1533 nach Kronstadt zurück. Er druckte zuerst Schriften Luthers, die Augsburgische Confession und Schulbücher. Sein eignes Reformationsbüchlein fing an mit der Losung: „Die Zeit ist gekommen, in welcher der Herr ein neues Volk sich erwählt hat.“ Luther sagt von ihm: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarlande erweckt hat.“ 1544 wurde er zum Pfarrer von Kronstadt erwählt. Aus dem Gute eines aufgehobnen Klosters wurde eine evangelische Schule gemacht, und so hat sich die Reformation friedlich verbreitet, indem die Pfarrer meist mit den Gemeinden gemeinsam übertraten. Der sächsische Landtag stellte sich 1544 an die Spitze der reformatorischen Gestaltung, nach seinen Absichten erließ Honterus die reformatio ecclesiarum saxonicarum. 1549 ist er gestorben. Ihm folgte der Nachruf, daß er den rechten Gottesdienst ergriffen, um des heiligen Evangeliums willen viel erlitten, fromm, demüthig und lehrhaftig gewesen sei. Die bischöflichen Güter wurden eingezogen, aber den Pfarrern der Zehnte gelassen. Als Pfarrer von Hermannstadt wurde Paul Winer 1553 zum Bischof geweiht, als Haupt der Synode der Geistlichen. Stephan Bathori verbürgte 1572 der in Christo geeinigten Kirche des sächsischen Volks die ungehinderte Ausübung der hochheiligen mit dem Wort Gottes stimmenden Augsburgischen Confession.

Die Sachsen blieben lutherisch, die Sekler wurden meist calvinisch, während die Walachen beim griechischen Ritus blieben. Das ist nicht ohne Streit geschehn, doch auf gemeinsamem Landtag haben die drei

Volksstämme 1554 beschlossen, daß der Glaube der Christen nur einer sei, wenn auch verschiedne Gebräuche herrschten, und dies ist die herrschende Gesinnung geblieben, es ist das Land der religiösen Freiheit geworden.

In Böhmen hatte das slavische Volk auf dem alten deutschen Boden nach dem Tod des Königs in der Schlacht von Mohacz die Wahl, entweder zu Österreich oder zu Baiern sich zu wenden. Damals war die habsburgische Macht im Osten nicht gegründet. Es war einer der Augenblicke, wo das Geschick der Völker auf lange hin entschieden wird. Die husitische Opposition gegen Rom war durch Luther neu belebt worden. Zum König von Böhmen ist Ferdinand von Österreich erwählt worden eben wegen seiner Mäßigung im Kirchenstreit, indem er den Utraquisten versprach, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber mit Kaiser Rudolf II [1576—1612], der in Spanien erzogen war, kamen die Jesuiten und die Gegenreformation. In Wien wurde der protestantische Cultus, von den Kirchen ausgeschlossen, im Landhaus gehalten, wo der Flacianer Opitz regelmäßig wider Jesuiten, Pfaffen und alle Gräuel des Papstthums donnerte, daß, wie ein Zeitgenosse berichtet, seine Zuhörer, wenn sie aus der Predigt kamen, die Papisten hätten mit den Zähnen zerreißen mögen. Es war die Absicht des Kaisers, die Versammlungen des Landhauses zu schließen, aber die Landstände behaupteten ihre Privilegien. So kam das Frohnleichnamsfest 1578. Zum erstenmal nach langer Zeit wagte man eine feierliche Procession durch die Straßen Wiens zu führen. Es herrschte große Aufregung in der Stadt. Beim Zug über einen Marktplatz stürzten einige Buden zusammen, man weiß nicht ob durch protestantische oder katholische Veranlassung. Aus der Procession tönte der Ruf: „Wir sind verrathen! Zu den Waffen!“ Es entstand ungeheure Verwirrung, die Prinzen stellten sich mit gezücktem Degen um den Kaiser. Nun fand der spanische Gesandte und der Jesuiten-Provinzial Gehör beim Kaiser: nachdem sichere Truppen um Wien versammelt waren, erging an Opitz und seine Genossen der Befehl, bei scheinender Sonne Wien und binnen vierzehn Tagen die gesammten Erblande zu verlassen. Von da an beginnt im ganzen habsburgischen Bereich ein entschiedner böser Wille gegen die Protestanten. Doch fand sich Hülfe in den Waffen des edlen Siebenbürgen Stephan Botskai und im Familienzwiespalt des Hauses Habsburg. Bei der unverkennbaren Unfähigkeit Rudolfs erlangte Erzherzog Matthias auf einem Familienconvent, daß er wegen der an S. Majestät bemerkten Gemüthsblödigkeit als Haupt des Hauses anerkannt wurde. Hierauf hat der Wiener Friede, der 1608

in die ungarischen Reichsgesetze eingetragen wurde, den Evangelischen in Ungarn und Siebenbürgen volle Religionsfreiheit und Rückgabe der eingezognen Kirchengüter versprochen. Ein Majestätsbrief Rudolfs ertheilte den böhmischen Utraquisten ein eignes Consistorium, die Prager Universität, sammt dem Recht überall Kirchen und Schulen anzulegen. 1618 waren in allen habsburgischen Landen die Protestanten den Katholischen an Zahl und Macht ungefähr gleich, die politische Entscheidung kam durch den 30jährigen Krieg.

§ 218. Der Norden.

In Dänemark war der König nur der erwählte Lehnsherr. In der Reichsverfassung heißt es: „Wenn der König gegen die Verfassung handelt und sich durch den Reichstag nicht zur Beßrung weisen läßt, ist Jedermann verbunden zur Abstellung zu wirken.“ So ist das Recht der Revolution ausgesprochen. Christiern II [seit 1513] lebte mit der Düveke, dem Täubchen, einer Putzmacherin ihres Standes, deren Mutter, eine Gastwirthin aus den Niederlanden, wo bereits ein blühendes Bürgerthum bestand, ihm rieth die Großen zu erniedrigen, die Geringen vor ihrer Bedrückung zu schützen. Es ist das System, durch welches das moderne Königthum entstanden ist. Auch empfahl der König den Priestern nach 1 Tim. 3 sich zu verehelichen, wie auch ihre Eltern gethan. Der Protestantismus wurde so in Dänemark eine Hofketzerei. König Christiern ist nur durch einen Bund der Bischöfe mit den Baronen gefallen. Sie haben Friedrich I von Holstein, seinem Oheim gehuldigt [1523—1533], der dem Hause Sachsen verschwägert dem Evangelium aufrichtig anhing. In seiner Wahlcapitulation waren die Vorrechte der Bischöfe verbürgt, Predigten wider den himmlischen Gott und den heiligen Vater sollten an Leib und Gut gestraft werden. Aber der König meinte, er habe nicht geschworen, auch die Mißbräuche der katholischen Kirche zu schützen. Die Reformation verbreitete sich unter dem Volke, während Macht und Reichthum doch bei den Bischöfen blieb. Auf dem Reichstag zu Odense [1527] hat der König die bürgerliche Gleichheit der Protestanten und Katholiken, die Priesterehe und die Unabhängigkeit der Priesterwahlen von Rom durchgesetzt. Die Bischöfe hatten gegen die Nachfolge seines Erstgebornen, dem Luther persönlich befreundet war, protestirt. Christiern III gewann die weltlichen Reichsstände, alle Bischöfe wurden am 20. August 1536 überfallen und erkauften ihre Freiheit und ihre Besitzungen mit dem

Verzicht auf ihre Würde. Einer nur, der nicht verzichtete, Bischof Rönnow von Roeskild ist als ein Opfer königlichen und protestantischen Despotismus im Kerker gestorben. Der Reichstag zu Kopenhagen [October 1536] stieß die Geistlichen aus der Reichsversammlung, damit der herkömmliche Einfluß des Klerus der Stimmfreiheit nicht nachtheilig werde. Es war der Anfang zur Aufhebung der Reichsstände, zum Übergang in die absolute Monarchie. Bugenhagen hat den König gekrönt und eine Kirchenordnung in gänzlicher Abhängigkeit vom Hofe, mit einigen Titularbischöfen, errichtet. Die Concordienformel wurde von Friedrich II in's Feuer geworfen, gelangte jedoch im 17. Jahrhundert zu großem Ansehn.

Norwegen, damals zwar mit Dänemark unter einem Könige verbunden, besaß noch die altgermanische Verfassung der freien Bauern. Durch den Beschluß der Volksgemeinde ist hier die Reformation eingeführt worden. Der Erzbischof Oluf von Drontheim, der an der Spitze des Widerstands gegen Christiern stand, ist mit den Kirchenschätzen endlich entflohn, und die Kirchenordnung friedlich eingeführt worden.

In Island wußte man nichts von dem sittlichen Verderben der Geistlichen, doch konnte man sich den dänischen Einflüssen nicht entziehen. Einarsen, in Deutschland gebildet, 1540 Bischof von Skalholt, begann zu reformiren, nach seinem Tode wollte Aresen, Bischof von Holun die Neurung gewaltsam unterdrücken, er ist 1550 als Empörer hingerichtet worden.

Kraft der Calmarer Union waren die scandinavischen Reiche mit gleicher Berechtigung verbunden, aber der König von Dänemark untergrub die alten Gerechtsame von Schweden. Als die Unzufriedenheit deßhalb gährte, berief 1520 Christiern II den Adel und die angesehensten Männer des Landes nach Stockholm zur Huldigung. Sie kamen zu ihrer Hinrichtung. Ein junger, edler Schwede, dessen Vater gleichfalls auf dem Schaffot geendet, ist diesem Blutgericht entflohen, Gustav Wasa. Er stellte sich an die Spitze dieses Kampfes, befreite sein Vaterland und wurde durch die Volksstimme auf den Thron erhoben. Er hatte auf der Flucht in Lübeck die Lehre Luthers kennen gelernt, und dort große Anleihen gemacht zur Führung des Kriegs, ein neuer König wagte er nicht für die Bedürfnisse der Regierung das Volk zu belasten. Die Bischöfe waren in dänischem Interesse eingesetzt, Leo X hatte die dänische Gewaltherrschaft in Schweden durch seine Bannsprüche unterstützt. In der Reformation lag das Recht durch die Reichthümer der Kirche sich zu helfen. Der König selbst hat einmal zu Pferd am Jahrmarkt zu Upsala auf einem Hügel zum Volke

geredet von der Nutzlosigkeit der Mönche und des lateinischen Gottesdienstes. Die Bauern sagten, die Sache gehe über ihren Verstand. Aber der König drohte die Krone niederzulegen und gewann den Adel durch die Theilnahme am Raube. Der Reichstag zu Westerås [1527] beschloß, Jeder solle aus Kirche und Klostergut die Stiftungen seiner Familie zurückfordern dürfen. Dies hat der König als einer der ältesten Adelsfamilien angehörig ausgebeutet und zuletzt den ganzen Rest in Beschlag genommen gegen das Versprechen, den Zehnten für dieses eingezogne Kirchengut der Kirche zahlen zu wollen. Die Bischöfe, nachdem zwei von ihnen als Hochverräther hingerichtet waren, bekannten schriftlich, daß von ihren Vorfahren ihre hohe Würde, Macht und Reichthum schlecht angewendet worden sei. Gustav Wasa war heldenmüthig, eigenmächtig und populär. Sein Wahlspruch: „Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft.“ Er hat die Klosterjungfraun von Wadstena, welche der Auflösung sich widersetzten, seinen Leuten preisgegeben. Dem Volk war die Reformation nur vorgestellt worden als Änderung der Cärimonien und Beschränkung der Bischöfe. Der König leugnete jede Änderung der Lehre, so hat das Volk noch lange gemeint, es sei katholisch geblieben.

Gustavs Sohn, Johann III war ein grübelnder Gelehrter, der nicht eigentlich die Rückkehr zum Papstthum wollte, aber eine Vermittlung, die nach Art dieser schwedischen Reformation nicht allzu schwer erschien. Der Jesuit Possevino kam als evangelischer Geistlicher verkleidet nach Schweden, durch ihn ist ein Katechismus und eine katholische Agende eingeführt worden. In Polen wurde ein Seminar gegründet zur Erziehung junger Schweden. Zur vollen Einigung forderte der König vom Papst Zugestehung der Priesterehe, den Kelch für Alle, endlich daß er verzichte auf das eingezogne Kirchengut. Während man in Rom noch zögerte und unterhandelte, erhoben sich Volkstumulte gegen die doch bereits ungewohnten Cärimonien, und der König trat noch rechtzeitig zurück.

Sein Nachfolger Sigismund traute auf Polen als sein mütterliches Erbe und wollte, wie die Schweden sagten, die Irrthümer des Antichrists zurückführen. Als er gegen seinen Oheim Karl IX auszog, der die Sache des Protestantismus vertheidigte, ward er von seinen Truppen verlassen und jener als Retter des Protestantismus erhielt die Krone. Sein Sohn war Gustav Adolf.

Wenn man diesen Verlauf in Schweden überblickt, so ist nicht zu leugnen, daß die Reformation hier ausgegangen ist von politischen ja materiellen Interessen, aber allmählich und grade durch die

Gefahr sie wieder zu verlieren, ist sie eingewurzelt in der Gesinnung des Volkes.

In dem einst mächtigen Polen, das Deutschland und Rußland aus einander hielt, herrschte mit einem König an der Spitze eine harte, mit der Hierarchie verbündete Aristokratie. Also beschloß der Reichstag von 1505: ein Nichtadliger, von plebejischem Geschlecht, darf zu keiner höhern geistlichen Würde gelangen bei Strafe der Verbannung und Confiscation, der Bauer darf höchstens einen Sohn zur Schule schicken. Als Laski [S. 223] verzweifelt aus dem Vaterland hinwegging, hat er doch eine Wirkung zurückgelassen, welche durch Flüchtlinge aus Deutschland verstärkt wurde. Diese fanden bei den unabhängigen Aristokraten Schutz, die gelegentlich sagten, sie seien weder dem König unterworfen noch dem Papste. Der Reichstag von 1553 war nur einig mit dem König in der Fordrung katholischer Reformen, nämlich die Messe in der Landessprache, Kelch für die Gemeinde, Recht der Priesterehe, Abschaffung der Annaten, ein nationales Concil zur Abschaffung der Mißbräuche und zur Schlichtung der Religionsstreitigkeiten. Der Legat, als er in die Reichsversammlung trat, wurde begrüßt mit dem Rufe: salve progenies viperarum. Doch hat er gemeinsame Maßregeln zu hindern verstanden.

Zur Ausgleichung des innren Gezänks der mancherlei Evangelischen im Consensus Sendomiriensis hat der noch einmal in's Vaterland zurückgekehrte Laski wesentlich beigetragen, und diese Melanchthonsche Eintrachtsformel ist damals auch in Wittenberg gebilligt worden, zur Zeit der Herrschaft der Philippisten. Dadurch vornehmlich ergab sich die Machtstellung des polnischen Protestantismus, durch die er volles Bürgerrecht erhielt. Von Seiten des Königs und der Bischöfe konnten nur theilweise Verfolgungen stattfinden, weil auf ihren Gütern die Woiwoden fast unbeschränkt regierten. Durch sie wurde während des Interregnums die Pax dissidentium geschlossen, ein Religionsfriede, dem viel bittrer Zwist, doch kein Krieg vorausgegangen war. Der Papst hat gegen diesen Bund zwischen Christus und Belial eifrig protestirt.

1572 ist der jagellonische Mannesstamm auch in Polen erloschen, und Polen wurde zu seinem Unglück ein Wahlreich. Als Heinrich Valois, der französische Prinz, der an der Bluthochzeit Theil gehabt, zum Könige erwählt Ausflüchte machte den Frieden zu beschwören, sagte ihm der Großmarschall: »Si non jurabis, non regnabis.« Dann folgte Stephan Bathori [1575—1586], dessen Wahlspruch: Gott hat sich drei Dinge vorbehalten: aus Nichts etwas zu machen, Künftiges vorherzuwissen und die Gewissen zu richten. Unter Sigismund, der

die schwedische Krone verloren hat in seinem katholischen Eifer, begann der Einfluß der Jesuiten auf den jungen Adel, Hof- und Staatsämter wurden der Preis des Übertritts. Noch war der Protestantismus rechtsbeständig, doch bereits im Abnehmen unter den höhren Ständen. König Wladislaw IV sah im Geist das Unglück, welches der religiöse Zwiespalt über Polen bringen werde, und erfüllt von der Unnatur eines Zwiespalts über Das, was Menschen einigen soll, hat er ein Religionsgespräch nach Thorn ausgeschrieben. Auf seine Einladung kamen Abgeordnete aus Sachsen, Braunschweig, Brandenburg, aus der katholischen, lutherischen, reformirten Kirche. Nach damaliger theologischer Stimmung konnten sie nur aus einander gehn mit der Schärfung des Gegensatzes.

Livland, als Besitzthum des deutschen Ritterordens, war seit 1521 unter einen eignen Heermeister gekommen, Walter von Plettenburg. Der schickte den Bürgern von Riga eine große Knute, damit möchten sie den Klerus aus der Stadt verjagen. Sie haben es gethan und sind in reichsstädtischer Freiheit dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten. Die Reformation war allgemein angenommen, als der Heermeister Konrad von Ketteler sich zum Herzog von Kurland und Semgallen erklärte und so die Frucht pflückte, wie Herzog Albrecht sie in Preußen gepflückt hatte [1561].

Es folgt die Reformations-Geschichte zweier Nationalkirchen von hoher geschichtlicher Bedeutung. In der einen hat die Reformation gesiegt, doch nur halb, in der andren wurde sie besiegt, auch nur halb und doch mehr als halb. Dort ist der Sieg, hier die Niederlage nach langen schweren Kämpfen geschehn.

Großbritannien und Irland.

§ 219. Gründung der anglikanischen Kirche.

Die englische Reformationsgeschichte verläuft wie eine Tragödie regelrecht in vier Acten, und des Hochtragischen enthält sie genug.

In England wurde offenbar, daß Wiclef, obwohl man seine Gebeine verbrannt hatte, nicht todt sei. Die beiden Übersetzer der H. Schrift in England, Fryth in London und Tindal aus Brabant, endeten auf dem Scheiterhaufen, auch die erste Ausgabe der Bibelübersetzung, welche der Bischof von London in Antwerpen aufgekauft hatte. Der Verleger wußte damals das Geld, das er dafür erhielt, nicht besser anzuwenden als zu einer neuen, größern Auflage.

Heinrich VIII war reichbegabt an Leib und Seele, aber ungestüm und verwildert. Der Cardinal Wolsey, bis 1529 sein Minister und

Liebling hat von ihm gesagt: er würde lieber sein halbes Königreich verlieren, als einen seiner geringsten Wünsche unbefriedigt lassen. Durch seinen theologischen Streit mit Luther war er der Feindschaft gegen das neue religiöse Princip verpfändet. Ich habe es eine todbringende Liebe genannt, die er auf das Hoffräulein seiner Gemahlin wandte, denn sie selbst, Anna Boleyn wie zwei ihrer Nachfolgerinnen hat dieser König Blaubart enden lassen auf dem Schaffot. Anna verweigerte sich ihm, er heirathe sie denn. Zu diesem Zweck seine Gemahlin los zu werden, mit der er 18 Jahre gelebt, war deßhalb so schwierig, weil das nur möglich war durch eine päpstliche Nichtigkeitserklärung dieser Ehe. Doch war die Ehe ohne männliche Nachkommen und der Wunsch nach einem Thronerben die politische Entschuldigung für die Leidenschaft des Königs. Aber eine päpstliche Nichtigkeitserklärung war um so schwieriger, da Julius II Dispensation ertheilt hatte zu jener Ehe mit des Bruders Wittwe und Katharina von Arragonien eine Frau war von tief kirchlicher Frömmigkeit. Doch Clemens VII, als er sich der Leidenschaft des Königs versagte, war nicht Schützer des Rechts gegen lüsterne Launen eines Königs, sondern er wagte nicht Karl V durch diese Verstoßung seiner Muhme vom Thron zu verletzen. Er entschuldigte sich gegen den englischen Gesandten: „Wenn nur erst die Spanier und Deutschen aus Italien vertrieben wären! Ich sehe die Folgen so gut wie ihr voraus, aber ich bin zwischen Hammer und Amboß.“ Endlich berichtete der Gesandte aus Rom: Der Papst hat folgende geheime Bedingung gestellt: es könnten Ew. Maj. zwei Gemahlinnen gestattet werden. Er möge sich Anna insgeheim zur linken Hand antrauen lassen. Aber nur als Königin wollte sich diese dem König ergeben. Katharina war sehr jung, nur wenige Tage und Nächte mit Heinrichs kränklichem, früh verstorbenen Bruder vermählt gewesen, und behauptete, diese Ehe sei nie vollständig vollzogen worden. Die Frage nach der Ehe mit des Bruders Wittwe war controvers nach damaliger Rechtsansicht durch Bezug auf's mosaische Gesetz: denn 3 Mose 18, 16 wird die Ehe mit des Bruders Wittwe unter die blutschänderischen gezählt, während 5 Mose 25, 5 die Leviratsehe befohlen ist. Daher Cranmer, Professor in Cambridge, den König aufmerksam machte, daß die kirchliche Wissenschaft zum Theil der päpstlichen Ansicht entgegenstehe. Während noch Gutachten dieses Sinns, namentlich von deutschen Universitäten eingeholt wurden, hatte endlich Anna sich den Verheißungen des Königs ergeben. Sie war in Hoffnung. Um dem Königskind die eheliche Geburt zu sichern, erklärte Cranmer, jetzt als Erzbischof von Canterbury, er selbst heimlich vermählt mit Osianders Nichte, die

Ehe mit Katharina für nichtig, und der König vollzog seine Vermählung mit Anna Boleyn. Nun mußte der Papst einschreiten. Der König sah in Schweden eine katholische Kirche ohne Papst, und ein serviles Parlament von England erklärte ihn als Herrn im Weltlichen und im Geistlichen. Auch der Klerus erkannte ihn an als Oberherrn, so weit Christi Gebot es gestatte [1532]. In solcher Weise wurden die allgemeinen Interessen durch die persönlichen Wünsche des Königs gefördert. Er wollte nichts als die Legitimirung seiner Ehe, durch Unabhängigkeit von Rom. Aber durch die Macht der Dinge, die Neigung eines Volkstheils und durch Cranmers Absicht ward er unwillkürlich weiter getrieben. Eine Visitation der Klöster brachte allerlei Schmach an's Licht. Man fand Marienbilder, die durch Räder- und Feder-Automaten die Augen bewegten und weinten. 376 Klöster, so viele ihrer nicht im Parlamente vertreten waren, wurden aufgehoben. Manches vom Klostergut ist damals verschleudert worden: Heinrich soll einem Weibe ein Kloster geschenkt haben, weil sie ihm einen guten Pudding vorsetzte. Doch sind auch Festungen und Schiffe davon gebaut worden. Gegen das Andenken Beckets, als des Heros des Princips, über das sich der König erhob, wurde 1538 ein förmlicher Proceß geführt, der Heilige als Hochverräther verurtheilt, seine Überreste zum Feuer. Von seinem Altar sind zwei große Kästen mit Silber und Gold hinweggeschleppt worden. Gegen solche Gewaltthat erhoben sich doch auch edle Vertheidiger der alten Kirche, die den König als Haupt der Kirche anzuerkennen sich weigerten. So der Bischof John Fisher von Rochester, welchen der Papst noch im Kerker zum Cardinal ernannte. Als er 77 Jahre alt das Schaffot bestieg, rief er: „Ich sterbe für den wahren katholischen Glauben, Gott erhalte das Reich und den König." Der Kanzler Thomas Morus hatte in seiner Utopia, diesem Ideal des künftigen Staats, darin Alle gleichmäßig für das gemeinsame Bedürfniß arbeitend Raum hätten zu einem glücklichen, der Natur gemäßen Leben, die reformatorische Richtung für England angegeben, aber der Freund des Erasmus wollte eine friedliche Reformation zunächst durch die Wissenschaft. Er hat noch zu dem Henker gesagt: „Du wirst wegen meines kurzen Halses wenig Ehre mit mir einlegen."

Nach dem Bruch mit Rom war der Damm gebrochen, den Religion und Superstition den Gelüsten des Königs entgegengesetzt. Er fühlte sich als den schrankenlosen Herrn, wie seine Schmeichler ihn priesen. In der Vorrede zu der 1535 auf seinen Befehl herausgegebenen lateinischen Bibel heißt es: „Der König ist berufen, an Gottes Statt Kirche und Staat zu regieren. Er ist im Reich, wie die Seele im Kör-

per, wie die Sonne im Weltall, daher man von seinen Geboten, die mit den göttlichen Geboten eins sind, um keines Fingers Breite abweichen darf." Er konnte doch seines Titels als defensor fidei und seines Hasses gegen Luther nicht vergessen. Das Lesen der H. Schrift in der Volkssprache hat er beschränkt auf die nobiles und mercatores. Wer den Papst öffentlich anerkannte, wurde gehängt, wer die Transsubstantiation leugnete auch. Der Glaube wurde befohlen, daß Christus weder das Papstthum noch das Mönchthum gegründet habe. In seinem gemischten Sinn erließ der König ein Gebetbuch: nicht nur öffentlich, auch im Kämmerlein solle man nur aus diesem Buch zu Gott beten. Das war möglich durch den energischen Charakter Heinrichs, auch durch die wachsende Macht der Regierung in Folge des aus den Klöstern geschöpften Reichthums, aber auf die Länge war es in England nicht durchzuführen. Die katholische und die protestantische Partei am Hofe verbarg in zitternder Heuchelei ihren Sinn. Sie führten gegen einander einen Intriguenkrieg, jede hoffend auf die Zukunft, die zunächst für den Protestantismus entschieden hat.

Unter der Regentschaft für den unmündigen König Eduard VI [s. 1547] wurde Bucer nach Cambridge berufen und so ein Bund mit deutscher Theologie geschlossen. Der Regent Somerset, in Briefwechsel mit Calvin, führte die Reformation auf dem bequemen Wege fort, rein protestantisch im Glauben, in Cultus und in Bezug auf die Hierarchie vermittelnd, die Bischöfe, überhaupt der Weltklerus, blieben ungekränkt. Heinrich VIII hatte die Erbfolge mit Zustimmung des Parlaments dahin geordnet, daß auf Eduard, wenn er kinderlos sterbe, Maria, die Tochter der Katharina, dann, wenn auch diese kinderlos vorübergehe, Elisabeth folgen solle, Annas Tochter. Man scheute den katholischen Eifer der Maria. König Eduard, der jung dahinwelkte, ernannte deßhalb eine entfernte Verwandte, die gelehrte, holdselige Johanna Gray zu seiner Nachfolgerin. Aber es war keine Zeit dies Testament durch das Parlament bestätigen zu lassen. Maria wurde allgemein anerkannt, Johanna Gray bezahlte den kurzen Königstraum mit ihrem jungen Leben. Die katholische und blutige Maria hat sofort eine politische und kirchliche Reformation eingeführt. Erzbischof Cranmer wurde verhaftet, er nun ein alter Mann. Nach dreijähriger Gefangenschaft bekannte er geirrt zu haben und Alles glauben zu wollen, was die katholische Kirche glaube. Aber Maria konnte ihm nie vergeben, was er an ihrer Mutter gethan. Er sollte sein Bekenntniß öffentlich wiederholen und dennoch sterben. Da, ausgestellt vor dem Volk, schon auf dem Scheiterhaufen, bat er Gott vielmehr um Verzeihung,

daß er in einem Augenblick der Todesfurcht seine Überzeugung verleugnet habe. Die Hand, welche dies falsche Bekenntniß unterzeichnet habe, solle zuerst zu Asche verbrennen.

Maria hat Alles aufgeboten England dem Papst zurückzuführen. Der päpstliche Legat Poole, der die feierliche Unterwerfung von England empfing und Absolution über das Land aussprach, war für milde Maßregeln. Eine Bulle überließ das entfremdete Kirchengut den dermaligen Besitzern. Aber Tausende entflohen und Hunderte wurden verbannt. Eine Frau in Guernsey gebar auf dem Scheiterhaufen ein Kind, das wurde gerettet, doch wieder hineingeworfen in die Flamme, als doch einmal vom Gift der Ketzerei angesteckt. Grade unter dieser Verfolgung durch die Blut- und Feuertaufe hat sich der Protestantismus tief in den Gemüthern des englischen Volks gegründet.

Die katholische Maria war mit Philipp von Spanien vermählt, doch kinderlos. Früh endend ernannte sie in ihrem Grimm zur Erbin ihre Blutsverwandte Maria Stuart, Königin von Schottland, damals in Frankreich mit dem Kronprinzen vermählt. Sie hätte England an Frankreich gebracht. Das Volk achtete wieder Heinrichs VIII Testament und das Geburtsrecht der Tochter Annas. Elisabeth war unter ihrer Halbschwester durch große Klugheit Kerker und Tod entgangen, während sie doch zuweilen an den nothdürftigsten Kleidungsstücken Mangel litt. Sie war von Cranmer erzogen, Melanchthons loci ihr religiöses Unterrichtsbuch. Diese Königin führte den Staat auf seine naturgemäße Bahn zurück, aus welcher Maria ihn gerissen hatte, sie selbst in ihrer Größe und in ihren Schwächen die große Zukunft ihres Volks repräsentirend. Philipp von Spanien wollte in England das Nest der Ketzerei zerstören. Als seine furchtbare Armada durch Sturm zerstreut und die vereinzelten großen Schiffe von kleinen englischen Seglern genommen wurden, wuchs die Freudigkeit der protestantischen Bevölkerung. Eine Münze, welche Elisabeth schlagen ließ, trug die Inschrift: Deus afflavit et dissipati sunt. Doch sind unter Elisabeth an 200 Katholiken hingerichtet worden, nicht als solche, sondern weil sie, von Jesuiten im Auslande erzogen, mit der Absicht heimkehrten, England unter das Papstthum zurückzubringen. Jeder Versuch des Aufruhrs haftete sich an diese wunde Stelle. Durch die Gewaltsamkeit der Einführung von oben her blieb dem Katholicismus ein Anknüpfungspunkt in einzelnen, zu großen Opfern fähigen Gemüthern. Dazu war die königliche Suprematie über die Kirche, die das Parlament auch der Elisabeth zuerkannte, nun an die Stelle der päpstlichen getreten. So mochte die Reformation für

Viele als etwas nur Äußerliches erscheinen, Lossagung vom Papstthum, Abschaffung des Mönchthums, des Priestercölibats, der Messe. Elisabeth liebte die Pracht des Cultus, sie sah in den katholischen Formen etwas Versöhnendes. So ist hier allmählich eine dritte Gestalt des Protestantismus entstanden, die anglikanische oder bischöfliche Staatskirche, die vom Papst und der scholastischen Dogmatik losgesagt, so viel von katholischen Formen festhielt, als der Krone und den Bischöfen als den Obern der Kirche und gleichzeitig den ersten Baronen des Reichs bequem erschien. Das unter Eduard aufgestellte, auf einer Versammlung des Klerus zu London revidirte, in 39 Artikel zusammengezogne und durch das Parlament [1571] verbindlich erklärte Bekenntniß stellt das Ansehn der Kirche auf die H. Schrift, die alles zum Heil Nothwendige enthält, die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, aus dem gottwohlgefällige Werke nothwendig entspringen; im Abendmahl die Gemeinschaft des Leibes Christi, geistig durch den Glauben zu empfangen, die Prädestination nur von ihrer tröstlichen Seite. Für den Gottesdienst das Book of common prayer voll katholischer Cärimonien.

Irland war damals zu seinem Unglück bereits England unterthan. In jeder Persönlichkeit oder Nationalität liegt ein Geheimniß, das sich aller Berechnung entzieht. Warum ist das irische Volk der evangelischen Wahrheit verschlossen geblieben? Als Gründe werden angeführt: geringe Bildung und einfältige Sitte. Aber das war in Schottland ebenso. Nur der Grund hat einige Bedeutung, daß die Reformation nicht als Volkssache, nicht als Evangelium nach Irland gekommen ist, sondern in despotischer Weise verkündet von den verhaßten Sachsen. In der Folge des Kirchenstreits ist nur das Unrecht geschärft worden, allmählich zum Verbrechen an einem ganzen Volk, das noch auf den Söhnen der Räuber, wie der Beraubten liegt als schwere Schuld.

Irland war nach altem, volksthümlichem Recht getheilt in Clans, Stämme mit gemeinsamem Grundbesitz. Die Engländer betrachteten das Stammeshaupt als Besitzer, daher wenn sich ein solches empörte, wie nicht selten geschah, und geächtet wurde, das ganze Stammland confiscirt und an Engländer vergabt wurde, die Eingebornen als kleine Pächter, und so allmählich hat das ganze irische Volk nur zu Miethe gesessen im eignen Vaterlande. Die eingedrungne protestantische englische Bevölkerung bemächtigte sich des Kirchenguts und der Bischofsitze. Durch allgemeine Bedrückung der Katholiken hoffte man die Protestanten zu mehren. Ein Katholik wurde für unfähig erklärt,

Grundeigenthum durch Kauf zu erwerben. Wenn der Sohn einer katholischen Familie protestantisch wurde, erhielt er sofort das Vermögen des Vaters und der katholisch gebliebenen Geschwister, die nur auf eine kleine Jahresrente gesetzt wurden. Strafgesetze haben selbst versucht, den katholischen Cultus auszurotten: wer Messe liest, wird Landes verwiesen; kehrt er zurück, so soll er gehängt werden. Doch hat der irische Klerus daran festgehalten ein armes, niedergebeugtes Volk zu trösten.

§ 220. Ursprung der Puritaner und Independenten.

Gegen das katholische Element der Staatskirche erhoben sich die Puritaner, der Name gebildet wie der der Katharer, als die eine reine wahrhafte evangelische Kirche wollten. Weil sie die bischöfliche Hierarchie für unbiblisch achteten, haben sie in ihren Gemeinden eine republikanische Verfassung eingeführt: durch Geistliche und Laien-Presbyter aus freier Wahl der Gemeinden vereinigt zu Synoden, daher sie auch Presbyterianer genannt werden. Sie achteten die Kirche für ein Gemeinwesen höhrer Art als der Staat, auch der König soll der Zucht, dem Bann der Presbyter unterworfen sein. Eine allgemeine Neigung der reformirten Kirche nur steigernd, verbannten sie Orgeln, Musik, Kerzen, Bilder, Kniebeugung, Meßgewänder als katholisirend. Gegen solche Bestrebungen hat die Regierung die Uniformitätsacte [1559] erlassen, welche jedes politische Recht abhängig machte von dem Suprematseid, d. h. eidliche Anerkennung der Oberhoheit des Königs über die Kirche, und vom Genuß des Abendmahls in der bischöflichen Kirche, die sich Weigernden als Nonconformisten mit Geld- und Gefängnißstrafe, ihre Geistlichen mit Entsetzung und Landesverweisung bedroht. Wegen Störung des bischöflichen Gottesdienstes wurden einzelne Presbyterianer am Pranger ausgestellt, andern die Ohren abgeschnitten, wegen Spottbildern und Verwünschungen gegen die Königin sind auch einige hingerichtet worden. Die Uniformitätsacte wurde 1592 durch einen Parlamentsbeschluß dahin geschärft, daß jede über 16 Jahr alte Person, die sich über einen Monat ohne gesetzliche Ursache weigert, den bischöflichen Gottesdienst zu besuchen, oder irgend Jemand zur Verachtung des Ansehens der Königin in Kirchensachen verleitet, so lange gefangen gesetzt werden soll, bis sie sich über ihre Conformität befriedigend erklärt hat. Wenn diese Erklärung nicht nach bestimmter Zeit gegeben ist, soll solche Person verbannt werden oder sterben. Es war dieses Gesetz weniger gegen die Katholiken gerichtet als gegen die

Puritaner. Diese wurden dadurch in ihrem Fanatismus gesteigert: sie eiferten gegen alle weltliche Lust und Bildung, besonders gegen Schauspiele als Teufelsspiele und dies in einer Zeit, als Shakespeare eine neue Welt vom Genie erschaffen über die Bretter führte. Die Puritaner redeten gern in Bibelsprüchen bis zur Abgeschmacktheit. In erwarteter, erbeteter Erneuerung der apostolischen Gnadengaben stehn Propheten unter ihnen auf, die den Untergang des antichristlichen Staats verkünden. Die Verfolgung fand sie als eine Gesinnung, kaum als Secte, und machte eine drohende Fraction daraus. Die Freiheit der Kirche vom Staat mit gänzlicher Aufhebung der Einheit der Kirche nach apostolischem Vorbild führte zum Unabhängigkeitskampf einer jeden Gemeinde, so entstanden die Independenten, in vollem Gegensatz gegen die bischöfliche Hierarchie. In ihrer Steigerung gingen aus ihr hervor die Leveller, die Gleichmacher, nämlich der Rechte und des Vermögens. Sie bewiesen aus der Bibel nicht nur die Volkssouveränität, sondern auch daß Gott die Könige hasse.

So zogen düstere Mächte gegen Staat und gegen Bildung schon unter Elisabeth heran, ein drohender Kampf des demokratischen und aristokratischen Princips, der einseitigen Frömmigkeit und der Humanität, des Abbrechens von der Geschichte und des Festhaltens an ihrer Entwicklung wie an ihren Mißbräuchen.

§ 221. Schottland. Maria Stuart.

Schottland war zu Anfang unsrer Periode noch ein unabhängiges Königreich. Jakob V ist im Wahnsinn gestorben. Einen Tag vor seinem Tode ward Maria Stuart geboren, in der Wiege Königin. Als verlobt mit dem Dauphin ist sie am französischen Hof erzogen worden. Die Regierung führte die verwittwete Königin, Schwester des Herzogs von Guise, und Cardinal Beaton.

Patrick Hamilton, aus königlichem Geschlecht, war in Wittenberg und Marburg gebildet. Er verkündete die Reformation, disputirte öffentlich mit dem Dominicaner Campbell, dem er zuletzt vorwarf: „Du verdammst Lehren, von deren Wahrheit du überzeugt bist." Er ist hingerichtet worden, nachdem er seinen Gegner vor Gottes Gericht gefordert hat, dieser hat nach wenig Tagen im Wahnsinn geendet. Ein evangelischer Prediger, Winhart, wurde vor dem königlichen Schloß verbrannt. Beaton sah aus dem Fenster zu. Jener, schon auf dem Scheiterhaufen, rief ihm zu: „In wenig Tagen wirst

du ebenso schrecklich umkommen." Und wirklich ist jener durch Verschworne ermordet worden.

An die Spitze der reformatorischen Bewegung stellte sich John Knox. Er hatte in Genf studirt, war vertraut mit Calvin, ihm ähnlich, nur stürmischer in seinem Eifer. Weil er Beatons Ermordung öffentlich gebilligt, ist er zu den Galeeren verurtheilt worden. Von hier hat er einen Brief geschrieben an seine Glaubensbrüder, unterzeichnet: „John Knox, der gebundene Knecht Christi." Als er wieder nach Schottland zurückkam, drohte ihm der Erzbischof, wenn er die Kanzel betrete, würde er herabgeschossen werden. Er hat dennoch gepredigt. Er erließ eine Schrift: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment," scheinbar gerichtet gegen Maria die Katholische in England. Es heißt: „Ich behaupte, daß Adel und Volk nicht nur verbunden waren, der neuen Isabel Widerstand zu leisten, als sie anfing das Licht des Evangeliums zu verlöschen, sondern daß sie auch die Königin sammt ihren Pfaffen zu Tode bringen sollten." Damals war Maria schon todt, die Schrift galt der schottischen Regierung. Gegen diese katholische, von Frankreich unterstützte Regierung schlossen die entschiedensten Freunde der Reformation eine Congregatio Christi [1557], volksmäßig „Covenant". Jedes Mitglied hat zu schwören, mit Daransetzung des Lebens das nackte Wort Gottes zu fördern und die satanische Abgötterei der Papisten zu vernichten. Diese Congregationalisten bemächtigten sich der Staatsgewalt als Adel und Gemeinde der schottischen Kirche. Die Klöster wurden aufgehoben und die Gebäude zerstört, denn Knox meinte: „Wenn man die Nester zerstört, kommen die Krähen nicht wieder." Das neue Parlament erließ 1560 ein Gesetz: wer eine Messe hält auf dem Boden von Schottland, deß Besitzthum wird eingezogen, wer es zum zweiten Male thut, wird des Landes verwiesen, zum dritten Male wird er gehängt. Knox hielt dafür, man müsse die Papisten strafen, wie im Alten Testament die Abgöttischen gestraft wurden. Aus der Tempelreinigung des Herrn leitete er die Nöthigung her die Bilder aus der Kirche zu werfen. Er richtete den Cultus ein in puritanischem Sinn, so daß, unbewußt ironisirend, ein Anhänger äußerte: jetzt nach Reinigung der Kirche von Mißbräuchen, erscheine sie so glatt wie eine Katze, der man die Flöhe abgekämmt.

Maria Stuart, als Wittwe des Königs von Frankreich, war 19 Jahr alt, schön und leichtsinnig in ihr Erbreich zurückgekehrt. Durch Gemüth und Gewohnheit hing sie an der katholischen Kirche, zumal die strenge, puritanische Sitte war ihr zuwider. Kaum daß sie das Lesen einer Messe in ihrer Schloßcapelle durchsetzen konnte, denn Knox

sagte: „Eine Messe ist schlimmer als ein Einfall von 10 000 Feinden.“ Als die Königin einmal abwesend war, wurde die Capelle durch den Pöbel zerstört. In allen Kirchen Schottlands wurde an jedem Sonntag nach Befehl des Parlaments gebetet: „Reinige, o Gott, das Herz der Königin vom Gift der Götzendiener und erlöse sie aus der Sclaverei des Satans, in der sie erzogen ist, damit das Reich den Strafen entgehe, welche unermüdlich dem Götzendienst folgen.“ Das Volk schien ernstlich zu glauben, daß Maria eine neue Erscheinung der Isabel sei, Knox sei Elias, die Päpstlichen Edomiter und es selbst das Volk Gottes. Maria dachte nicht daran, die Reformation zu unterdrücken, das ging weit über ihre Macht, doch stand sie in stetem Verkehr mit dem römischen Hof. Sie setzte einen katholischen Erzbischof ein, welcher ihr Kind, später Jacob I, taufte. Sie hatte sich vermählt mit einem englischen Katholiken Darnley, der fand einst den italienischen Sänger Riccio im Schlafgemach der Königin und stach ihn vor ihren Augen nieder. Bald darnach wurde jener mit dem Hause, in welchem er schlief, in die Luft gesprengt, wahrscheinlich vorher erdrosselt. Ein Anschlag in den Straßen von Edinburg bezeichnete den Grafen Bothwell, einen frechen Wüstling, der das Herz der Königin gewonnen, als Mörder, die Königin als Mitschuldige. Dieser Verdacht erschien gerechtfertigt, als sie sich von jenem entführen ließ und ihn heirathete. Sie ist darüber so verachtet worden, daß sie selbst die Nothwendigkeit einsah vorübergehend dem Throne zu entsagen. Das Parlament ließ sie verhaften, sie entfloh, stellte sich an die Spitze einer Schar, wurde geschlagen und mußte nach England zu der verwandten Elisabeth fliehen. Das Urtheil über das Ende der geistvollen Frau und die Blutschuld der Elisabeth an ihrem Tod ist durch neuerdings aufgefundne Urkunden, wie es scheint, so festgestellt: 1) Maria Stuart hat sich von ihrer Mitschuld an Darnleys Tode nie ganz gereinigt, es sind Briefe von ihr an Bothwell aufgefunden worden aus der Zeit, als Darnley, ihr Gemahl noch lebte. 2) Als Urenkelin Heinrichs VII war sie zum Thron von England berechtigt, sobald Elisabeth starb oder nicht rechtmäßige Königin war. Daher Maria nach dem Tod der katholischen Maria und in Übereinstimmung mit dem Testament derselben Wappen und Titel einer Königin von England angenommen hat. Eine Reihe von Verschwörungen gegen das Leben der Elisabeth, um die katholische Königin auf den Thron zu bringen, wurden entdeckt. Ob sie mitschuldig war, ob sie aus ihrem Kerker heraus Herz und Krone bietend, Diejenigen verlockt hat, die für sie gestorben sind, ist unerwiesen. Aber alle katholischen Hoffnungen in England und Irland waren auf

sie gestellt. 3) Ihre Richter, Engländer und Protestanten haben sie einmüthig zum Tode verurtheilt, das englische, protestantische Volk forderte ihren Tod. Die Vollziehung des Urtheils war durch die Unterzeichnung der Königin bedingt. Sie hat lange gezaudert, hat wahrscheinlich auch mit sich selbst gekämpft. Endlich als die spanische Flotte England bedrohte, hat sie das unterzeichnete Todesurtheil in die Hände des Staatssecretairs gelegt, um es zu vollstrecken im Fall eines Aufruhrs oder der Landung der Spanier. Nun meinten die Staatsräthe, ihre Königin wolle sich nur das Gefühl des Todesbefehls ersparen, auch sie müßten etwas auf sich nehmen, und sie beauftragten den Grafen Kent mit der Vollstreckung. Maria war 19 Jahre gefangen, kein Priester wurde zu ihr gelassen, doch drang eine von Pius V geweihte Hostie in ihren Kerker.

Als das immer noch schöne Haupt, das drei Kronen getragen hatte, gefallen war, sprach Graf Kent: „Mögen alle Feinde des Evangeliums so zu Grunde gehen!"

§ 222. Die ersten Stuarts über Großbritannien.

Als Elisabeth nach langer, für ihr Land ruhmvoller Regierung starb, war ihr gesetzlicher Erbe der Sohn der hingerichteten Maria, nur von seiner Mutter her ein Stuart, der also die drei Reiche vereinte, wie sie noch jetzt vereint sind, in England genannt Jacob I. Er war ein gelehrter Herr, der den Unterschied der Kirchen für gering achtete und eine Ausgleichung des Katholicismus und Protestantismus für thunlich ansah, nur haßte er die republikanische Verfassung der schottischen Kirche. Er pflegte zu sagen: „Wo kein Bischof, da ist auch kein König," und die Katholiken zog er den Presbyterianern vor. Als diese sich beklagten, seit kurzem hätten die Jesuiten an 5000 Engländer zu Katholiken gemacht, erhielten sie die kühle Antwort, so möchten sie ebenso viele Spanier oder Italiener bekehren.

Die Katholiken hatten einen Keller gemiethet unter dem Parlamentshause, der, mit Pulverfässern gefüllt, bei der Eröffnung König und Parlament in die Luft sprengen sollte, der Anschlag wurde wenige Stunden vor der Ausführung verrathen [1605]. Es ist ungewiß, ob die Jesuiten mitschuldig waren an dieser Pulververschwörung, aber Alles war seitdem voll Haß und Verdruß. Karl I, der seit 1625 dem Vater folgte, hatte Lust zur unbedingten Monarchie mit lüderlicher Günstlingswirthschaft, auch er wollte nicht bis zum Papstthum fortgehen, doch empfing er einen päpstlichen Legaten, und als die Streitig-

keiten mit dem Parlament begannen, gefiel ihm dessen Rede: „Wir halten dafür, daß Ew. Majestät über dem Parlament stehe.“ Er haßte die Puritaner. Ihnen zum schweren Ärgerniß ließ er auf der Kanzel eine Schrift verlesen, das Book of Sports, daß der Sonntag, dessen strenge Heilighaltung ihnen Gewissenssache war, mit Spiel und Lustbarkeit begangen werden möge. Als in Edinburg eine neue bischöfliche Liturgie eingeführt werden sollte, rief das Volk: „Man macht einen Baalstempel aus der Kirche.“ Als der neu eingesetzte Bischof die Kanzel bestieg, hat man mit Stühlen nach der Kanzel geworfen. Der alte Covenant erneute sich und lud Alle ein, denen das Wohl der schottischen Kirche am Herzen liege, nach Edinburg zu kommen zu einem Festtag, um das Bündniß mit Gott zu erneuern [1638].

Das Unglück des Königs war, daß die Irländer sich für ihn erhoben. Sie haben an 40 000 Protestanten erschlagen [1641]. Des Königs Billigung ist ihnen wohl vorgespiegelt worden, man glaubte daran im englischen Volk, und Karl hat es nicht hinreichend zurückgewiesen durch seine Rede: „Diese böse Kunde aus Irland wird dazu beitragen, die Narrheit in England zu legen.“ Er meinte die Opposition des englischen Parlaments. Der gereizte Fanatismus der Puritaner in England fand in Schottland einen Bundesgenossen an einem in seinem religiösen Gewissen verletzten Volke. Das englische Volk schickte vornehmlich Puritaner in's Parlament als die entschiedensten Gegner der Regierung. Der König wollte nichts wissen von der gesetzlichen Redefreiheit des Parlaments, er ließ die widerspenstigen Mitglieder als Hochverräther verhaften. Daher begleitete die Bevölkerung von London ihre Lieblinge bewaffnet zum Parlamentshaus. Nun sammelte der König ein Heer gegen sein Parlament, das vornehmlich aus dem Adel bestand, auf seinen Fahnen die Inschrift: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Aber auch das Parlament ruft ein bewaffnetes Volk in's Feld. Der König, geschlagen, flüchtet zu den Schotten, welche ihn dem Parlament auslieferten. Dieses zog zunächst den Erzbischof Laud vor sein Gericht, der seine besondre Freude daran gehabt hatte, widerstrebenden Puritanern die Ohren abschneiden zu lassen. Unter den Klagepunkten gegen ihn war auch dieser, daß er sich weigere den Papst als Antichristen anzuerkennen. So begierig war man auf seinen Tod, daß in London alle Läden geschlossen wurden, bis die Gerechtigkeit erfüllt sei. Laud schon auf dem Schaffot sprach: „Ich sterbe, weil ich die Meinung nicht anbeten will, die das Volk festsetzt.“

Die kirchlich republikanische Verfassung der Puritaner im Kampf gegen den legitimen König wurde zur Lust nach einer politischen Re-

publik. Man erinnerte sich aus dem Alten Testament, dem Volke Gottes sei nur Gott der unsichtbare König gewesen, und erst zur Strafe hab es irdische Könige erhalten als eine vorübergehende Institution. Nach dieser Doctrin erklärte das Unterhaus: alle rechtmäßige Gewalt habe ihren Ursprung aus dem Volk, daher der König im Krieg gegen die Vertreter des Volks des Hochverraths schuldig sei. Karl I, schwach im Leben, hat mit dem Muthe eines Gentlemans, wie die Engländer sagen, und eines Christen in ruhiger Ergebung am 30. Januar 1649 auf dem Schaffot geendet. Dies Parlament, das seinen König auf's Schaffot sandte, war voll enthusiastischer Frömmigkeit im Sinn des strengsten orthodoxen Calvinismus, die Sitzungen begannen mit Psalmgesang und manche Reden der Mitglieder lauten wie Predigten voll alttestamentlicher Bibelsprüche. Gleichzeitig mit der neuen republikanischen Staatsverfassung wurde in der Westminsterabtei eine Kirchenverfassung berathen. Die Westminstersynode [1643—1649] war nicht eine gewählte Repräsentation der Kirche, es waren nur kirchliche Notabeln, durch das Parlament erwählt, eine Auswahl einsichtiger, gelehrter, gottesfürchtiger Geistlicher aus den verschiednen kirchlichen Parteien, auch vier Bischöfe, von denen doch nur einer in die erste Sitzung gekommen und dann ausgeblieben ist. Es waren sechzig bis achtzig Geistliche, die Zahl wechselnd, dazu zehn Lords aus dem Oberhause und zwanzig erwählte Mitglieder des Unterhauses, auch einige Abgeordnete der schottischen Kirche, weil es um Übereinstimmung mit dieser zu thun war, „auf daß des Herrn Name einer sei in den drei Königreichen". Die langen Debatten in fünf Jahren und 1163 Sitzungen zwischen Presbyterianern, Independenten und Erastianern, welche der Lehre eines in Heidelberg lebenden Arztes folgend die Kirche durch die Staatsgewalt regieren wollten, endeten mit der Aufstellung einer puritanischen Gottesdienstordnung, einer presbyterianischen Kirchenverfassung und eines calvinischen Glaubensbekenntnisses.

Die Satzungen dieser Synode enthalten einen Sieg des Puritanismus, sie bestehn noch wesentlich in der schottischen Kirche. Ihre Durchführung in England wurde verhindert durch den Sieg des Independenten Oliver Cromwell. Dieser war ein kleiner Gutsbesitzer, der an der Spitze seines Regiments im Heer des Parlaments gefochten und gebetet hatte. Er war einer der Gewaltigen, denen Gott das Herz eines Volks in die Hand gelegt hat. Im gewöhnlichen Übergang von einer revolutionären, improvisirten Republik ist durch Cromwell eine Militärherrschaft geworden, deren kirchlicher Charakter der nächsten Periode angehört.

So hat in Großbritannien doch der Protestantismus gesiegt, nicht ohne furchtbare Gewaltthaten, und die Reformation ist zur Revolution geworden.

Frankreich.

§ 223. Die Bluthochzeit.

Selbständige reformatorische Richtungen waren in Frankreich entstanden durch Faber Stapulensis, den getreuen Schriftausleger [Bd. II, S. 502], und durch Roussel, Bischof von Olnon, der täglich zwei bis dreimal zu predigen pflegte, sein Einkommen mit den Armen theilte, statt Fürbitte der Heiligen, statt Fegfeuer und Ablaß die Rechtfertigung durch Christus allein verkündete. Doch daß es zum Bruch kam mit der herrschenden Kirche, ist ausgegangen von Wittenberg und noch mehr durch die Sprachgenossenschaft von Genf. König Franz I war heimisch in der humanistischen Bildung des Erasmus, auch Melanchthons loci gefielen ihm, er hat ihn 1534 nach Paris eingeladen, nur der Wille des Kurfürsten hat sein Kommen verhindert. Doch war in jenem König kein ernstlich religiöses Interesse, nicht für noch gegen die Reformation. Er hat noch 1536 einen Bund geschlossen mit den Türken gegen den Kaiser. Solch ein Bund war damals ein Abfall von den Grundgedanken der abendländischen Christenheit. An des Königs Tisch saß seine Frau und seine Maitresse. An seinem Hof wurden die Sacramente verspottet, die Fräuleins der Königin wurden in die Mysterien des Hofes eingeweiht durch eine Art Taufe le corps tout nud. Franz fürchtete eine Spaltung des Reichs, wie er sie in Deutschland sah. Durch die Verbindung mit Genf und durch den Gegensatz der Regierung entstand unter den reformatorisch Gesinnten ein republikanischer Geist der edelsten Art. Es waren vornehmlich Glieder des Adels und des gebildeten Bürgerthums, welche sich der reformatorischen Bewegung hingaben, besonders im Süden. Scheiterhaufen wurden ihnen errichtet durch zwei fast unabhängige Behörden, das Parlament von Paris und die Sorbonne. Diese, dem heiligen Thomas vereidet, war Hüterin der römischen Orthodoxie. Sie ernannte in Sachen des Glaubens eine Deputation, die mit Luthers Verdammung anhob, Ketzerei als bürgerliches Verbrechen und Hochverrath gegen die höchste Majestät bezeichnete, und das Parlament war bereit, solche Beschlüsse zu vollziehn. Waldenser wurden in Masse verbrannt. 1545 wurden auf vier Hauptplätzen von Paris je acht

Verurtheilte an Stangen festgebunden, die auf und niedergelassen wurden über brennenden Scheiterhaufen, bis die Stricke verbrannt waren und die Unglückseligen in die Flamme fielen. Auf einem dieser Plätze hat der König zugesehn. Man sagte mit Bezug auf die Maßregeln in Deutschland: Caesar edit edicta, rex supplicia. Doch hat dieser König den Protestanten in Deutschland Hülfe angeboten, die Heinrich II, sein Sohn, Moritz von Sachsen geleistet hat.

Auf dem Thron von Frankreich saßen damals die Valois. Prinzen von königlichem Geblüt waren die Bourbons, die im Süden ein kleines Lehnsreich, Béarn besaßen, mit dem Königstitel von Navarra. Hier war um die Mitte des Jahrhunderts Alles evangelisch geworden durch Roussel und Beza. Heinrich von Navarra, der in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen abstammte, war damals Regent. Als der König Heinrich II im Turnier umgekommen war, herrschte über seine unmündigen Söhne ihre Mutter Katharina Medici, eine Nichte Clemens' VII. Sie konnte nicht herrschen durch mächtigen Geist, aber durch Ränke zwischen politischen Parteien: an der Spitze der einen die Herzöge von Guise, deren einer, Karl, berühmt als Redner, der Cardinal; der andre, Heinrich, mächtig im Rath und im Felde war. Die Häupter der andren Partei waren die Prinzen Bourbon und Coligny aus der Burgunder Familie Chatillon, jener ein berühmter Feldherr, dieser Admiral von Frankreich. Es waren politische Parteien, aber in Zeiten großer religiöser Gegensätze fällt Alles diesen zu. So waren die Guisen Häupter der katholischen, die Bourbonen Häupter der reformatorischen Richtung.

Die Evangelischen sind im Süden des Landes Hugenotten genannt worden, wahrscheinlich im Volksdialekt eine Verkehrung von Eidgenots, Eidgenossen. Doch hat man auch andre Ableitungen geltend gemacht: so galt in Besançon Hugues als Hauptbegründer dieser Richtung. Nach Beza war in Tours der Ahnherr des französischen Königthums Hugo Capet als Nachtgespenst mit seiner Schar dem Volke wohlbekannt, und so habe man die Evangelischen, welche des Nachts umherzogen, wenn sie zu ihren Versammlungen gingen, das Heer Hugos genannt.

Als 1559 im Angesicht des Scheiterhaufens die Abgeordneten der Hugenotten in Paris eine Kirchenordnung feststellten, erschien es freilich unmöglich sie alle hinzurichten. Die Königin-Mutter Katharina, zur Versöhnung der religiösen Spaltung, veranstaltete ein Religionsgespräch zu Poissy [1561]. Dahin kamen die Prälaten von Frankreich und der hugenottische Adel mit den Pastoren, auch Beza

war eingeladen. Er erschien nicht als Geistlicher, sondern in der Tracht des Adels, auch die Damen des Hofes bemerkten, daß er in feierlicher Rede wie im geselligen Gespräch dem Cardinal Guise sehr gewachsen sei. Die Folge dieses Religionsgesprächs war das Januaredict von 1562, welches den Hugenotten Gewissensfreiheit ertheilte mit beschränkter Cultusfreiheit. Es war der Anfang und die Möglichkeit eines friedlichen Beisammenseins der Parteien. Doch war die katholische Partei entrüstet über dies Zugeständniß. In Vassy hielt eine hugenottische Gemeinde ihren Sonntagsgottesdienst in einer Scheune, als Heinrich Guise mit seinem Gefolge vorüberritt. Dieses fing Händel an mit der frommen Versammlung, und alle Versammelte sind erschlagen worden. Heinrich Guise hat versucht, die Blutthat zu entschuldigen: er habe nur mit den Leuten reden wollen, sie hätten Streit angefangen. Aber er hat's nicht verhindert, sie waren wehrlos, sein war die That.

Durch solchen Bruch des Edicts ist ein Religions- und Bürgerkrieg entstanden, weil die Hugenotten eine politische Partei waren und kriegerische Führer besaßen. Coligny lebte auf seinem Schlosse Chatillon innerhalb eines patriarchalisch-calvinischen Hauswesens. Er hielt das Morgengebet inmitten seiner Leute und führte sie zu bestimmter Stunde zu Predigt und Psalmgesang. Als er bedachte, ob er sich an die Spitze des Aufstandes gegen die königliche Gewalt stellen wolle, frug er seine Frau, ob sie Seelenstärke genug habe, Gefahr, Verbannung, Ruin ihres Hauses, vielleicht selbst den Untergang ihrer Kinder zu erleben. Sie antwortete: nicht zur Unterdrückung Andrer, sondern zur Rettung seiner Glaubensbrüder, deren Qualen sie nicht schlafen lassen, würde er das Schwert ziehen, ihm habe Gott den Verstand eines Feldherrn verliehn, er sei schuldig, ihn anzuwenden, sonst werde er dereinst vor dem Richterstuhl Gottes Rechenschaft ablegen müssen. Coligny war fortan die Seele der kriegerischen Unternehmungen, er ein Royalist gegen den König, den er als unfrei betrachtete und in den Händen einer Fraction. Beim Ausbruch dieses Kriegs waren die Hugenotten der Zahl nach ungefähr so viele und in der Lage wie die Christen vor Constantin. So waren sie zwar in der Minderzahl, aber unter ihnen der kriegerische Adel. Die Städte waren getheilt: Paris von der Sorbonne, von leidenschaftlichen Predigern beherrscht, war die Hauptstütze des exclusiven Katholicismus, dagegen das seemächtige La Rochelle die Burg der Hugenotten. Spanien und der Papst leisteten der Regierung Hülfe. Der Papst sandte Truppen, von den Hugenotten das Heer des Antichrist genannt. Für die Hugenotten war Elisabeth von England,

auch deutsche Fürsten, wie der Kurfürst von der Pfalz und durch den Kanzler Crell eine Zeit lang der Kurfürst von Sachsen. Die Verheerungen des religiösen Bürgerkriegs waren eher noch furchtbarer als die der Revolution von 1793. Bruder stand gegen Bruder, Vater gegen Sohn, das Bekenntniß löste alle Familienbande. So kam zum religiösen Haß auch religiöse Blutrache. Wo die Hugenotten siegten, wurde aus den Kirchengeräthen Geld geschlagen zur Kriegsführung, Bilder und Altäre zertrümmert. Siegten die Katholischen, so wurden die Bibeln verbrannt und die Priester erhängt. Die Regierung erließ ein Edict, welches jedem Einzelnen gestattete Krieg zu führen gegen die Ketzer, zu rauben und zu brennen. Die Königin Katharina hatte bei dem Krieg zunächst nicht grade ein religiöses Interesse. Als einst die Kunde kam von einem großen Sieg der Hugenotten, sagte sie: „Nun so werden wir hugenottisch beten müssen." Aber sie war die Nichte des Papstes, und nur über ein katholisches Volk meinte sie für sich und ihre Söhne die Herrschaft gesichert. Der Herzog Alba rieth: ein Fürst, der mit seinen Unterthanen einen Vertrag eingehe, könne nie mehr auf Gehorsam rechnen, durch Zugeständnisse an Ketzer vergebe sie Gottes Recht, besser ein Reich durch Krieg verderben, als es ketzerisch werden lassen. Die Hugenotten hatten nach 8jährigem Kriege weniger gesiegt, als daß sie unbesiegt geblieben waren. Der Friede von St. Germain [1570] gewährte auf's Neue Gewissensfreiheit, eine beschränkte Öffentlichkeit des Gottesdienstes und gleiche politische Rechte, die Hugenotten erhielten vier feste Plätze, darunter La Rochelle, mit hugenottischer Besatzung.

Heinrich von Navarra war im Gebirge erzogen. Nach des Vaters frühem Tode hat seine Mutter den 15jährigen nach La Rochelle gebracht. An der Seite Colignys, dem er mit höchster Ehrfurcht zugethan war, ist dieser Prinz im Lager und in Gefechten aufgewachsen. Seine Vermählung mit der jüngsten Tochter Katharinas sollte als ein großes Versöhnungsfest gefeiert werden. Auch Coligny kam nach Paris. Er übte großen Einfluß auf den jungen König Karl IX, der sich die Kriegsthaten des alten Helden erzählen ließ. Er war nahe daran, ihn zum Krieg mit Spanien zu bestimmen, zum Schutz der Niederlande. Das hätte den Bruch mit der katholischen Macht bedeutet, der König hätte sich auf die Hugenotten stützen müssen. Da ist jenes furchtbarste Verbrechen geschehen, das je eine Regierung gegen ihr Volk begangen hat, bekannt unter dem Namen der Bluthochzeit.

Sonntag, in der Bartholomäusnacht, vom 24. auf den 25. August 1572 früh 3 Uhr wurde aus dem königlichen Palast, dem Louvre, das

Mordzeichen gegeben. Coligny war zwei Tage vorher durch Schuß aus einem Fenster verwundet worden, er lag zu Bett und las in Calvins Commentar über Hiob. Seine Leute sammelten sich um ihn. Er erkannte die Nutzlosigkeit jeden Widerstandes: „Eure Hülfe kann mir nichts helfen; rettet euch!" Noch halb lebend ist er aus dem Fenster herabgestürzt worden. Bis an das hochzeitliche Bett Heinrichs von Navarra wüthete der Mord, er blieb verschont unter der Bedingung, katholisch zu werden. Die Häupter der Hugenotten waren bezeichnet, die Henkersrollen für die Nacht vertheilt. Dann aber wurde der allgemeine Mord dem Privathaß und dem katholischen Pöbel überlassen. Sieben Tage lang hat das Wüthen in Paris gewährt, die Seine wälzte nur mühsam die Leichen fort. Gleiche Mordbefehle waren an die Provinzen erlassen, und sie sind theilweis vollzogen worden. Karl IX hat vor dem Parlament erklärt, die Hugenotten hätten ihm nach dem Leben getrachtet, nur durch jene That sei er gerettet worden. Es wurde ein jährliches Dankfest zum 24. August verordnet. Philipp II ließ in Madrid ein Schauspiel vor sich aufführen: „Triumph der siegreichen Kirche."

Nach der hergebrachten Ansicht war die That schon lange vorbereitet, und die Hochzeit zu diesem Zweck als ein großes Fest angestellt, durch politische Intriguen der Königin-Mutter, durch den Ehrgeiz der Guisen und den Religionshaß des Volks von Paris. Dagegen hat Capefigue in geistvoller doch flüchtiger Darstellung das Ereigniß als eine Nothwendigkeit geschildert, begründet in der Beschaffenheit des Staats jener Zeit. Die durch heilige Gebräuche zusammengehaltenen Gemeinden hätten alte Freiheit und Sitte gegen die Partei der Neurung vertheidigt: in Paris stießen die Parteien auf einander, hier kam es nothwendig zur Explosion, und die Regierung schlug sich zur stärkeren Partei, um nicht erdrückt zu werden. Bei einer Revolution müsse man oft die Eigennamen auslöschen, wenn man lobt oder tadelt, die Massen thun Böses oder Gutes. In der Verzweiflung des Conseils sei die That beschlossen worden, um einem neuen Bürgerkrieg vorzubeugen. Das Volk habe Alles mit sich fortgerissen. So der moderne französische Geschichtschreiber.

Aber wenn die Regierung Treue halten wollte, die Hugenotten waren stark genug, um auch mitten in Paris sich selbst zu schützen. Thatsachen sprechen für und wider einen vorbedachten Plan. Allerdings man erinnerte sich einer Rede der Königin-Mutter, sie werde sich an den Rebellen zu rächen wissen. Allein zu eben jener Zeit war eine Vermählung ihres jüngsten Sohns mit der Königin Elisabeth im Werke, eine von ihr sehr erwünschte Vermählung, die durch jene That nothwendig

aufgehoben wurde. Wahrscheinlich ist Katharina schwankend gewesen, sie war erbittert gegen die Hugenotten, scheu vor Colignys Einfluß auf den König. Doch hatte sie auch nicht Lust, die Guisen allein mächtig werden zu lassen. Sie hat wohl lange an solch ein Unternehmen gedacht, sie war Italienerin und in italienischen Städten waren damals dergleichen Massenunthaten nicht unerhört. Dann aber scheint's doch im Moment ausgeführt worden zu sein. Es gibt eine innre Zweizüngigkeit, die das Entgegengesetzte gleichzeitig beabsichtigen kann. Der versuchte Meuchelmord gegen Coligny, erwiesenermaßen durch die Königin veranlaßt, scheint gegen einen vorbedachten Plan zu sprechen. Nur durch zufällige Wendung hatte die Kugel bloß den Arm getroffen, wäre Coligny getödtet worden, man hätte sich damit vielleicht begnügt. Schwerlich, wenn man nach zwei Tagen das allgemeine Blutbad im Sinne hatte, würde man durch diesen Anfall den Verdacht geweckt haben. Dachten doch die Hugenotten schon daran, mit ihrem verwundeten Feldherrn in bewaffnetem Zug davon zu ziehn. Coligny selbst hat sie davon abgehalten im Vertrauen auf den König und auf seine Macht über ihn. Karl IX schwankte, er wurde nur von der Mutter fortgerissen, doch soll er dann aus dem Louvre selbst auf Flüchtige geschossen haben. Am Abend des 23. hat die Königin-Mutter den Bürgermeister von Paris zu sich berufen und ihm gesagt: Wenn der König in einer dringenden Angelegenheit sich der Bevölkerung von Paris bedienen wolle, auf welche Zahl er rechnen könne? Der antwortete, je nach der Zeit die man ihm lasse, in einem Monat 100000. Wie viel am nächsten Tag? Er meinte 20000. Dann solle er sie am nächsten Abend bereit halten und die Thore schließen für den Fall gewaffneten Widerstandes. Aber man bedurfte kein Heer, ihre Häupter in den Betten zu überfallen.

§ 224. Das Edict von Nantes.

Die Folge der Bluthochzeit war die Erneurung des Religionskriegs. Es waren doch nur Tausende gefallen, obwohl die Angesehensten. Aber ihrer waren Millionen, wenigstens wollten sie sterben mit den Waffen in der Hand.

In Frankreich war alles öffentliche Vertrauen vernichtet. Als La Rochelle vom königlichen Heer belagert wurde und der Führer billige Bedingungen anbot, antworteten die Hugenotten: „Ihr sollt uns nicht im Schlaf ermorden wie Coligny!" „Gibt euch das Wort des Königs keine Bürgschaft?" „Nein, beim heiligen Bartholomäus

nicht." Heinrich von Navarra, nachdem er am Hofe Katharinas die Messe und das leichtfertige Leben mitgemacht hatte, wandte sich wieder den alten Glaubensgenossen zu. Sein weißer Federbusch wehte in der Mitte ihrer Schlachten. Karl IX, der junge König, sah Blutströme und Leichenhaufen um sich, er hielt sich umringt von Schatten der Ermordeten und ist 1574 in schweren Träumen gestorben.

Sein Nachfolger Heinrich III, obwohl seine Hände tief in das Blut der Hochzeit getaucht waren, wurde durchdrungen von der Nothwendigkeit eines Friedens mit den Hugenotten, der doch durch die heilige Ligue verhindert ward. Diese ist entstanden 1585 durch eine Verabredung zwischen spanischen Abgeordneten Philipps II und den Herzögen Guise. Da Heinrich III keine Nachkommen hatte und sie nicht hoffen ließ nach den Ausschweifungen seiner Jugend, war Heinrich von Navarra der einzige rechtmäßige Thronerbe. Aber als rückfälliger Ketzer war er nach katholischer Anschauung von der Krone ausgeschlossen. Sixtus V hat damals eine Bulle erlassen, welche ihn aller seiner Besitzungen für verlustig und unfähig zur Krone erklärte. Es war die Absicht, unter spanischem Patronat den Herzog Heinrich Guise auf den Thron zu erheben. Deßhalb und zugleich zur Vernichtung der Ketzer in Frankreich und den Niederlanden ist der Bund geschlossen worden. Ein Stammbaum wurde gefertigt, nach welchem Heinrich von Karl dem Großen abstammte. Aus allen Ständen wurden Mitglieder aufgenommen, Jeder versprach, ihm bekannte, sichere Leute aufzunehmen. Ihr Eid verlangte Gut und Blut dem Bund zu weihen, keinen Hugenotten in Frankreich zu dulden, auch dem Oberhaupte des Bundes, Heinrich Guise, unbedingten Gehorsam zu leisten. So standen die drei Heinriche an der Spitze der Parteien. Der König war nicht mehr Herr der Ligue gegenüber, er will um jeden Preis der Guisen sich entledigen. Da er als Richter und als Herr das nicht vermochte, ist beschlossen worden, sie meuchlerisch in einer geheimen Rathssitzung umzubringen. Herzog Heinrich und der Cardinal von Lothringen sind unter dem Dolch der Meuchelmörder gefallen, Richard Guise ist entflohn. Nun aber erhob sich das katholische Volk wie ein Mann gegen den König, die Sorbonne erklärte den Eid der Treue für gelöst und ließ den Namen des Königs aus dem Kirchengebet streichen. Ihm blieb nichts übrig als ein Bund mit den Hugenotten. Er ließ ein Manifest ausgehen: die Hugenotten seien nicht Ketzer zu nennen, wer sich zum Evangelium bekenne sei ein Christ, der kleine Unterschied der Lehre solle nicht eine Nation in Feindschaft zerspalten. Mit Heinrich von Navarra war der König im Lager vor Paris, als Mord durch Mord gerächt wurde.

Der Dominicaner Jacob Clément, ein einfältiger, schwächlicher Mensch stieß dem König ein Messer in den Leib. Die Sorbonne hat erklärt, ein excommunicirter König könne auch durch einen Privatmann getödtet werden.

Er war der letzte Valois. So ist Heinrich von Navarra durch seine Feinde selbst dem nationalen Recht nach König geworden als Heinrich IV. Er war heldenmüthig, leichtsinnig, gutmüthig, von ihm stammt das bekannte Wort: in seinem Reiche müsse jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe haben. In seiner Persönlichkeit war etwas, das die Menschen gewann, indem er sich ihnen hinzugeben schien, riß er sie fort. Aber die Ligue hätte ihn als ketzerischen König nie ertragen, auch die Hugenotten konnten das nicht leugnen. Katholische Royalisten beschworen ihn abermals katholisch zu werden: es sei das einzige Mittel Frankreich in Frieden zu erhalten. Er hat lange geantwortet: dazu könne er sich nicht zwingen lassen, doch hat er die Möglichkeit nie unbedingt abgelehnt. Nach dem Gesichtspunkt jener Zeit war es fraglich, ob man selig werden könne auch in der katholischen Kirche. Beza hat echt protestantisch die Frage bejaht, doch sei ihm bange um die Seele des Königs. Heinrich IV war etwas bedrückt von der streng protestantischen Sitte: einmal am Morgen vor einer Schlacht, als verlautete, daß der König die Nacht bei seiner Geliebten zugebracht, wurde er durch die Prediger genöthigt öffentlich Buße zu thun, knieend vor dem Heer Gott um Vergebung anzuflehn. Der Übertritt zur katholischen Kirche ist ihm doch nicht leicht geworden. Jahre vorher hat er an den Erzbischof von Rouen geschrieben: er hoffe, Frankreich werde ihn noch lieber mit Religion sehn als gar ohne dieselbe, und ohne Religion müsse man ihn glauben, wenn er nur aus weltlichen Gründen die Religion wechsle, die man nicht wechseln könne wie ein Hemd. Sei es Gottes Wille, daß er König von Frankreich werde, so werde ihm Gott auch den Weg dazu eröffnen. Doch war etwas in ihm, das ihn hinausstellte über die alleinigen Interessen des kirchlichen Kampfes. So hat er auch in frühern Jahren einem katholischen Edelmann geschrieben: „Diejenigen, welche ihrem Gewissen folgen, sind von meiner Religion, und ich bin von der Religion aller Derer qui sont braves et bons.“ So hat er an die Stelle des theologischen Eifers die Idee der Ehre, des Patriotismus gesetzt, und die Franzosen daran gewöhnt, daß es noch etwas Andres gebe als das Übergewicht der einen oder der andern Kirche. Immer doch kam dazu eine sittliche Abschwächung durch die Zügellosigkeit seiner geschlechtlichen Neigungen, seit dem katholischen Zwischenact am Hof der Königin-Mutter. So hat er während der

Belagerung von Paris Bekanntschaften in den umliegenden Nonnenklöstern angeknüpft. Der Marschall Byron fragte ihn einmal spöttisch: ob er schon katholisch geworden sei, daß er so viel mit Nonnen verkehre? Heinrich meinte damals scherzend: er sei König ohne Königreich, Feldherr ohne Geld, ein Ehmann ohne Frau. Er lebte mit der Tochter Katharinas, von der die Bluthochzeit genannt ist, in kältester Ehe. Die am längsten ihn gefesselt, Gabriele d'Estrées, hoffte, wenn sie ihn herüberziehe zum Katholicismus, durch die Dankbarkeit der Hierarchie Königin zu werden. Die Hugenotten sagten: „Gabriel hat einst der Welt das Heil verkündet, Gabriele will jetzt den König um sein Heil betrügen." Ein treuer Freund stand ihm doch zur Seite, Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis. Dieser hat seine Studien in Heidelberg gemacht, den Krieg hat er in den Niederlanden gelernt und an der Seite Colignys. Aus der Bluthochzeit war er wie durch ein Wunder errettet worden. Heinrich hat von ihm gesagt: „Meine Hand ist mir nicht nothwendiger als dieser Mann." Durch ihn geschahen die diplomatischen Verhandlungen, von ihm sind die kriegerisch-religiösen Manifeste ausgegangen, er fühlte sich als Staatsmann im Dienste Gottes: „Wer unsrem Könige dient, dient Gott." Sein Mysterium iniquitatis ist eine Geschichte der Verbrechen des Papstthums. In seiner Vertheidigung der reformirten Abendmahlslehre wollten katholische Gelehrte dreihundert falsche Citate nachweisen, und in einer öffentlichen Disputation ist ihm allerdings manches Flüchtige aufgestochen worden, was er nur von Hörensagen kannte. Mitten in der Kriegszeit ist diese Schrift, auch eine Apologie des Christenthums, verfaßt worden. Er stand ein getreuer Eckart gegen die Lüste des Prinzen, er stellte ihm vor, wie die Christenheit nach einem rechten König seufze, er wollte, hoffte an ihm den wahrhaft allerchristlichsten König. Dennoch hat er ihm den Weg gebahnt zum Übertritt, indem er mit den Häuptern der katholischen Partei den Vertrag schloß: sie wollten den König anerkennen gegen sein Versprechen, innerhalb einer bestimmten Zeit sich dem Unterricht einiger Bischöfe zu unterziehn. Mornay meinte, es sei dem König wirklich um die Wahrheit zu thun, er vertraute der evangelischen Wahrheit, daß sein Glaube nur um so befestigter aus solcher Prüfung hervorgehn werde. Der Kampf gegen das eigne Volk hatte bis dahin fortgewüthet, noch oft war der weiße Federstutz gesunken und hatte sich wieder erhoben. Heinrich wollte doch nur eine anständige Vorbereitung seines Übertritts. Er täuschte seine Umgebung, vielleicht auch sich selbst: es sei kein Abfall, kein Übertritt, sondern ein Schritt zur Wiedervereinigung der Christenheit durch eine allgemeine Reformation. Doch hat sich ein Zettel er-

halten an Gabriele: „Morgen beginnt die Unterredung mit den Bischöfen, künftigen Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung thun.“ Er hat ihn gethan in der Kirche von St. Denis [1593], nicht durch Ablegung eines Glaubensbekenntnisses, aber durch die Erklärung vor dem Erzbischof von Bourges, in der heiligen katholisch-apostolischen Kirche zu leben und zu sterben. Sein Herz oder doch seine Überzeugung blieb immer protestantisch, seine Entschuldigung war der Friede, den er Frankreich gebracht hat.

Das Edict von Nantes [1598] war die Abfindung mit der siegenden Partei, die er verlassen hat, das Gesetz der Religionsfreiheit. Den Hugenotten ward der öffentliche Gottesdienst, nur mit einigen Einschränkungen gewährt: ihr Cultus dürfe nicht gehalten werden am Sitze des Hofes, nicht in Paris, nicht im königlichen Heer, außer im Quartier der hugenottischen Befehlshaber. Diese Beschränkungen waren dem König abgedrungen. Trotzdem haben viele Bischöfe öffentliche Gebete gegen das Edict angestellt, auch feierliche Processionen veranstaltet, daß Gott seine Vollziehung verhindere. Es ertheilte den Hugenotten große politische Gerechtsame: in den südlichen Provinzen erhielten sie besondre Gerichtshöfe, chambres de l'édit, in andern die Hälfte der Richter, ferner das Recht, provinzielle und allgemeine Versammlungen zu halten durch geistliche und weltliche Abgeordnete. Von der Generalversammlung konnten zwei Abgeordnete erwählt werden, um am Hofe ihre Sache zu vertreten. Endlich durch einen Zusatzartikel erhielten sie eine Anzahl fester Städte, La Rochelle, Montauban und Nîmes, Burgen der reformirten Kirche.

Fanatische Katholiken haben Heinrich IV das Edict nie verziehn, ihnen blieb er immer der Ketzerkönig. Auch sagte er einmal zu Sully, seinem treuen Minister: „Ich glaube wohl, daß ich auch in der katholischen Religion selig werden kann, aber mein Leben und meine Ehre vertrau ich doch lieber den Reformirten.“ 1594 versuchte Chatel, ein Schüler der Jesuiten, den König zu ermorden, der Dolch hat ihm nur die Lippen geritzt. Damals hat Agrippa d'Aubigné, ein Hugenotte von altem Schrot und Korn, dessen Memoiren erst in unsren Tagen veröffentlicht sind, zu ihm gesagt: „Ew. Majestät haben Christum nur mit dem Munde verleugnet und sind daher nur am Munde verletzt worden. Wenn Sie ihn aber mit dem Herzen verleugnen, werden Sie am Herzen verwundet werden.“ Sechzehn Jahre nachher, am 14. Mai 1610, als der Wagen durch eine enge Straße von Paris fuhr, sprang Ravaillac auf den Wagenschlag und stieß dem König das Messer in die Brust. Er war Cistercienser gewesen, keine Folter hat ihm Mitschuldige ent-

rissen. Im Archiv des Justizpalastes wird das Bild bewahrt, welches die Jesuiten in ihrem Hauptcollegium zu Paris aufgestellt hatten: Heinrich IV, wie Teufel ihn in die Hölle stürzen, während Ravaillac von Engeln in die Höhe getragen wird.

Gegenüber einer wahrhaft katholischen Regierung, wie sie nach Heinrichs Ermordung auftrat, waren die Hugenotten ein Staat im Staate. Der Cardinal Richelieu, welcher Ludwig XIII und Frankreich beherrschte, war kein katholischer Eiferer, aber er mochte eine gewaffnete Partei nicht ertragen. Die letzte protestantische Macht der Hugenotten hatte sich in La Rochelle versammelt. Nach einer Vertheidigung, die man der von Jerusalem gleichgestellt hat, nachdem ein Theil der Belagerten verhungert war, ergab sich die Stadt. Der Cardinal sagte zu einer Gesandtschaft der reformirten Geistlichen: „Sie waren gefährdet, so lange Sie Ihre Sicherung in Wällen und Basteien sahn, die der König nicht dulden kann, jetzt da Sie sich der allgemeinen Ordnung unterwerfen und Ihre Sicherung beim König suchen, wird S. Majestät Sorge tragen für Sie und keinen Unterschied machen zwischen Ihren Glaubensgenossen und seinen katholischen Unterthanen." Zu Nîmes [1629] wurden alle kirchlichen Rechte der Hugenotten von Neuem bestätigt, aber durch ein édit de grâce als Sache der Gnade und mit dem seit dieser Zeit üblichen officiellen Ausdruck: pour l'église prétendue reformée. Die Evangelischen sind nie die Mehrzahl in Frankreich gewesen, und die Religionskriege haben sie um die Hälfte ihres Bestandes vor der Bluthochzeit vermindert, an Macht waren sie dem katholischen Volkstheil mindestens gleich. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sie 760 Kirchspiele, ihre Gesammtzahl etwa 6 Millionen, nicht ganz ein Drittel der Bevölkerung, unter ihnen sehr viele Edelleute. Damals ist in der katholischen Kirche wieder die Hoffnung und der Enthusiasmus erwacht geistlich zu siegen. Jesuiten und Franciscaner hatten nicht ohne Erfolg gepredigt. In Foix hat ein 100jähriger Greis, der den ersten Prediger dieser Stadt aus der Hand Calvins empfangen und nach Foix geführt hat, seinen evangelischen Glauben abgeschworen.

§ 225. Spanien und Italien.

Nach Spanien und Italien ist der Protestantismus nur als Neigung Einzelner gekommen, nach Spanien durch die politische Verbindung mit Deutschland, besonders mit den Niederlanden. Doch nicht allein durch die Inquisition ist diese protestantische Neigung rasch und furcht-

bar zurückgewiesen worden als die deutsche Ketzerei, sondern auch durch eine positive Macht. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war eine Reformation der spanischen Kirche in der Art vollzogen worden, wie Gregor VII sie gewollt, doch nur unter Zulassung der Päpste durch die katholischen Könige, wie Ferdinand und Isabella genannt worden sind. Diese Herrscher über Aragonien und Kastilien, in ihrer Ehe die Einigung Spaniens, haben mit der geordneten Staatsgewalt auch die katholische Kirche beherrscht und durch Einsetzung frommer, ernstgesinnter Männer in die höchsten Kirchenämter eine sittliche Reform des Klerus und der Klöster bewirkt, besonders durch Ximenes, einen Franciscaner, aus niederm Stande, den Beichtvater der Königin, dann Erzbischof von Toledo, derselbe, der das große Bibelwerk herausgegeben hat [vgl. Bd. II, S. 502]. Denn zugleich ward die Wissenschaft in ihrer mittelalterlichen Form begünstigt, das Mittelalter war noch lebendig, der Kampf für den Glauben gegen die Mauren noch in frischer Erinnerung, Christenthum und Katholicismus galten noch als eins. Karl V hat nach einem rein politischen Leben im Kloster St. Just, obwohl umgeben mit aller Würde der Majestät, ein beschauliches Dasein geführt, nach einem doch ganz vereinzelten Bericht sogar bis zu der schauerlichen Lust sein eignes Begräbniß mit anzusehn. Er ist 1558 gestorben. Sein Beichtvater Fucente, der eine Schrift gegen Papst, Messe und Fegfeuer verfaßt hat, ist im Kerker der Inquisition gestorben, seine Gebeine und sein Bild wurden verbrannt. Der Erzbischof von Toledo, der gelehrte, auch in Trient einflußreiche Carranza, der beim Kaiser in seiner letzten Stunde stand, ist von der Inquisition verhaftet und nach Rom ausgeliefert worden. Man hat ihn keiner Irrlehre überführt, aber er ist dort nach neun Jahren als Büßender gestorben [1576] und zehn seiner Diener sind verbrannt worden. Ist nun der Kaiser berührt worden von diesen Bestrebungen? Er hat an seinen Sohn Philipp II geschrieben: wenn er jetzt die Lutheraner nicht alle verbrenne, so begehe er denselben Fehler, „den ich beging, als ich Luther leben ließ". Ebenso äußert er sich in seinem Testament. Es scheint, daß jene von der Inquisition Ergriffenen nur die Rechtfertigungslehre durch den Glauben allein annahmen, ohne ihre Consequenzen zu ziehn, daher auch bestimmte Irrlehren dem Erzbischof nicht nachgewiesen worden sind. Er und seine Genossen waren nur auf dem Weg zum Protestantismus, aber der Abfall von der katholischen Lehre galt in Spanien als Schimpf an Volk und an Familie.

Johann Diaz, ein gelehrter spanischer Theolog, vom Recht der Reformation ergriffen, war nach Deutschland gegangen und lebte still

in Neuburg an der Donau, den Druck von Bucers Schriften leitend. Sein Bruder Alfons, Mitglied der Rota, des höchsten römischen Gerichtshofs, kam aus Rom, um ihn zum väterlichen Glauben zurückzuführen. Als das vergeblich blieb, reist er ab. Nach einigen Tagen kehrt er im Morgengrauen zurück, er hat sein Pferd an einen Zaun gebunden, sein Diener übergibt dem noch im Bett Liegenden einen Brief von seinem Bruder. Wie sich jener vorbeugt, um im Zwielicht zu lesen, ist Alfons eingetreten, er haut mit einem Beil in seinen Nacken und erschlägt den Bruder, wie Kain den Abel erschlagen hat.

Als Philipp II [1555—1598] die unerschöpflichen Hülfsquellen seines Reichs erschöpfte, um in allen Völkern des Abendlands die religiöse Revolution niederzutreten, hat die Inquisition den Protestantismus durch den Tod aller Verdächtigen im Kerker oder im Gepränge der Autodafés gründlich widerlegt. Solche Autodafés [actus fidei] waren beliebt wie Stiergefechte, als Triumphzug der Kirche und Vorspiel des jüngsten Gerichtes. Die Verurtheilten im Sanbenito, der gelben Kutte, bemalt mit rothen Flammen und schwarzen Teufeln; wo ein kühnes Wort zu fürchten war, trugen sie Maulkörbe. Auch Die waren im Zug, welche eine andre Buße zu thun hatten oder begnadigt werden sollten. Sie wurden geführt von religiösen Brüderschaften mit Fahnen, Kerzen, unter Gesang von Litaneien. In Sevilla sind einmal zweihundert verbrannt worden. In solcher Weise ist bis 1570 jede Äußerung protestantischer Art vertilgt worden.

In Italien waren die gebildeten Stände fast ebenso entschieden für die Reformation wie im südlichen Frankreich. Froben schreibt an Luther, daß ein guter Theil seiner Bücher [der lateinischen] nach Italien gehe. Melanchthons Schriften verbreiteten sich unter dem übersetzten Namen Ippofilo da terra nigra. Aber die reformatorisch Gesinnten sind theils auch fortgeschritten bis zum Gegensatz wider die Trinität, und durch diese Überschreitung wurden sie ausgeworfen vom Strom der Reformation, theils blieben sie bei der Rechtfertigungslehre stehn, ohne ihre Folgerungen gegen die Papstkirche zu ziehn. So eine reformatorische Hauptschrift: „Von der Wohlthat Christi" [del beneficio di Giesù Cristo crocifisso]. In Rom sind ganze Haufen davon verbrannt worden, daher Ranke dafür hielt, sie sei ganz vernichtet worden. Da hat man doch 1853 in Cambridge ein Exemplar aufgefunden, und nun ist die Schrift wieder rasch verbreitet worden. Es war die Auferstehung eines Todtgeglaubten. Auf die Frage: wie kann ich selig werden, gibt sie die Antwort: in Christo allein. An die Stelle aller eignen Werke und menschlichen Rechtfertigungsmittel tritt

der Glaube an das Verdienst Christi, aus welchem mit innrer Nothwendigkeit ein heiliges Leben erwachse. Dieser Glaube zugleich mit der calvinischen Lehre von der Gnadenwahl, nach ihrer tröstlichen Seite gefaßt. So in einfacher, schöner Sprache, es liegt die ganze Reformation darin, doch ohne zu brechen mit der römischen Kirche. Als Verfasser der Schrift hat lange Paleario gegolten, ein humanistischer Dichter und Redner in Siena. Schon 1541 ward er verdächtigt und angeklagt, in seiner Vertheidigungsrede vor dem Senate sprach er: „Ich halte dafür, zu dieser Zeit zieme dem christlichen Manne nicht, auf dem Bett zu sterben. Will man mich dem Feuertod übergeben, dessen meine Feinde mich würdig erklären, dann ist Niemand glücklicher als ich.“ Er ist erst dreißig Jahre später, am 3. Juli 1570 in Rom gehängt und verbrannt worden. Am Vorabend schrieb er an seine Frau: „Ich möchte nicht, daß meine Freude ein Gegenstand des Kummers für dich wäre, und die Gnade, die Gott mir erweist, dir zu einer Quelle des Jammers würde. Die Stunde ist gekommen, da ich aus dem Leben scheiden muß, um vor meinem Herrn zu erscheinen. Mit solchem Vergnügen trete ich diese Reise an, als wäre ich zum Hochzeitsfest eines großen Königs geladen. Ich habe den Herrn um diese innre Freudigkeit gebeten, und er hat sie mir gewährt in seiner unendlichen Barmherzigkeit. Darum, mein theures Weib, muß der Wille Gottes und deine Ergebung auch dich aufrecht erhalten.“ Neuere Actenstücke haben doch erwiesen, daß nicht er der Verfasser jener Schrift gewesen ist, sondern ein Benedictiner Don Benedetto von Mantua, ein unbekannter Mann. Auch Pietro Carnesecchi, Protonotar und Freund Clemens VII, noch aus dem Kreis evangelisch gesinnter Prälaten, welche die ersten Jahre Pauls III umgaben, hat unter Pius V [1567] geendet, mit dem Bewußtsein weder den Ketzern noch den Katholiken genügt zu haben.

In Ferrara stand das Evangelium unter dem Schutz der Herzogin Renée, der Tochter Ludwigs XII von Frankreich, die vermählt war mit Ercole d'Este. Bei ihr fanden die reformatorischen Gelehrten eine Freistätte, auch Calvin. Als die katholische Reaction eintrat, wurde sie gefangen in ihrem Palast, ihre Kinder weggenommen. 1559 nach dem Tod ihres Gemahls ist sie nach Frankreich zurückgegangen. Als der Herzog Guise ihr Schloß belagerte und es beschießen wollte, wenn sie die Rebellen nicht entferne, antwortete sie: „Sagt euerm Herrn, daß ich selbst die Zinnen besteigen und zusehn will, ob er es wagt eine Königstochter Frankreichs umzubringen.“

Die Reformation in Italien war doch nur ein innrer Abfall der Gebildeten von der herrschenden Kirche, sie wurzelte nicht in einem Volk, dem sich Gott bisher nur in Zeichen und Bildern offenbart hat. In Venedig, wo doch bereits die Anfänge einer protestantischen Gemeindebildung entstanden waren, pflegte die Inquisition die Beschuldigten um Mitternacht einzuschiffen. Draußen in den Lagunen wurden sie auf ein Bret zwischen zwei Gondeln gebunden, die fuhren aus einander und die See begrub schweigend ihr Opfer. In Calabrien wurden um diese Zeit Waldenser gejagt und geschlachtet wie wilde Thiere [1560]. In einem Hause wurden hier etwa 50 gefangen gehalten, der Henker holte einen nach dem andern heraus und schnitt ihm die Kehle ab. In Rom erfreute man sich am Schauspiel der feierlichen Verurtheilung vor der Minervakirche und an der Verbrennung der insgeheim doch schon Erdrosselten. Die Folge der allgemeinen Verfolgung war Flucht und Abfall, die sich retteten fanden doch meist nur ein kümmerliches Dasein in der Fremde. Wie schwer Verleugnung auf dem Gewissen liegt, stellt sich grausenhaft dar an Francesco Spiera. Er war Advocat im Gebiet von Venedig, durch einen päpstlichen Legaten wird er wieder katholisch, aber Gewissensbisse führen ihn wieder zum Evangelium zurück. Aus Todesfurcht schwört er es noch einmal ab. Nun in der Selbstverachtung wird er von entsetzlicher Seelenangst ergriffen, er fühlt sich schuldig der Sünde wider den heiligen Geist und hat im Wahnsinn geendet.

Thun wir einen Blick über den Gang der Reformation, so liegt das Urtheil nahe, daß der Norden das Erbtheil des Protestantismus sei. Doch in Frankreich ist es grade der Süden, der sich ihm zugewendet hat, und Irland, das nördlicher liegt als England, hat nichts von ihm wissen wollen. Die klimatischen und nationalen Verhältnisse geben nicht allein die Entscheidung, man muß anerkennen, daß hier etwas Unberechenbares vorliegt im religiösen Leben der Individuen wie der Nationen. Doch so weit sich's erklären läßt, sind es vorzugsweise die germanischen Völker und das Germanische in den Völkern, was sich dem Protestantismus zuwendet und erst in ihm zur freien religiösen Entwicklung gelangt, während die romanischen Völker, deren Sprache und also auch Bildung sich aus dem Latein entwickelt hat, überwiegend an der römischen Kirche festhielten.

Durch die Reformation bedingt treten allerlei Secten und religiöse Sonderlinge hervor, die von den protestantischen Landeskirchen nicht als die Ihren anerkannt wurden. Ketzer im katholischen Sinn kennt

der Protestantismus, so weit er sich selber kennt, nicht. Der reformatorische Protestantismus achtete sich doch gebunden an die H. Schrift und an den Kirchenglauben der ersten fünf Jahrhunderte. Nachdem aber Satzungen, die so viele Jahrhunderte die Gläubigen beherrscht hatten, plötzlich umgeworfen worden, war kaum zu erwarten, daß die Geister sich sofort von Neuem zu denselben positiven Meinungen einigen würden. Dennoch ist das in hohem Grade geschehn, aber Einzelne, obwohl der protestantischen Bewegung angehörig, schritten über dieses Gemeinsame hinaus. Diese Überschreitenden, diese Ultras, bilden den Inhalt unsres folgenden Capitels.

Viertes Capitel. Schwärmer und Ultras der Reformation.

§ 226. Anabaptisten.

Als die Republik Genf nach dem Rath Calvins einen Gegner des dreieinigen Gottes verbrennen ließ, urtheilte Melanchthon: „Ich meine, daß der Magistrat recht gehandelt, wenn er einen Gottesleugner nach geordnetem Spruch zum Tode gebracht hat." Man wandte das mosaische Gesetz gegen Gottesleugner auf solche Ungläubige an, indem man unbewußt noch auf dem katholischen Standpunkt verharrte. Wo sich die Protestanten als die herrschende Kirche fühlten, dachten sie nicht daran, daß ihre Todesurtheile gegen Ketzer eine Rechtfertigung alles Dessen enthielten, was von seiten der katholischen Kirche gegen sie selbst und ihre Glaubensgenossen geschah. Bullinger schreibt von Wiedertäufern: „Sie verharrten frech in ihrer Weise bis an's Ende." So spricht er von dem todesmuthigen Märtyrerthum. Der Gedanke der Glaubensfreiheit lag diesem Zeitalter noch fern. Zwar Luther schreibt: „Über die Seele will Gott Niemanden herrschen lassen," doch hält er nur da auf solche Freiheit, wo Das, was er als Wahrheit erkannt, bedrückt wurde. Dagegen will er einen wegen Irrlehre Eingezognen, auch nach erlangter vorläufiger Überzeugung seiner Unschuld nicht frei gegeben wissen: „damit wir keinen Scherz aus des Teufels Ansuchen machen". Die Henker nannte er die gelehrtesten Doctores. Beza nannte es eine gottlose Lehre die Gewissensfreiheit zu gestatten, also Jeden, wenn er will, zu Grunde gehn zu lassen: „Das ist eine teuflische Lehre, die heutzutage Polen und Siebenbürgen mit so vielen

pestilenzischen Menschen erfüllt, wie kein andres Land unter der Sonne sie dulden würde." Unter den Fürsten schienen nur Philipp von Hessen und ein Friedrich von der Pfalz geneigt das Recht der Gewissensfreiheit und einen frommen Inhalt im fremden Glauben anzuerkennen.

Der Gegensatz, der sich hie und da gegen die reformatorische Richtung aus ihrer eignen Mitte erhob, trifft sie theils in ihrem Wesen und in ihrer Sitte, theils mehr in ihrem Dogma. In ersterer Beziehung als Anabaptismus.

Es wird uns nirgends ein Gründer der Wiedertäufer genannt. Bullinger meint, der Anfang gehe aus von Sachsen. Wir kennen allerdings keine frühren Gegner der Kindertaufe als jene Propheten, die von Zwickau nach Wittenberg kamen. Aber ohne nachweisbaren Zusammenhang unter einander, überall wohin die Reformation sich wendet, erscheinen auch diese drohenden Gestalten. Sonach muß doch irgend ein Zusammenhang stattfinden mit den reformatorischen Tendenzen, er zeigt sich in beiden Hauptmerkmalen des Anabaptismus: 1) Die Reformation wollte die Sacramente zurückführen auf ihre Einsetzung und Bedeutung in der H. Schrift. In verschiedner Weise, doch allgemein kam es zu einer Umgestaltung des ersten Sacraments, des heiligen Abendmahls. Hiernach lag der Argwohn nahe, daß auch das andre von der päpstlichen Kirche verdunkelt worden, die Taufe. In der apostolischen Kirche werden Erwachsene getauft, von Kindern, von Neugebornen ist mindestens unsicher, ob auch sie getauft worden sind. Hiernach erschien das biblische Recht der Kindertaufe zweifelhaft. Im Gegensatz des opus operatum verkündete die Reformation: der Glaube allein macht selig, die unter den Schrecken des sündenbeladnen Gewissens entstandne Hingabe des Herzens an den für uns gekreuzigten und auferstandnen Christus. Wie war doch möglich ein solcher Glaube bei Säuglingen! Sonach ergab sich als reformatorische Folgerung: die Kindertaufe ist verwerflich, in fanatischer Steigerung: sie ist vom Teufel erdacht. Wo sie geschehn, ist sie ungültig, erst an Erwachsenen zu vollziehn. Eine solche Neutaufe erscheint nur dem draußen Stehenden als Wiedertaufe, es ist erst die rechte Taufe. Diese Verwerfung der Kindertaufe war nur das Eine, Äußerliche, aber sie ist das Wahrzeichen der Partei geworden, wie etwa der Kelch das der Husiten. 2) Das Wesentliche des Katholicismus ist die unbedingte Macht der Kirche, gegründet auf ihre Unfehlbarkeit durch göttliche Inspiration, sie die objective Macht, der sich jeder Gläubige zu unterwerfen hat. Der Protestantismus betonte dagegen die Berechtigung des einzelnen Subjects, das Recht der Subjectivität gegenüber der Kirche, aber nach der

gemeinsamen Ansicht als gebunden an die H. Schrift. Wiefern doch diese eine äußerliche, nicht auf alle Fragen des religiösen Gewissens antwortende ist, lag nahe der extreme Gegensatz zur katholischen Anschauung: Inspiration nicht der Kirche, aber des einzelnen Frommen. Das protestantische Recht der Subjectivität schlägt hier zurück auf den katholischen Standpunkt: nicht die Kirche, sondern der Einzelne, durch Gott Inspirirte ist unfehlbar, der Einzelne also Gegenstand der göttlichen Offenbarung und durch sie berechtigt, unfehlbar. In Zeiten, in Zuständen großer religiöser Aufregung sind einzelne Begabte gern geneigt sich über die Menge zu erheben und die Unmittelbarkeit ihrer religiösen Überzeugung als göttliche Offenbarung ansehend, sich selbst für Propheten zu achten.

Dies ist der Grundcharakter des Anabaptismus geworden, nicht als ob er gemeint hätte, alle Einzelnen wären nun über menschliche Irrthümer erhaben, wohl aber jeder Einzelne kann ein Organ des göttlichen Geistes werden. Es sind die religiös Begabten, die sich als solche Organe fühlen, die Menge nimmt an dem Anabaptismus nur Theil, indem sie an solche Propheten glaubt.

Hieraus ergeben sich eine Reihe Folgerungen, die sich in einzelnen Kreisen mehr oder minder ausgebildet haben. So lange etwas Allgemeines, Gemeinsames anerkannt ist unter den Menschen als Regel ihres Denkens und Lebens, sei es ein Gesetz, sei es die H. Schrift, sei es selbst die Vernunft, ist eine Untersuchung, ein vernünftiger Streit denkbar. Wo aber der Einzelne sich anmaßt, daß Gott unmittelbar durch ihn spreche, da entsteht immer die Gefahr, daß die subjective Willkür, die Leidenschaft sich für den göttlichen Willen ausgiebt. Wo Alles auf göttliche Eingebung gestellt wird, treten an die Stelle des geistlichen Standes die einzelnen Geistesbegabten. Sie stehn über allen menschlichen Gesetzen, also auch über dem Staat. Sie achten sich berechtigt mit aller geschichtlichen Entwicklung zu brechen und ihr religiöses Ideal sofort einzuführen. So erneuten sich unter den Wiedertäufern die dringenden Hoffnungen der apostolischen Kirche auf das demnächstige Kommen des irdischen Gottesreichs mit der Wiederkunft Christi. Das Harren und Pochen auf göttliche Eingebung war vereinbar mit Werthhaltung der Schrift, als dem nicht minder inspirirten Gottesbuch, ja auch mit dem Hängen an ihrem Buchstaben zur Bezeugung paradoxer oder revolutionärer Meinungen. Man schloß noch gegen das Recht eines Eigenthums der einzelnen Christen nach dem Spruch: „Willst du vollkommen werden, so gehe hin und verkaufe was du hast.“ Gegen fürstliche Gewalt, ja Bekleidung irgend eines obrig-

keitlichen Amts: „Die Könige herrschen, ihr aber nicht so." Der Spruch: „Gott wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht," galt der Zerstörung der Kirchen. Das Wort: „Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet," schien zu berechtigen zur Zerreißung der Schuldbriefe.

Je nach der Individualität solcher Inspirirter erscheint ihr sittlicher und religiöser Gehalt sehr verschieden, wie er sich auch dargestellt hat in verschiedenen Parteien. Bullinger nennt und beschreibt, offenbar nach seinen schweizerischen Erfahrungen, diese Parteien: Abgeschiedne geistliche Taufer, die mit harter Satzung über Essen, Trinken, Schlaf und Kleidung wie gestorbene Menschen umhergehn. Sie freuten sich, Gewalt zu leiden und hielten das Leben für eine Langeweile. Gottgelaßne betende Taufer, die schier nichts thaten als beten und mit Gebet allem Übel widerstehn wollten. Staunige oder verzückte Brüder, die allezeit nach Gesichten zum Himmel auffahn und wenn der Geist über sie kommt, mit entstellten Gebärden am ganzen Leibe zitterten, das Sterben in furchtbarer Treue an sich darstellten, endlich wie todt auf der Erde lagen. Apostolische Taufer, die Haus und Hof, Weib und Kind verlassend, ohne Schuh und ohne Stab predigend umherzogen, oder auch sich mit kindischem Spielwerk abgaben, um zu werden wie die Kinder. Aber auch freie Brüder, die dafür hielten, daß der Wiedergeborne frei vom Gesetz und gleichgültig gegen das Fleisch, gar nicht mehr sündigen könne, daher sie zügellos in Gemeinschaft der Weiber und Güter sich allen Lüsten hingaben. Doch wurden diese von den meisten Täufern als grobe und wüste Brüder verabscheut. Indem jeder Einfall sich als göttliche Eingebung gebärden konnte, geschah Thörichtes, Hartes, Entsetzliches. Ein wiedertäuferisches Weib hat ihre Freunde zu einer Mahlzeit geladen, der Tisch ist gedeckt, aber die Küche ist leer. Der Engel Gabriel hat ihr's verheißen, die Gerichte zu bringen, wie der Herr einst das Volk Gottes mit Manna gespeist hat. Sie beten inbrünstig, sie harren tief in die Nacht auf die Engelsgerichte und müssen hungrig nach Hause gehen. Ein Mann erhebt sich des Nachts von seinem Lager, greift nach seinem Rock und Reisegeräth und geht hinaus: „Wo willst du hin?" fragt sein Weib. „Ich weiß es nicht, Gott weiß es wohl." „Was hab ich dir Leids gethan, bleib hier und hilf mir die kleinen Kinder erziehn!" „Liebe Frau, laß mich mit zeitlichen Dingen unbeschwert, Gott segne dich, ich muß von dannen, den Willen meines Herrn zu erfahren." In St. Gallen hat eine Familie zwei Nächte mit Gesichten und Weißagen hingebracht, als ein Bruder den andern mitten in der Stube niederknieen heißt und vor den Augen

der Eltern ihm den Kopf abschlägt, denn also habe der himmlische Vater ihm geboten.

Die revolutionäre Richtung war im Bauernkrieg offenbar geworden und rief blutige Gegenmaßregeln hervor. In der Schweiz sind Versuche gemacht worden, die Wiedertäufer eines Beßren zu überzeugen, aber wenn das vergeblich war, hat man sie doch meist ertränkt. In der Form dieser Hinrichtung lag bittrer Spott. Die Reichstage von Speyer und Augsburg beschlossen ihre Ausrottung durch's Schwert, und diese blutigen Gesetze sind auch von protestantischen Obrigkeiten unbedenklich vollzogen worden. Drei Wiedertäufer, nachdem sie Melanchthons Bekehrungsversuchen entgegengesetzt hatten: sie wollten bei dem bleiben, was Gott sie gelehrt, sind auf dem Markt von Jena 1536 im Januar enthauptet worden. Die gesetzliche Blutthat rief Bluthaten hervor. Der Abt von St. Blasien hatte einen wiedertäuferischen Bauer an einen Baum hängen lassen. Am Klosterthor wurde in der Nacht die abgehauene Hand des Gehängten angenagelt: „Die Hand wird sich rächen.“ Bald war das Kloster niedergebrannt.

Dem fanatischen Verlangen wider die Berechtigung aller Gesetze lag nahe vorläufig einen Anfang zu machen mit dem irdischen Reich Gottes. Das ist das Ereigniß von Münster. Neben den sogenannten „newen Zeitungen von den Wiedertäufern zu Münsster“, zu denen Luther eine Vorrede geschrieben hat, namenlosen Broschüren mitten aus dem Ereigniß heraus, auch eignen Schriften der Wiedertäufer zu Münster, hat Dorpius, ein Freund Luthers, der einige Wochen nach der Eroberung Münsters dort war, dieses Reich beschrieben, dann Kerstenbroik, nachmals Rector am Münsterer Gymnasium, der noch als Knabe dort mit ausgetrieben worden ist. Cornelius, der katholische Professor der Geschichte in München, hat in einem gründlichen Werk als neu aufgefunden die Niederzeichnung eines Tischlers benutzt, der, zwangsweise zu den Wiedertäufern getreten die ganze Geschichte mit durchlebt hat.*)

In jener reichen bischöflichen Stadt Westphalens gewann ein beredter Caplan, Bernt Rothmann, ein Schüler Melanchthons, gegen das Widerstreben des Klerus die Bürgerschaft für die Reformation. Der neue Bischof Graf Franz von Waldeck versammelte dagegen die Stände des bischöflichen Fürstenthums und alle antireformatorischen Notabeln in seinem benachbarten Schloß Telgte und erließ nach ihrem Rath

---

*) Lpzg. 1855 ff. — Zum Folgenden vgl. Hase, d. Reich d. Wt. Lpzg. 850. [Neue Proph. Heft 3. 851. 2. Aufl. 860.]

am ersten Weihnachtstage 1532 eine Botschaft: die Stadt sollte die alte Religion wieder annehmen, mit harter Drohung, wenn sie es nicht thäten. Die Bürgerschaft, rasch zur That, zog in der Nacht, gegen 900 streitbare Männer, mit ein paar kleinen Kanonen vor das Schloß und nahmen ihre Gegner gefangen. Die Folge war unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen ein Vertrag mit dem Bischof, der die Huldigung als Landesherr empfing und die Reformation gewähren ließ. Unter den neu berufenen evangelischen Predigern selbst entstanden Bedenken über die Kindertaufe, wodurch gelockt ein Wiedertäufer, Jan Matthiesen, Bäcker aus Leiden, Anfang 1534 in die Stadt kam und in den Straßen verkündete: „Thut Buße und laßt euch taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen.“ Er bezeichnete den Papst und Luther als falsche Propheten. Er selbst, ein Prophet, sei gekommen, die Zukunft des Herrn zu verkünden und mit dem Schwert zu bereiten. Rothmann schloß sich ihm an. Derselbe Mund, der das Evangelium zuerst hier verkündigt, predigte nun das Reich der Wiedertäufer. Matthiesen, mit seinen Genossen ausgewiesen, kommt durch ein andres Thor wieder herein, denn der himmlische Vater habe ihnen geboten zu bleiben. Sie haben die benachbarten Ortschaften eingeladen Alles zu verlassen und nach Münster zu kommen: sie würden hundertfältig das Verlaßne wiederfinden. Schon im Februar erlangten sie die Übermacht. Zwölf Richter wurden eingesetzt; die sich nicht taufen ließen, ausgetrieben, ohne etwas mitnehmen zu dürfen: „Hinweg mit den Kindern Esaus, die Erbschaft gehört den Kindern Jacobs.“ Durch die Habe und Häuser der Vertriebnen wurden die Eingewanderten versorgt, und sofort ein Communismus beschlossen und ausgeführt: alles edle Metall soll auf die Kanzlei gebracht werden zum Einkaufen von Proviant. Jeder erhält Geräthe und Werkstatt als entlehnt. Die Handwerker haben ihr Geschäft zu betrachten als Amt und Auftrag. Mit Ausnahme der Bibel werden Kunstwerke und Bücher vernichtet. Bald erschien diesen Aufgeregten auch die Ehe als menschliche Satzung: so gut wie die Patriarchen des Alten Testaments mehrere Frauen nehmen konnten, auch sie, die Gottbegnadigten des Neuen Testaments, diese Polygamie begünstigt durch die Mehrzahl der eingewanderten Frauen. Gegen solche Verhöhnung ehrbaren Herkommens erhob sich doch ein innrer Gegensatz. Schmied Mollenhök sammelte Alles, was der Neurung innerlich nicht ergeben war, aber geschlagen, warf er sich mit seinen Anhängern in das Rathhaus. Als Kanonen aufgeführt wurden, ergaben sie sich und sind an Bäume gebunden worden als Ziel für Schützen, oder enthauptet.

Jetzt begann der Bischof, verbunden mit benachbarten Fürsten, auch mit dem Landgrafen von Hessen die Belagerung der festen Stadt. In ihr war doch ein wunderbar aufgeregtes Leben, während alle Bande des Herkommens zerrissen waren, Alle eine religiöse, kriegerische Familie, gehoben durch das Gefühl des Auserwähltseins, der Verwirklichung ihrer Ideale. Gegen Ostern zog Matthiesen fast allein aus mit einem großen Spieße, um die Feinde zu vertreiben. Alsbald ward er von den Feinden umringt und recht eigentlich in Stücke gehauen. Sein Ansehn in der Stadt war noch ungekränkt, er im Besitz einer schönen, jungen Frau. Alle Hoffnungen, von Münster aus ein großes Wiedertäuferreich zu gründen, standen noch in voller Blüthe.

Nach Matthiesens heldenmüthigem Untergang trat an seine Stelle sein angesehenster Schüler Jan Bockelson, ein Schneider aus Leiden, der zuletzt in der Schenke zu den drei Häringen die Stätte einer muntern Geselligkeit gehalten hatte. Ausgezeichnet im geistlichen Gesang, Verfertiger mehrerer Schauspiele, in denen er manche stattliche Rolle gespielt, jung, phantastisch, kühn und beredt, von schlanker, kräftiger Gestalt. In der Versammlung erhob sich ein Prophet: Johann von Leiden solle sich setzen auf den Stuhl seines Vaters David, den ganzen Erdkreis beherrschen, alle Könige und Fürsten tödten, nur das gemeine Volk, d. h. diejenigen, welche die Gerechtigkeit lieben, solle er schonen. Bockelson fiel auf die Knie: auch ihm sei seit vielen Tagen dasselbe verkündet worden, doch habe er geschwiegen aus Demuth. Sofort wurde zur Huldigung geschritten und mit großer Pracht das neue Königthum gegründet. Bockelson zog das Königskleid an, das aus seinen Festspielen ihm bekannt war, an goldner Kette trug er als Symbol die Weltkugel. Wenn er durch die Straßen ritt, gingen zwei Edelknaben von anmuthiger Gestalt in lichtgrünen Leibröcken ihm zur Seite, der eine mit der H. Schrift, der andre mit dem bloßen Schwerte. Dreimal wöchentlich hielt er Gericht auf dem Markt, dann auf den Stufen des Throns. Knipperdolling, ein angesehner Tuchhändler und reich verheirathet, schon in den frühern städtischen Unruhen ein Volksführer gegen den Bischof, sein Schwerthalter, d. h. Scharfrichter, Rothmann als Worthalter. Wie Johann bei der Huldigung um Weisheit wie Salomo gebetet, so hat er gleich diesem sich einen Harem angelegt bis zu sechzehn Weibern. Als Königin galt Divara, die Wittwe des Matthiesen. Wie er in dieser zahlreichen Familie Ordnung hielt, zeigt die That. Als Hungersnoth eintrat, hat eine der Frauen gesagt: „Ich kann's nicht glauben, daß dieses Gottes Wille sei, das arme Volk verhungern zu lassen.“ Im Königshaus hatte man noch hinreichend Vorrath. Sie

gab dem Könige seine Geschenke zurück und forderte die Stadt verlassen zu dürfen. Er führte sie mit den andern Frauen auf den Markt, hieß sie niederknieen und schlug ihr eigenhändig den Kopf ab. Die unglücklichen Weiber sangen dazu: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Dann hub er an, mit ihnen zu tanzen: „denn auf ein Leid' gehört ein Freud'." Die Kirchen wurden verwüstet, der Gottesdienst auf dem Markt gehalten. Im October fand ein Liebesmahl statt. Auf dem Markt standen Tische für alle Männer, die nicht auf den Mauern Wache hielten, und für alle erwachsenen Frauen. Der König in seiner Pracht mit seinen Weibern und Hofgesinde diente bei Tisch. Nach Tische brachten sie ungesäuerte Weizenbrote, der König brach sie und gab den Tischgenossen mit den Worten: „Nehmet hin, esset und verkündet den Tod des Herrn." Deßgleichen reichte die Königin die Kanne mit Wein und sprach: „Trinket daraus und verkündet den Tod des Herrn." Die Gemeindeglieder unter einander das heilige Mahl weiter reichend sprachen: „Bruder, Schwester, nimm hin, wie sich Christus für mich gegeben hat, also will ich mich für dich geben. Wie das Brot aus vielen Weizenkörnern zusammengebacken, und wie der Wein aus vielen Trauben und Beeren zusammengedrückt ist, also sind auch wir ein Leib und eine Seele." Unter den am Tische Sitzenden sah der König einen Fremden ohne hochzeitlich Kleid, einen gefangenen Landsknecht. Er fragte ihn nach seinem Glauben und der antwortete mit einem frechen Worte. Erzürnt hieß ihn der König aufstehen und enthauptete ihn mit eigner Hand. Darnach setzte er guten Muths sich wieder zum Mahle.

Die Stadt wurde kühn vertheidigt. Als im August die Belagerer einen Sturm wagten, ließ man sie herankommen bis zum Anlegen der Leitern. Dann erst übten die Geschütze ihre furchtbare Wirkung, die Weiber hatten für ein Morgenessen gesorgt, aus großen Kesseln schütteten sie brennendes Pech auf die Köpfe der Stürmenden.

Der Sturm war abgeschlagen; aber nun wurde die Stadt mit Wällen umgeben, um sie auszuhungern. Als die Hungersnoth kam, wollte eine junge Friesländerin, die nach Münster gekommen war, um ihrer Seele Seligkeit beim Worte Gottes zu suchen, den Bischof berückend, die Judith spielen. Aus dem öffentlichen Schatze aufgeputzt, kam sie in's Lager. Dadurch entstand Verdacht und sie wurde verhaftet. Sie bekannte ihr Vorhaben und bezahlte es mit dem Leben. Der Schneider-König erwählte zwölf Apostel, um der ganzen Welt sein Reich zu verkünden. Sie haben sich hinausgeschlichen und sind bis auf einen ergriffen und hingerichtet worden. Die Stadt war nicht

ohne die Hoffnung eines gewaffneten Entsatzes von den Niederlanden aus. Mehrere Versuche dazu sind überwältigt worden, auch mag wohl das Gerücht von den Unordnungen drinnen die Ursache gewesen sein, daß es nicht zu einem allgemeinen Aufgebot der Wiedertäufer in Deutschland kam. Als nirgends eine Hülfe erschien, dachte Johann von Leiden daran die Stadt anzuzünden und, sich auf's feindliche Lager stürzend, einen Ausweg zu suchen. Aber in der Johannisnacht 1535 wurden die Belagerer durch Verrath eingelassen. Die Wiedertäufer stürzten aus den Betten, die Nacht hindurch währte ein zweifelhafter Kampf, endlich wurden sie überwältigt. Die nicht im Kampfe fielen, sind in langen Reihen aufgehängt worden, Frauen und Kinder hülflos ausgewiesen. Rothmann hat sich wahrscheinlich gerettet und unter fremdem Namen irgendwo fortgelebt. Bockelson und Knipperdolling sind mit glühenden Zangen zum Tode gebracht worden, ihre Leichname wurden in Käfigen am Stadtthurme aufgehängt. Dort haben sie über drei Jahrhunderte gehangen, bis sie 1881 heruntergenommen wurden, weil der Thurm zusammenzustürzen drohte.

In den Verhören hat der Schneider-König ein halbes Zugeständniß gemacht, daß er eigne Gedanken vom Reich Gottes für göttliche Offenbarung möge gehalten haben. In der überwundnen Überstürzung lag die Macht einer gewaltsamen Wiederherstellung der katholischen Kirche in Münster, obwohl der Bischof selbst dem Protestantismus zuneigte. Luther sagte: „Gott hat den Teufel herausgejagt, aber des Teufels Großmutter ist hinein gekommen.“

Der Anabaptismus, dieser verlorne Sohn der Reformation, hat noch Jahrzehnte fortbestanden als geheime religiös-revolutionäre Partei mit geheimen Losungsworten und Zeichen, bis zum Gedanken Münster wieder einzunehmen, aber bei weitem die Mehrzahl ist doch in sich gegangen. Seitdem hat eine andre Gestalt der Taufgesinnten sich entwickelt, die aus biblischer und religiöser Gewissenhaftigkeit die Kindertaufe mißbilligten, aber mit dem Bekehrungseifer hörte die Wiedertaufe meist von selber auf. Sie tauften ihre Kinder erst in den Jahren der Unterscheidung des Guten und Bösen. An Stelle des Prophetenthums trat jene religiöse Eigenthümlichkeit, wie wir sie bei den mährischen Brüdern schon kennen lernten, die ernste Traulichkeit eng geschloßner Gemeinden als aus lauter Wiedergebornen bestehend, mit strenger Zucht und im wörtlichen Festhalten an manchen Satzungen der Bergpredigt. Diese wiedergebornen Baptisten sind auch Mennoniten genannt worden von Menno Simons [† 1561], einem katholischen Pfarrer in den Niederlanden. Als er der Hinrichtung

eines Wiedertäufers beiwohnte, ist er bedenklich geworden durch dessen Standhaftigkeit. Er suchte in der Schrift, ohne die Kindertaufe zu finden. Umherwandernd unter schweren Mühsalen hat er zerstreute Anabaptisten in den Niederlanden und an den deutschen Küsten zu kleinen Gemeinden in seinem milden Sinn vereinigt, welche als Versammlungen der Heiligen mit strenger Kirchenzucht Eid, Krieg, Processe und Ehescheidung, außer durch Ehebruch, verwarfen, die Fußwaschung als heilige Handlung hielten und der Obrigkeit Gehorsam, doch dafür achteten, daß einem Nachfolger Christi nicht zieme Weltliches zu regieren. In den Niederlanden erlangten sie bei der Begründung des Freistaats Duldung, allmählich auch in England und Deutschland. Aber auch ohne nachweisbaren Zusammenhang mit diesen Anabaptisten der Reformationszeit sind in England und Amerika große Baptistengemeinden entstanden. Als eine Frau von ihrem gebannten Mann nicht lassen wollte, entstand die Frage, ob die Excommunication jedes menschliche Band löse. Die das behaupteten, sind die Feinen genannt worden im Unterschied von den Groben. Der Streit über die Gnadenwahl theilte sie in calvinisch und arminianisch [S. 245 f.] Gesinnte. An diese angeschlossen die Collegianten, vornämlich in Rhijnsburg, entstanden um 1620, haben einen vorübergehenden Nothstand zur bleibenden christlichen Satzung gemacht: die Verwaltung der Gemeinde durch Nichtgeistliche und Nichtstudirte, durch Presbyter, Collegium ein bescheidner Name für Ecclesia. Hier hat die freieste Entwicklung des arminianischen Princips stattgefunden, in der Gleichgültigkeit gegen jeden Lehrbegriff, nur festhaltend am Praktischen, an altchristlicher Sittenstrenge. Nur die unbedingte Prädestination haben sie ausgeschlossen. Solche gänzliche Indifferenz gegen den Glaubensinhalt hatte nach dieser ersten Erfahrung doch weder Macht noch Bestand.

§ 227. Antitrinitarier.

Der Gegensatz wider die Lehre warf sich auf das Dogma, welches dem einfachen Menschenverstande am schroffsten widerspricht, auf das Dogma der Trinität. Wo aber Christus nicht als Gott verehrt wird, sondern als Lehrer, als Kirchenstifter, als religiöses Vorbild, da wird auch seinem Tode keine zauberhafte Wirkung zugeschrieben. Ein vollständiges Zurückgehn auf die H. Schrift würde zu einer Kritik der alten Symbole geführt haben. Mindestens die Formeln altkirchlicher Orthodoxie wie trinitas, Naturen Christi, Personen in der Drei-

einigkeit würden sich nicht als biblisch erwiesen haben. Aber die Reformatoren hatten ein äußeres Interesse der Orthodoxie und zugleich ein Herzensbedürfniß für die Gewißheit, daß die echtkatholische Lehre bei ihnen sei. Das Nachsinnen über jene speculativen Lehren lag dem allgemeinen Streben der Reformation fern, doch haben sich Einzelne insgeheim dem hingegeben. Die Reformation hat ihnen nur Gelegenheit gegeben, daß sie sich äußerten, durch eine betrügliche Gastfreundschaft veranlaßt. Es sind Menschen von sehr verschiednem Werthe, nur Einige hier zu nennen, durch ihr Geschick Bekannte, in denen sich die mancherlei Modificationen dieses Gegensatzes darstellen.

Hans Denk finden wir zuerst als Corrector einer großen Druckerei zu Basel 1521, befreundet mit Öcolampadius. Dann ist er Schulrector bei St. Sebald in Nürnberg. Hier fand Münzer damals großen Anhang. Osiander nennt ihn und Denk als falsche Propheten. Nach einem Verhör durch die Geistlichen hat der Stadtrath dem Magister den Aufenthalt innerhalb zehn Meilen von der Stadt bei Lebensstrafe auf immer verboten. Er hat dann in Augsburg seine Lehre ausgebreitet: ein heimliches Mummeln in den Winkeln. Hier und in Straßburg ausgewiesen, ist er jung in Basel gestorben. Seine Lehre war eine Zusammenfassung humanistischer Bildung mit mittelalterlicher Mystik, es ist die Liebesfülle mit ihren rationalistischen Consequenzen. Was die Reformatoren aus dem Glauben, das hat er hergeleitet aus der Liebe. Sie bedarf und hat kein Gesetz, sie steht über der Schrift, sie gebietet nicht nur was geschrieben steht, sondern auch was nicht geschrieben steht und nie geschrieben werden kann, sie verlöscht das Feuer der Hölle. Christus ist nicht ein Abgott, doch in vorirdischer Existenz hat er sein Wort, die Liebe, in das Herz der Menschen gesenkt als einen Wegweiser. Das rechte Volk Gottes soll das weltliche Schwert nicht mehr brauchen, sondern Christus allein sein Volk mit geistlichem Schwert regieren. Insgeheim hat er die Wiedertaufe geübt, um sieben bösen Geistern abzusagen, sieben gute aufzunehmen, diese Taufformel bildlich gemeint. Die bösen Geister, Menschenfurcht, Menschenweisheit, -Verstand, -Kunst, -Rath, -Stärke, Menschen-Gottseligkeit; die guten: Gottesfurcht u. s. w. Es ist gemeint der Gegensatz des Religiösen und Genialen in supernaturaler Form gegen das bloß Weltliche, Conventionelle und Gemachte.

Ludwig Hetzer, ein gelehrter, schriftkundiger Freund Zwinglis und volksthümlicher Dichter, hat als katholischer Caplan in Wädenschweil am Bildersturm in Zürich 1523 durch seine Schrift „Wider die Abgötzen" theilgenommen. Er war ein begabter Redner, der die alt-

testamentlichen Propheten vor Luther übersetzt hat, mit großer Verehrung vor der H. Schrift. Er nennt die Kindertaufe einen römischen Gräuel, ohne doch wiederzutaufen. Sein Buch „Wider die Gottheit Christi" hat nur in der Handschrift bestanden, die er zuletzt an Blaurer zum Verbrennen gab. Doch hat er seinen Widerspruch gegen den dreieinigen Gott in volksmäßigen Liedern verbreitet:

„Ich bin allein der einig Gott,
Der ohn Gehülf all Ding erschaffen hat.
Fragst du, wie viel meiner sei?
Ich bin es allein, wir sind nicht drei.
Sag auch dabei ohn allen Wahn,
Daß ich glatt nit weiß von keiner Person."

Er eifert auch gegen den Götzendienst des fleischlichen Christus:

Wer glaubt, wird selig, nicht wer die Sacramente empfaht.

Gegen den todten Glauben:

Ja, spricht die Welt, es ist nicht Noth,
Daß ich mit Christo leide,
Er litt doch selbs für mich den Tod,
Nun zech ich auf sein Kreide.
Er zahlt für mich, deßhalb glaub ich,
Hiermit ist's ausgerichtet.
O Bruder, nein, es ist ein Schein,
Der Teufel hat's erdichtet.

Dieser talentvolle freie Geist ist untergegangen in einem ungeordneten Leben. Übel angesehn wegen seiner Irrlehren, ist er doch erst wegen mehrfachen Ehebruchs zum Tod verurtheilt worden. Seine Rede auf dem Schaffot ist eine Mischung von Kühnheit und Reue: „Auf meiner Wanderung durch's Leben habe ich oft mit heißen Bitten zu Gott gefleht, ja, ich hab es ihm in's Angesicht gesagt, ob er so ohnmächtig sei, daß er so schwachen verworfnen Menschen wie mich nicht zügeln wolle oder könne." Das ist eine düstre Wahrheit auf dem damaligen Standpunkt des Glaubens. So ist er nicht mit dem Gefühl eines Märtyrers, sondern mit der Buße eines Verbrechers gestorben, doch auch mit Danksagung gegen Christus, daß er auf diesem bittren Wege seine Seele rette.

Michael Servede aus Aragonien, geboren 1509, Theolog, Jurist und Arzt, von dem die erste Erkenntniß des Blutumlaufs ausgeht, war mit Karl V nach Italien gekommen, in Basel verbunden mit Öcolampadius. Als angesehner Arzt lebte er dann in Vienne, befreundet mit dem freisinnigen Erzbischof Palmier. Sein Jugendwerk:

der Dialogus de trinitatis erroribus. Nach dem theosophischen System in diesem Buch hat er gedacht einen göttlichen Urgrund, aus welchem zur Belebung des todten Weltstoffes der Logos und der Geist sich entwickle. Er hat sie sabellianisch gedacht, nur als personales repraesentationes, Arten des göttlichen Seins. Der Logos ist erst durch Einsenkung in den Schoß der Maria zu einer besondern Persönlichkeit geworden, und so ist Christus der Gott-Mensch. Das Durchdringen des göttlichen Geistes mit der Weltmaterie hat er pantheistisch gedacht. Calvin hielt ihm vor: „Wenn Jemand nun diesen gepflasterten Fußboden mit Füßen tretend sagte, er trete deinen Gott mit Füßen, würdest du dich solcher Ungereimtheit nicht schämen?" Er antwortete: „Ich zweifle nicht, daß dieser Fußboden oder was du mir zeigen würdest, die Substanz Gottes sei." „Also," fährt Calvin ihn an, „also wird auch der Teufel der Substanz nach Gott sein?" Servede: „Zweifelt Ihr daran?" In Vienne hat er das Werk seines reifen Alters herausgegeben: »Christianismi restitutio«, die Zurückführung des Christenthums zur apostolischen Kirche, das Reformatorische vielfach überschreitend. Erst mit dem 30. Jahre soll die Taufe stattfinden. Die beiden angeführten Werke sind namenlos erschienen: als die Handschrift zum Druck fertig, war er so erregt, daß er einige Tage nichts essen und trinken konnte. Er stand in brieflicher Verbindung mit Calvin, der warnte und endlich zürnend abbrach. In Vienne lebte er unter dem Namen Villeneuve, äußerlich als Katholik. Von Genf aus ist er als Servede und Verfasser des Dialogus erkannt und in Vienne ihm der Proceß gemacht worden. Er hat sich gerettet durch Flucht aus dem Gefängniß, sein Bild wurde mit seinen Büchern verbrannt. Nach Genf kam er auf der Durchreise nach Italien. Hier erkannt, ward er verhaftet auf Anzeige Calvins, der für nöthig hielt, die Orthodoxie der Kirche in Genf durch ein Autodafé zu erhärten. Die gegen ihn gestellten Klagepunkte haben sich angeschlossen an rohe Ausdrücke aus einem Brief an einen Genfer Pfarrer: „Euer Evangelium ist ohne den einigen Gott, ohne wahren Glauben, ohne gute Werke. An Stelle Gottes habt ihr ein dreifaches Ungeheuer, einen dreiköpfigen Höllenhund, an die Stelle evangelischen Glaubens eine unsägliche Träumerei gesetzt. Der wahre Glaube Christi ist euch nichts als eine unwirksame Schminke, der Mensch ein Klotz, eine Chimäre mit gebundnem Willen. Wehe über euch, mit meinen Warnungen hat es nun ein Ende." Aus den wiederaufgefundnen Acten dieses Processes hat Rilliet 1844 einen genauen Auszug mitgetheilt. Man ersieht daraus, daß Servede durch seine Vertheidigung nichts gebessert hat. Bald ist seine Rede maßlos

leidenschaftlich: so schnaubt er Calvin an: „Wagst du zu leugnen, daß du ein Todtschläger, ein Simon Magus bist!“ Bald ist er verzagt. Die Libertins in Genf waren im Spiel, sie wollten Calvin durch die Freisprechung kränken. Gegen Servede wurden angewandt nicht nur die alttestamentlichen Satzungen gegen Gotteslästerer, sondern auch die Ketzergesetze Friedrichs des Hohenstaufen. Nach seiner Forderung holte man Gutachten ein von den andren Schweizer Cantonen. Im Todesurtheil, das sie alle über ihn sprechen, ist er auch bezeichnet als hochmüthiger Erfinder von Ketzereien gegen die Päpste. Er hat um den Tod durch's Schwert gefleht, doch einen Widerruf hat er nicht geleistet. Auf der Anhöhe vor der Stadt war der Scheiterhaufen errichtet. Während er an einen Pfahl gebunden stand, Bücher von ihm um seinen Leib gehängt, predigte Farel zum Volke: „Ihr seht an diesem Mann, welche Gewalt Satan hat, wenn er einmal einen Menschen besitzt. Dieser ist ein gelehrter Mann vor vielen Andren und vielleicht glaubte er recht zu handeln, aber nun ist er vom Teufel besessen, was euch ebenso gut geschehen könnte.“ Die Predigt schloß mit der Mahnung zu beten, daß der Herr sich seiner verlornen Seele erbarme. Das Prädestinationsdogma mit dem Teufelsglauben in grauenhafter Mischung. Calvin selbst berichtet mit Schaudern, wie Servede, da das grüne Holz nur mühsam aufflammte, aus Qualm und Feuer wie ein Stier brüllte. Doch hat er auch gehört: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner.“

Campanus, der den Sohn gegen alle Welt nach den Aposteln als arianisch beschrieb und den Geist nur in der Vergöttlichung und Freimachung der Menschheit erkannte, starb zu Cleve im Kerker um 1578. Der Calabrese Gentile, der die Lehre des Rechtsgelehrten Gribaldo von drei Göttern ungleichen Ranges fortbildend den Sohn als gleichen Wesens dachte, aber abgeleitet von der Wesenheit des Vaters, ein anderer Gott, rettete in Genf 1559 durch Widerruf und Kirchenbuße das Leben, das er dann in Bern, er meinte zu Ehren des Vaters verlor.

Einigen dieser Mißgläubigen ist doch gelungen sich zu retten. Der niederländische Glasmaler David Joris aus Delft nahm die Dreieinigkeit nur als Form für die Perfectibilität des Christenthums in der Weise des Montanismus. Der einige Gott hat sich offenbart als Vater in der alttestamentlichen Zeit, vollkommener als Sohn im Neuen Testament, nun beginnt das Zeitalter des heiligen Geistes, des Reiches Gottes mit vollkommenem Weltzustande. Im Reich des Vaters herrscht der Glaube, im Reich des Sohnes die Hoffnung, im Reich des heiligen

Geistes wird die Liebe herrschen. Da sollen alle Äußerlichkeiten bürgerlicher und kirchlicher Regierung schwinden, auch Ehe und Eigenthum, Gott wird Alles in Allem sein. Daneben hat er die Engel als menschliche Gedanken bezeichnet. Er hat Wiedertäufer aller Art um sich gesammelt, welche die Erde besitzen sollten wie die Israeliten Kanaan. Joris war einst in die Hände eines geistlichen Gerichts verfallen, welches wegen seiner Beredtsamkeit ihm die Zunge mit einem Pfriemen durchstechen ließ. Jorisianer haben in Westphalen und Westfriesland bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestanden. Er selbst von den politischen Gewalten verfolgt und für vogelfrei erklärt, war verschwunden. Nach Basel kam 1544 ein Holländer, Johann von Brack, ein wohlhabender Mann, sehr wohlthätig, still, geachtet, nur daß er als Liebhaber der Kunst zuweilen nach nackten Modellen malte. Nach seinem Ableben fand sich unter seinen Papieren: er ist das verfolgte Sectenhaupt Joris gewesen! Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Leichnam und sein Bild verbrannt. Doch hat sich ein Bild von ihm in Basel erhalten, ein Mann von edler Haltung und tiefsinnigem Blick.

Andre flüchteten nach Polen, erst durch den gemeinschaftlichen Namen der Dissidenten vertreten, seit 1565 von den Reformirten ausgestoßen als Unitarier, die zwar verfolgt, durch mächtige Gönner einen Mittelpunkt in Rakow [1569] erhielten. Der Piemontese Biandrata erlangte 1571 in Siebenbürgen als Leibarzt des Fürsten öffentliche Anerkennung für Unitarier, welche Jesum als Menschen, den Gott reich begabte und zur Weltherrschaft erhob, anbeten, neben einer angefeindeten Anzahl Nichtanbetender.

Es geht eine Sage von vierzig Gelehrten, welche in der Umgegend von Piacenza lebten, ihr Bund gegen die Gottheit Christi wurde 1540 durch die Inquisition zerstört. Jedenfalls ist der Socinianismus aus einer in Italien unter den Gebildeten weit verbreiteten Denkweise hervorgegangen und nur die Zusammenfassung dieser Elemente zu einem System und zu einer kirchlichen Ordnung. Lelio Sozini stand in Verbindung mit bedeutenden Zeitgenossen. Aus den Briefen Calvins erhellt, daß er gegen diesen seine Gründe ausgesprochen hat, doch nur als Bedenken, als Zweifel. Calvin schreibt: „Ich habe geglaubt, dich um unsrer Freundschaft willen sanft warnen zu müssen.“ Der Erbe seiner Papiere wurde sein Neffe Faustus, Hofbeamter in Florenz. Im Jahre 1574 ausgewandert, hat er sich nach Polen gewandt, weil er hier verwandte Denkart und bürgerliche Sicherheit fand. Die, welche Christus für einen bloßen Menschen hielten, ergaben sich endlich seinem Einfluß. Der von ihm ausgehende Socinianismus ist ein Gemisch

aus rationalen und mythischen Elementen, gesundem Menschenverstand und phantastischem Zuguß, ohne religiöse oder philosophische Tiefe. Sein Hauptstück: die Opposition durch das Rechenexempel, daß 3 nicht 1 sind, und die Annahme, Christus, als bloßer Mensch geboren, sei in den Himmel entrückt, um göttliche Offenbarung zu empfangen. Nach seinem Tode mit der Weltherrschaft belohnt, habe er auch den Namen Gottes erhalten und sei anzurufen, also fast wie eine heidnische Apotheose. Für die Menschen ist Christus der Mittler und neue Gesetzgeber, der den neuen Bund begründet hat mit Gott, auch der Logos, d. h. der Erklärer des göttlichen Willens. Der beschränkte Verstand Socins zeigt sich in der Satzung: Gott könne nicht als allgegenwärtig gedacht werden, weil das pantheistisch sei, nicht als allwissend, denn Zukünftiges zu wissen sei gegen die Freiheit menschlicher Handlungen.

Die Sittenlehre dringt mehr auf sittliche Werke als auf Reinigung der Gesinnung. Diejenige Schriftauslegung, welche gern Curiositäten erwähnt und widerlegt, hat in socinianischen Commentaren eine Fundgrube. Der Socinianismus hat das formale Princip des reformatorischen Protestantismus, die H. Schrift alleinige Quelle des Glaubens, sich angeeignet; alterirt durch das Recht der Vernunft, nur Vernünftiges zu glauben. Wo sich dieses in Schriftworten nicht immer zu finden scheint, wird es durch künstliche Auslegung dennoch gefunden. Die Socinianer haben eine theologische Schule und Litteratur begründet, deren Heerd Rakow wurde, nicht bloß als theologische Facultät, sondern für wissenschaftliche Bildung überhaupt. Dort haben zuweilen an 1000 junge Polen studirt, daher die katholische Reaction in Polen sich zuerst gegen die Socinianer kehrte. 1638 ging ihnen Rakow verloren, 1658 wurden sie unter dem Vorwand des Landesverraths ausgerottet. Vertriebne Gemeinden hat der große Kurfürst, Vereinzelte die niederländische Republik aufgenommen.

Den protestantischen Landeskirchen ist diese Entgötterung und Vergötterung Jesu so fremd geblieben, daß übertretende Socinianer bis in's 18. Jahrhundert meist getauft worden sind. Dann hat man in Zeiten des herrschenden Rationalismus den Socinianismus wohl auch zuweilen zu hoch gestellt als den Johannes Baptista der neueren freien Theologie. Nur in Siebenbürgen, dem Land aller religiösen Freiheit, hat jener Socinianismus ein geordnetes Kirchenwesen bewahrt. Seine Zeit als Gegenkirche ist vorüber, wenn auch in England und Amerika seit Anfang dieses Jahrhunderts zahlreiche unitarische Gemeinden entstanden sind, die doch ohne nachweisbaren Zusammenhang mit den Socinianern sind.

§ 228. Schwärmer.

Drei Sonderlinge, durch die Reformation aufgeregt und getragen, sind zerfallen mit dem Schriftprincip derselben, der eine mehr durch seine anabaptistische, der andere mehr durch seine unitarische Richtung, der dritte auf die Entwicklung einer neuen Zeit hinweisend.

Der erste, Caspar Schwenkfeld, Hofmarschall des Fürsten von Liegnitz, eine vornehme Persönlichkeit, aber von ausschließlich religiösen Interessen ergriffen. Als er in seinem Hause predigt, strömt die Nachbarschaft zusammen, um sich zu erbauen. Noch in seinem 64. Jahre lernt er Griechisch, um mit eignen Augen zuzusehn, was Christus geredet habe. Er hielt eine Richtung fest, das innre Geisteschristenthum, die früher auch in Luther eine Macht war, der nachmals ihn Stenkefeld nannte. Sein Urtheil über Luther finden wir in einem Brief von 1527 an den Fürsten von Liegnitz. Es gibt Zeugniß davon, daß, wenn auch selbst Luthers Irrthümer im Geist seiner Zeit gedacht waren, der Einzelne, sonst Geneigte, ein dunkles Gefühl davon hatte, was ihm fehle: man habe Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen, weil er die Gewissen von der unerträglichen päpstlichen Bürde entledigt und dazu des todten Buchstabens weidlich gebraucht habe. In der Förderung seiner Lehre aber müsse wieder abfallen, was menschlich ist. Er halte sich zu lange mit dem Zerstören auf und reute bisweilen den Weizen mit dem Radel aus. Den guten Werken breche er zu viel ab, und richte einen todten Glauben aus dem Buchstaben auf, wie es zu des Apostel Jacobi Zeiten ergangen, daher er auch dessen Epistel in seiner Bibel nicht leiden wolle. Er widerstrebe der Erkenntniß Christi nach dem Geist, bringe eine neue Tyrannei auf, wolle die Menschen an seine Lehre binden und beginne dem Amt des heiligen Geistes sich entgegenzusetzen. Sein Geist der Zerstörung und des Eifers habe wie ein rauschendes Wasser aller Prädicanten Herzen durchstrichen, deren nun Etliche wiederkehrten zum Verlangen nach dem sanftmüthigen Geiste Christi. Man solle daher Luthers Evangelium fahren lassen, doch für ihn beten, er halte die Creatur für Gott, den Buchstaben für den Geist, er habe uns nach Ägypten geführt, nun aber läßt er uns in der Wüste sitzen. Wie ungerecht dies auch ist gegen Luther, doch gewährt's einen Einblick in die Zeit, die da kommen sollte, in die Zeit der Concordienformel. Nach seiner Schrift wider die persönliche Gegenwart Christi im Abendmahl durch Ferdinand I aus Schlesien vertrieben, lebte Schwenkfeld in Ulm, befreundet mit Bucer und den

Schweizer Reformatoren, bis auch diese erkannten, daß er über sie hinaus wollte. Seine Erklärung der Einsetzungsworte nahm den Leib des Herrn als Subject, τοῦτο als Prädicat: mein Leib ist dieses, Brot und Wein, d. h. eine für die Seele zubereitete, sie nährende Speise, ein Brot des Lebens, das wirkliche Brot und Wein nur natürliches sinnliches Vorstellungsmittel. In der Concordienformel wird an Schwenkfeld Zweierlei förmlich verdammt: 1) Seine monophysitische Vorstellung von Christus: er denke Christus auch nach seiner Menschheit nicht als Geschöpf, sondern ganz als unsren Herrn und Schöpfer; 2) daß er die Bedeutung des Todes Christi mythisch auffasse. Es war eine bei den älteren Kirchenvätern sehr beliebte Anschauung, daß Christus gestorben sei als Lösegeld an den Teufel, für die ihm verfallnen Seelen. Solche Sondermeinungen kommen leicht an einen gebildeten Laien mit ausschließlich religiöser Beschäftigung und doch ohne theologische Schulung. Das wahre Grundgefühl Schwenkfelds war die alleinige Achtung des innern frommen Lebens, ein Menschwerden Christi in uns. Daher ist er gleichgültig gegen Dogmen und Bräuche, wie gegen das äußerliche Wort, das bei Unerleuchteten nur fleischlichen Affect wirke. Das rechte stetige Nachtmahl findet er Johannes 6, die einstmalige Incarnation des Gottessohns soll sich immerdar in der Menschheit vollziehen. Einige Anhänger und Gemeinden, besonders in Nordamerika, haben sein wahres Andenken auf die Gegenwart gebracht.

Auf Thamerus sind wir durch Neander aufmerksam geworden als auf einen Vorläufer des neuern Protestantismus. Indem er das Recht der Subjectivität geltend machte, gehört er dem Protestantismus an, dagegen unerwartet durch das Hervortreten des Rationalistischen wurde er der katholischen Kirche zurückgegeben. Er stammt aus Niederelsaß, ein Schüler Luthers und Melanchthons. 1543 berief ihn der Landgraf als Professor nach Marburg, 1549 der Erzbischof von Mainz als Prediger nach Frankfurt. 1553 ging er nach Rom. Er ist gestorben als katholischer Professor der Theologie in Freiburg. 1557 hat Melanchthon eine Warnung gegen ihn erlassen. Er ist ausgegangen von dem Recht der sittlichen Natur des Menschen: durch Christus erlöst und begeistet ist sie berechtigt zu freiem Denken und Thun. Daher stellt er sich der reformatorischen Lehre entgegen, daß die göttliche Wahrheit durch die H. Schrift allein zu erkennen sei und daß die Rechtfertigung allein durch den Glauben geschehe. Denn, sagt er, das Gewissen, welches die Gottheit und Christus selbst ist, der jetzt in unsrem Herzen wohnt, versteht und urtheilt, was gut und böse ist. Der Buchstabe, der außerhalb ist, kann nicht Zeugniß geben von der Wahrheit ohne das

Gewissen, welches ihn erfüllt und wahrhaft macht. Nicht deßhalb ist etwas wahr, weil es in der Bibel steht, sondern weil es an sich wahr ist, steht es in der Bibel. Dies Rationale erschien verträglich mit dem Katholicismus, wiefern dieser ohne die strenge Erbsündenlehre eine gewisse Einsicht und Kraft des Menschen gelten läßt. Es konnte das doch auch leicht umschlagen in ein entschieden rationalistisches Princip, wiefern die Entscheidung in religiösen Dingen dem denkenden Geiste allein zugetheilt wird, indem das denkende und sittlich kräftige Subject für sich selbst steht.

Dieses Umschlagen stellt sich uns dar in Sebastian Franck aus Donauwörth [† um 1543], nach einander Priester, lutherischer Prädicant, Seifensieder, gelehrter Buchdrucker, und immer Volksschriftsteller. Seine seltsame Ausdrucksweise ist werth des Nachsinnens über ihren Sinn. Sein „Weltbuch" nicht grade eine Weltgeschichte, wie wir sie jetzt von Ranke haben, sondern, in alttestamentlicher Weise anhebend, ohne viel Kritik enthält sie manches Märchenhafte. Melanchthon urtheilt davon: indoctae Francus conditor historiae, aber sie ist volksthümlich geschrieben mit einem naturwüchsigen Tact zum Geschichtschreiber. In seinen Seifensiederschriften ist viel Sinniges, Tiefsinniges anschaulich gemacht, oft mit gemeinen, handgreiflichen Worten. Seine Sammlung von deutschen Sprüchwörtern bietet einen fröhlichen Einblick in deutschen Volkssinn. Z. B.: „Was Gott nicht gibt an Gut, gibt er an Muth." Eine Schrift gegen die Trunkenheit, gegen den damaligen deutschen Saufteufel und manches ihm Verwandte enthält kräftige Zornreden: „Jetzt ist Fasten Sünde worden, nur Vollsein ist unser Evangelium. Es beklagen sich die Fürsten, das Evangelium mache Aufruhr. Sie sollten sich selbst bei den Ohren nehmen, so würden sie sehn, wer Aufruhr macht." Seine Weltanschauung ist nicht sowohl Pantheismus als Immanenz Gottes im Sinn der mittelalterlichen Mystik: „Gott hat seine Faust nicht wieder aus der Natur herausgezogen wie ein Schuhmacher, so er ein Schuh ausmacht und liegen läßt, sondern er hat sein Wort in allen Dingen gelassen." Davon die religiöse Folgerung: Christen sind mit Christo vergottet, ein Leib und ein Gott mit ihm. Aber Christus ist der durch die Weltgeschichte hindurchgehende Logos, daher er schon in Abel erwürgt wurde. Das Licht der Natur, welches die Heiden hatten, nennt die Schrift und die Theologie das Wort Gottes, seinen Sohn. In solcher Weise fällt ihm Christenthum und Religion in eins zusammen. Die Philosophie nimmt den Menschen nach seiner guten Natur, das Christenthum spricht von dem verderbten Menschen: „Ich ward Philosoph, da ich mir selbst anfing

ein Freund zu werden.“ Es ist die Autonomie des Geistes, die er erringen will, „Herr seiner selbst zu werden.“ Der Urquell der Wahrheit ist das göttliche Wort in uns, der heilige Geist oder die Vernunft. Die heilige Schrift ist nur die Laterne des göttlichen Worts, die Monstranz, in der die geweihte Hostie gezeigt wird. Aber, fährt er fort, man kann Ovids de arte amandi ebenso gut vertheidigen als jeden Buchstaben der Schrift. Er beruft sich dafür theils auf die bildliche Ausdrucksweise der Bibel: die Gebote Christi, die Hand abzuhauen, das Auge auszureißen, Christi Fleisch zu essen, den Tempel abzubrechen, theils stellt er einander widersprechende Schriftstellen neben einander, ohne diesen Widerspruch lösen zu wollen: nur den Schriftkrieg wolle er darstellen in zwei Heerlagern. Mit dem Buchstaben haben die Pharisäer Christum todtgeschlagen, die Heutigen machen es ebenso. Nichts Schlechtes, das man nicht mit der H. Schrift beschönigen könnte, Jeder findet ein Polsterlein darin. Darum lasse sich Niemand mit der Schrift betäuben und bezaubern, sondern probire zuvor die Schrift, ob sie sich mit seinem Herzen vergleiche. So hat er geschrieben im Angesicht des großen reformatorischen Befreiungswerks durch die H. Schrift. Er hat in ihr schon künftige Bande erkannt, ein Lessing des 16. Jahrhunderts. Christus ist ihm doch auch eine historische Person, in ihm hat der Geist das Fleisch aufgeleckt wie die Sonne den Schnee. Er hat offenbart, was im Menschen ist: „Wie wir sagen von Jemand, er habe uns zehn Gulden gegeben, wenn er uns zeigt, daß wir zehn Gulden in unserm Beutel haben, von denen wir nichts wußten, so hat Christus unser göttliches Wesen aufgedeckt, uns unterwiesen, wie es innerlich im Geist sollte zugehn.“ „Gott klopft, buhlt und wirbt um uns.“ Dies im Gegensatz der calvinischen Prädestinationslehre. „Alles Äußerliche ist Gott ein Gräuel, wenn man's nicht braucht als Figur, als Sinnbild, sondern Gott damit hofiren will, als Beschneidung, Taufe, Nachtmahl, Kirche. Jeder kann für sich selbst recht fromm sein, wo er auch ist. Es bedarf nicht des Hin- und Herlaufens, nicht Secte, Taufe, Kirche, aber jede Secte will Gott für sich allein haben.“ „Im Reiche Gottes, das eitel Freiheit des Geistes ist, muß Alles frei gehn.“ Daher nahm er sich der Wiedertäufer an, wiefern er sich der religiösen Freiheit annahm: man solle sie Gott befehlen, ihm aber nicht in sein Gericht greifen. Er selbst will nicht papistisch, lutherisch, zwinglianisch, wiedertäuferisch genannt werden. Daher stand er nothwendig einsam, unverstanden in seiner religiösen Eigenthümlichkeit, dazu gebracht, Seife und Unschlittlichter zu machen, statt die Welt zu reinigen und zu erleuchten, ein Prophet der neuen Theologie und Zeit, obwohl kaum von ihr bemerkt.

Luther sagt über ihn: „Er kann nichts als lästern, redet als wäre er des Teufels eigen und liebstes Lästermaul, der da Richter und Meister über die H. Schrift sein will aus dem Geiste."

Die Geschichte der Reformation ist nun an uns vorübergegangen wie ein rauschender Strom, der bald sich bricht an der alten Kirche, dem Felsen St. Petri, bald ihre Trümmer überfluthet. Am Ausgang dieser Geschichte gilt es eine Übersicht Dessen, was daraus entstanden ist und nach seinen einzelnen geistigen Beziehungen zu vermitteln.

Fünftes Capitel. Zustände und Resultate des Protestantismus.

§ 229. Der Protestantismus als Princip.

Im 16. Jahrhundert ist eine lange vorbereitete, geistige Macht in die Geschichte eingetreten, sie hat tausendjährige Einrichtungen zertrümmert, das Leben der Völker im tiefsten Grunde aufgewühlt, sie hat eine neue Kirche gegründet, auch neue Staatsverfassungen. Die Völker Europas haben sich für und wider sie erhoben, Jahrhunderte durch hat man um ihre Geltung gekämpft. Was ist nun diese Geistermacht?

Sie ist genannt worden Protestantismus, indem eine einzelne politische Handlung auf dem Reichstag zu Speyer, das Protestiren gegen einen Majoritätsbeschluß in Glaubenssachen zum allgemeinen Begriff erhoben wurde, den auch die andern europäischen Sprachen sich angeeignet haben. Insgemein wird solch eine geistige Macht in der Tiefe ihres Inhalts nicht von Denen begriffsmäßig erkannt, welche ihre ersten Träger und Vorkämpfer sind, in ihnen wirkt sie substantiell als unmittelbares Leben und lebendige Begeisterung. Die Reformatoren haben ihre That bezeichnet als Rückkehr zur apostolischen Kirche, unter das Kreuz Christi. Aber Vergangnes kehrt nie unverändert wieder, die lutherische wie die reformirte Kirche lagen weit ab von der apostolischen, und diese Verschiedenheit ist nicht bloß Mangel und Ohnmacht. Luther, wie die meisten Reformatoren seines Jahrhunderts, auch des Jahrhunderts vor ihm, hat den Ausgangspunkt genommen von dem Ansehn der H. Schrift und von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Das ist sein Hauptartikel, von dem schreibt er in den Schmalkaldischen Artikeln: wenn der nur fest stehe, dann stehe auch das Reich Gottes

fest. Beides war ihm durch den Gegensatz seiner Zeit nothwendig gegeben: der päpstlichen Priesterkirche entgegen zu halten das Wort Gottes in der H. Schrift, der Werkheiligkeit, diesem Heil durch kirchliche äußere Werke, und der hierarchischen Vermittlung die Rechtfertigung durch den Glauben allein, d. h. die Versöhnung des Menschen mit Gott durch das, was Christus für uns gethan und gelitten hat, angeeignet durch die Hingabe des Herzens an ihn. Die Voraussetzung davon ist die Erbsünde als eine unendliche Verschuldung Aller aus Adams Geschlecht, als eine gänzliche Ohnmacht des sittlich-religiösen Lebens und Denkens, wie Luther es ausdrückt: die Menschheit wie ein Reitthier, um das sich Gott und Teufel streiten, und wie Calvin gleich hart, nur gemeßner, es bezeichnet: eine ewige, unabänderliche Vorherbestimmung Gottes.

Ist nun dies der Protestantismus, so entsteht allerdings die Frage, ob das werth war der Opfer, der Kämpfe, welche für ihn eingesetzt worden sind. Die Abschaffung der Mißbräuche im Ablaßkram wäre auch in der katholischen Kirche möglich gewesen und ist großentheils geschehn. Jedenfalls wäre doch jenes Dogmensystem theuer erkauft worden durch die Spaltung der Christenheit, insbesondere für uns durch eine Spaltung des Vaterlandes. Ist wirklich der Protestantismus jenes Dogmensystem, dessen Grundlage die augustinische Erbsündenlehre ist? Das hätte allenfalls auch Raum gefunden in der katholischen Kirche. Der augustinische Grundgedanke ist unsrer Zeit fast entfremdet, und selbst die H. Schrift, wie hoch wir sie stellen, hat kaum noch diese imponierende Macht, der jeder Gedanke sich unbedingt unterwirft. Dennoch ist in uns ein Bewußtsein der Einheit des Geistes mit dem Wesen der Reformation. Wir feiern in unsern Reformationsfesten immer noch etwas Gegenwärtiges, nicht bloß eine Vergangenheit.

Hiernach muß wohl der Protestantismus etwas Allgemeineres, Höhres sein. Sein Wesen ist zu spüren an seiner Entstehung. Die katholische Kirche hatte sich ausgegeben als die unfehlbare, alleinseligmachende Kirche. Im 16. Jahrhundert ist sie mit Mißbräuchen beladen. Im Kampf deßhalb, von ihr ausgestoßen, konnte die neue Kirche für sich selbst das Privilegium der Seligkeit und unfehlbaren Wahrheit in Anspruch nehmen, wie die griechische Kirche dies gethan hat. Dann aber wäre die Reformation nur eine neue Gestalt der katholischen Kirche geworden. Die Reformatoren haben vielmehr, wenn auch im dunkeln Drange, hinaufgegriffen zum Recht der Idee, zum ewigen, göttlichen Recht, indem ihnen vorschwebte: die wahre, vollkommne Kirche, das

ist nicht die päpstliche, auch nicht die unsre, wie wir jetzt sind, sondern es ist eine ideale, die Gemeinschaft der vollkommnen religiösen Wahrheit und Heiligkeit. Jede wirkliche, geschichtlich gewordene Kirche ist davon nur eine unvollkommne Darstellung. Aber die katholische Kirche hat ihre verkümmerte Existenz für dieses Ideal ausgegeben und diese Verwechslung ist das Wesen des Katholicismus, wie die Unterscheidung der idealen und jeder geschichtlich wirklichen Kirche das Wesen des Protestantismus ist. Hierin liegt negativ die Protestation gegen die Ansprüche der katholischen, insbesondere der päpstlichen Kirche, affirmativ die Hinweisung auf die H. Schrift, auf Christus, aber auch auf's eigne Gemüth. In der Protestation lag doch zugleich eine Anerkennung der katholischen Kirche, wiefern sie auch an Christus Antheil hat, wenn schon in getrübter Form, damals eine Ruine der Kirche, und Ruinen sind oft sehr schön, eine Kirche, von der Calvin sagt: in der Christus halbbegraben verborgen ist. Weil sie doch immer, mit Christus verbunden, eine gewisse Verwirklichung der idealen Kirche darstellt, so ist eine volle Gemeinschaft mit den einzelnen Frommen in ihr nicht nur möglich sondern pflichtmäßig, während die katholische Kirche alle Diejenigen, die Christen sein wollen außerhalb ihrer Schranken, als Häretiker verdammt und nur Macht beansprucht über alle Getauften, um sie zu verdammen.

Aus jener Idee des Protestantismus folgt: 1) Der Einzelne ist keinem Gesetz der Kirche bei Verlust seiner Christlichkeit verpflichtet, durch keinen Spruch der Kirche kann er von Christo losgerissen werden, so lange er nicht sich selbst in seinem Herzen von ihm losgerissen hat. Das Recht der freien Subjectivität. 2) Im Gegensatz jeder äußerlichen Kirche ist also die Entscheidung über sein Heil im Innern jedes Gläubigen enthalten. An die Stelle der katholischen Veräußerlichung tritt das Versenken in die Innerlichkeit des Geistes. Das war wesentlich auch schon in der reformatorischen Rechtfertigungslehre enthalten. Luther schreibt: „Die Apostel und die Kirche predigen das Wort, aber Gott muß es dir in's Herz legen, du mußt es bei dir selbst beschließen." Sonach erhebt sich aus dem Quell des Protestantismus das in sich berechtigte und vertiefte, aber an Christus hingegebene Subject. Hiermit gliedert sich das Christenthum in zwei Hälften von welthistorischer Bedeutung: die eine, der Katholicismus war das Christenthum der kirchlichen Gewalt, der Objectivität und Äußerlichkeit, fordernd die Hingabe des gläubigen Subjects an das äußerlich gegenüberstehende Object als unfehlbare und alleinseligmachende Kirche mit eingebildeter Vollendung. Sie hat den letzten Glanz der antiken Welt in sich

aufgenommen, sie hat rohe Völker bezähmt und erzogen, hohe Gestalten und Tugenden sind auch aus ihr erwachsen. Die andre Hälfte ist der Protestantismus, das Christenthum der Freiheit, der Subjectivität und Innerlichkeit im Streben nach der Mündigkeit, nach wahrer Vollendung. Es war eine neue Gestalt des Christenthums, die irgend einmal kommen mußte, und kein Opfer ist zu groß dafür. Dieser Geist der Freiheit braust durch das erste Jahrzehnt der Reformation als Freiheit wider alle Menschensatzungen. Dieser Geist erklärte zu Speyer: es gibt keine Majorität in Sachen des Glaubens. Dieser Geist riß sich los von tausendjährigen Gewohnheiten: „denn", sagt Luther, „ist langer Brauch allein gnug, warum glauben wir nicht mit den Juden und Heiden! Warum halten wir es nicht mit dem Teufel, der immer Gewohnheit hat, bös zu sein. Unser Gott heißt nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, die Gott selbst ist." In diesem Sinn berief sich Luther in Worms auf die H. Schrift und auf andre helle, öffentliche Gründe, und erhob sich gelegentlich selbst über die H. Schrift, als er St. Jacobs Brief eine stroherne Epistel nannte, wenn auch ungerecht gegen diese Schrift. Aber die Freiheit erkannte der reformatorische Protestantismus nur an vor Menschen, nicht als Gottesgabe vor Gott, die Vernunft nur als verdammendes Gewissen. Wo sie als berechtigt in Glaubenssachen sich geltend machen will, ist sie die alte Frau Wettermacherin, der den Hals umzudrehen Luther sich verpflichtet fühlt. Der Glaube selbst entsteht nur durch Gott gewirkt, die unbedingte Prädestination ist die Consequenz dieser gemeinsamen Anschauung. Der H. Schrift muß sich Alles beugen, auch wo sie beschränkte Vorstellungen eines vergangenen Weltalters enthält. Das ganze Dogmensystem der Reformatoren ruht auf dem Verleugnen der Freiheit und Vernunft in ihrer natürlichen Berechtigung. Aus der Dogmenkirche der Epigonen ging der härteste Glaubenszwang hervor. Sonach ergab sich ein Widerspruch gegen das Princip der Reformation, daher dieser reformatorische Protestantismus nur die eine, erste Gestalt des Protestantismus sein kann. Er hob an mit dem Widerspruch wider die römische als unfehlbare Kirche und trug einen Widerspruch in sich selbst, der zu einer zweiten Gestalt, zu einer Entwicklung führte, deren schmerzensvolle Geburt der nächsten Periode der Kirchengeschichte angehört.

Der reformatorische Protestantismus hat sich sofort in zwei Kirchen dargestellt, beide haben sich ursprünglich reformirte Kirchen genannt, als Luther nichts davon wissen wollte, daß die Kirche zu nennen sei nach seinem heillosen Namen, und klagte: „das Gotteswort, welches sie mit ihrem frivolen Lästermaule jetzt lutherisch nennen". Noch in der

Concordienformel heißt die ganze Kirche Ecclesia reformata. Doch hatte sich in den philippistischen Händeln mit der Forderung lutherischer Lehre auch der Name einer lutherischen Kirche gebildet. Und so ist seitdem der frühere allgemeine Name den Gegnern überlassen worden, während die Bezeichnung evangelisch, später auch protestantisch ein gemeinsames Besitzthum blieb.

Die lutherische und reformirte Kirche haben im Gefühl ihrer Verwandtschaft sich gegenseitig angezogen und abgestoßen. Der tiefe Groll geht von Luther selbst aus, doch ward er zu einem lutherischen Gemeingefühl erst in der Zeit der kryptocalvinischen Händel, als fast der ganze obersächsische Volsstamm meinte: lieber papistisch als calvinisch. Wie tragisch auch dies Zerfallen für das Geschick des Protestantismus geworden ist, so ist es doch ursprünglich ausgegangen von der religiösen Gewissenhaftigkeit, die nicht mit sich handeln läßt, und hat gedient den reichen Inhalt des Protestantismus zu entfalten. Die Reformationszeit stritt nur um einzelne Dogmen, sah also auch in diesen den Grund der Spaltung. Zur Zeit der Concordienformel war der Hauptvorwurf gegen die reformirte Kirche die unbedingte Prädestination als eine mohammedanische Lehre mit allen ihren phantastischen Folgen. Man wußte nicht mehr, daß Luther sich selbst zu ihr bekannt habe. Der wirkliche Zwiespalt bestand im Dogma vom Abendmahl. Was noch gefolgert wurde gegen die reformirte Kirche, daß sie von Christus nestorianisch lehre, gegen die lutherische Auffassung, daß sie monophysitisch sei, dieser Gegensatz, wiefern er nicht bloß zufällig war, deutet auf seine Begründung in etwas Allgemeinem, worauf auch die Vergeblichkeit aller Einigungsversuche durch drei Jahrhunderte hinweist, wenn schon die reformirte Kirche die Spaltung nicht für nothwendig achtete. Luther hat Zwinglis dargebotne Bruderhand zurückgewiesen, Zwinglis Hand ist immer ausgestreckt geblieben. Man hat lutherischerseits den wesentlichen Unterschied neuerlich so gefaßt: die katholische Kirche entspricht der einseitig dominirenden Natur, die reformirte Kirche dem Geist in seiner künstlichen Opposition gegen die Natur, die lutherische Kirche der schönen Mischung von Geist und Natur. Allein mich dünkt, man könne der katholischen Kirche eine starke Dosis Unnatur zuschreiben, wie das Mönchthum und Cölibat, und in dieser Beziehung sie wesentlich bezeichnen als das sinnlich aufgefaßte Christenthum. Eine ähnliche nur schärfere Fassung ist von Harms ausgegangen: die katholische Kirche hält sich an's Sacrament, die reformirte an's Wort, die lutherische Kirche an Beides. Aber hier sind doch nur Hinneigungen abstract gefaßt, und das Wort ist doch

auch eine Macht in der katholischen Kirche geblieben, wie das Sacrament eine Macht in der reformirten. Reformirterseits ist dem Unterschied der beiden Kirchen besonders von Merle d'Aubigné scharfsinnig nachgedacht worden, einem Geistlichen der freien Genfer Kirche, mit dem erhebenden Schluß: die lutherische und reformirte Kirche, jede hat ihre besondre Aufgabe, aber beide sind bestimmt, Hand in Hand mit einander die Fahne Christi zu erheben zur Eroberung der Welt. Er hat verschiedne Artikel aufgestellt: 1) Die reformirte Kirche ist mit einer Entschiedenheit, die der lutherischen fehlt, auf den Grund der Kirche zurückgegangen. Luther nahm die Kirche, wie sie war, nur mit dem Abthun des Unwürdigen sich begnügend. 2) Die reformirte Kirche hat nicht nur eine Reform des Glaubens, sondern auch des Lebens vollzogen, die lutherische hat sich um eine Reformation der Sitte gar nicht gekümmert. 3) Die reformirte Kirche hat wesentlich demokratischen, die lutherische wesentlich monarchischen Charakter. Man darf dies zusammenfassen dahin, daß die reformirte Kirche mehr durchgreifend, mehr radical das Gemeinsame durchgeführt hat, und mag doch Bedenken tragen, ob dies ohne weitres eine höhre Ordnung des Protestantismus bezeichne. Und so ist denn vielfach versucht worden einem principiellen Gegensatz nachzuspüren, man hat ihn doch nicht aufgefunden.

In rein geschichtlicher Betrachtung zeigt sich nur dieses Verhältniß beider Kirchen: in beiden stellt sich dasselbe religiöse Princip auf derselben Entwicklungsstufe, nur in verschiedner Art dar, und dies geht zunächst hervor aus der Persönlichkeit der reformatorischen Kirchengründer, obwohl auch diese nicht zufällig war, sondern ihre Verschiedenheit begründet in einer höhern Ordnung der Dinge. In der praktischen Klarheit Zwinglis, in der theoretischen und praktischen Energie Calvins herrschte eine scharfe Verständigkeit, dazu die humanistische Bildung Beider, und sie waren Staatsmänner innerhalb eines republikanischen Gemeinwesens. In Luther herrschte mittelalterliche Mystik und Gefühlstiefe, seine theologische Grundlage war mönchisch-scholastisch, das humanistische Element nur durch Melanchthon vertreten; zwar Luther ein Mann des Volks wie je einer und ein religiöser Genius, doch auch innerhalb eines monarchischen Staats mehr ein Gelehrter, ein Mann der Schule.

Hieraus ist hervorgegangen: 1) Die verschiedne Stellung zur H. Schrift. Zwingli: was nicht aus ihr erwiesen werden kann, ist abzuthun, und so, obwohl ohne es gänzlich durchzuführen, auch Calvin. Dagegen Luther: Was nicht gegen die H. Schrift ist, ist erlaubt. So

hat er das Recht einer historischen Entwicklung anerkannt im Glauben wie im Cultus, und das war kein Rückschritt gegenüber der reformirten Abstraction von den Erlebnissen so vieler Jahrhunderte. 2) Die verschiedne Stellung zur katholischen Kirche. Zwingli hat sich zunächst entgegengesetzt ihrer heidnischen Creaturvergötterung, wozu Calvin jede Vermittlung des Heils durch ein äußerliches Ding, durch eine Creatur rechnete: daher der Gegensatz gegen Bilder, Heilige gegen den Leib Christi in der Hostie, auch gegen die eigne Willensbestimmung, daher die Seligkeit durch Gott allein und die scharfe Betonung der Prädestinationslehre. Luther ist mehr dem Jüdischen in der katholischen Kirche, der Werkheiligkeit, entgegengetreten. Seine Grundlehre, die Rechtfertigung durch den Glauben allein, ist allerdings angenommen worden von der reformirten Kirche, doch nie so ausschließlich betont. 3) Die Lutherkirche ging zunächst aus auf Reinheit des Glaubens, der Lehre, die reformirte auf ein streng geordnetes religiöses Gemeinwesen. Es sind Unterschiede, aber überall nur relative, ein Mehr oder Weniger. Vergeblich hat man gesucht und wird man suchen nach einem principiellen Gegensatz.

Eine weitre, auch nur relative Verschiedenheit werden wir in den folgenden Betrachtungen zu bemerken haben. Die Religion bewährt sich zunächst in ihrer sittlichen Wirkung.

§ 230. Die Sitte.

Luther hat es in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation auch angefangen auf eine sittliche Reformation, er nimmt seinen Ausgang von den sittlichen Gefahren des Ablasses. So hat Zwingli gestritten gegen das Reislaufen und die ausländischen Laster, Calvin gegen die Libertins. In der protestantischen Lehre vom alleinseligmachenden Glauben lag die Sittlichkeit einer hohen Seele, die sich ganz an die Idee, an Gott, an Christus hingibt. Z. B. was Luther geschrieben hat in seiner Vorrede zum Römerbriefe: „Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns neugebiert aus Gott, tödtet den alten Adam und macht aus uns ganz andre Menschen von Herzen, Muth und Kräften. O, es ist ein lebendig, schäftig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß es nicht ohn Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie gethan und ist immer im Thun. Glaube ist eine lebendige verwegne Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe, und solche Zuversicht göttlicher

Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Creatur. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, Jedermann Gutes zu thun, allerlei zu leiden, Gott zu Lieb und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist Werke vom Glauben zu scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden." So dies echt Protestantische aus der eigensten Lebenserfahrung heraus. Aber durch die Zurücksetzung guter Werke entstand doch die Gefahr sich's bequem zu machen, zumal als der Glaube wieder im katholischen Sinn aufgefaßt wurde als Annahme aller von der Kirche festgestellten Dogmen, als Orthodoxie, wozu die spätern dogmatischen Streitigkeiten den Anlaß gaben. Luther selbst hat diese Gefahr noch bemerkt. In seiner Postille: „Die Predigt, daß der Glaube allein rechtfertigt, sollte man billig mit großen Freuden hören und sich daraus bessern. Kehrt sich aber um, und wird die Welt aus dieser Lehre je länger je ärger, und doch ist nicht die Lehre, sondern die Leute Schuld. Sind jetzt mit sieben Teufeln besessen, da sie sonst mit einem besessen waren. Der Teufel fährt jetzt mit Haufen unter die Menschen, daß sie unter dem Lichte des Evangeliums sind geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher als unter dem Papstthum. Die Welt bleibt allezeit so, daß sie entweder vom Glauben falsch rühmt, oder will ohne Glauben allzu heilig sein. Predigt man Glaube und Gnade, so will Niemand Werke thun. Treibt man auf Werke, so will Niemand an den Glauben, und sind gar seltsam [selten], die sich der rechten Mittelstraße halten. Ja es wird wohl auch dem rechten Christen schwer." So erklärt sich genug Herzog Georgs Scheu vor solcher Glaubenspredigt. Auch braucht Luther eben in seiner Glaubenssicherheit, in seiner Erhebung über alles Kleinliche gelegentlich einen mißverständlichen Ausdruck. So in seinem Brief aus Coburg von 1530: „Man muß hie und da ein Ordentliches trinken, spielen, Nichtsnutz treiben und Sündiges begehn, um den Teufel zu ärgern und zu verspotten, damit er nicht unser Gewissen errege um allerlei Kleinigkeiten willen. Sonst unterliegen wir ihm, wenn wir stets ängstlich Acht haben nichts zu begehen. Ja, wenn der Teufel sagt: trinke nicht! sollst du ihm antworten: nun trink ich grad, weil du's verbietest, und trinke noch mehr im Namen Christi." Es würde wohl kein sorglicher Vater so schreiben an seinen muntren, studirenden Sohn, aber Luther hat so geschrieben an einen melancholischen Freund, Hieronymus Weller, der damals in seinem Hause lebte und seine Hypochondrie für Anfechtung des Teufels hielt, womit Luther ganz einverstanden ihn doch ermahnt, dem Teufel mitunter ein Schnippchen zu schlagen.

Auch das plötzliche Aufhören der Ohrenbeichte, das Herumschweifen von Mönchen und Nonnen, der Umsturz, das Schwanken alles Bestehenden entfesselte wilde Leidenschaften. Dazu die nothwendige Verletzung altväterlicher Pietät:

Kömmt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Dazu kam fast gleichzeitig eine sociale Umwandlung der Vermögensverhältnisse durch die aus Amerika strömenden Reichthümer, ähnlich wie in unsern Tagen die Wirkung der französischen Milliarden. Die Klagen Luthers über die steigende sittliche Verderbniß sind als Zugeständnisse von der katholischen Polemik benutzt worden, als habe er sein ganzes Werk bereut. Sein Ideal ist ihm verkümmert worden, wie er nichts Irdisches für sich gesucht, hat er's gefordert auch von andern, dazu sein oft ungemeßner Ausdruck eines an sich wahren Gefühls. Er hat mehrfach ausgesprochen, daß ihn sein ganzes reformatorisches Wirken gereue, wie es etwa den alttestamentlichen Gott einmal gereut hat den Menschen geschaffen zu haben. Dennoch ist unleugbar, welche Macht der Protestantismus für ernste, strenge Sitte des häuslichen und bürgerlichen Lebens geworden ist, eine Macht, welche selbst die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs überstanden hat.

In der lutherischen Kirche wurde diese sittliche Macht gefördert durch Privatbeichte und Rüge auf der Kanzel, in der ärgerlich Lebende oft sehr stark bezeichnet, ja genannt wurden. Hat die reformirte Kirche die Beichte aufgehoben, so hat Calvin eine desto strengere Kirchenzucht eingeführt, die Censuren der Consistorien durch Geistliche und Repräsentanten der Gemeinde übten eine unermeßliche Macht. In Frankreich, mitten unter den Bürgerkriegen, haben sich reine Sitten und die Künste des Friedens erhalten, so daß die Hugenotten als die Wohlhabenderen beneidet und in Geschäften bevorzugt wurden als die Zuverlässigeren. In Schottland wurde der Sonntag gefeiert wie Sabbath, auch die Kirchgänger gezählt, die Fehlenden und zu spät Kommenden bestraft. Die Puritaner erklärten jede weltliche Lust für Sünde, und etwas Puritanismus ist über der ganzen Kirche von England und Schottland geblieben. Man wollte bemerken, daß in katholischen Ländern die Gesichter des Volks fröhlicher aussehen als in protestantischen. Noch Voltaire schrieb von seiner Zeit: „Die Protestanten haben die Pforten der Klöster geöffnet, um die ganze Welt zum Kloster zu machen." Auch tobte die junge Kirche noch in mittelalterlicher Weise gegen allerlei Thor-

heiten der gesellschaftlichen Sitte. Als Mitte des 16. Jahrhunderts die Mode der weiten, aufgeschlitzten Beinkleider aufkam, die Schlitze mit Tuch von verschiedner Farbe unternäht, nannte man diese Beinkleider die Pluderhosen, eine ähnliche Entstellung des Körpers und Verschwendung des Stoffes wie wir's vor kurzem beim weiblichen Geschlecht erlebt haben. Die Universitäten erließen Strafgesetze gegen jene Hosen, Musculus, Professor in Frankfurt, hielt eine Predigt dagegen, nach ihrem vollen Titel: „Vom verluderten, zucht- und ehrverwegnen, pludrigten Hosenteufel." Der Eindruck dieser Predigt scheint doch nicht groß und entschieden gewesen zu sein, wenigstens am nächsten Sonntag fand sich der Kanzel gegenüber solch ein Ungethüm aufgehängt, wie ein Weihgeschenk.

Dagegen wird als Zeichen der sittlichen Mattigkeit dem Protestantismus die Doppelehe des Landgrafen von Hessen vorgeworfen, nicht grade als That des Landgrafen — Fürsten jener Zeit, katholische wie protestantische, haben Schlimmeres gethan — sondern wegen der Wittenberger Erlaubniß dazu, wiefern Luther und Melanchthon Mitschuldige geworden sind. Man hat die Sache oft verleugnet oder beschönigt. Die einfache Thatsache ist diese: der Landgraf mit der Lust, ohne den vollen Muth zur Sünde drängte den Wittenberger Theologen die Genehmigung ab, neben seiner Gemahlin, einer sächsischen Prinzessin, die zahlreiche Kinder von ihm hatte, noch ein Fräulein, das er lieb gewonnen hatte, Margarethe v. d. Saal, zu heirathen. Die Verhandlungen mit Wittenberg gingen durch die Hand Bucers. Der Landgraf ließ vorstellen: seine Frau sei ihm nie lieb gewesen, sie sei unfreundlich und überlade sich zuweilen mit übermäßigem Trinken, er sei von solcher Complexion, daß er eines Weibes nicht Mangel haben könne, dadurch sei er in solche Hurerei gekommen, daß er sich ein Jahr lang des Abendmahls enthalten. Um aus solchem Unrath herauszukommen, sei er gesonnen noch ein Weib zu nehmen. Dies sei von Gott nicht im Alten noch Neuen Testament verboten, vielmehr Abraham, Jacob, David, alle diese Freunde Gottes hätten mehr als ein Weib gehabt. Daneben stellte Bucer den Wittenbergern die Gefahr des Abfalls von seiten des Landgrafen vor, der Papst werde um diesen Preis, wenn der Landgraf zurückkehre, nicht anstehn die Erlaubniß zu geben, und nach dem Bericht des englischen Gesandten an Heinrich VIII war ein solcher Preis wenigstens nicht undenkbar. Das Responsum der gesammten theologischen Facultät von Wittenberg in Form eines Beichtrathes, hebt an mit ernster Abmahnung; wenn es aber S. Hoheit unmöglich sei, ein ehrbares Leben zu führen, da sei jene Auskunft

immer noch erträglicher als Ehebruch et alii belluini et impudici actus. Dann aber sollte wenigstens jene zweite Ehe heimlich gehalten werden, damit sie nicht Ärgerniß gäbe, wie ja öfter Fürsten Concubinen hätten. Luther fürchtete den Abfall des Landgrafen, wenn er unbedingt abgewiesen würde, er wollte Schlimmeres verhüten. Als durch die neue thörichte Schwiegermutter des Landgrafen das Geschehne bekannt wurde, wüthete Luther, als sei das eine Verletzung gegen ihn und gegen sein Evangelium. Er hatte selbst den ersten falschen Schritt gethan. Heinrich von Wolfenbüttel brachte die Sache vor den Kaiser, als nach der neuen Halsgerichtsordnung mit dem Tode zu bestrafen. Dabei kam doch an den Tag, daß der Wolfenbüttler selbst ein Edelfräulein seiner Gemahlin mit allen kirchlichen Feierlichkeiten hatte bestatten lassen, die sehr lebendig auf eine einsame Burg gebracht wurde, wo er sie besuchte. Bucer hat 1542 in einer namenlosen Schrift die Bigamie vertheidigt, verführt durch sein Interesse für den Landgrafen und durch die alttestamentliche Sitte.

Luther hat doch gegen heimliches Eheschließen geeifert, die eigne Ehe in Gegenwart einiger erwählter Freunde geschlossen mit sofortigem Beilager, und nach 14 Tagen durch Kirchgang und Festmahl gefeiert Zwingli erst nach Jahr und Tag. Die kirchliche Segnung, von der Trauung unterschieden, hat als freie Sitte fortbestanden, bis sie mit der geistlichen Trauung zusammengefaßt noch im 16. Jahrhundert in den meisten Landeskirchen als ehebegründender Act gesetzlich geworden ist. Die kirchliche Scheidung von Tisch und Bett ward als seelengefährliche Lüge einer gespenstigen Ehe in die volle amtliche Scheidung verwandelt, anfangs nach Wittenberger Gutachten, dann durch das Consistorium. Dies Zugeständniß hing mit der Anerkennung zusammen, daß der Spruch und der Segen der Kirche menschlichem Irrthum unterworfen sei, daß nicht Alle von Gott wahrhaft zusammengefügt sind. Auch berief man sich auf die Schrift in Bezug auf die zwei sogenannten biblischen Scheidungsgründe: Ehebruch und bösliche Verlassung. Einige andre Gründe wurden dem gleichgestellt wie Sävitien und Insidien, auch Entziehung der ehelichen Gemeinschaft aus Unlust oder Groll. Dieses Recht, eine unglückselige Ehe zu trennen hängt zusammen mit Luthers Ansicht: die Ehe ist ein weltlich Ding wie Haus und Hof, wenn auch Gottes Ordnung. Es hat eine zwiespaltige Rechtsansicht in der lutherischen Kirche bestanden in Bezug auf die Motive der Scheidung, eine mildere und eine strengere. Mir ist sehr aufgefallen die Eile der Geistlichen nach dem Ableben der Gattin sich wieder zu vermählen. Flacius fügt der Nachricht vom

Tode seiner lieben Ehefrau zugleich die Ermahnung zur Fürbitte für ihn bei, daß Gott ihm eine andre, paßliche Rippe einsetze, und sie hat ihm nicht lange gefehlt. Über Tyrannenmord schreibt Melanchthon: „Wie richtig sagt doch Seneca in seiner Tragödie, daß Gott kein wohlgefälliger Opfer geschlachtet werden könne denn ein Tyrann." Luther in den Tischgesprächen macht diese Unterscheidung: Einen Tyrannen umzubringen, der wider Recht und Billigkeit nach seinem Gefallen handelt, zieme einem privaten und gemeinen Manne nicht, denn das 5. Gebot Gottes verbeut es: „Wenn ich aber Einen, der gleich kein Tyrann wäre, bei meinem Eheweib oder Tochter ergriffe, so möchte ich ihn wohl umbringen. Item wenn er diesem sein Weib, dem Andern seine Tochter, dem Dritten seinen Acker mit Gewalt nähme, und die Bürger thäten sich zusammen und könnten seine Tyrannei länger nicht dulden, so möchten sie ihn umbringen wie einen andern Mörder und Straßenräuber." Er hat dabei das alte deutsche Haus- und Staatsrecht im Sinn. „Aber wenn man mich angriffe als einen Prediger um's Evangelii willen, so wollte ich mit gefaltenen Händen meine Augen gen Himmel heben und sagen: Mein Herr Christe, hier bin ich, ich habe dich bekannt und gepredigt, ist's nun Zeit, so befehl ich meinen Geist in deine Hände und wollte also sterben."

Was wir insgemein Aufklärung nennen, darum hat sich die Reformation wenig gekümmert. Luther, dem sich das Böse persönlich darstellte als der Böse im Teufel und im Papste, hat sein Lebelang mit Beiden zu schaffen gehabt. Fast dualistisch denkt er Gott und Teufel mit einander kämpfend um den Menschen, doch mit dem frischesten Muthe und in unbewußter Mischung des Religiösen und des Poetischen wirft er sein Tintenfaß dem Teufel an den Kopf, und das, was drin war in dem Tintenfaß, hat des Teufels Gewalt gar gewaltig angegriffen. In seine Poesie gehört: „Und wenn die Welt voll Teufel wär", aber auch für die Energie seiner Prosa war ihm der Teufel unentbehrlich. Als er in Dessau ein Kind traf mit einem Wasserkopf, erklärte er es für einen Wechselbalg, für ein Teufelskind nach der Volksmeinung und will es in die Mulde tragen lassen, will's auf seine Seele nehmen. Glücklicherweise ist es durch den Kurfürsten verhindert worden. Melanchthon setzte bei einer Sonnenfinsterniß seine Vorlesungen aus und mahnte durch Anschlag zum Gebet. In seinen Vorlesungen bringt er manche Gespenstergeschichte, Manches was er selbst erlebt haben will. Die abergläubische Phantasie seiner Umgebung mag auf seine Erinnerung eingewirkt haben. In der reformirten Kirche

war das Dogma vom Teufel auch anerkannt, nicht so das Interesse der Phantasie. Sogleich nach Stillstand der reformatorischen Bewegung entstand ein Wetteifer mit den katholischen Gerichten über Verbrennung von Hexen. Dennoch die Reformatoren haben sich gemüht durch Volksbücher und Schulen, deutsche und lateinische auf kirchlichem Grunde, ein dem Protestantismus gewachsnes Volk heranzuziehn. Jacob Sturm, der Bürgermeister von Straßburg seit 1526, war in seiner Politik wohl allzu bedenklich, aber als ein Schulenvater ist er vorangegangen, und nicht unverdient ist Melanchthon ein Praeceptor Germaniae genannt worden.

§ 231. Das Recht.

Die Augsburgische Confession bezeichnet als ein Verdienst die Scheidung von Staats- und Kirchengewalt. Sie hat doch nur insofern stattgefunden, als das weltliche Regiment der Bischöfe von ihren geistlichen Befugnissen getrennt werden sollte. Nach dem canonischen Recht hat der Staat Macht über den Leib, die Kirche über die Seele. Der Staat hat der Kirche Schutz zu gewähren, die Kirche dem Staate Zucht und sittliche Rüge. Principiell ist ein neues Recht in der Reformation für die Kirche entstanden, doch geltend gemacht worden zunächst nur für die Gewissensfreiheit; auch nur da, wo die Reformatoren den eignen Glauben bedroht sahen. So schreibt Luther: „Das weltliche Regiment hat Gesetze, die sich nicht weiter erstrecken denn über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden. Denn über die Seele kann und will Gott Niemand herrschen lassen, denn ihn selbst allein. Darum wo weltliche Gewalt sich vermißt der Seelen Gesetze zu geben, da greift sie Gott in's Regiment und verführt und verdirbt die Seelen. Das wollen wir so klar machen, daß man's greifen soll, und unsre Junkern, die Fürsten und Bischöfe sehn, was sie für Narren sind, wenn sie die Leute mit ihren Gesetzen und Geboten zwingen wollen so oder anders zu glauben." „Obrigkeit soll nicht wehren, was Jedermann glauben und lehren will, es sei Evangelium oder Lüge, ist gnug, daß sie Aufruhr und Unfried zu lehren wehr." Der Landgraf Philipp schreibt 1525 an seine Mutter: „Daß ich der Menschen Gewissen binden sollte, das will ich, so Gott will, nicht thun. Es steht mir solche Gewalt nicht zu, sondern es steht dies bei Jedes Gewissen." Aber die Geistlichen und die Juristen haben auch die Reformatoren fest gehalten auf dem katholischen Standpunkt

hinsichtlich Dessen, was ihnen als Ketzerei erschien. Dennoch hat der reformatorische Protestantismus die Souveränität der Gemeinde, des christlichen Volkes anerkannt. Was Rousseau für den Staat, das haben Luther und Zwingli schon verkündet für die Kirche, indem sie der priesterlichen Kirche entgegensetzten die apostolische Lehre vom allgemeinen Priesterthum. Hiernach gehn alle Vollmachten des Kirchenregiments aus der Gemeinde hervor, und gemißbraucht fallen sie an die Gemeinde zurück. So heißt es in den schmalkaldischen Artikeln: „Wenn die ordentlichen Bischöfe die Feinde der Kirche werden, und Geistliche nicht weihen wollen, hält die Kirche ihr Recht zu berufen und zu weihen zurück. Denn dieses Recht ist der Kirche eigenthümlich, das keine menschliche Autorität ihr entreißen kann.“ Luther hat von den Fürsten mitunter nur allzu gering gedacht. Als der Kaiser 1524 ein Manifest zum Türkenkrieg erließ und ein zweites gegen Luther, ließ dieser eine Flugschrift ergehen: „Zwei kaiserliche widerwärtige Gebote“ mit seinen Noten: „Nun bitt ich alle lieben Christen, sie wollen helfen Gott bitten für solche elende verblendete Fürsten, mit denen uns Gott ohne Zweifel geplagt hat in seinem Zorn, und daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehn, sintemal der Türk zehnmal klüger und frömmer ist, denn unsre Fürsten sind. Was sollt solchen Narren wider die Türken gelingen, die Gott so hoch versuchen und lästern. Denn hie siehst du, wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmt, er sei der oberste Beschirmer des christlichen Glaubens. Die Schrift sagt: daß der christliche Glaube sei ein Fels, dem Teufel, Tod und aller Macht zu schwer, und eine göttliche Kraft. Und solche Kraft soll sich beschirmen lassen von einem Kind des Todes, den ein Grind oder Blattern kann zu Bett werfen! Die Ungarn rühmen sich Gottes Beschützer zu sein und singen in der Litanei: ut nos defensores tuos exaudias! Auch daß etwa ein König wäre, der Christi Beschützer würde, und darnach ein anderer, der den heiligen Geist beschirmte, so wähn ich, wäre die heilige Dreieinigkeit sammt dem Glauben nicht übel berathen. Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden beßre Regenten.“

Der Protestantismus hat erkannt, daß das Recht der Kirche nur in ihr selbst ruhe, sie selbst die Quelle ihrer Macht. Die Wirklichkeit, besonders in Deutschland war doch fern von solchem idealen Kirchenrecht. Luther kümmerte sich nur um das Geistige, daß die Lehre rein, daß die Sacramente im Sinn des Herrn verwaltet würden. Aber die Kirche bedarf auch irdischen Grund und Boden zu ihrer Selbstän-

digkeit, Einkünfte, Verwaltungsbehörden. Darum hat sich Luther wenig bekümmert. Das katholische Kirchengut kam an die Fürsten, mit ihm auch die Macht über die äußeren Mittel, durch welche die Kirche besteht. Das Recht der deutschen Bischöfe blieb noch lange anerkannt in Hoffnung, daß sie mit der reformirten Kirche sich versöhnen würden. Daher machte man nicht Anstalt zu einer Kirchenverfassung, deren Anordnung als eine herrenlose Sache an die Fürsten fiel, besonders an solche, die selbst Leib und Leben wagten für die Sache der Reformation. Luther sah das als einen vorübergehenden Nothzustand an. So in der Schrift De consecratione Amsdorfii: „Zu dieser Zeit wird Manches zugelassen außer der Ordnung, so daß selbst weltliche Fürsten Nothbischöfe sein müssen, damit sie die Pastoren und Lehrer am Wort vertheidigen, da doch der Papst und sein Gefolge es weigern.“ So ist die Kirche, die kein Vaterland auf Erden hat, in die kleinen Territorien der Reichsstände eingeengt worden.

Seit 1539 wurden Consistorien eingesetzt aus Staatsbeamten und Geistlichen, zunächst für Ehesachen, Kirchenbann und Rechtspflege über die Geistlichkeit, das erste in Wittenberg. Diese Landesconsistorien wurden nicht selten vom Landesherrn selbst präsidirt, eine Vereinigung der Landeshoheit mit dem geistlichen Primat. In solcher Weise ist in Deutschland eine Fürstlichkeits- und Geistlichkeitskirche entstanden statt der Volkskirche, an die Luther geglaubt hatte vor dem Bauernkrieg. Nachmals meinte er, wie's mit Bürger- und Bauernkirchen ein eigen Ding sei. Er wollte vom „Herrn Omnes“ nicht viel wissen. Aber auch er hatte noch Ursache über das Bisthum der Höfe ohne geistlichen Charakter zu seufzen, und zuweilen erinnerten einzelne gedrückte Theologen, daß Christus die Seinen nicht aus der päpstlichen Sclaverei gerettet habe, um sie zu Knechten der Politici zu machen.

Man hat in den folgenden Glaubensstreitigkeiten wohl daran gedacht, durch ein Concil des deutschen Protestantismus eine Entscheidung zu erlangen. Die Schwierigkeiten und Bedenken, die dem entgegenstanden, hat Brenz in einem Gutachten an den Herzog Christoph von Würtemberg ausgesprochen: „Unter den Fürsten ist kein Constantin, unter den Theologen kein Luther. Jeder wird Richter sein wollen, Niemand Partei. Darum lug ein Jeglicher seines Balgs, hab ein jeglicher Fürst auf sein Fürstenthum und seine Kirche acht, daß darin friedlich regiert und gelehrt werde. Entbiete sich gegen die andern seines möglichen Dienstes und befehle die Sache Gott.“ So sind denn die deutschen Fürsten und Magistrate an die Stelle der Bischöfe

getreten. Man hat dies rechtlich erklärt durch das Devolutions- oder Episcopalsystem: das Recht der Bischöfe sei übertragen, devolvirt worden auf die Landesherrn, und es ergab sich dazu allerdings eine bestimmte positive Berechtigung. Der Erzbischof von Mainz trat sein kirchliches Recht über Hessen an den Landgrafen ab in Folge der Pack-schen Händel. Durch Beschluß des Reichstags zu Speyer wurde den Reichsständen das Recht der Reformation zuerkannt, d. h. der Umgestaltung des ganzen Kirchenwesens. So entstand der Spruch: Cujus regio, eius religio: der das Land beherrscht, dem gebührt auch die Herrschaft über die Landesreligion, wie im Augsburger Religionsfrieden dieser Grundsatz der beherrschende geworden ist. Dabei freilich war unbeachtet, daß dies ebenso sehr gegen den katholischen wie gegen den protestantischen Grundgedanken verstoße. Nach canonischem Recht kann eine Übertragung geistlicher Rechte auf Laien nicht stattfinden, nach protestantischem Recht ruht diese Macht eben in der Gemeinde, im christlichen Volk. Aber man berief sich auf Joh. 49, 23: „Die Könige sollen deine Pfleger [nutritores] sein."

In Dänemark und Schweden ist ebenso der König als kirchliches Oberhaupt anerkannt worden; doch in Schweden kam die Gesetzgebung an den Reichstag, in welchem die Bischöfe und Abgeordneten der Pfarrgeistlichkeit im Reichstage als eine besondere Curie neben der des Adels und der Bauern saßen. Zur Besetzung eines Bischofstuhls hatten sämmtliche Pfarrgeistliche des Sprengels drei Candidaten zu ernennen, aus denen der König wählte, der Erzbischof von Upsala aus drei von sämmtlichen Bischöfen präsentirten Candidaten. Die Verwaltung der bischöflichen Sprengel geschah durch Consistorien, unter denen die Kirchspiele durch Jahresversammlungen [soknestämma] aller steuerpflichtigen Gemeindeglieder ihre Angelegenheiten ordneten.

In der lutherischen Kirche ist so gewissermaßen eine fürstliche Dictatur über die Kirche entstanden, geübt und persönlich beschränkt durch die Geistlichen. Nur unter katholischen, feindseligen Landesregierungen erhielt auch die lutherische Kirche einen mehr repräsentativen Charakter, so in Ungarn und Siebenbürgen.

Dieser Charakter war vorherrschend in der reformirten Kirche, theils durch die Persönlichkeit ihrer Gründer — sie waren Staatsmänner, wie Zwingli und Calvin, oder Parteiführer wie Knox — theils auch, weil die reformirte Kirche in republikanischen Staaten entstanden war, in der Schweiz und den Niederlanden, oder unter feindseligen Staaten, wie in Frankreich, oder die reformatorische Macht wurde selbst mächtig über den Staat, wie in Schottland. Die Gemeindebe-

hörden der reformirten Kirche werden Consistorien genannt, bestehend aus sachkundigen, wissenschaftlich und religiös befähigten Geistlichen und sittlich-religiös befähigten Gemeindegliedern. Nach der ersten Einsetzung durch Wahl der Gemeinde haben sie insgemein sich selbst ergänzt durch Cooptation. In Genf wollte Calvin durchaus nicht eine Ablösung der Kirche vom Staat bei aller ihrer geistlichen Unabhängigkeit. Nur in Frankreich ist das Synodalsystem durchgeführt worden: Jede Gemeinde wählt Abgeordnete zur Provinzialsynode, alle Provinzialsynoden aus ihrer Mitte Delegirte zur Generalsynode, an deren Beschlüsse alle Gemeinden gebunden sind. Die Synode von Dordrecht hat auch disciplinare Gesetze erlassen und beschlossen, alle drei Jahre solle solch eine Generalsynode aller reformirten Kirchen gehalten werden. Allein jene Synode kostete den Niederlanden über eine Million Gulden, die deutsch-reformirte Kirche war der niederländischen abgeneigt wegen der strengen Prädestinationslehre, die französischen Abgeordneten wurden auf Befehl der Regierung zurückgehalten, und so sind die Beschlüsse nie durchgeführt, die Synode nie wiederholt worden. Die Einheit der verschiednen reformirten wie lutherischen Kirchen ist eine ideale geblieben, im Bewußtsein, im Gemeingefühl, wie das oft selbst in bittrem Streit sich äußert.

Der König von Großbritannien besaß den Supremat über die durch das Gesetz etablirte Kirche, wie der officielle Ausdruck lautete. Aber wie seine Macht über den Staat immer mehr durch die Parlamente beschränkt wurde, so auch über die Kirche. Die sogenannten Convocations, d. h. Synoden der beiden Erzbisthümer Canterbury und York, wurden zwar und werden noch mit jedem Parlamente einberufen, aber insgemein nach drei Tagen, bevor sie irgend etwas beschlossen haben, vertagt. Die Bischöfe sitzen als Lords im Oberhause, sie werden durch den König d. h. durch das Ministerium ernannt. Da ihre Einkünfte bis vor kurzem außerordentlich verschieden waren von 4000—80000 Pfund Sterling, so fühlten sich die auf minder reichen Sitzen oft abhängig von der Gunst der Minister, und die Ernennung geschah meist nach politischer Rücksicht, um Stimmen im Oberhause zu gewinnen.

Ein Gesetzbuch ist leichter zu verbrennen als zu ersetzen. Die Juristen in den lutherischen Consistorien hielten sich an die gewohnte canonische Gesetzgebung, und diese blieb auch gesetzlich, so weit sie nicht durch neue Landesgesetze abrogirt wurde oder protestantischen Grundgedanken gradezu widersprach.

Hat der Protestantismus zumal als Lutherthum die Kirche abhängig

gemacht vom Staat, so hat doch die Reformation auch eine mächtige Einwirkung auf die Staaten geübt. Es ist katholischen Stimmen sehr geläufig geworden, die Reformation das Vorspiel der Revolution, den zweiten Sündenfall zu nennen, nachdem die Stühle der Bischöfe umgestoßen waren, hätte es naturgemäß auch an die Stühle der Könige kommen müssen. Dagegen hat man in deutscher Literatur vor 1848 gern eingewandt, daß die Revolution grade zur Macht geworden sei in vorzugsweise katholischen Ländern, in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Der Zusammenhang religiöser und politischer Freiheit ist wohl ängstlicher abgewiesen worden, als historische Treue erlaubt. Die Reformation hat eine verschiedne, fast entgegengesetzte Wirkung auf den Staat geübt, je nachdem derselbe beschaffen war und je nachdem er sich zur Reformation stellte, verschieden in dreifacher Art: 1) Die Reformation war in einer Beziehung allerdings eine revolutionäre Bewegung. Der Papst war anerkannt als der höchste Monarch mit der dreifachen Krone der Christenheit, die Prälaten besonders in Deutschland geistliche und weltliche Obrigkeit. Der Protestantismus aber verkündete: Tausend Jahre Unrecht gewähren keinen Tag Recht. Statt des historischen Rechtsbodens, statt der alten Pergamente berief sich der Protestantismus auf die unverjährbare Idee des Rechts, in kühner Thatkraft, die zum Himmel griff nach einem ewigen Rechte. Das ist mitunter und nicht bloß von Wiedertäufern ausgesprochen worden. So nach Gründung der Universität Königsberg [1544] war dort ein Bedenken wegen des Rechts der Promotionen, da man kein Privileg, wie bisher üblich, weder vom Papste noch vom Kaiser für diese neue protestantische Universität erlangen konnte. Camerarius, der Freund Melanchthons, hat deßhalb ein Gutachten ausgestellt, darin es heißt: „Mit den alten Principien fallen auch die Folgerungen, die alten Befugnisse müssen umstürzen, da das Fundament wankt. Die Zeit neuer Bildungen ist angebrochen, da das geschriebne Recht zweifelhaft geworden ist. Lächerlich wäre, wenn man in diesen Tagen, in denen die Welt sich umzukehren scheint, auf Zufälligkeiten mehr achten wollte, als auf die ewigen Gesetze der Vorsehung.“ Die auch von Luther ausgesprochne Lehre vom Ursprung der Kirchengewalt aus den Gemeinden konnte leicht zur Anwendung auf die Staatsgewalt führen, die religiöse zugleich auf den Gedanken der politischen Reformation. Die Hugenotten ließen nach einer großen, gewonnenen Schlacht eine Denkmünze schlagen, darauf ist dargestellt ein flammendes Schwert, das eine Lilie abhaut, das Symbol des französischen Königthums, Scepter und Krone liegen schon am Boden. Die Niederlande sind aus einer Provinz des

spanischen Königthums zu einer Republik geworden, und das reformatorische England hat seinen König auf's Schaffot gesandt. Auch in Deutschland hat eine politische Umwälzung gedroht unter Sickingen durch den Adel, unter Münzer durch die Bauern, unter Wullenweber, dem Bürgermeister von Lübeck durch das Bürgerthum der Hansa gegen Adel und Fürstenthum. Nach einer verlornen Schlacht gegen die Dänen siegten Wullenwebers Gegner und bewirkten seine Hinrichtung. In Luther war freilich das Gefühl eines deutschen Mannes gegen alle Despotie: „Ein Fürst soll nicht denken, Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie es mir gefällt, sondern: ich bin des Landes und der Leute, ich soll's machen, wie es ihnen recht und gut ist.“ 2) So oft ein Gutachten gefordert wurde von den Wittenberger Theologen, pflegten sie zu erklären, der Kurfürst verhalte sich zum Kaiser grade ebenso wie der Bürgermeister von Wittenberg zum Kurfürsten. Das Kaiserthum war durch das deutsche Volksgefühl und durch ein zufälliges Wort der H. Schrift besonders geheiligt. In einem Gutachten aus Augsburg zur Zeit des Reichstages schreibt Brenz: „Das römische Reich ist Gottes Ordnung, vom Propheten Daniel verkündigt, durch Gottes Wort bestätigt. In Summa: gegen den Kaiser will Gott kein leiblich Fechten, sondern Bekennen und Leiden.“ So auch Luther: Leib und Leben gehört dem Fürsten, nur daß er nichts gebiete wider Gott. Wenn nur der Glaube frei gelassen wird, alles Andre läßt er geschehen, und selbst bei Verfolgung des Glaubens soll der Prediger mit gefalteten Händen dastehen, den Todesstreich zu empfangen. 3) Fand auch eine zufällige Wirkung statt, eine Mehrung der fürstlichen Gewalt. Im Reichthum, wenn er verständig benutzt wird, liegt immer auch eine Macht. Diese kam mit dem Kirchengut an die Fürsten, während mit der Hierarchie eine Macht verschwand, die nicht selten stark genug war der fürstlichen Gewalt sich entgegenzustellen. Also: die Reformation hat zur Entwicklung der gesetzlichen Freiheit auch im Staat geführt, nur insofern ist sie ein Schutz geworden gegen die Revolution. Überall, wo die fürstliche Gewalt vorhanden war und sie gewähren ließ, diente sie zur Verstärkung derselben, so in Deutschland, mehr noch in Dänemark. Wo aber die fürstliche Gewalt der Reformation entgegentrat, ohne die Macht sie niederzutreten, da kam es zur Revolution, zur Republik.

Im allgemeinen hat sich das lutherische Volk mehr passiv zum Staat verhalten, das reformirte mehr rührsam und thatkräftig, insbesondere alles Hindernis eines christlichen Regiments entfernend. Wenn das bedingt war durch den Charakter der Völker und der Staaten, so

stand es doch im Zusammenhang mit der verschiednen Lehre von Christo. Nach lutherischem Dogma herrscht der Gott-Mensch nach seiner Erhöhung überall gegenwärtig über das Weltall, ihm wird anheimgestellt, was da geschehn soll. Die Lutheraner beteten um gut Regiment, wie man um gut Wetter betet. So entstand leicht ein politischer Quietismus, der nur den lieben Gott oder den lieben Herrn Christus walten läßt. Dagegen nach dem reformirten Dogma sitzt Christus droben im Himmel und hat nur sein Bild, seine Lehre uns gelassen bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft. Dies konnte zu einem Statthalteramt hinführen, allein seine ganze Gemeinde übernimmt es, und so griff die reformirte Kirche mit der Kraft eines sittlich starken Gemeinwesens in das Staatswesen ein. Luther hat das mitunter wohl gefühlt: „Wir Deutsche sind Esel allerwegen und werden's bleiben. Da legen wir die Hände in den Schoß und warten zu! zu! zu! ob uns etwa der liebe Gott vom Himmel helfen wolle."

§ 232. Geistlichkeit und Kirchengut.

Luther hat in seiner Verachtung des damaligen Klerus viel Hartes ausgesprochen. So in der Schrift an Rath und Volk in Prag. Da nennt er die Ordination eine bloße Schmiererei und Schererei, dadurch nichts als eitel Fratzen und Priester des Satan entstehn. So könne man jeder Sau das Haar abscheren und jedem Klotz ein Meßgewand anziehn. Als die Wiedertäufer damit Ernst machten, erwog er die Bedeutung des geistlichen Standes als nothwendig, nicht als Mittleramt mit Gott, aber zur kirchlichen Ordnung, sonach als ein von der Gemeinde ausgehender, im Fall des Mißbrauchs an sie zurückfallender Dienst am Worte Gottes, ein ministerium verbi divini. Die Ordination galt nur als weihende Segnung, insgemein durch den Superintendenten, dem Recht nach auch durch jeden Pfarrer in seiner Kirche vollziehbar. Die anglikanische Meinung von einer von den Aposteln ausgehenden besondern Amtsgnade der Bischöfe ist eine Wiederaufnahme der katholischen Ansicht. Als D. Bancroft, Caplan des Erzbischofs von Canterbury, in einer Predigt den göttlichen Vorzug der Bischöfe vor den Presbytern vertheidigt hatte, sagte der Erzbischof zu ihm, er wünsche mehr die Wahrheit dieser Lehre, als daß er sie glaube. Aus dem Wunsch ist allmählich der Glaube erwachsen. In unsern symbolischen Lehrbüchern wird die Bezeichnung Bischof theils im katholischen Sinn gebraucht, theils im apostolischen als gleichbedeutend

mit Pfarrer. Die Augsburgische Confession und die Apologie wollen den bisherigen Bischöfen nicht absagen, wenn sie nur das Evangelium frei walten lassen. In Deutschland ist doch das Bisthum, statt es protestantisch umzugestalten, allmählich aufgehoben worden durch die Lust der Fürsten an den bischöflichen Ländereien, auch durch das Gefühl der Unangemessenheit weltlichen Glanzes, der die Bischöfe zumal als Reichsfürsten umgab. Der preußische Bischof Polenz verzichtete freiwillig auf seine Landesherrschaft: „ein Bischof kann nicht zugleich dem Evangelium dienen und ein weltlicher Herr sein". In Preußen wurden nach der Vereinigung mit Brandenburg die Bischöfe aufgehoben und lateinische Bischöfe, Superintendenten, dafür eingesetzt, auch um die aristokratische Sprödigkeit der Landstände zu Gunsten des monarchischen Princips zu brechen. Wo daher in deutschen Landen landständische Rechte sich erhielten, blieb auch eine angesehne protestantische Prälatur, Äbte in Braunschweig, Prälaten in Würtemberg oder es erhielten sich bischöfliche Capitel, Domherrn, so in Kursachsen und Brandenburg, theils nur als Sinecuren für den Adel, theils verbunden mit hohen Staatsämtern und Professuren. So in Leipzig sind bis auf unsre Zeit die beiden ersten Professoren der theologischen Facultät Domherrn von Meißen. Protestantische fürstliche Bischöfe in Deutschland waren ohne kirchliche Bedeutung, nur Wahlfürsten. Wo bisher eine fürstliche Familie ein benachbartes Bisthum herkömmlich durch einen jüngern Prinzen besetzt hatte, suchte man dies fortzuführen bald mit bald ohne Weihe. Nach dem westphälischen Frieden hat sich nur Osnabrück erhalten, wo alternirend einmal ein katholischer, darnach folgend ein protestantischer Bischof saß. Jene Superintendenten in lutherischen Landen sind nach Einrichtung der Consistorien nur Unterbehörden zur Beaufsichtigung der Pfarrer und zur Ordination geblieben.

In der Reformationszeit wurden die Pfarrer oft ohne bestimmtes Recht von den Gemeinden angenommen, und ihre Bestallung lautet nicht selten nur auf bestimmte Jahre. So ist Heßhusius in Magdeburg auf drei Jahre angestellt und vor Ablauf derselben hinaustransportirt worden. Viele Prediger zogen damals umher, jeder Noth und Gewaltthat preisgegeben. Die Gemeinden meinten oft, sie hätten nicht des Papstes Joch abgeworfen, um neues Joch auf sich zu nehmen. „Wir bedürfen euer nicht, um mit unserm Herrn Christus zu leben." Auch die Sitten der Geistlichen konnten nicht plötzlich wiedergeboren werden, man mußte die alten, zuweilen verkommenen Pfarrer eben nehmen, wie man sie vorfand. Aber in Zeiten, wo das kirchliche

Interesse vorwaltet, wird der Geistliche immer großen Einfluß üben. Die Rüge auf der Kanzel wurde eine furchtbare Waffe. Was der Papst gegen die Fürsten zu üben sich herausgenommen hatte, das konnte jeder Pfarrer nun üben wider seinen Landesherrn. Luther hat dies gute Recht vertheidigt: „Christen," sagt er, „wenn der heilige Geist kommt, wird er die Sünde der Welt strafen. Welt heißt nicht bloß Kaiphas und Pilatus, sondern Alles, was in der Welt ist, zu Jerusalem und aller Orten, Gewaltige, Könige und Kaiser. Das Predigtamt ist nicht ein Hofdiener und Bauernknecht, sondern Gottes Diener, und sein Befehl geht über Herr und Knecht." Als Graf Albrecht von Mansfeld sich bei Luther beklagte, sein Prediger Libius in Eisleben bringe das Volk in Aufruhr, antwortete Luther: das sei nicht gleich Aufruhr, wenn ein Prediger der großen Hansen Leben strafe, sollt er gleich einmal irren in der Strafe.

Die Kirche des Mittelalters hatte einen Reichthum gesammelt, der weit hinausging über das Bedürfniß einer Kirche. Dieses reiche Kirchengut war das lockende Brautgeschenk, das die Reformation dem Staate brachte. Doch griffen im 16. Jahrhundert die Fürsten überall nach dem Reichthum der Bisthümer. Der Kaiser nahm Utrecht, die Herzöge von Baiern ließen sich vom Papst mit Kirchengut beschenken, der Adel griff nach Klöstern, indem er sie auf seine Rechnung administrirte. Luther schreibt: die papistischen Junkers seien in der Hinsicht fast noch lutherischer als die Lutherischen selbst. Wenn man fragt, woher die reichsten Domänen stammen, erhält man meist die Antwort: aus Kirchengut. Die Reben im Johannisberg sind gepflanzt durch Benedictiner, Zwätzen in unsrer nächsten Nachbarschaft war Comthurei, Bürgel Benedictinerabtei. Die Armen verloren zunächst die Bettelsuppen der Klöster, aber auch dem Volk ist durch Zurückhaltung von Zinsen und Gefällen großer Reichthum zugefallen.

Die Reformatoren waren großartig, unpraktisch, unbekümmert um den irdischen Grund und Boden, den doch wohl auch eine Volkskirche nicht entbehren kann. Hätte man damals in deutschen Landen nur ein Viertel des Grundeigenthums der Kirche bewahrt, es wäre für alle Zeiten und Zwecke hinreichend gewesen. Bloßes Kirchengeräth wurde mitunter unanständig verschleudert. Faber beklagte sich gegen Zwingli, die Meßgewänder würden auf dem Grempelmarkt verkauft, die Huren hätten sich damit herausgeputzt. Zwingli tröstete den Generalvicar: die Kleider hätten dann nicht mehr Schmach zu bedecken als vorher auf den unkeuschen Pfaffen. Am gewissenhaftesten ist noch die fromme Stiftung in Sachsen, Würtemberg, Hannover — Braunschweig, Hessen

behandelt worden. Besonders in Kursachsen wurden aus Klöstern Schulen gegründet, Fürstenschulen. So hat Moritz Pforta und Meißen mit Klostergut ausgestattet. Aber über die Ernährung der Pfarrer vernimmt man selbst aus Kursachsen bittre Klage. So die Beschwerde Luthers: „Laufen herum wie die dürren Geister, die Bauern wollen durchaus nichts geben.“ Luther kann sich's nur erklären aus Undank gegen Gott. Aber das Verdienstliche des Gebers an die Kirche war nach dem Volksverstand weggefallen durch die Lehre von dem alleinseligmachenden Glauben, und es war auch gar nicht Sache der Bauern zu geben, wußten sie doch von dem reichen Besitz der Kirche, den die Regierung eingezogen hatte.

Auch wo es zu einer Vertheilung des Kirchenguts gekommen ist, war's ein Löwenantheil, der an Kirche und Schule kam. So wurde in Hessen beschlossen: acht arme adlige Personen sollen aus aufgehobnen Klöstern Jeder 200—300 Gulden jährlich bekommen. Das waren also bloß Sinecuren, dazu der erste Prediger zu Kassel 110, der Rector der Schule 40, jeder Lehrer 20 fl. Luther meinte, daß die Geistlichkeit ohne Grundeigenthum von dem rohen Haufen, absonderlich von Junker Hans und den Schössern, d. h. den fürstlichen Beamten, verachtet und geschunden werde: „Die Reichen und Gewaltigen verachten uns mit unserm Evangelium. Ein armer Pfarrer, sagen sie, der kaum einen Rock anzuziehen hat, soll der mich absolviren können!“ Man könnte denken an die Bettelmönche mit ihrer Macht. Aber neben jenen standen reiche Prälaten, und ihre Armuth war freiwillig: das ist etwas Andres als nothgedrungne Armuth, und erst durch Frau und Kind wird die Armuth etwas, was Mitleid und vor weltlich Gesinnten Geringachtung erzeugt. Indem der Katholicismus aus dem Bettel im Geben und Nehmen einen Gottesdienst gemacht hat, war am Ausgang des Mittelalters ein umherziehendes Bettlerheer zur unerträglichen Last geworden, der Protestantismus hat dagegen Armenanstalten gegründet, welche in wohlhabenden Städten dem Bedürfniß genügen mochten.

Man muß den Frevel offen bekennen, der in der Reformationszeit an frommen Stiftungen verübt worden ist, auch an Nonnenklöstern. Es ist etwas zerstört worden, was frommer Sinn der Vorfahren für besondre Individualitäten, für vereinsamte, gebrochne Herzen gestiftet hatte. Noch eine Zeit lang hat es in protestantischen Landen Mönche und Nonnen gegeben, selbst verheirathete, aber sie durften keine Novizen aufnehmen. Nirgends ist ein verständiger Versuch zu einer protestantischen Umbildung gemacht worden. In Holstein und Mecklen-

burg sind einige Klöster erhalten worden für adlige, unverheirathete Damen mit freiwilligem Austritt und großentheils beliebiger Wohnung, Stiftsdamen ohne irgend kirchliche Bedeutung.

§ 233. Cultus und Kunst.

Die verschiedne Stellung der beiden reformatorischen Kirchen zum Cultus und zur Kunst ist bedingt durch ihre verschiedne Stellung zur H. Schrift. Die reformirte Kirche richtete einen Gottesdienst ein, der nur aus Gebet und Predigt, aus Taufe und Abendmahl bestand, anfangs selbst ohne Gesang. Calvin war geneigt, alle Feste außer dem Sonntag aufzuheben, doch sind nur abgeschafft worden alle Feste der Creatur. Auch Luthers Grundsatz für den protestantischen Cultus hat sich in der Opposition gegen die Katholiken aufgestellt. In seiner Schrift: Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde 1523 heißt es: „Drei große Mißbräuche sind in den Gottesdienst gefallen. Der erst, daß man Gottes Wort geschwiegen hat, und allein gelesen und gesungen in den Kirchen. Der andre, da Gottes Wort geschwiegen gewesen ist, sind neben eingekommen so viel unchristlicher Fabeln und Lügen, beide in Legenden, Gesang und Predigt, daß gräulich ist zu sehn. Der dritt, daß man solchen Gottesdienst als ein Werk than hat, damit Gottes Gnad und Segen zu erwerben.“ Doch hat sich die von Wittenberg ausgegangne Liturgie großentheils aus der Messe herausgebildet. Über diese Liturgie schreibt Luther 1526 in der Schrift: Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes Willen, alle Diejenigen, so diese unsre Ordnung sehn oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nöthig Gesetz daraus machen, noch Jemandes Gewissen damit verstricken, sondern der christlichen Freiheit nach, ihres Gefallens brauchen, wie, wo und wie lange es die Sachen schicken und fordern.“ Manche lateinische Formen sind aus dem Meßcanon beibehalten worden, so das gloria in excelsis, das sursum corda! Luther fand, es sei viel feiner Musica und Gesang darin. Er war überhaupt gleichgültig gegen Cärimonien, wo nur das Evangelium recht gepredigt werde. So schreibt er an den Brandenburger Dompropst Buchholzer: „Will euer Herr euch das Evangelium lassen klar und rein predigen, so geht in Gottes Namen mit herum und tragt ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe von Sammt, Seide oder Leinwand. Und hat euer Herr an einem Chorrock nicht genug, so zieht deren drei an wie Aaron. Haben Ihre Kurf. Gnaden nicht gnug an einer Procession, daß ihr herum-

geht, klinget und singet, so geht siebenmal mit herum wie Josua. Und hat euer Herr ja Lust dazu, so mögen Ihre Kurf. Gnaden voranspringen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen wie David." So Luther in heitrer Ironie über brandenburgischen Geschmack. In Wittenberg wurde nach der Elevation der Hostie geklingelt und das Kreuz geschlagen. Luther hat dies festgehalten gegen Karlstadt, auch für die Ubiquität benutzt, erst 1543 ist es auf Andringen des Landgrafen abgestellt worden. Die Sacramente wurden nach einigem Schwanken auf die zwei von Christus eingesetzten sinnlichen Zeichen als Träger göttlicher Gnade zurückgeführt. Die Taufe im Taufbüchlein ohne das Symbolum Apostolicum, das auch im letzten Druck von Luthers Hand [1539] nur zur Hälfte steht; nach den Katechismen nur mit den Bibelworten im Namen des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes. Ist die Entfaltung derselben in der Anfrage an die Pathen früh hinzugekommen, so blieb doch jenes Bekenntniß in der kursächsischen Kirchenordnung abgekürzt, und ist so vereinfacht auch in die Ernestinische noch zu Recht bestehende Kirchenordnung von 1664 übergegangen. In der Lutherkirche wurde die geheime Beichte auch mit dem Bekenntniß einzelner Sünden beibehalten, aber als freie Sache des Bedürfnisses, und für das rohe Volk. Aus den täglichen Messen und Horasingen wurden Bibelstunden, in Genf auch freie Unterhaltungen [congrégations]. Die heiligen Zeiten wurden auf die Wendepunkte der heiligen Geschichte zurückgeführt, doch wurden in Kursachsen bis auf unsre Tage Marienfeste gefeiert, in Würtemberg sechs Aposteltage, immer je zwei zusammen. Ich erinnere mich noch mit Freuden daran, als ich dort Privatdocent war, und wußte nichts davon, für den folgenden Tag war's eine große Erquickung. Ausgeschriebne Bußtage kommen einzeln vor, eine jährliche Feier des Reformationsfestes erst 1688 in Sachsen.

Die reformirte Bibelpeinlichkeit verwarf den Dienst der Kunst im Heiligthum. Zwingli schrieb: „Christus befiehlt, die Schrift zu erforschen, Mosen und die Propheten zu lesen, aber Bilder zu fertigen und aus solchem Machwerk zu lernen, befiehlt er nirgends." Er berief sich auf 1 Joh. 5, 21: Hütet euch vor den Idolen, er bezog das auf die Heiligenbilder als Götzenbilder. Das ist reformirte Anschauung geblieben. Calvin betrachtete den Bilderdienst als finstern Wahnsinn, der sich des Erdkreises bemächtigt habe. Bullinger bemerkt zum Zerschlagen der Kirchenbilder: „das die Abergläubischen übel bedauert, die Rechtgläubigen aber für einen heiligen Gottesdienst halten". So ist durch die ganze reformirte Kirche ein Bildersturm gegangen,

nicht immer als eigentlicher Sturm durch Pöbel in wilder Unordnung, auch als geordnete Vernichtung. Aus dem Münster von St. Gallen wurden 40 Wagen Heiligenbilder zum Scheiterhaufen weggeführt, die Wände wurden getüncht. Daher die Schweiz so arm ist an Kunstwerken des Mittelalters. Doch diese Excommunication der Bilder hat auch eine positive Wirkung geübt zur Entwicklung der Landschafts- und Genrebilder in den Niederlanden. Sie waren in der kirchlichen Kunst des Mittelalters auch vorhanden, aber untergeordnet, etwa eine Landschaft als Hintergrund für die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten, oder in einem Betzimmer der Jungfrau Maria ein Blumenstrauß, oder die Zimmermannswerkstätte Josephs. Jetzt wurde in den Niederlanden mit höchster Sorgsamkeit theils das Naturleben dargestellt in seinen Eindrücken auf das Gemüth, theils auch derbe, aber kunstreiche Natürlichkeit: eine Mutter an der Wiege, eine Bauernhochzeit, ein Viehstück. Diese Verklärung des häuslichen Lebens gefiel der norddeutschen Behaglichkeit, aber die Kunst verlor an idealem Inhalt. Im Münster zu Zürich wurde aus den Steinen der abgebrochnen Altäre eine hohe Kanzel erbaut, Alles geht auf in der Predigt.

Zwingli, der so musikalisch war, hat doch der Musik nicht die ernste Anwendung in der Kirche gestattet: „man wollte hinführo weder des Gesanges noch Orgelns in der Kirche“. Orgeln stimme nicht mit 1 Kor. 14, 9, wo gesprochen wird von einem Reden in den Wind. Doch kam aus Frankreich der Psalmengesang. Die erste französische Übersetzung von 50 ausgewählten Psalmen ist von Marot, einem Kammerdiener Franz I, der als Hugenotte nach Genf geflüchtet war, die Melodie von Goudimel, der in der Bartholomäusnacht zu Lyon gefallen, meist nach sentimentalen Volksliedern, auch am französischen Hof viel gesungen, aber von der Sorbonne bei 200 Livres Strafe verboten.

Weil Luther volksthümlich und genial war, und Alles an ihm vom Glauben durchdrungen, mag er auch die Kunst gern im Dienst des Heiligen. Er schreibt gegen die Sacramentirer: „Bilder, Glocken, Altarschmuck, Lichter und dergleichen halt ich frei, wer da will mag's lassen. Wiewohl Bilder aus der Schrift und gute Historien ich fast nützlich, doch frei und willkürlich achte, denn ich's mit den Bilderstürmern nicht halte.“ Er war nicht der Meinung, daß durch's Evangelium sollten die Künste zu Boden geschlagen werden, sondern wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehn im Dienste Deß, der sie geschaffen hat. Holbein hat die Reformation nur in ihrer Geister befreienden Macht an sich vorüberziehn lassen, während er die Bilder

zeichnete zu Erasmus' Lob der Thorheit, im Todtentanz humoristisch sich erhob über alle Eitelkeit des Menschenlebens, bedeutende Individuen in ihrer innersten Natur zur Anschauung brachte und die Madonna als verklärte deutsche Hausfrau einer anbetenden Familie tröstlich erscheinen ließ. Die ursprüngliche Befreundung des lutherischen Protestantismus mit der bildenden Kunst stellt sich persönlich dar in der Freundschaft Luthers mit Lucas Cranach, dem treuen Diener des Ernestinischen Hauses, Sunder mit seinem Familiennamen aus Kronach in Franken. Er war jung in den Dienst Friedrichs des Weisen getreten. Dieser hat ihn zum Ritter und zum Bürgermeister von Wittenberg gemacht. Im Dom zu Merseburg auf dem Bild der Kreuzigung steht Luther unter den Pharisäern, aber zur Zeit von Worms war er sein trauter Gevatter. Nach der Schlacht bei Mühlberg hat Karl V, den Cranach als Knaben gemalt hat, ihn aufgefordert sich eine Gnade zu erbitten. Er bat ihn um das Leben seines Herrn. Er ist mit ihm in die Gefangenschaft gegangen, hat ihn zu unterhalten gesucht und ist mit ihm die Schlucht von Wöllnitz herabgezogen. Seine Bilder zeigen naive Auffassung der Natur, kindliche Anmuth und Farbenpracht, zuweilen auch derb sinnlich. Er hat uns die Bilder der Reformatoren und der Reformations-Fürsten bewahrt. In jungen Jahren fand ich in Florenz, als dort noch alles Protestantische ausgeschlossen war, in der großherzoglichen, jetzt königlichen Sammlung zwei kleine Bilder Lucas Cranachs von dem Kurfürsten Johann und Johann Friedrich, darunter hoch rührende deutsche Sprüche. Auch durch Spottbilder hat Cranach die Reformation gefördert. Seine protestantischen Kirchenbilder haben biblischen Inhalt: er hat die 10 Gebote dargestellt auf dem Rathhause zu Wittenberg; das Altarbild der Wittenberger Stadtkirche ist eine Darstellung von Taufe, Abendmahl, Beichte und Predigt. In der Wenzelskirche zu Naumburg: wie Christus die Kinder segnet. In der Klosterkirche zu Berlin: Christus mit Martha und Maria. ¡Sein sinnreichstes Werk ist das Altarbild in der Stadtkirche zu Weimar bei den Gräbern Johann Friedrichs und Herders. Dieses Bild war sein Schwanengesang, sein Glaubensbekenntniß an die Erlösung und die Vereinigung alles Dessen, was er im Leben verehrt hat. Es ist geschichtlich-allegorisch. Das Mittelbild: Christus am Kreuz, an dessen Fuß ein Lamm, das die Siegesfahne hält mit der Inschrift: Ecce agnus Dei, qui tollit peccata mundi. Links der auferstandne Christus, der eine Lanze wie einen Lichtstrahl in des Teufels Rachen stößt. Rechts vom Kreuz Johannes der Täufer, der Luther und Cranach selbst auf den Gekreuzigten hinweist. Cranach hat die

Hände gefaltet, auf sein Haupt fließt ein Blutstrom aus der Seitenwunde. Luther hält mit der Linken die Schrift und zeigt mit der Rechten auf die Stelle: „Das Blut Christi reinigt uns von allen Sünden." Weiter zurück in kleinen allegorischen Gruppen: Adam und die sündige Menschheit, vom Tod in den Höllenpfuhl getrieben, Moses mit den Gesetzestafeln, Erhöhung der ehernen Schlange. Auf den beiden Seitenbildern: Johann Friedrich mit der treuen Hausfrau Sibylla und ihren drei Söhnen, knieend. 1846 ist dies Bild sehr gut restraurirt worden und wieder zur alten Farbenpracht gekommen. Niemand sollte aus Thüringen weggehn, ohne sich an diesem tiefsinnigen protestantischen Bilde erquickt zu haben.

Albrecht Dürers Ausbildung war bereits vollendet, als die Reformation anbrach, er ist durch sie doch mächtig angeregt und mit einigen seiner vollkommensten Bilder auf die H. Schrift hingewendet worden. So die Evangelisten Marcus und Johannes, die Apostel Petrus und Paulus, erhabne Gestalten, jetzt in München. Durch die von ihm ausgehende Kunstblüthe ist in den Nürnberger Kirchen, der Lorenz- und Sebalduskirche die Kunst des Mittelalters treu bewahrt worden. Sieht man daneben die katholische Marktkirche an, so muß man urtheilen, es würde besser um die Kunstbewahrung stehen, wenn überall die Reformation gesiegt, aber mit solcher Umsicht eingeführt worden wäre, dann würde die Geschmacklosigkeit spätrer Zeit nicht eingedrungen sein. Dennoch weil der Katholicismus in seiner Veräußerlichung die religiöse Sinnlichkeit, der Protestantismus den religiösen Geist vertritt, ist auch durch die lutherische Kirche eine gewisse Ungunst gegen die bildende Kunst gegangen, selbst Luther schrieb einmal: „Es ist frei gelassen, die Bilder zu haben oder nicht zu haben, wiewohl es besser wäre, wir hätten derselbigen gar keins um des vermaledeiten Mißbrauchs willen." Nur biblische Bilder wurden in der Kirche geduldet, so ist selbst die ideale Weiblichkeit der Madonna ausgeschlossen worden. Dafür hat man gern, namentlich in großen Städten, Bilder der Pastoren aufgestellt, lebensgroß, als eine Sache der Pietät. Es hat etwas gemüthlich Schönes, daß die Pastoren früherer Zeit in ihren Bildern noch in der Kirche versammelt sind, aber diese Bilder meist schlecht gemalt, in ihren gleichförmigen Priesterröcken, sie sind doch eine gar langweilige Versammlung.

Es ist eine üble Sache grade mit den großartigsten unserer deutschen Kirchenbauten. Sie sind nicht erbaut für einen Cultus, dessen Mittelpunkt die Predigt ist, selten ist eine Menschenstimme so gewaltig, um solch einen Dom verständlich auszufüllen.

Auch der volksmäßige Kirchengesang ist aus der Natur des Protestantismus entstanden, weil die Gemeinde selbstthätig mitwirken soll. Wir haben früher bemerkt, daß ein lateinischer Kirchengesang bestanden hat unter Mönchen, auch deutsch bei Geißlerfahrten, und unter den böhmischen Brüdern. Durch Luther erst ist dies Kirchenlied wirklich deutsch geworden, eine Morgengabe der Reformation. Während der Gesang der böhmischen Brüder demüthig gebogen war, sind Luthers Lieder schwunghaft, einige in der Unmittelbarkeit und Einfachheit des Volksliedes. Er ist recht eigentlich der persönliche Quell des lutherischen Gemeindegesanges. Wir besitzen von ihm 37 Kirchenlieder, eine schöne Ausgabe derselben ist in Leipzig 1840 zum Jubelfest der Buchdruckerkunst veranstaltet worden.*) Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß ich mehrfach meine Hand dabei gehabt habe. Diese Lieder sind vierfacher Art nach ihrer Entstehung: 1) Übertragung lateinischer Hymnen in's Deutsche: Wir glauben all an einen Gott. — Herr Gott dich loben wir. — Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. 2) Fortbildung vorgefundner Festlieder: Nun bitten wir den heiligen Geist. — Christus lag in Todes Banden. — Gelobet seist du, Jesus Christ, daß du ein Mensch geworden bist. 3) Umdichtung von Psalmen: Ach Gott vom Himmel sieh darein. — Aus tiefer Noth schrei ich zu dir. Vor Allem: Ein feste Burg ist unser Gott nach Ps. 46: Deus noster refugium et virtus, dieses Bundeslied der Reformation, ein geistlicher Schlachtgesang, oder wie man etwas modern gesagt hat, diese Marseillaise der Reformation. Nach Sleidan hatte Luther es gedichtet während des Reichstags von Augsburg in Coburg, aber schon 1529 findet es sich im Wittenberger Gesangbuch. 4) Frei gedichtete, doch meist an die Bibelsprache angelehnte, so das Weihnachtslied: Vom Himmel hoch da komm ich her. — Nun freut euch, lieben Christengmein. — Endlich das kühne Streitgebet: Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord.

Luther hat den mächtigen Ton des kirchlichen Volksgesangs angegeben, andre Stimmen sind durch ihn geweckt worden. So besitzen wir von Paul Speratus, Hofprediger in Königsberg: „Es ist das Heil uns kommen her", das zum Feldgeschrei der Reformation geworden ist, nach einer Sage aus Ostpreußen durch einen Bettler, der es vor Luthers Thür sang, nach Mitteldeutschland gebracht. Schon 1523 im ersten Gesangbuch. Von Paul Eber: In Christi Wunden schlaf ich ein. Von Lazarus Spengler: Durch Adams Fall ist

*) Luth. geistl. Lieder nebst Singweisen, hrsg. v. C. v. Winterfeld. Lpz. 840. 4.

ganz verderbt menschlich Natur und Wesen. Von Mathesius: Nun schlaf mein liebes Kindelein. Von Hans Sachs, in seinem Alter gedichtet: Warum betrübst du dich mein Herz! Manches Volkslied weltlicher Art ist in's Geistliche übertragen worden, so daß Text und Melodie nur höher gefaßt ist. Das Kirchenlied: Nach ewiger Freud mein Herz verlangt, ist nach dem Volkslied: Nach grüner Farb mein Herz verlangt, das Kirchenlied: O Welt, ich muß dich lassen, nach dem Volkslied: Innsbruck ich muß dich lassen. Der Gnadenbrunn thut fließen, den soll man trinken, o Sünder du sollst büßen, Gott thut dir winken, nach dem Volkslied: Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken, und wer einen steten Buhlen hat, der soll ihm winken. Unser schönes Kirchenlied: Wie schön leucht't uns der Morgenstern voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn, nach dem ziemlich weltlichen Lied: Wie schön leuchten die Äugelein der Schönen und der Zarten mein.

So viele Verfasser diese Lieder hatten, es waltet doch darin derselbe Geist: lyrisch, als Stimme des eignen Gefühls, episch, wiefern die Thaten Gottes, das Leben Christi darin gefeiert werden. Zur Zeit der Reformation war die kirchliche Musik bereits ausgebildet, ja überbildet in kunstreicher Harmonie. Luther mit seinem Wittenberger Cantor Hans Walter hat sie einfach gemacht, dem Text angemessen, den Choral als vierstimmigen Gemeindegesang, das Schleppende, das Zwischenspiel der Orgel ist erst später hineingetragen. Daneben als Kunstgesang die Motette, nach Luthers eigner Beschreibung: „Wo um einen frommen Tenor die andern Stimmen spielen und hüpfen und springen, als die fröhlichen Kinder um den Vater", d. h. wo auf der Grundlage eines Chorals im Tenor, die andern Stimmen fugirt und contrapunktisch figurirt sind.

Der Hauptsitz des bürgerlichen Meistergesangs war in Nürnberg, sein Repräsentant Hans Sachs, das Hauptsingen in feierlichen Formen, der verordnete Merker hatte Luthers Bibel vor sich und gab Acht, ob das Lied mit Luthers Inhalt und Worten stimme.

Gegenüber diesen ehrbaren Handwerkern erhebt sich ein Heros der Poesie, nicht unmittelbar religiösen Gehalts, obwohl in tiefsinnigen Gedanken das Walten Gottes in der Geschichte erkennend und preisend, nicht unmittelbar aus dem Protestantismus hervorgegangen, aber durch denselben bedingt, William Shakespeare. Weil er auch geschichtliche Personen katholischen Glaubens würdig dargestellt hat, so die Königin Katharina von Aragonien, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII, haben in unsrer Zeit katholische Theologen neidisch

auf uns den Beweis versucht, er sei in seinem Herzen katholisch gewesen, er habe nur nicht gewagt, es offen auszusprechen. Ebenso gut kann man das von Dem sagen, der Maria Stuart so schön dargestellt. Über Shakespeares Stellung zu den katholischen Dichtern jener Zeit will ich einen unparteiischen Zeugen anführen, Goethe schreibt in Kunst und Alterthum:*) „Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvortheil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Überall erscheint er als Mensch mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen, tragische Gespenster, possenhafte Kobolde braucht er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt Alles einigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen.

Der Protestantismus schöpft seine religiöse Wahrheit aus zwei Quellen, aus der H. Schrift und aus dem religiösen Gemüth. Sehen wir zu, mit welchen Mitteln er in seiner ersten Gestalt aus ihnen schöpfte.

§ 234. Humanistische Bildung und H. Schrift.

Die historisch-grammatische Schriftauslegung ist nicht erst durch den Protestantismus aus allegorischer Willkür gerettet worden. Schon Faber Stapulensis [B. II S. 502] und Erasmus haben das wohl verstanden. Aber diese historisch-grammatische Auslegung hat doch erst auf protestantischem Boden ihre volle Bedeutung und Nothwendigkeit erhalten, als das Urtheil in letzter Instanz nicht von der Kirche, sondern von der H. Schrift gesprochen werden sollte. Was Jene vorwegnahmen geschah nun erst folgerecht, die Unabhängigkeit von jeder kirchlichen und persönlichen Autorität. Schon Karlstadt hat in den Thesen gegen Eck die Behauptung aufgestellt: „Nur dann ist eine Lehre richtig, wenn der Ausspruch eines Doctors auf wörtlichen Verstand der H. Schrift gestützt wird," und These 47: „Wenn eine Stelle der H. Schrift dunkel erscheint, so wird eine andre Stelle diesen dunkeln Sinn erhellen." Bullinger sagte von sich: „Ich glaube weder den Vätern noch mir selbst, ich erkläre die Schrift aus ihr selbst, füge nichts hinzu, nehme nichts davon ab." Zur rechten Schriftauslegung

---

*) 1822. B. III. H. 2.

hat Luther Zweierlei für nöthig erachtet: 1) Die Kenntniß der Grundsprachen, des Griechischen und Hebräischen: „So lieb uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten.“ Hier lag die Befreundung mit dem Humanismus, der das Verständniß der klassischen Sprachen und die Kunde des Alterthums gebracht hat. Aber die Humanisten haben sich allmählich von der Reformation zurückgezogen, scheu sowohl vor ihrem religiösen Ernst, als vor dem theologischen Gezänk, wie sich's persönlich darstellt im Zerfallen Luthers mit Erasmus, der lutherischen Theologie mit Melanchthon. 2) Den Geist Gottes als den rechten Präceptor, nicht im Sinn der Wiedertäufer, sondern wenn auch als etwas Übernatürliches gedacht, den religiösen in der Kirche auferzognen Sinn, der es erlebt hat und in sich erlebt: „Wer das Hirtengedicht Virgils recht verstehen will, muß fünf Jahre Hirte gewesen sein, wer sein Gedicht vom Feldbau recht verstehen will, muß fünf Jahre das Feld gebaut haben.“ Doch sind Luthers Commentare von Büchern der H. Schrift nicht in unsrem wissenschaftlichen Sinn, sondern in der Art des erbaulichen Bibellesens wendet er's an auf sich und seine Zeitgenossen, er schreibt gleichsam weiter. Übrigens hat er erst nach seinen Thesen Griechisch gelernt, und noch später hebräisch, und darin hat er es nie zu weit gebracht. Es ist eine schwere Sache, wenn man nicht mehr jung ist, hebräisch zu lernen. Auch Calvin hat zwar seine Commentare lateinisch verfaßt, doch für Gebildete, die damals Latein verstanden. Coligny, als der Mörder an ihn herantrat, las in solchem Commentar. Calvin bemerkt, in ihm sei ein amor compendii, eine Freude an einer kurz gefaßten Auslegung, doch ergeht er sich zuweilen in Abschweifungen und Deklamationen gegen Mönchthum und Papstthum. Er hat es wohl verstanden römische Latinität mit theologischer Gravität zu verbinden. Besonders bei Auslegung der Psalmen beruft er sich gern auf die eigne Erfahrung. Er hängt nicht ängstlich an den hergebrachten Beweisstellen, so über Joh. 10, 30: „Ich und der Vater sind eins“ bemerkt er, das sei mißbraucht worden zum Beweise, daß Christus und der Vater homousios seien; diese Einheit Christi mit dem Vater sei aber nicht metaphysisch, sondern moralisch zu verstehn. So bemerkt er öfter, daß die biblische Formel: das ist geschehn, daß erfüllt werde die Schrift, nicht immer auf eigentliche Weißagung deute, sondern Berufung sei auf alttestamentliche Stellen durch bloße Ideenassociation.

Melanchthons exegetische Vorlesungen sind doch geringer, als man erwarten möchte von seiner Verbindung des Grammatikers mit dem Theologen. Sie enthalten weniger treue Auslegung des Ein-

zelnen, als daß er ein ganzes Buch zergliedert nach den Regeln der Rhetorik und dazu dogmatische Excurse macht. Strenger und gelehrter vertrat Theodor Beza die morgenländische und göttliche Eigenthümlichkeit der Schrift gegen Castellios humanistische Verflachung. Dessen lateinische Bibelübersetzung ist bald herabgewürdigt, bald gepriesen worden wie eine Urschrift. Er hat an die Stelle der Hebraismen Latinismen gesetzt, so gleich am Anfang der Genesis statt der hebräischen neben einander gesetzten Sätze gliedert er sie in schöner Periode. Statt ecclesia gebraucht er res publica, statt angelus genius, statt baptismus lotio, statt propheta vates. Er war Lehrer am Gymnasium in Genf, seine Wegweisung wird unter Calvins hierarchische Gewaltthaten gezählt. Allerdings hatte Castellio das Hohelied für ein obscönes Liebesgedicht aus der Jugend Salomos erklärt, er schrieb gegen das Prädestinationsdogma und griff Calvin deßhalb heftig an, auch in einer erbaulichen Versammlung, in der Laien zugegen waren. Seine Wegweisung war nothwendig nach Calvins Charakter, doch empfahl er ihn nach Basel, wo er als Lehrer der griechischen Sprache angestellt worden ist. Nach dem Brandopfer Servedes hat Castellio eine Schrift gegen die Verfolgung der Ketzer herausgegeben. Calvin in seiner Antwort darauf erzählt, Castellio habe einst sogar Holz gestohlen. Dieser in seiner Vertheidigung hat das dahin zurecht gestellt: er habe in großer Dürftigkeit gelebt, da er acht Kinder zu ernähren hatte und die Nächte durch wachte über seiner lateinischen Übersetzung, habe er im Winter 1558 am Ufer der Rhone, die bei der Überschwemmung viel Holz mit sich führte, einiges herausgefischt. Er beruft sich auf Hunderte, die dasselbe gethan hätten. Das war das Geschick der Gelehrten jener Zeit.

Flacius hat in seiner Clavis alle Mittel dieser Zeit zum Verständniß der H. Schrift zusammengestellt, es ist der Anfang einer neutestamentlichen Grammatik, eines Lexikon und einer Hermeneutik. Seine Grundsätze: mit allen menschlichen Kenntnissen, doch in der Furcht Gottes, ist sein Wort auszulegen; in der Analogie des Glaubens, als der auf klaren Stellen der Schrift ruhenden Summa des Christenthums, in der That dem Lutherthum, darf nichts widersprechen; nur wenn der buchstäbliche Sinn unsittlich, unsinnig oder unnütz erscheint, findet allegorische Auslegung statt.

Wie die Auslegung der H. Schrift frei gemacht war, so auch die Kritik über die einzelnen Bücher, aber sie war noch unbeholfen, fast unbewußt. Luther urtheilt nach subjectiven Gründen über Werth und Echtheit der biblischen Bücher. Es heißt in seiner Vorrede zum Neuen

Testament: „Johannes Evangelium, St. Pauli Epistel, und St. Petri 1. Epistel ist der rechte Kern und Mark unter allen Büchern der H. Schrift, denn in diesen findest du nicht viel Wunder beschrieben, aber du findest ganz meisterlich ausgestrichen, wie der Glaube an Christum Sünde, Hölle und Tod überwindet, und Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit gibt, welches die rechte Art ist des Evangelii. Das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und Alles lehren, das dir zu wissen Noth und selig ist, ob du schon sonst kein ander Buch noch Lehr nimmer mehr sähest und hörtest. Darum ist St. Jacobs Epistel eine recht ströherne Epistel, denn sie doch keine recht evangelische Art an ihr hat." Wie einseitig, ungerecht dieses letzte Urtheil für den bestimmten Gegenstand ist, dennoch war es ein unsterbliches Wort des freien protestantischen Urtheils für alle Zeiten. Auch über die Offenbarung hat er scharf geurtheilt: „Mir mangelt an diesem Buch nicht einerlei, daß ich's weder apostolisch noch prophetisch halte. Auf's Erste und allermeist, daß die Apostel nicht mit Gesichten umgehen, sondern mit klaren und dürren Worten weißagen, wie Petrus, Paulus, Christus im Evangelio auch thun; denn es auch dem apostolischen Amt gebührt, klärlich und ohn Bild oder Gesicht von Christo und seinem Thun zu reden." „Dazu dünkt mich das allzuviel sein, daß er so hart solch sein eigen Buch, mehr denn kein ander heilige Bücher thun, da viel mehr an gelegen ist, befiehlt und dräuet, wer etwas davon thue, von dem werd Gott auch thun u. s. w. Wiederum sollen selig sein, die da halten, was drinnen steht, so doch Niemand weiß, was es ist, schweig, daß er's halten sollt, und eben so viel ist, als hätten wir's nicht, auch wohl viel edler Bücher vorhanden sind, die zu halten sind." „Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken, und ist mir die Ursach gnug, daß ich sein nicht hoch achte, daß Christus darinnen weder gelehrt noch erkannt wird, welches doch zu thun für allen Dingen ein Apostel schuldig ist, wie er sagt Actorum 1: Ihr sollt meine Zeugen sein. Darum bleib ich bei den Büchern, die mir Christum hell und rein dargeben."

Weit gemeßner urtheilte Calvin vom Hebräerbrief: „Ich kann nicht glauben, daß ihn Paulus geschrieben habe", schroffer über die Wirkung der Apokalypse, deren phantastische Gestalten seinem scharfen Verstande besonders widerstehn mochten: Aut insanum inveniet aut faciet, ist man nicht schon verrückt, so wird man's davon.

Hugo Grotius vertritt die arminianische Exegese, welche unbekümmert um ein dogmatisches System das Neue Testament auslegte wie einen andern griechischen Autor, nur ohne einzugehn in seine religiöse Tiefe und Eigenthümlichkeit. Als der subtile Dogmenstreit

anfing Alles zu beherrschen, verlor sich das Interesse für den wirklichen Inhalt der H. Schrift, noch weniger konnte es sich erhalten für die schöne Menschlichkeit in den Schriften der Classiker. Aber die Theologie in ihren engen Schranken hörte nicht auf, sich für das Höchste zu achten. Herzog Albrecht von Preußen hat in seinem Urtheile über die Facultäten dieses im Sinn der Zeit ausgesprochen: „Der Juris consultus hilft dem Menschen rechten, der Medicus hilft ihn flicken, aber der Theologus hilft ihn selig machen, das geht über Alles.“ Von der Philosophie ist da gar nicht die Rede, aber der andre Quell der religiösen Wahrheit im menschlichen Gemüth mußte irgend einmal zur Philosophie führen.

§ 235. Philosophie und Theosophie. Mystisches und praktisches Christenthum.

Die Reformation war eine Macht des religiösen Gefühls und des gesunden Menschenverstandes, nicht des philosophischen Forschens. Luther in seiner Namenhudelei sagte statt Aristoteles Narristoteles, und Melanchthon wurde einmal durch Luthers Haß gegen die alte Frau Wettermacherin Vernunft so eingenommen wider die Philosophie, daß er die Wolken des Aristophanes in der Absicht erklären wollte, um in Socrates die ganze Sippschaft der Weltweisen zu verspotten. Es ist nicht dazu gekommen. Die philosophische Facultät, die nun einmal bestand, wurde doch auf Aristoteles verpflichtet, in Helmstedt auch auf Melanchthon. Dennoch die freie Philosophie, die von der römischen Kirche gebannt, wenn nicht verbrannt wird, sie gehört wesentlich der protestantischen Kirche an. Ihre Anfänger Giordano Bruno und Paracelsus sind noch mit der alten Kirche verwachsen, auf protestantisch-deutschem Boden sind Weigel und Böhme erwachsen, bei ihnen herrscht das Mystisch-Religiöse, bei Jenen das Interesse des Gedankens vor.

Giordano Bruno war ein einsamer philosophischer Denker, ein Nachfahrer des Erigena und Vorfahr der modernen pantheistischen Philosophie. Er war Dominicaner, hat den Orden und Neapel verlassen, und eine Zeit lang in Wittenberg ungekränkt gelebt. In Paris hat er eine öffentliche Disputation gehalten gegen Aristoteles und eine Spottschrift gegen das Papstthum verfaßt. In Venedig wohl zunächst deßhalb verhaftet, ist er nach Rom ausgeliefert worden. Als ihm das Urtheil der Inquisition verlesen wurde verbrannt zu werden, sprach er: „Vielleicht mit größerer Furcht habt Ihr das Urtheil gegen

mich gesprochen, als ich es empfange." Seine Philosophie ist nicht sowohl ein besonnenes Nachdenken über die ewigen Gesetze des menschlichen Geistes als eine geniale Anschauung des Absoluten, Dessen was ist durch sich selbst, des Urseins.

Theophrastus Bompastus ab Hohenheim mit dem Beinamen Paracelsus, geboren 1493 in Einsiedeln in der Schweiz, als Knabe unter die Zigeuner gerathen, mit denen er in Ägypten und Arabien gewesen sein will, seit 1526 Professor der Naturgeschichte und Chirurgie in Basel, zeigt eine seltsame Mischung von Marktschreier und genialem Naturforscher. In Basel am Johannisfest hat er einmal die Schriften Galens sammt alten Recepten verbrannt, er rühmte sich seit 10 Jahren kein Buch in die Hand genommen zu haben. Augen, sagt er, die an der Erfahrung Lust haben, sind die wahren Professoren. So hat er der verdorbenen schriftlichen Überlieferung den frischen Blick in die Geheimnisse der Natur entgegengesetzt: „Hat Christus gesprochen: Erforschet die Schrift, warum soll ich nicht sprechen: Erforschet die Natur?" Er hat sich auch gerühmt Gold zu machen, ein Lebenselixir zu bereiten, ja selbst einen Menschen, einen homunculus könne er machen. Die nicht an seine Kuren glaubten, stellt er gleich den Pharisäern, welche Christum verachteten. Paracelsus hat sich von der katholischen Kirche nicht in bestimmter Weise losgesagt, er wollte Luther sein Ding selbst verantworten lassen, wie er das Seine verantworte. Doch hat er Schriften verfaßt gegen Gelübde und Heiligenverehrung. In einer katholischen Kirche in Salzburg hat er sein Grab gefunden, und dort ist auch sein Bildnis aufgestellt. Ihm ist die Weltgeschichte ein Geschick der Gottheit selbst, um sich zu befrein vom dunklen Grunde ihres Wesens. Gott hat zwar die Dinge erschaffen, nicht die Kraft in ihnen, die ist er selbst. Durch einen Läuterungsproceß wird Alles gekocht, das Göttliche als das reine Gold ausgeschieden, das Andre bleibt als Niederschlag. Man könnte sich die Weise, wie er das Verhältniß Gottes zur Welt sich denkt, etwa vorstellen: die Gottheit ist wie ein Genius, der aus einem Blumenkelch herausstrebt, aber doch mit ihm verwachsen ist.

Valentin Weigel, Pfarrer zu Zschopau im sächsischen Erzgebirge [† 1588], hatte nur mit innerm Widerstreben die Concordienformel unterzeichnet. Er sagt: über theologische Studien habe er graue Haare bekommen, ohne Christo näher gekommen zu sein. Die lutherische Rechtfertigungslehre einer bloß äußerlichen Zurechnung des Verdienstes Christi sei vom Antichrist erfunden, aus den Menschenbüchern [den symbolischen Büchern] komme das Unheil, auch in der

H. Schrift sei an sich kein Heil: „Die aus dem Buchstaben der Schrift ihr Urtheil schöpfen, kommen nie zusammen, weil Jeder den Buchstaben für sich gebraucht, daher die Secten. Das Heil kommt aus dem Glauben des Geistes, durch die innere Befriedigung des Herzens, als inneres Licht von Gott. Der heilige Geist promovirt binnen einer Stunde einen Bauern zum Doctor. Soll aber Gott in uns wirken, so muß man in gänzlicher Stille kommen und aller Dinge vergessen. Alsdann sieht das Auge unsichtbare Dinge in einem Augenblick." Auch er betrachtet die Weltgeschichte als Gottentwicklung: „Was Gott schafft, das ist er selbst, er erbarmt sich über sich selbst im Menschen."

Jacob Böhme ist lange als Schwärmer angesehn worden, den zu verstehn die Mühe nicht lohne. Adelung hat ihn in der Geschichte der menschlichen Narrheit behandelt, durch Goethe, Tieck und Schelling ist er als Philosophus teutonicus verherrlicht worden, wie er schon unter Zeitgenossen hieß. In seinen Schriften finden sich allerdings fast alle Gedanken der Schellingischen Philosophie angedeutet. Er war eines Bauern Sohn, 1575 geboren, hütete das Vieh und ließ sich nach seinen Wanderjahren als Schuster in Görlitz nieder. In ihm war ein tiefes religiöses Gemüth, das sich quält mit den Räthseln der Welt. Seinen Freunden schrieb er gern in's Stammbuch: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit." Nach Lucas 11, 13 betete er immer um den H. Geist. Seine Bildung stammte aus der Bibel und den Schriften des Paracelsus, die er durch einen Arzt kennen lernte. In den Jahren 1600 und 1610 hat er einige Tage im Zustand eines unendlichen Entzückens zugebracht. Das erstemal hob's an, als er zufällig in eine blanke zinnerne Schüssel blickte: da wird er eingeführt in das geheime Centrum der Natur. Man kann wohl zweifeln, ob es ein magnetischer Zustand gewesen ist, oder das plötzliche Aufgehn der philosophischen Einsicht, der Idee des Absoluten im Sicheinswissen mit der Gottheit. In Folge davon hat er 1612 seine erste Schrift verfaßt, Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang. Darin erklärt er alles Leben aus dem Zusammentreffen von Gegensätzen: der Weltverlauf ist ein Kampf entgegengesetzter Kräfte. Ein finsteres, grimmiges, natürliches Princip, der Zorn, ein lichtes geistiges Princip, die Liebe, ringen mit einander. Bis in den Schoß der Gottheit geht ihr Streit: „Wenn du ansiehst die Sonne und die Sterne, so mußt du nicht denken, das ist der reine und heilige Gott, sondern sie sind die angezündete strenge Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn mit einander ringt." Dieser

Kampf geht durch's Weltall: alles Bittre, Kalte, Finstre in der Natur stammt aus diesem Zorn, aber dadurch entsteht auch das individuelle Leben, das die himmlischen Körper in unruhiger Bewegung umherwälzt. Also Gott selbst ist in diesen Gegensatz eingegangen. Dennoch hat der Philosophus teutonicus die Idee des Absoluten mit hoher Energie angeschaut: „Das Tiefste des Alls ist sein Urgrund, sein Wesen das Wesenlose, weder das Sein noch das Denken, noch die lebendige Einheit des Denkens und Seins, nichts als die unendliche Regsamkeit des Urwillens." Auch ihm also ist die Weltgeschichte eine innere Bewegung in Gott, die er gleichstellt mit der göttlichen Trinität, ein Selbstgebären Gottes. Der einzelne Mensch ist nur ein Durchgangspunkt, ein Organ, eine Pfeife, auf der Gott eine Weile pfeift. Der Zorn als Lucifer, Satan, eine mythische Allegorie für die Spaltung in der Gottheit selbst, die zur Entwicklung führt. Der ungelehrte Schuster hat die hochfliegenden Gedanken der Philosophie sich versinnlicht und verdeutscht, und mehr noch als einst Tauler die deutsche philosophische Sprache ausgebildet. Das Absolute nennt er den Urgrund, Subjectivität ist Selbheit, Qualitas Quellgeist, Qualltät. Als ich dies Wort einst im Lehrbuch drucken ließ, bin ich in einigen Streit gekommen mit dem Setzer, der immer wieder richtig orthographisch umsetzte. „Daher der Dinge Qualltät, weil's drinnen quellen und treiben thät." Hiernach scheint nicht befremdend die Feindseligkeit des Stadtpfarrers Gregorius Richter, von dem Böhme urtheilt: „Er trug unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer." Einst als der Stadtpfarrer Böhme bekehren wollte, schleudert er im Zorne seinen Pantoffel nach ihm. Böhme stellt das Wurfgeschütz freundlich wieder hin. Er hat den kirchlichen Dogmen fremde Bedeutung untergelegt als Allegorien, und in dieser Mischung, die ihm wohl eine unbewußte war, besteht seine Unklarheit. Dazu übt er einen reformatorischen Gegensatz gegen die damaligen Zustände der Kirche. Er nennt die Geistlichen Baalspfaffen, die den Mantel der Genugthuung Christi zu einem Strick machen, um die Gewissen zu erwürgen. Auf Richters Antrag wurden dem Schuster seine Handschriften weggenommen — seine Schriften sind während seines Lebens überhaupt nur handschriftlich verbreitet worden — und der Magistrat von Görlitz ließ ihm sagen, er solle bei seinem Leisten bleiben. Sechs Jahre lang hat er das durchgeführt, dann „muß er den Entschluß des äußern Menschen, nichts mehr deutsch zu schreiben, an den innern Menschen gefangen geben". Jetzt hat er rasch noch eine Reihe von Schriften verfaßt, in denen die Gedanken der „Morgenröthe" wiederholt und fortgebildet

sind. Aber Richter verkündete auf der Kanzel über Görlitz das Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn solch ein Irrlehrer noch länger in den Mauern geduldet werde. So wurde er denn verbannt aus der Stadt. In Dresden fand er vornehme Gönner. Bei einem solchen ist er in Schlesien 1624 gestorben. Seine letzten Worte: „Nun fahr ich in's Paradies."

Neben diesen speculativen Mystikern gehören noch einige religiöse Volksschriftsteller der nachreformatorischen Literatur an, sie haben den religiösen Inhalt der Reformation dem 17. Jahrhundert anschaulich und eindringlich vorgehalten.

Johann Arndt, Prediger im Anhaltischen, zuletzt Generalsuperintendent in Celle, der Thomas a Kempis des protestantischen Volks, wollte auf Grund der H. Schrift das innere Leben wecken, indem ihr geschichtlicher Inhalt durch allegorische Anwendung ein allgemeiner, immerdar gegenwärtiger wird. „Kain und Abel sind in dir, immer will Kain den Abel erwürgen." „Du mußt mit Abraham ausgehn aus aller deiner Freundschaft, und streiten wider die fünf Könige: Fleisch, Welt, Tod, Sünde, Teufel." Das Volk hat gemeint, Arndt könne Gold machen wegen seiner Wohlthätigkeit, die doch durch seine Sparsamkeit ihm möglich wurde. Allerdings ergriffen von der alchymistischen Zeitrichtung hat er darnach gesucht, den Stein der Weisen zu finden. Er meinte, wie im Gottesreich Christus der über Alles Erhabene sei, so müsse auch in der Natur sich ein Höhepunkt des Naturlebens finden, und wie durch Wiedergeburt der Mensch verwandelt werde, so müsse auch geringes Metall — wer nur das rechte Wort zu sprechen verstünde — in Gold verwandelt werden können. Er hat diesen Träumen nicht nachgehangen aus Begierde, von allen Wundern Christi erschien ihm das höchste die Speisung der 5000. Sein Leben ist der persönliche Ausdruck seines Buchs vom wahren Christenthum. Obwohl er ein ernster Lutheraner gewesen ist, der selbst durch Festhalten am Exorcismus sein Lutherthum bewährte und darum sein Amt im Anhaltischen aufgegeben hat, ist doch sein wahres Christenthum ein Stein des Anstoßes geworden für die eifrigsten Lutheraner, weil er mit der Gleichmüthigkeit einer gefühlsmäßigen und praktischen Frömmigkeit die Dogmen betrachtete, und weil er von Weigel, den er damals nicht namentlich kannte, einige Capitel über die Erweckung zum Gebet in sein Buch aufgenommen hat. Daher die Lutheraner ihm nachsagten, er habe sich an Männer wie Tauler und Thomas a Kempis, die noch in diesem dunkeln Papstthum lebten, gewendet. Statt der Zurechnung des Verdienstes Christi forderte er, daß die Menschen wirklich gut würden durch

die H. Schrift, und so ging die Rede, sein Buch stamme aus der Hölle. Doch bezeugen Volkssagen, wie es aus Feuers- und Wassersnoth wunderbar gerettet worden ist, und dergleichen die Anhänglichkeit des Volks an diese Schriften. Noch heute in mancher alten, ehrbaren Familie werden Arndts Schriften als alte Tröster aufs treuste werth gehalten. Eine italienische Übersetzung seines Paradiesgärtleins war lange Zeit im Kirchenstaat eingeschwärzt als Werk über die Gartenkunst. Am 3. Mai 1621 predigte er über den Text: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Nach Hause gekommen, sagte er zu seiner Frau: „Heute habe ich meine Leichenpredigt gehalten." Acht Tage darauf ist er gestorben.

Im allgemeinen ist der theologische, zumal der erbauliche Styl in Deutschland damals sehr weitschweifig. Eine Ausnahme macht Heinrich Müller, Professor in Rostock [† 1675]. Sein Styl ist gedrungen, schwunghaft, oft geistvoll. Die Kirchengötzen, gegen welche er ankämpft, waren Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar, das heißt die ganze Äußerlichkeit des Kirchenwesens, auf welche die Menschen ein abergläubisches Vertrauen setzen. Er vertritt die Innerlichkeit des Glaubens gegen das opus operatum. Erst in unserm Jahrhundert sind Schriften von ihm durch neue Auflagen bekannt geworden. Als ich in Tübingen in der Stiftsbibliothek einmal auf das Buch gerieth vom himmlischen Liebeskuß und der Seltsamkeit wegen hinein sah, war ich verwundert über solche Schrift, und daß Niemand etwas davon wußte.

Der Dritte in diesem Bunde Valentin Andreä, der Enkel des Jacob Andreä, der durch die Concordienformel bekannt ist, vormals Diakon in Vaihingen, dann Hofprediger in Stuttgart [† 1654], eine durchaus schwäbische Individualität, rüstig und mit tiefem Ernst unter heitren Formen. Sein Gegensatz wider das weltliche Leben bei bloßer Rechtgläubigkeit hält sich meist in Form der Satire. In seinem Menippus stellt er dar, was er jedem Stande zulegen und ihm abnehmen möchte, in der Art: „Den Fürsten wollte ich geben mehr Gottseligkeit und weniger Verschwendung; den Räthen mehr Muth und weniger Eigennutz; den Edelleuten mehr Tapferkeit, weniger Hoffart; den Theologis mehr exemplarisch Leben, weniger Ehrgeiz; den Juristen mehr Gewissen, weniger Gewinn; den Medicis mehr Erfahrung, weniger Neid; den Professoren mehr Verstand, weniger Einbildung; den Schuldienern mehr solide Erudition, weniger Schulfuchserei; den Politicis mehr Aufrichtigkeit, weniger Atheisterei; den Studenten mehr Fleiß, weniger Unkosten," und so mehr oder minder treffend

weiter, litaneiartig. Herder hat das Andenken dieses Andreä erneut durch Mittheilung seines Gedichts über das Leben eines rechtschaffnen Dieners Gottes, eine Art Pastoraltheologie. Auch das Ideal eines christlichen Staates hat Andreä aufgestellt in seiner res publica christiana, in der der Communismus herrscht, aber mit aller weltlichen Bildung. Sie ist verwandt mit der von Grüneisen aufgefundnen Christenburg, einer Apokalypse des 17. Jahrhunderts, weißagend auf das, was die Spenersche Schule erfüllt. Gegen die Christenburg, die innerlich laß wird, ziehn drei Heerhaufen des Antichrist, geführt von Tyrannus, Hypocrita und Sophista. An jedem dieser Heerhaufen ist eine bestimmte Verirrung geschildert. Hypocrita führt die Scheinchristen:

Die Almosen stiften von Diebstahl,
Mucken seigen, Kameel verschlucken,
Alle Sünd thun mit gutem Gewissen,
In Werken träg, in Worten beflissen.

Sophista hat lauter Leute aus dem Nebellande:

Die gar im Himmel gewesen
All Heimlichkeit darin gelesen,
Denen ihr Vernunft viel lieber ist
Als der einfaltig Jesus Christ.
Die mit Wörtlein Kaufmannschaft treiben,
Die Hörner an einander reiben,
Hetzer, Schwätzer und Papagei,
Die von Weisheit ha'n groß Geschrei,
Da sie doch von der äußern Schalen
Ein klein wenig wissen zu lallen.

Nach großen Kämpfen wird die Christenburg durch innre Reform gerettet, der Schluß eine Paraphrase von „Eine feste Burg ist unser Gott". Dieser Allegorie fehlt zur Poesie doch die individuelle Gestaltung und die Form. Andreä ist mit Unrecht als Mystiker angesehn worden, er war nur ein glaubensvoller Christ, aber der Urheber einer seltsamen Mystification: der Schriften über den Geheimbund der allegorisch mythischen Person des Christian Rosenkreuz zur magischen Bewältigung der Natur und des Geisterreichs. Namenlos ausgegangen stammen sie theils von Andreä, theils doch aus einem ihm nah verbundnen Kreise. Der selige Rosenkreuz wird darin geschildert als im Besitz des Steins der Weisen, der in einem prächtigen Tempel verwahrt wird. Erinnerungen aus der Sage vom heiligen Gral, zugleich mit Phrasen der alchymistischen Geheimniß-

krämerei, die seit Paracelsus in Deutschland Modesache war, sind darin verwoben. Der Bund sei jahrhundertelang ein Geheimniß gewesen, nunmehr seien zahlreiche Würdige aufgenommen, eine Reformation des Weltzustandes zu vollziehn. Damals sind viele Schriften für und wider die Sache erschienen, in Predigten wurden die Rosenkreuzer als fleischgewordene Teufel verfolgt. Es ist nie ganz klar geworden, was Andreä mit seiner Ankündigung gewollt hat. Das Wahrscheinliche ist, es gab damals solch einen alchymistischen Geheimbund, jedenfalls eine Richtung der Art. Der Name ist offenbar symbolisch: Leid in Liebe. So Luthers Siegel: ein Kreuz auf einer Rose, dazu die Schrift: „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unter'm Kreuze steht." Andreä hat diese beiden Schriften herausgegeben namenlos in der Weise der Epistulae virorum obscurorum, um alle große und geheimthuende Gelehrte, besonders die Paracelsisten zu verspotten, indem er aus ihrer thörichten Seele heraus redete. Es war eine Stelle angegeben, wo Die sich melden sollten, welche aufgenommen sein wollten, um der ganzen Richtung nachher nachzuweisen, wie leicht sie in die Falle ginge, wie leicht sie zu täuschen sei. Aber so Viele und so Angesehne erklärten sich für die Sache, daß Andreä nicht wagte sie offen zu verhöhnen, doch in einer wieder anonymen Schrift von 1619 vom babylonischen Thurm giebt er in dritter Person zu verstehn: es sei Alles nur ein spöttisches Spiel gewesen, darin sich Diejenigen verrathen hätten, die statt des einfältigen Wegs zu Christo einen künstlichen wollten. Also eine satirische Mystification, welche die Wirklichkeit eines ähnlichen Geheimbundes nicht ausschließt. Ja in ihm selbst mag sich aus dem Scherz eine ernste Absicht entwickelt haben. 1629 wenigstens schreibt er an Comenius: „Vor acht Jahren thaten wir unsrer einige und dabei angesehne Männer, nachdem wir anfangs einen Scherz daraus gemacht, uns zusammen, und noch mehr wollten beitreten, um Christum wieder auf seinen Platz zu setzen und alle Götzen davon herabzustoßen." Also ein inniges Christenthum gegen Secten und gegen bloße Orthodoxie. Diese Verbündeten mögen dann gefunden haben, daß dazu ein besondrer Bund nicht nöthig sei. Jedenfalls hat Andreä eine Richtung angedeutet, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einer Macht geworden ist, wie Spener einmal sagt: „Wenn ich zum Heil der Kirche einen Todten erwecken könnte, ich erweckte Valentin Andreä."

Sechstes Capitel. Die römisch-katholische Kirche.

Es ist die Geschichte einer damals besiegten Kirche, aber diese Kirche ist nicht verkümmert, vielmehr wie der zur Erde geworfene Riese, hat sie im Kampf neue Kräfte gewonnen, es ist der Mühe werth zu sehn, wie dies geschah.

§ 236. Die Päpste im Zeitalter der Reformation bis 1585.

Ranke hat in seinem Jugendwerk von den römischen Päpsten, das die Keime seiner deutschen, französischen und englischen Geschichte in sich trägt, bald allgemeine Gedanken ausgesprochen, bald geistreiche Skizzen, bald anschauliche Ausführungen besondrer Individualitäten gegeben. Er hat die Studien dazu in Rom gemacht, wo sie allein gemacht werden konnten. Doch war ihm das vaticanische Archiv verschlossen, er hat sich behelfen müssen mit den Archiven einiger Famiglie papali und den Gesandtschaftsberichten vaticanischer Botschafter.

Leo X [vgl. B. II S. 357] war nicht etwa verdüstert durch die Reformation, er übersah nicht die Gefahr, auch war Luther 1521 verdammt und in die Wartburg verkrochen. Die letzte Freude des Papstes war der Einzug des kaiserlichen Heers in Mailand nach dem Sieg über die Franzosen. Er hätte gern länger gelebt, zu den um ihn Versammelten sprach er: „Betet für mich, ich mache euch Alle noch glücklich." Er hat den Schatz verbraucht, den Julius II angesammelt, und seinen Nachfolgern eine Schuldenlast hinterlassen.

Als die Cardinäle sich nicht einigen konnten über einen aus ihrer Mitte, haben sie den Cardinal Hadrian von Utrecht erwählt, dessen Wiege am Webstuhl seines Vaters gestanden hat [1522]. Durch die Dankbarkeit Karls V ist er Regent von Spanien und Cardinal geworden. Die römischen Cardinäle hatten sich jedenfalls übereilt mit der Wahl eines deutschen Niederländers. Ihre letzte Hoffnung war, er werde die Wahl nicht annehmen. An Pasquins Säule fand sich damals ein Bild: Hadrian als Präceptor mit einer Ruthe, vor ihm die Cardinäle als Schulknaben. Er hat seinen Taufnamen beibehalten und lebte fort in seiner Einfachheit: eine alte Aufwärterin, die er mitgebracht, führte seine Wirthschaft. Die Italiener nahmen

Anstoß an seiner niederländischen Sitte: er habe einen ebenso schlechten Geschmack gehabt, als er ungeschickt zur Regierung gewesen sei, sogar Stockfisch habe er geliebt. Sein großes scholastisches Wissen war allerdings nicht ohne mancherlei Schranken. Als man ihn umherführte unter dem Volk antiker Statuen, die sich bereits im Vatican versammelten, sagte er verächtlich: „Es sind doch nur Götzenbilder." Das war dieselbe Rohigkeit, welche die Calvinisten zeigten gegen die Heiligenbilder, nur der Gegenstand ein andrer. Er wollte als Gelehrter fortleben. Er hatte ein Cabinett, in das Niemand eintreten durfte als jene Alte. Nach seinem Tode meinte man darin seine Schätze zu finden, man fand nur Papiere und Bücher. Nicht unkundig der Geschäfte, war er sehr bedächtig in denselben. Wenn die Gesandten eine Entscheidung von ihm forderten, war gewöhnlich seine Antwort: cogitabimus, videbimus. Den politischen Wünschen Karls V, dem er mit der Neigung eines Vaters zugethan war, wich er doch bedächtig aus, sich entschieden gegen Frankreich zu erklären, und suchte nur zwischen beiden Mächten zu vermitteln. Als der venetianische Gesandte ihm die Kunde brachte, daß Rhodus in die Hände der Türken gefallen sei, sah der Papst zur Erde und seufzte tief, ohne ein Wort zu sagen. Noch vor seiner Krönung hat er vom Kaiser entschiedne Maßregeln gefordert gegen einen Mönch nommé Martin Luther, wie später Napoleon I gegen un nommé Stein sein Decret erlassen hat. In seinem Commentar über die Sentenzen des Lombarden hat er die Unfehlbarkeit des Papstes, von der schon hie und da die Rede war, entschieden in Abrede gestellt: „Es ist sicher, daß der Papst irren kann in Sachen, welche den Glauben betreffen." Jetzt erfuhr er die Ohnmacht eines Papstes in seinen reformatorischen Bestrebungen. Wir vernehmen die Rede auf seinem Sterbebett: „Wie unglücklich ist doch ein Papst, selbst wenn er das Beste will." In ihm war ein ebenso großes Gefühl seines Werthes wie seiner Vergeblichkeit. In der deutschen Kirche zu Rom ist ihm ein Denkmal errichtet mit mehr Kunstgeschmack als er selbst gehabt, und mit der Inschrift in seinem Sinn: „Hier liegt Hadrian VI, der sein größtes Unglück darin sah, daß er herrschen mußte."*) Wenn ich einst im Lehrbuch schrieb, daß er gestorben sei am Papstthum, so sollte das nur den Schmerz über das Vergebliche seiner Regierung ausdrücken. Denn das war wohl nur Stimmung und Satire, daß gleich nach der Verkündigung seines Todes die Hausthür

*) Hadrianus sextus hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vita quam quod imperaret duxit.

seines Leibarztes bekränzt wurde mit der Inschrift: Liberatori patriae S. P. Q. R.

Ihm folgte Clemens VII [1523—1534], Sohn jenes Julian Medici, der 1478 am Altar ermordet wurde. Er war geboren nach Julians Tod, Leo X hat ihn legitimirt, indem Zeugen aussagten, Jener habe seiner Mutter die Ehe versprochen. Schon unter Leo, seinem Oheim, hat er die Geschäfte geführt. Mit ihm tritt die doppelseitige Lage des neuen Papstthums hervor: einerseits ist der Papst das Haupt der Kirche zur Zeit eines großen Abfalls, andrerseits italienischer Fürst zur Zeit, als Frankreich und Spanien um die Herrschaft über Italien kämpften, Interessen, die seitdem sich oft durchkreuzt haben. Als nach Rom die Kunde kam von der Schlacht bei Pavia, rief der Papst: „Die Rathschlüsse Gottes sind ein tiefer Abgrund." Er trat an die Spitze eines Bundes gegen die drohende Weltmacht Karls V für die Freiheit Italiens. Wir haben schon erwähnt, wie damals der Glanz des mittelalterlichen Rom unterging, wie der Papst belagert und gefangen ward in der Engelsburg. Die Kirchlichkeit Spaniens konnte das nicht dulden, der Nuntius in Madrid drohte mit Einstellung des Gottesdienstes, die spanischen Prälaten wollten in Trauerkleidern vor dem Kaiser die Befreiung fordern. So wurde der Friede von Barcelona geschlossen, in welchem Karl Ausrottung der Protestanten versprach. Noch einmal ist Clemens VII auf die Seite Frankreichs getreten, als der Kaiser ihn drängte um ein Concil. Sogleich fiel der Preis aller Ämter im Kirchenstaat. Der Papst trug auch Sorge, das auf dem Concil seine uneheliche Geburt zur Sprache kommen werde, wenngleich er sich selbst aus dieser Geburt keinen Kummer gemacht hat. Wenigstens wurde aus Rom seine Rede berichtet: das Schicksal theile er mit dem Herrn, dessen Statthalter er sei. Solch keckes sich Hinausstellen über seine Stellung war ihm auch sonst nicht fremd: gegen den englischen Gesandten wegen der Ehescheidung Heinrichs VIII entschuldigte er sich, er sei nicht rechtsgelehrt, zwar sei's eine gewöhnliche Redensart, daß der Papst omnia jura trage in scrinio pectoris sui, aber Gott habe ihm wenigstens nie die Schlüssel dazu gegeben. Seine Nichte wurde die Königin von Frankreich, Katharina Medici.

Die Widersprüche der Stellung eines Papstes steigerten sich durch die Persönlichkeit Pauls III [1534—1549]. Er stammte aus einem großen Haus, Farnese, das freilich erst groß geworden war in der vorigen Generation, als Julia Farnese die Buhlerin des gealterten Alexander VI wurde. Paul war ein Weltkind gewesen wie Leo X,

seine Mutter hat einmal für nöthig befunden, ihn in der Engelsburg einschließen zu lassen, er ließ sich an einem Seil herunter. Er hat lange die dreifache Krone im Auge gehabt, in neutraler Stellung zwischen Frankreich und Spanien, 40 Jahre aber war er Cardinal, bis er sein Ziel erreichte. Er hatte einen der schönsten Paläste der Welt erbaut und war ein volksbeliebter Fürst, denn er redete behaglich und verbreitete Behaglichkeit. Er wollte eine Reformation, aber durch sich selbst. So hat er Cardinäle berufen, die an die Würde nicht von ferne dachten, so jenen Contarini, der in Regensburg die protestantische Rechtfertigungslehre genehmigt hat. Der hat mit einigen Gleichgesinnten einen Reformations-Entwurf aufgestellt, mit großen Zugeständnissen dermaliger Verderbniß am römischen Hof. Luther hat sie angenommen, aber als sei's nur Muthwille und Frevel, kein Ernst mit der Beßrung. Die Entschuldigung, die Reformation nicht selbst zu vollziehn, lag für den Papst in ihrer Anheimgebung an das Concil von Trient, das er versammelte, als der schmalkaldische Krieg heranzog. Plötzlich rief er seine Truppen vom kaiserlichen Heer zurück und verlegte das Concil nach Bologna. Es war kirchliche und politische Furcht vor der Übermacht des Kaisers, nachdem der den protestantischen Bund so leicht zur Erde geworfen hatte. Franz I empfahl er Die zu unterstützen, die noch nicht verloren seien. Der französische Gesandte in Rom berichtete offen von Wünschen des Papstes für die protestantischen Waffen. Der Kaiser aber ließ ihm sagen, er werde selbst nach Rom kommen und Concil halten. Paul hat seinen Sohn mit Parma und Piacenza belehnt, der letzte Papst, der eine Dynastie gegründet hat. Auch er hat ein Janusgesicht: seine Jugend und ein gut Theil seiner Neigungen gehörte noch der freien, klassischen Bildung und dem freien, frohen Leben der Zeit des zehnten Leo an, während eine römische Inquisition nach dem Vorbild der spanischen sich begründete.

Sein Nachfolger Julius III [1550—1555] machte einen schönen Knaben, der seine Affen gefüttert, zum Cardinal. Als die Cardinäle ihm darüber Vorwürfe machten, antwortete er: „Was habt ihr denn an mir Besondres gefunden?“ Übrigens hat er sich geschäftskundig gezeigt schon als Cardinal del Monte auf dem Concil. Er führte ein vergnügliches Dasein in seiner Villa, würzte sein Gastmahl mit fröhlichen Reden, zuweilen auch mit Fluchen und Schwören. Als ein Fasan in nicht gewünschter Bereitung aufgetragen wurde, gerieth er außer sich. Ein Gast suchte ihn zu beruhigen, es sei ja nur ein Fasan, da sagte er: „Ach was hat doch der liebe Gott für einen Lärm um einen Apfel gemacht.“

Es war offenbar, daß die Macht des Protestantismus in den Mißbräuchen der Kirche liege. Unter Paul III war schon eine Partei herangewachsen, welche einen ernsten, strengen Katholicismus auf neuen religiösen Grundlagen wollte. Sie hat zunächst Marcellus [1555] erwählt, einen Mann von einfacher Sitte und, wie man sagte, von apostolischer Frömmigkeit. Der Augustinergeneral Scripandus schreibt, als er diese Wahl den Freunden meldete: „Ich hatte gebetet, daß ein Papst kommen möchte, der die schönen Worte, Concil und Reformation, von der Verachtung befreie, in die sie gefallen, mein Wunsch ist erfüllt." Aber dieser Marcellus starb nach 22 Tagen.

Da hat dieselbe Partei Paul IV [1555—1559] erwählt, der nie Rücksichten gekannt hat. Weil er auf gradem Wege auf den Thron gelangt ist, hielt er sich überzeugt, Gott selbst habe ihn erwählt. Er war so heftig, daß er dem Gesandten von Ragusa ein Stück Bart ausgerauft hat. Er haßte Kaiser Ferdinand und erklärte die Entsagung Karls V für ungültig, weil sie geschehn sei in die Hände der Kurfürsten, nicht in die seinen, auch die Neuwahl sei ungültig, als geschehn durch Ketzer, ja durch Häresiarchen, die drei protestantischen Kurfürsten. Er sprach auch Zweifel aus gegen die persönliche Befähigung Ferdinands, der wie Eli lebe, sich nicht darum kümmere, daß sein Sohn Maximilian zu den Abtrünnigen sich halte. Der neue Kaiser solle vorerst die Krone wieder niederlegen und warten, was der Papst anordnen werde. Das waren in Deutschland doch bereits unerhörte Worte. Ferdinand ließ durch den Vicekanzler Seld eine Schrift verfassen, die bei dem Schluß ankommt, daß Seine Heiligkeit, Alters und andrer Zufälle halber, nicht recht bei Sinnen sei. Die Regierung Pauls IV hat sich ein zweifaches Ziel gesetzt: das eine die Vernichtung der Ketzer zugleich mit einer katholischen Reformation der Kirche. Er ließ eine Münze schlagen, wie Christus den Tempel reinigt mit der Geißel. Das andre: Errettung des armen Italien aus der Hand der Fremden. Er fühlte sich als Italiener und Neapolitaner. Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, als Italien, unabhängig, nur mit sich im Streite lag. Jetzt war Neapel eine spanische Provinz Philipps II. Der Papst stellte seine Neffen an die Spitze, obwohl ihre Hände bis an die Ellbogen in Blut getaucht waren und ließ Neapel angreifen. Herzog Alba trieb die Päpstlichen zurück, rückte in den Kirchenstaat ein, überall ließ er des Papstes Wappen abnehmen und das des Cardinal-Collegiums an die Stelle setzen, als sei der päpstliche Stuhl erledigt. Deutsche Landsknechte haben damals Rom vertheidigt. Als der Papst sich doch ergeben mußte, küßte Alba ihm den

Pantoffel und hat nachher gesagt, nie habe er eines Menschen Antlitz so gefürchtet. Doch mußten beim Frieden die Festungen des Kirchenstaats geschleift werden. In seiner politischen Hoffnung geknickt, warf sich der Papst ganz auf die Reformation und Inquisition. Das Schalten seiner Neffen wurde ihm jetzt offenbar. Neun Tage lag er im Fieber, dann im Consistorium der Cardinäle rief er Gott zum Zeugen an, daß er davon nichts gewußt habe, er entsetzte und verbannte sie. Ihre Mutter, seine Schwester, fiel ihm zu Füßen, er ging schweigend an ihr vorüber. Nun hat er die höchste Sparsamkeit im Vatican eingeführt und strenge Ordnung in der Kirche, so weit ein Papst es vermochte, und er beschwor die Cardinäle in diesem Sinn seinen Nachfolger zu erwählen, vor Allem festzuhalten an der Inquisition. Aber an seinem Todestag wurde seine Bildsäule vom Volk verstümmelt und das Haus der Inquisition verbrannt, sein Nachfolger doch nicht in seinem Sinne gewählt.

Pius IV [1559—1565], ein Medici nicht aus Florenz, sondern aus Mailand, hat die mittelalterliche Tendenz sich der fürstlichen Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewußtsein aufgegeben als nicht mehr zeitgemäß, und seinerseits das fürstliche Ansehn durch Mäßigkeit und Gefälligkeit gegen die Fürsten zu festigen gesucht. Den Kelch hat er gestattet, so weit deutsche Fürsten und Bischöfe ihn nöthig erachteten für ihr Land. Gegenüber den Maßregeln, die von ihm gefordert wurden, entschuldigte er sich, er sei von Haus aus Jurist und nicht Theolog. Er wünschte von der Inquisition, sie möchte menschlicher verfahren, doch ließ er sie walten. Ein Princip war geweckt, welches offenbar abgesehn von der Persönlichkeit des Papstes fortwirkte. Ein katholischer Eiferer hat sich entschlossen, diesen Papst, der seiner großen Bestimmung nicht gewachsen sei, zu ermorden. Bei einer Procession, wo der Papst in hoher Herrlichkeit wie ein Gott umhergetragen wird, fand sich dazu die Gelegenheit. Aber da ergreift Den, der den Papst ermorden will, die Idee des Papstthums, er wirft sich zitternd nieder und bekennt, was er im Sinn gehabt.

Der nun folgte, Pius V [1566—1572], Dominicaner, war Großinquisitor gewesen, bevor er Papst wurde, und hat als solcher dies Geschäft fortgeführt. Er gebot seinem Legaten, den Kaiser Maximilian II mit Entsetzung zu bedrohen, wenn er nicht die Glaubensfreiheit der Protestanten zurücknehme. Der Kaiser hörte den Legaten schweigend an. Auch hat er ein Hilfsheer nach Frankreich gesandt gegen die Hugenotten, das Heer des Antichrist, wie diese es nannten.

Gregor XIII [1572—1585] wäre wohl nicht ungern ein pater patriae geworden wie einst Innocenz VIII, aber die Verhältnisse erlaubten das nicht mehr. Er war Professor der Rechtswissenschaft in Bologna gewesen, daher sein Interesse für das Corpus juris canonici. Es ist nicht so kühn aber vielleicht verdienstlicher, die historischen Irrthümer dieses Rechtsbuches zu verbessern, als es zu verbrennen. So ist auch die Verbeßrung der Zeitrechnung durch diesen Papst ein sehr nützliches Unternehmen. Das Jahr, wie es durch Julius Cäsar festgestellt war, war um 11 Minuten 15 Secunden zu lang, das beträgt in 128 Jahren einen Tag, gegen Ende des 16. Jahrhunderts 10 Tage. Das bürgerliche Jahr des julianischen Kalenders stimmte nicht mehr mit dem wirklichen Sonnenjahr, wie es die Erde, um die Sonne wandernd, nach unabänderlichen Gesetzen bestimmt, und man ging einem immer größern Zwiespalt beider entgegen. Gregor XIII, durch tüchtige Mathematiker berathen, um die Einheit beider Jahreszählungen herzustellen, gebot im Jahre 1582, 10 Tage ausfallen, künftig in jedem vierten Jahr einen Tag einzureihen und diese Schalttage in drei auf einander folgenden Säcularjahren wieder fortfallen zu lassen, wodurch der Irrthum für kommende Jahrhunderte auf wenige Secunden zurückgeführt wird. Das ist das Wesen des gregorianischen Kalenders. Für manche bürgerliche Verhältnisse, wie Zinsen, Wechsel, Lieferungscontracte, war es nun eine schwierige Sache, wenn plötzlich 10 Tage gestrichen wurden. Dazu kam, wie der Papst in einer Bulle befahl, daß dadurch er noch einmal in mittelalterlicher Weise als das einende Haupt der christlichen Völker erschien, ja als Herr der Zeit. Deßhalb hielten die Protestanten für nöthig, den Kalender des Antichrist zu verschmähen, wie die griechische Kirche noch immer sich ihm verweigert. Nach langer Geschäftsverwirrung, zumal wo Protestanten und Katholiken unter einander wohnten, haben auch die protestantischen Völker sich der innern Berechtigung des neuen Kalenders ergeben.

Seit Leo X begann das Papstthum verschuldet zu werden durch schlechte Wirthschaft, Geldhülfe gegen die Protestanten, durch den Ausfall der protestantischen Länder und durch die katholischen Reformen selbst. Gegen diese eintretende Noth suchte Gregor eine Hülfe im Kirchenstaat. Von seinen Vorfahren waren ein großer Theil der Staatsgüter theils verschenkt, theils verpfändet worden in die Hand von Günstlingen und Nepoten. Auch das unrechtlich Erworbene war längst verjährt, die verpfändeten und nicht wieder eingelösten Güter seitdem verbessert, auch der Werth des Grundeigenthums gestiegen.

Gregor forderte alle Staatsgüter zurück, deren rechtlicher Besitz nicht durch sichre Documente erwiesen werden konnte, für die einst verpfändeten Güter erlegte er die ursprüngliche Pfandsumme. Darüber war große Freude am päpstlichen Hof, man spielte mit dem Namen des Papstes: Gregor will wachen und das Seine wiedergewinnen. Aber viele Mitglieder der Aristokratie wurden dadurch aus ihrem Erbe vertrieben, andre sahen sich gefährdet. Sie stützten sich zum Theil auf ihre Gutsunterthanen und stellten sich an die Spitze von Banditen, die auch Städte wegnahmen. Der Papst war nicht mehr Herr in den Provinzen.

Dies die Päpste der Reformationszeit. Bevor wir weiter fortschreiten in der Reihe dieser Monarchen des Katholicismus, müssen wir einen Blick werfen auf die beiden größten Ereignisse des 16. Jahrhunderts zur Restauration des Katholicismus.

§ 237. Der Jesuitismus.

Über Ignatius Loyola, den Gründer des Jesuitenordens, haben wir eine zweifache Überlieferung von zweien seiner Jünger. Ribadeneira hat mehr den vollen Menschen geschildert, Maffei mehr nur den heiligen. Beide Schriften und viele andre Quellen sind abgedruckt in den Acta Sanctorum.

Don Inigo war der jüngste von neun Söhnen eines spanischen Edelmanns, 1491 geboren auf dem Schlosse Loyola in den Pyrenäen. Er wurde Page am Hofe Ferdinand des Katholischen. Auf der Bresche von Pampelona [1521] gegen die Franzosen ist ihm das rechte Bein zerschmettert worden, auf langem Krankenlager, nachdem er den Amadis und andre Ritterromane gelesen und wieder gelesen hat, bringt man ihm geistliche Romane, das Leben Jesu von Ludolphus von Saxonia und den Flos Sanctorum. Seine Phantasien wechseln: bald denkt er an die Dame, der er sein Herz geweiht, in welchen Worten er sie zierlich anrede, welche ritterliche Thaten er ihr zu Ehren ausführen will, bald wird sie ihm zur heiligen Jungfrau, der mit großen Thaten für den Glauben er alle Eitelkeit der Welt opfern will. Schlecht geheilt, aus seiner aristokratischen Bahn geworfen, gewann die geistliche Phantasie die Oberhand. Nahe liegt die Vergleichung des Don Inigo mit dem Don Quixote des Cervantes, nicht als Schimpf gedacht: dieselbe Veranlassung durch Romane, derselbe ausschweifende Enthusiasmus auf ritterliche Weise. Die heilige Jungfrau erscheint dem Inigo und ruft ihn zu ihrem Sohn. Er pilgert

zu ihrem Wunderbild nach Manrezza, hält vor demselben eine Nachtwache, hängt da seine Waffen auf und trägt seitdem die Kutte des Einsiedlers. Auch das Verlangen nach würdigem Kampf ist ihnen gemeinsam, der Beiden lange gegenstandslos war. Inigo bettelt sich nach Jerusalem um die Mohammedaner zu bekehren, durch den Guardian der Franciscaner wird er als zu ungeschickt und gefährlich heimgeschickt nach Spanien. Der Unterschied zwischen Beiden ist nur die religiöse Energie Inigos und sein Erfolg. In ihm war nicht die Zerknirschung der Sünde noch eigentlich religiöses Bedürfniß vorwaltend, sondern der Drang nach großen Thaten. Erst in den Entbehrungen und Kasteiungen, die er sich auferlegte, entstehn ihm Zweifel und Angst um seine Seligkeit bis zum Gedanken des Selbstmords. Aus solchen Gedanken hat Luther sich gerettet durch die Hingabe an Christus, in der Verzichtung auf alles eigne Verdienst. Loyola, den katholischen Helden, beruhigen Visionen und der Entschluß großer Thaten. Wegen seines abenteuerlichen Aufzugs und unberufnen Lehrens ist er zweimal von der Inquisition verhaftet worden. Als Bedingungen seiner Freilassung und öffentlichen Redens wird ihm auferlegt ein ordentliches theologisches Studium. So hat er in Salamanca und Paris, hier in einem Spital wohnend, studirt. Er muß anheben mit der Klasse der lateinischen Grammatik und Logik. Für Den, dessen Geist schon ausgefüllt ist mit Gedanken, wird es schwer, sich mit den bloß formalen Elementen zu beschäftigen. Bei den Worten, die er flectiren, bei den Begriffen, die er analysiren soll, ergreift ihn die Entzückung des tieferen religiösen Sinnes, den er mit ihnen zu verbinden gewohnt war. Er erklärt's für Verlockung des bösen Feindes und unterwirft sich der strengsten Zucht. Hier offenbarte sich auch seine geistige Macht über die Menschen: er gewann sechs akademische Genossen, unter ihnen zwei von großer Zukunft, Lainez, seinen Nachfolger, und Xavier, den Apostel Indiens. In der kleinen Marienkirche auf dem Montmartre geloben sie sich [1534] einem geistlichen Ritterthum im Dienste Jesu und der Maria, eine Schar für die Himmelskönigin, ihr Führer Jesus, also eine Compagnia di Giesù, wie ein Regiment sich nennt nach seinem Obersten. Ihre Gedanken waren damals gerichtet auf's Morgenland: sie wollen die Saracenen bekehren und Pilger pflegen, doch haben sie die charakteristische vorsichtige Clausel sogleich beigefügt: wenn das nicht auszuführen sei, so wollen sie dem heiligen Vater dienen, wie Christus seinem Vater diente, wohin er sie sende, wollen sie gehn, ohne Lohn und ohne Bedingung. Als sie 1537 sich in Venedig einschiffen wollten, wurde dies durch den damaligen Krieg

der Venetianer mit den Türken verhindert, so gehn sie nach Rom. Sie wurden da wohl empfangen. Als Paul III den Entwurf ihres Statuts las, Gott allein in seinem Statthalter auf Erden zu dienen, da rief er: Das ist Gottes Finger! und er hat den neuen Orden gern bestätigt [1540] als eine Genossenschaft zum Wachsthum der Seele im christlichen Leben und Glauben und als einen Kriegsdienst Christi zur Verbreitung des Glaubens. Doch die damalige Beschränkung auf 60 Mitglieder zeigt, wie wenig man noch eine Ahnung der künftigen Bedeutung dieser Societas Jesu hatte. 1542 schon wurde die Beschränkung aufgehoben, die Aufnahme von Mitgliedern freigestellt. Ignatius, zum General erwählt, erlangte alle Privilegien der Bettelmönche und sah seinen Orden durch's Abendland verbreitet, in Italien, Spanien, Portugal bereits hochangesehn, während sie in Frankreich zu kämpfen hatten gegen den üblen Willen des Parlaments und der Sorbonne. Xavier entwickelte die Richtung über's Meer zur Heidenbekehrung.

Von Loyola ist nur ein Schriftwerk ausgegangen: exercitia spiritualia, geistliche Übungen, auch dies nach einem ältern spanischen Vorbild, nach dem Ordensglauben niedergeschrieben Maria dictante. Diese geistlichen Übungen sind auf 30 Tage berechnet, um eine Seele zu bändigen, sie sollen gehalten werden unter Anleitung des Seelsorgers, Fenster und Thüren die ganze Zeit geschlossen, der sich Hingebende auf den Knieen oder auf der Erde liegend. Alles ist genau bestimmt, die Bilder, mit denen seine Phantasie sich beschäftigen, wie die Geißelhiebe, die er sich geben soll.

Ignatius war ein beschränkter Kopf, ein mächtiger Wille, sein Leben Krankenpflege, Kinderlehre und Seelsorge. In der Ordensregel, welche er in den Grundzügen noch festgestellt hat, ist charakteristisch die Mäßigung und Vorsicht: Niemand soll sich zu viel geißeln, auch nicht so, daß er sich zu wehe thut, und die Geißel so geflochten, daß sie diesem Zweck entspricht. Er ist 1623 heilig gesprochen worden und wohl berechtigt auf diesem Standpunkt.

Der Jesuitismus verhält sich zu Loyola fast wie die Hierarchie des Mittelalters zu den Aposteln.

Wir haben bisher zwei Gestalten des Mönchthums kennen gelernt, die erste im Zurückziehn aus der Welt in die Wüste, hinter Klostermauern; die zweite im Rücktritt in die Welt, aber als Bettler bei reger Theilnahme an weltlichen Dingen, in der Erhebung über sie durch Bedürfnißlosigkeit und Rücksichtslosigkeit. Der Jesuitismus hat dieses volle Zurücktreten in die Welt auch angenommen, zugleich in ihre

höhren geselligen Formen, und sind doch Mönche geblieben, die ihre eigne Welt haben. In Loyola waltete excentrische Frömmigkeit, in Lainez [† 1564] durchdringender Verstand und organisirender Geist. Kein älterer Orden war dem Kampf mit dem Protestantismus gewachsen, vielmehr Augustiner, Franciscaner, Dominicaner waren seine Apostel geworden. So entstand das Bedürfniß eines Gegensatzes wider den protestantischen Geist, nicht nur wiefern er äußerlich der katholischen Kirche gegenüberstand, sondern auch wiefern er als eine Macht in ihr drohte. Diesen Kampf hat der Jesuitismus übernommen, mit der persönlichsten Bitterkeit. In der officiellen Ordensgeschichte von Orlandino heißt es: „Dem Luther, dem Schandfleck der Deutschen und Europas Verderben, diesem Schwein Epicurs, dem Unglücksmenschen, der Gott und den Menschen verhaßt ist, hat Gott nach ewigem Rathschluß den Ignatius gegenübergestellt.“ Und das, wenn auch nicht so stark ausgedrückt, ist die Stellung des Ordens geblieben.

Harenberg in seiner Geschichte der Jesuiten hat eine ganze Reihe jesuitischer Autoren angeführt mit ähnlichen Anträgen wie Windeck in seiner Schrift de exstirpandis haereticis: „Die Lutheraner sind zu tödten, zu morden, mit Stumpf und Stiel auszurotten.“ Baronius sagte einmal zu Paul V: „Heiliger Vater, St. Peters Amtsverrichtung ist eine zwiefache, sie besteht im Weiden und im Tödten, zufolge der Worte: Weide meine Schafe und Schlachte und iß! Denn hat der Papst mit den Widerstrebenden zu thun, so hat er den Befehl sie zu schlachten und aufzuessen.“ Da dies hinsichtlich des Protestantismus eine etwas unverdauliche Speise sein würde, galt es zugleich geistlichem Kampfe. In den Constitutionen, der ausgebildeten Ordensregel, ist als Zweck genannt Vertheidigung und Ausbreitung des Glaubens, Vervollkommnung der Seelen. Diesem Zwecke dienen vornehmlich drei Mittel: 1) Eine kunstreiche Ordensverfassung, um eine über alle persönlichen Wünsche hinausreichende Einheit zu wahren. Man konnte unter den verschiedensten Formen der Gesellschaft angehören: die Scholastici verpflichteten sich nur zu den drei Mönchsgelübden, ihre Häuser konnten Besitzthum erwerben und haben es reichlich erworben. Die Professi verpflichteten sich noch einem vierten Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Zwischen Beiden die Coadjutoren mit uns noch unklarem Rechte. Insgemein war der Rector eines Scholastiker-Hauses, das heißt eines Studien- und Erziehungshauses, ein Coadjutor. Man konnte dem Orden angehören, geheim oder öffentlich, Affiliirte von der kleinen

Observanz, nur mit dem Gelübde, den Obern gehorsam zu sein. Nur die Professi sollten ohne alles Eigenthum sein, aber sie übten Macht über das Eigenthum Andrer. Sie allein hatten actives und passives Stimmrecht. Durch jene Bestimmung vereinte man Reichthum mit scheinbarer Armuth. Der General [minister generalis] des Ordens übt zwar in der Executive unbedingte Macht, aber neben ihm stehn sechs Assistenten, zugleich Minister und Aufseher, sie können ihn vor einer Generalversammlung verklagen und bis dahin einen Generalvicar wählen, er aber kann jeden Einzelnen suspendiren. Die letzte Entscheidung, Gesetzgebung und Wahl ist bei der Generalversammlung aller Professi, insgemein durch Abgeordnete. Jeder Obere und Untere wußte, daß er unter beständiger Aufsicht stehe.

2) Der unbedingte Gehorsam gilt nominell dem Papst, in Wirklichkeit dem Ordensgeneral, dem Stellvertreter Christi. Alles, was Christus ausgesprochen hat, von der Hingabe an ihn und an Gott, wurde übertragen auf die Hingabe an den Orden und an den Ordensgeneral. Meist wurden fähige Kinder zur Mitgliedschaft herangezogen, beim Eintritt fand eine Generalbeichte statt über das ganze frühre Leben, alle Studien sind durch Erlaubniß oder Gebot bedingt, alle Familienbande durch den Orden gelöst. Dies hat sich als Gewohnheit selbst in der Sprache der Jesuiten festgestellt. Sie sagen: „Ich hatte Eltern", auch wer glücklich genug ist, sie zu haben. Reinhold, der in Jena seine Freiheit gefunden hat, hat als Zögling in Wien an seinen Vater geschrieben: „Ich wage nicht, mit Wissen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken. Sie wissen, lieber Papa, daß es heiligere Bande gibt als die sündhaften der Natur." Dieser unbedingte Gehorsam ist im 6. Buch der Constitutionen so vorgeschrieben: „Jeder muß darauf bedacht sein, daß wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch seine Obern also leiten läßt, als wäre er ein Cadaver." Wie ein Leichnam! Eine furchtbare Wahrheit! Das Gleichniß hat schon Franz von Assisi gebraucht, doch er nur im Sinn der Demuth, der Jesuitenorden im Sinn der Herrschaft. Als der Jesuit Johann Wallis sein Ende herankommen fühlte, bat er den Rector seines Hauses um die Erlaubniß zu sterben.

Endlich 3) die Jesuiten bemächtigten sich des Unterrichts und der Wissenschaft, nicht daß sie Volksschulen gegründet hätten. Ihre Regel sagte, daß ihre Bediente nicht lesen lernen sollten, mit Berufung auf die Regel des heiligen Franz, aber der wollte die Seinen nur des Studirens überheben als die Armen am Geist. Die Jesuiten haben die Völker nicht lesen gelehrt. Ihre Bedeutung für die Schule

bezieht sich auf den Gymnasial- und akademischen Unterricht, indem sie Pensionshäuser gründeten vornehmlich für die Kinder des Adels, für Unvermögende unentgeltlich. Sie haben dort eine strenge Methode eingeführt, doch ließen sie auch die Individualität der Kinder gewähren, namentlich das Spiel der Jugend, und sie sind meist von ihren Zöglingen geliebt worden. Doch haben sie die Persönlichkeit vernichtet in schrankenloser Phantasie und gefesselter Intelligenz. In Deutschland waren sie lange nur bekannt als spanische Priester, doch schon vor Ausgang des 16. Jahrhunderts kommt auch die Verdrehung ihres Namens vor: Jesuwider. Sie haben die Humanisten aus den Schulen verdrängt, seit Ende des 16. Jahrhunderts erhielt aller Unterricht in katholischen Landen ihre geistliche Färbung. Es war nicht bloß gemeine Schlauheit, was die Jesuiten trieb. Wie wäre sonst auch denkbar, daß sie jahrhundertelang unter gebildeten Völkern werth gehalten worden sind. Der Orden besaß die Mittel, jede Gabe zu entwickeln, so weit sie seinem Zwecke brauchbar werden konnte, und ihr den weitesten Wirkungskreis zu gewähren, eine Heimath in drei Welttheilen und unter allen Ständen wirkend wie eine Vorsehung. Aber durch Hingabe an Weltkünste entstand auch ein weltlicher Sinn. Es liegt darin nichts Unrechtes im Kampf gegen alles Akatholische, sobald man einmal auf dem Standpunkt des Katholicismus steht. Doch dieser Kampf gegen die geistige Freiheit vernichtete auch den freien Aufschwung aller Art. Unter den Gelehrten der Jesuiten findet sich viel tüchtige Mittelmäßigkeit, besonders in exacter Wissenschaft, aber nie hat der Strahl des Genius in diesem Kreise gezündet oder ist doch rechtzeitig verlöscht worden. Sie haben sich neurer Zeit gerühmt des Friedrich Spee, der zuerst den Hexenproceß angegriffen hat. Durch die Beichte eines jungen Mädchens, die als Hexe verbrannt worden ist, ergriffen, hat er in Schriften den Hexenproceß bekämpft, aber namenlos und deßhalb hart bedrängt. Zu den Studien eines Zöglings gehört ein dreijähriges Studium der Philosophie, aber es heißt in den Constitutionen vom philosophischen Unterricht: „Niemand soll neue Fragen einführen und keinerlei Streitigkeiten über Principien.“ Im Orden mußte sich ein allgemeines Belauerungssystem ausbilden. Jeder hat das Recht und die Pflicht, die Fehler des Andern anzuzeigen. Mariana, der bedeutendste politische Schriftsteller des Ordens schreibt: „Wollte man die Archive zu Rom nachsehn, so würde sich vielleicht kein einziger rechtschaffner Mann unter uns finden.“

Kraft des unbedingten Gehorsams konnten auch Verbrechen befohlen werden, wiewohl die dafür angeführte Stelle der Constitutionen

nicht unbedingt entscheidend ist. Sie lautet:*) »Visum est nobis in Domino, excepto expresso voto, quo Societas Summo Pontifici tenetur, ac tribus aliis essentialibus paupertatis, castitatis et oboedientiae, nullas constitutiones, declarationes vel ordinem ullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine Domini Jesu Christi vel in virtute oboedientiae iuberet. Die jesuitische Auslegung nach außen hin ist: nur die vier Hauptgelübde sind stets verbindend, so daß wer sie übertritt eine Sünde begeht, die übrigen Constitutionen und Verordnungen nur dann, wenn der Obere Kraft des Gehorsams oder im Namen Jesu Christi befiehlt. Peccati obligationem inducere von einem Gesetz, daß wer es übertritt eine Sünde begeht, kommt im mittelalterlichen Latein in diesem Sinne vor. Allein seltsam wäre doch immer die förmliche Erklärung, mitten in einem Gesetzbuch voll genauer Lebensregeln, daß man sie, wenn nicht eine besondere Mahnung des betreffenden Superior hinzukomme, übertreten könne, ohne auch nur eine läßliche Sünde [peccatum veniale] zu begehn, zumal der Orden aus diesen gar nichts machte. Sonach zweideutig, wie auf die Mißdeutung berechnet, daß der Obere kraft des Gehorsams befehlend auch zu einer Sünde induciren könne. Und thatsächlich sind sie für Zwecke des Ordens befohlen und begangen worden.

Für den Zweck des Ordens hat sich eine weltkluge und weltgefällige Moral ausgebildet, gegen welche seit Jahrhunderten der Vorwurf geschleudert wurde, der Orden lehre: Der Zweck heiligt die Mittel, hiernach jede That erlaubt, die zur Erreichung eines heiligen Zwecks führt. So mit kahlen Worten habe ich diese Maxime nicht gefunden in jesuitischen Schriften. Und wie unlängst deutsche Jesuiten sich vermessen, sie wollten tausend Thaler zahlen, wer sie nachweise, müssen sie ihrer Sache wohl ziemlich sicher sein. Wir lesen bei Escobar und Andern: humana natio suam speciem desumit a fine. Intentio, finis, Absicht und Ziel entscheiden über den sittlichen Werth einer That, darin möglich auch ein berechtigter, ja „protestantischer" Sinn, wiefern die Absicht, das Innere, die Gesinnung wirklich den Werth einer That begründen. Aber es kann auch heißen: ist der Zweck, die Absicht von der Kirche gebilligt, so ist jedes Mittel dazu erlaubt, auch Verrath, Mord und dergleichen. Freilich diese Maxime von der Gleichgültigkeit der Mittel ist nichts specifisch Jesuitisches, sondern im Zusammenhang mit der allgemeinen Sündhaftigkeit menschlicher Zustände zeigt sie sich

*) Pars VI Cap. 5.

mannigfach im geschichtlichen Leben der Völker, daß für große Zwecke große, ungewöhnliche Mittel aufgewandt werden, die an sich betrachtet vor dem Sittengesetz sich nicht rechtfertigen lassen und doch, wenn der Zweck erreicht ist, sehr leicht verziehn werden im Urtheil der Völker: der Zweck entschuldigt das Mittel.

Aber der Vorwurf gegen den Orden ist nicht so zu fassen und hat eigentlich immer nur dies gemeint: die Jesuiten haben das Sittliche dem Religiösen, das Religiöse dem Kirchlichen geopfert, und auch dieses nicht selten ihrem egoistischen Ordenszweck. Dies ist der wahre Inhalt ihrer Losung: omnia in maiorem dei gloriam! zu deutsch: Alles ist erlaubt zur Verherrlichung Gottes durch unsern Orden, und da ergibt sich allerdings aus Thatsachen wie aus speciellen jesuitischen Lehren, daß sie schlechte Mittel zu Zwecken von mehr als zweifelhafter Heiligkeit gebilligt haben. Da aber die Sittlichkeit nie aufhört ihr absolutes Recht geltend zu machen, so haben sie ihr Verfahren doch wieder sittlich zu rechtfertigen unternommen, und dies war nur möglich mit einer sophistischen Dialektik, durch welche die Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes selbst erschüttert wurde, und unter ihren Distinctionen drohte der Gegensatz des Guten und Bösen, die Furchtbarkeit der Sünde zu verschwinden.

Sie haben die reservatio mentalis gebilligt, „um Meineid zu verhüten". Zum Beispiel ein Pferdedieb und dergleichen ist über den ihm aufgelegten Eid zu belehren, daß er ihn so leiste: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen u. s. w., und nun in seinen Gedanken einzuschieben: daß ich jetzt sage: ich habe das Pferd nicht gestohlen. Rechtfertigung: weil er sonst einen Meineid zu schwören entschlossen war. Das schlechte Mittel, wenn nicht geheiligt, erscheint so dem Jesuiten als gerechtfertigt durch den Zweck noch Schlechteres zu verhüten.

Sie haben den Tyrannenmord gebilligt, den Mörder als Heros und Märtyrer verherrlicht, und Tyrann war ihnen nicht bloß der unleidliche, unberechtigte Fürst, sondern auch der Ketzer und Ketzerduldende. So hier das blutige Mittel geheiligt durch den Zweck, der katholischen Kirche die Alleinherrschaft zu verschaffen.

Diesem Zweck diente vornehmlich der Probabilismus. Dessen Grundsatz: bei der sittlichen Beurtheilung einer That kommt es nicht zunächst auf den Willen, sondern auf die Einsicht an. Da diese oft schwankend ist, reicht ein wahrscheinlicher Grund hin, oder unter zwei widersprechenden Ansichten, die Auctorität irgend eines doctor gravis für die eine. In ihren Casuistiken für Beichtväter haben die Jesuiten diesen Probabilismus entwickelt. Meist in der Art, daß der

ältere Casuist Gründe für und wider eine Handlungsweise vorbrachte und sich für die sittlich strenge Ansicht entschied oder: relinquo tempori maturandum, die Zeit wird's klären. Für Nachfolgende war das hinreichend, um das sittlich Bedenkliche für probabel zu erklären und die Doctrin dahin auszubilden, man dürfe selbst die eigne mehr probable Ansicht aufgeben und die eines Andern annehmen, die auch probabel ist. Das ist Überlistung des Sittengesetzes durch Auctoritäten.

Der Spanier Escobar hat diese jesuitische Moral in einem viel gebrauchten, unzählig oft gedruckten Handbuch zusammengefaßt [1646]. Hier finden wir Fragen und Entscheidungen der Art: Ist ein Angeklagter oder Zeuge verpflichtet die Wahrheit auszusagen, wenn diese gegen seine Ehre ist? Probabel: nein. — Ist erlaubt, den Tod seines Feindes zu wünschen? Probabel, wiefern nicht aus Haß, sondern um des Schadens willen, mit dem er mich bedroht. Hiermit wird die allgemeine Maxime verbunden: man darf die böse Handlung begehn, wenn man nicht das Böse darin im Sinn hat, sondern irgend etwas Unschuldiges, Nützliches. — Darf ich Denjenigen tödten, der eine, wenn auch wahre Anklage gegen mich beabsichtigte, die mich um Gut und Leben bringen würde? Probabel: ja. — Ist es erlaubt einer geschwängerten Person zum Abortus zu rathen und zu helfen? Als probabel dann, wenn zu fürchten, daß sie sich ohne diese Auskunft das Leben nehmen würde. Hieran erkennt man deutlich das sittlich Gefährliche einer solchen Praxis. Wie nah liegt einem zu Fall gekommenen Mädchen, das sich seinem Beichtvater anvertraut, die oft nicht so ernsthaft gemeinte Drohung: Ich stürze mich in's Wasser! Statt der Ermahnung, die Folge ihrer Sünde zu tragen, hilft der jesuitische Beichtvater zu einem Verbrechen. — Darf ich Denjenigen tödten, der mir eine Ohrfeige oder Stockschläge gegeben? Escobar: „Der Pater Leß bejaht es, ich beschränke es auf die Adligen, denn dem Bürgerlichen gereichen Ohrfeigen und Stockschläge nicht so sehr zur Unehre."

Wie weit liegt diese weltförmige Moral ab von der Moral der Bergpredigt! Doch konnten sich die Jesuiten auf Alttestamentliches berufen, zum Beispiel auf Abraham, wie er sein schönes Weib als nur seine Schwester hingibt in das Serail des fremden Königs, auf Jacob, wie er den Segen der Erstgeburt erlistet.

So haben die Jesuiten gelehrt die Sünde zu thun ohne Sünde, überhaupt nur die Todsünde zu scheuen als das ewige Heil gefährdend. Aber um eine solche zu begehen muß der Verstand das Böse in der Handlung vollkommen erkennen und der Wille vollkommen frei einstimmen. Also schon durch jede leidenschaftliche Bewegung, in der die

That geschieht, wird die Todsünde in Abrede gestellt. Und wenn doch geschehn, durch bestimmte äußere Bußhandlungen ist sie leicht zu sühnen, so daß bei der Ohrenbeichte die Reue über eine That nur dem Bösen darin, nicht der That selbst, etwa einer geschlechtlichen Lust, zu gelten brauchte. Daher konnten sie rühmen: eine Sünde ist schneller gesühnt als begangen, und das Joch Christi sehr leicht. Hier zeigt sich der Jesuitismus nur als die äußerste Spitze einer Richtung des Katholicismus, wiefern er eben in äußerlichen Werken als solchen Schuld oder Verdienst sieht, und wiefern die Sünde gleichfalls durch bestimmte äußere Handlungen zu sühnen ist. Dennoch bleibt seltsam, daß solche leichtsinnige Moral nicht bloß als Geheimlehre bestand, sondern in offenen Schriften verkündet, doch einen Gegensatz ernster gesinnter Katholiken hervorrufen mußte. Die Jesuiten wollten alle Gewissen regieren, daher hatten sie strenge und laxe Moralisten, strenge und bequeme Beichtväter, und mochten es wohl mit ansehn, daß auch ihre leichte Moral, namentlich für die vornehme Gesellschaft, wie sie eben war, kund wurde.

Schon erscheint der Jesuitenorden als ein mächtiges, aber gefahrvolles Werkzeug der Restauration des Katholicismus. Der dritte Ordensgeneral, Franz Borgia, vorher Vicekönig von Catalonien und Urenkel des verruchten Alexander, nach dem Tod seiner Gemahlin eingetreten, soll dieses Urtheil und diese Weißagung gesprochen haben: „Wie Schafe sind wir in die Welt getreten, wie Wölfe werden wir herrschen, wie Hunde hinausgetrieben werden, aber wie Adler werden wir neu erstehn.“ Es kann nicht nachgewiesen werden, ob das authentisch ist oder wann es aufgekommen. Aber im vorigen Jahrhundert war die Weißagung bekannt zu einer Zeit, als man über die Hoffnung des letzten Satzes lächelte.

Das zweite große Ereigniß ist das Concil zu Trient.

§ 238. Das Concil zu Trient 13. Dec. 1545 — 4. Dec. 1563.

Die Canones et Decreta dieses Concils enthalten bloß die Beschlüsse, die Resultate der Verhandlungen, nicht das innere Getriebe. Dies erfahren wir durch Sarpi und Pallavicini, Beide fromme gelehrte Katholiken, Beide urkundliche Berichte und Niederzeichnungen von Gegenwärtigen verwerthend, Sarpi besonders venetianischer Geistlicher und Gesandter, dem Jesuiten und Cardinal Pallavicini standen römische Urkunden zu Gebote. Sarpi hat eine Geschichte geschrieben, wie er wohl allein in seinem ganzen Zeitalter sie schreiben konnte,

Katholik, und doch ohne Interesse das Concil zu vertheidigen, aber auch nicht es unbedingt zu verwerfen, doch stand er in voller Opposition gegen den römischen Hof. Pallavicini hat einzig in diesem Sinn des römischen Interesses geschrieben. Jeder ist ziemlich stark im Beiseitelassen Dessen, was seiner Tendenz widerstrebt, Beide sind von Herzen parteiisch. Durch diese Tendenz haben auch die von ihnen mitgetheilten Urkunden ein bestimmtes Gepräge erhalten. Sarpis edler Styl ist gemessen und ordentlich, er fällt mit der Sache zusammen. Auch Pallavicini ist nicht ohne Geist, doch hat er ein Talent, das Phrasen macht und auf Ausflüchte sinnt. Die neuren Geschichten von Trient sind unbedeutend. Als Hefele mit dem 7. Band seiner Concilien-Geschichte die Geschichte des Concils von Basel beschlossen hatte, wäre der naturgemäße Abschluß seines großen Werkes das Concil von Trient gewesen. Er hat aber vorher aufgehört mit der Ausrede, es sei nicht möglich eine gründliche Geschichte von Trient zu verfassen, so lange die Protokolle jenes Concils noch geheim waren.*) Man wußte, daß sie im Vatican aufbewahrt werden, von Massarelli, der 18 Jahre lang der officielle Secretair des Concils gewesen ist, niedergezeichnet. Da hat Theiner, einst ein Liebling Pius IX es unternommen, diese Acten zu veröffentlichen. Er ließ sie drucken in der Druckerei, welche er auf seine eignen Kosten im Vatican eingerichtet hat. Schon waren eine Anzahl Bogen gedruckt, als Jesuiten und Dominicaner von der Sache Kunde erhielten und den Papst bedenklich machten gegen eine solche Veröffentlichung, die der katholischen Sache doch Schaden bringen könnte. Und so hat sich Pius entschlossen, den Druck zu untersagen und die Veröffentlichung des Gedruckten ebenso. Es war in der Zeit des vaticanischen Concils, als Theiner mir das klagte und wie das Gedruckte vergeblich daliege. Da schlug ich vor, das Ganze in protestantischen Landen drucken zu lassen, und ich habe das in Leipzig vermittelt durch meinen Verleger. Das war keine kleine Unternehmung. Theiner rechnete auf vier Folianten und machte die Bedingung, alle diese vier Folianten müßten fertig gedruckt sein und gleichzeitig an einem Tage veröffentlicht werden, denn wenn sie nach einander erschienen, so würden von Rom aus Schwierigkeiten der Fortsetzung des weiteren Druckes ergehn. Der Verleger hat auch dies gethan. Doch hat Theiner im nächsten Jahre selbst bedacht, daß

*) Die Fortsetzung der Conciliengeschichte durch den Cardinal Hergenröther ist mit dem 8. und 9. Bande [887. 890] doch erst bis an die Schwelle des Concils von Trient vorgedrungen.

besser wäre die Masse zu verkürzen, namentlich das schon Gedruckte nicht wieder zu drucken, eine Reihe gehaltloser Reden und die feierlichen Anreden der politischen Gesandten auszulassen, vor Allen in den vielfachen Abstimmungen die bloßen Wiederholungen, wenn Dieser dem Andern beistimmt und Jeder mit seinem Titel angeführt ist — das auszulassen, oder nur in's allgemeine zu erwähnen. So ist die ganze Masse in zwei Quartanten zusammengefaßt. Übrigens war Theiner selbst wieder bedenklich geworden, weil er einsah, daß durch Druck der Acten gegen den Willen des Papstes er selbst mit dem Papstthum zerfallen werde. Ich habe ihn dazu gebracht, die Sache durchzuführen. Im Frühling 1874 versprach er, selbst mit dem Manuscript nach Deutschland zu kommen und es mir zu übergeben. Er hat den Anfang gemacht, aber ehe er nach Jena gelangte, Freunde in Kroatien besucht, und hier hat Stroßmaier ihm zugeredet, es sei besser, wenn das Werk in katholischen Landen gedruckt werde, er hat ihm auch Gelegenheit des Verlags verschafft. Seine Bedenken hob der Bischof durch den Rath, eine Messe zu lesen. So wurde denn in Agram angefangen zu drucken, Theiner ist zurückgegangen nach Italien und ist dort bald verschieden. Das Werk ist in Agram fertig gestellt, nur daß die Kroaten nicht verstanden haben, die Druckfehler zu verbessern. Das Mißliche des Doppelunternehmens ist durch Vertrag zwischen den beiden Handlungen später ausgeglichen worden.*)

Es fehlt jetzt noch von Quellen, was der Bischof Massarelli privatim als Tagebuch sich aufgezeichnet hat, Theiner hat diese privaten Aufzeichnungen nur zu den beiden ersten Sessionen beigefügt. Das ist eine unglückliche Verminderung seiner Veröffentlichung. Wenn dieses Tagebuch noch veröffentlicht sein wird, dann ist es Zeit, die Geschichte des Concils in voller Sicherheit zu schreiben.

Kaiser und Reich hatten das Concil gefordert, um eine allgemeine Reformation zu vollziehn zur Versöhnung mit den Protestanten, zu einer billigen Ausgleichung, es ist benutzt worden zu ihrer Ausschließung.

Trient ist wie Constanz von Haus aus eine deutsche Stadt, obwohl man sie neuerdings ziemlich italienisirt hat. Beide Städte liegen am Fuße der Alpen, Trient nach dem italienischen Abhang hin. Es sind eigentlich drei Synoden, welche unter dem Namen der von Trient zusammengefaßt werden. Die erste wurde von Paul III berufen auf den

*) Acta genuina Conc. Trid. ab Angelo Massarello eiusdem Concilii secretario conscripta. Accedunt Acta ejusdem Conc. a Card. Gabr. Paleott digesta. Ed. ab Aug. Theiner, Zagrabriae [et] Lipsiae 875. 2 T. f.

15. März 1545, wegen des Ausbleibens der Mitglieder erst am 13. December eröffnet. Es waren doch nur 4 Erzbischöfe, 22 Bischöfe und eine etwas größre Zahl von Ordenshäuptern gekommen. Die Zahl der Mitglieder hat überhaupt 112 nie überstiegen.

Um die Verlegung des Concils nach Bologna zu rechtfertigen, ließ man den Leibarzt schwören, die Pest sei zu fürchten. Der Kaiser ließ dagegen ein Protokoll aufnehmen, aus dem sich ergab, daß in dieser Woche in Trient nur zwei Personen gestorben seien, ein Kind an den Zähnen und eine alte Frau ohne dieselben an der Wassersucht. Der Papst scheute die Macht des Kaisers, der die protestantischen Abgeordneten auf das Concil führen wollte und ihnen billige Bedingungen verhieß. In Bologna sind nur zwei Sitzungen gehalten worden. Da Karl V feierlich gegen dies Concil protestiren ließ, den spanischen und deutschen Bischöfen die Theilnahme verbot, hat es sich selbst vertagt.

Das zweite Concil berief Julius III wieder nach Trient [1. Mai 1551], mit unheimlichem Gefühl der Forderung des Kaisers nachgebend, indem Nationalconcilien in Frankreich und Deutschland drohten. Nach dem Willen des Kaisers und mit sichrem Geleit des Concils kamen nach Trient Brenz von Würtemberg, Sleidan von Straßburg. Melanchthon war unterwegs mit seiner Schrift: Repetitio confessionis augustanae. Zwar protestantische Lehren waren in den ersten Sitzungen bereits verdammt, doch der Kaiser versprach eine restitutio in integrum, er wollte die frühere Synode gar nicht anerkennen, die derzeitige nicht als bloße Fortsetzung. Die protestantischen Abgeordneten kamen mit Anträgen, die nicht von allen Bischöfen ungern gesehen wurden. Da kam die Botschaft: das protestantische Heer des Kurfürsten Moritz ist in Innsbruck eingerückt, der Kaiser entflohn! Innsbruck liegt nur zwei bis drei Tagemärsche von Trient entfernt. Moritz wäre wohl der Mann darnach gewesen die Prälaten zu fangen, wie einst Friedrich II. So stäubten sie denn aus einander, und jetzt ist Julius III seines Lebens erst recht froh geworden.

Es folgt ein ganzes Jahrzehnt ohne Concil. Als endlich Pius IV es wieder nach Trient berief [18. Januar 1562], bestand kein übermächtiger Kaiser mehr, keine Vereinigung mit den Protestanten war mehr zu fürchten.

Die 25 öffentlichen Sitzungen aller drei Synoden, nach denen die Decrete gezählt werden, sind gehalten worden in der Domkirche, mit Gesang und Predigt eröffnet, mit Segenspendung beschlossen. Aber neben diesen Sitzungen, jeder zahlreich vorausgehend, sind nun die mannigfachen Verhandlungen in allgemeiner und in getrennter

Berathung. Neben den Häuptern der Kirche waren auch Gelehrte zugegen, Theologen, doch mit nur berathender Stimme, sie haben die Glaubensdecrete formulirt und vor der Synode gelesen. Die italienischen Prälaten waren meist zu $^3/_4$ vorwaltend. Paul III hatte vorerst die Feststellung der Glaubenssatzungen gefordert, Karl V die Reformations-Decrete zur Kirchenordnung und Zucht. Nach der 3. Session hat man sich dahin vereinigt, daß in jeder Sitzung Beides zu verkündigen sei.

Auf der ganzen Synode herrschte nicht der Geist von Constanz und Basel: sie war etwa wie ein constitutioneller Landtag, jene wie die constituirende Nationalversammlung. Der französische Gesandte konnte scherzen: Der H. Geist komme jeden Freitag im Felleisen aus Rom und verspäte sich zuweilen durch ausgetretene Flüsse. Daher die Legaten mit Rom eine Taubenpost einrichteten, die mochte wenigstens angemeßner gelten als Träger des H. Geistes. Doch hat es nicht an einer Opposition gefehlt, und sie ist zuweilen sehr stürmisch geworden. Der Bischof von La Cava gerieth sogar einmal in den Bart eines unirten griechischen Bischofs, den er zerzauste. Der wollte von nichts hören als von der H. Schrift; in den Evangelien sei Alles enthalten, was zur Seligkeit Noth sei, es sei gottlos der Tradition ein gleiches Ansehn zuzuschreiben. Die Majorität war doch schon in der ersten Sitzungsperiode dahin geeinigt, daß die Überlieferung der H. Schrift gleich, die Apokryphen des Alten Testaments für canonisch, die Vulgata, die hergebrachte lateinische Übersetzung, für authentisch zu achten sei. Der Streit der Parteien betraf vor Allem die Rechtfertigungslehre. Eine vermittelnde Partei wollte die Rechtfertigung einzig aus dem Verdienst Christi herleiten: Glaube, Liebe, Hoffnung als ihre Begleiter, gute Werke als Beweis des Glaubens. Das ward als protestantisch zurückgewiesen. Der endliche Beschluß erklärte Rechtfertigung und Heiligung als zusammenfallend, gute Werke, wenn sie individuell möglich sind, als Bestandtheile derselben, Freiheit und Gnade zusammenwirkend. Die spanischen und französischen Bischöfe forderten Anerkennung der Ursprünglichkeit der bischöflichen Gewalt, nicht als Ausfluß der päpstlichen Gewalt, sondern eingesetzt von Christus. Als darüber noch lebhafter Streit stattfand, forderten Gesandte des neuen Kaisers Ferdinand I: auch der heilige Vater möge sich nach dem Beispiel Christi erniedrigen und sich eine Reformation hinsichtlich seiner Person, seines Staates und seiner Curie gefallen lassen. Ferner solle man freigeben die Priesterehe, den Kelch für die Laien, Nachlaß der Fasten, Schulen für Arme, Reinigung des Breviers von Legenden, einen Katechismus, deutschen

Kirchengesang, endlich Reform der Klöster, damit ihre Reichthümer nicht so ruchlos verwandt würden. Die französischen Prälaten schlossen sich Dem an. Namentlich forderten sie den Laienkelch, die Verwaltung der Sacramente in der Landessprache und französischen Psalmengesang. In einem Brief des Königs heißt es: „Wir haben die Gewißheit, durch diese Zugeständnisse viele beunruhigte Gewissen zu stillen, ganze Provinzen, die sich von der Kirche abgesondert, wieder zu vereinigen und die Unruhen in Unserm Reiche beizulegen.“ Alle diese Wünsche sind in gütlicher Form beseitigt, und die Opposition überwunden worden, indem die einzelnen Prälaten weniger durch Drohungen eingeschüchtert, als durch Begünstigungen gewonnen wurden. In den Briefen des präsidirenden Cardinals nach Rom ersieht man die Künste dieser frommen Verführung. Aber eben deßhalb vermögen wir jetzt auch die Scheu der Veröffentlichung der Protokolle als nicht unberechtigt von Seiten der Päpstlichen anzuerkennen. Man ersieht aus jenen Mittheilungen die unsäglichen Mühen und Compromisse, durch welche die Legaten allmählich zwar nicht Einheit aber doch die große Majorität für ihre Wünsche erlangten, wodurch zur Unleugbarkeit anschaulich wird, wie wenig der H. Geist dabei gethan hat. Als der achte Monat nahte, daß man stritt über die Rechtfertigungslehre, ermahnte der präsidirende Legat die Versammlung: solche Zögerung gebe dem katholischen Volke großes Ärgerniß, da man sage, es komme zu nichts: theils weil wir zwieträchtig sind, theils weil wir nicht wagen, die Lutherischen zu verdammen. Das Letztere hat man schließlich doch gethan.

Überblicken wir den Erfolg der Synode: 1) Die katholische Kirche hatte bis dahin nur die drei öcumenischen Symbole, an welchen auch die Protestanten festhielten und einige mittelalterliche Synodalbeschlüsse über die Ohrenbeichte und die Transsubstantiation. Gegenüber den protestantischen Bekenntnissen erhielt nun die römische Kirche die erste ausführliche Niederzeichnung ihres Glaubens, wie er sich gebildet hatte in den Verhandlungen der Scholastiker. Es war zugleich auf Jahrhunderte hinaus die letzte Aufzeichnung dieses Glaubens, daher bis zu dem von uns erlebten Concil, wer Sicheres über den katholischen Kirchenglauben behaupten wollte, hatte sich auf das Concil von Trient zu berufen. Insofern war diese Feststellung zeitgemäß. Doch ist man rasch und engherzig zugefahren, wiefern Vieles bisher frei war in den Schulen, jetzt erst fest bestimmt und nun erst eine Ausgleichung mit den protestantischen Lehren unmöglich wurde, über welche, meist leichthin einseitig und nach Zwinglis Fassung oder nach einigen

Übertreibungen Luthers durchgängig das Anathema gesprochen wurde. Als Glaubensgesetz oder -bekenntniß entsprechen die tridentiner Decrete nicht der Augsburgischen Confession — der sind sie nicht ebenbürtig — aber der Concordienformel, besonders in der Engherzigkeit der Fassung.

2) Die Reformationsdecrete haben Vieles für Ordnung und Zucht bestimmt. Zwar konnte nicht durchgesetzt werden, daß die Bischöfe zur Residenz verpflichtet würden, das heißt zum Aufenthalt in ihrer Diöcese, doch sollen sie predigen oder geschickte Prediger einsetzen. Die Bettelmönche wurden beschränkt auf ihre Ordenskirchen, fast alle Exemptionen aufgehoben und Priesterseminare eingesetzt, allerdings schon in der Abneigung gegen Universitätsbildung. Provinzial- und Diöcesansynoden sollen alle drei Jahre gehalten werden. Ferner ist ein genau gegliedertes Eherecht aufgestellt worden, besonders, wogegen auch Luther geeifert hat, gegen die heimlichen Verlöbnisse. Nach dem bisherigen canonischen Recht gehörte zum Eingehn einer Ehe nur eine gegenseitige Erklärung Derer, die sie eingehn wollten, so daß ein junges Paar etwa selbst im Tanze eine Ehe abschließen konnte durch gegenseitiges Versprechen, und dies geschah gegenüber der Unauflösbarkeit der Ehe! Auch nach dem Beschluß von Trient ist Trauung nicht nöthig, aber doch Erklärung vor dem Pfarrer als qualificirtem Zeugen, so daß er's nur hört, wenn auch widerwillig und protestirend. Gegen die Behauptung des Eherechts der Priester und Mönche wurde das Anathema gesprochen. Den Kelch für die Laien zu gestatten wurde dem Papste freigestellt, wo er's angemessen finde. Größere Zugeständnisse haben die Staatsregierungen von Frankreich und Österreich gefordert, wiefern sie dadurch eine allgemeine Versöhnung der Kirche erwarteten. Dagegen fand sich doch eine Hülfe für die Wünsche des Papstthums: zuerst die Bischöfe waren durch die Übermacht des Staates in Spanien und Frankreich abhängig geworden von den Fürsten, es galt daher die Fürsten zu gewinnen. Philipp II von Spanien wurde argwöhnisch gemacht gegen seine Bischöfe, welche über königliche Belastung der geistlichen Güter geklagt hatten. Dem König von Frankreich wurde eine andre Hülfe verheißen gegen die Hugenotten. Zu Ferdinand I begab sich der Präsident des Concils nach Innsbruck und stellte ihm vor, was sich reformiren lasse und was nicht, ohne die Katholiken zu gefährden. Charakteristisch forderte der Kaiser das Recht der Antrags-Initiative für die Prälaten. Jener wandte ein, im Besitze dieses Rechts würden sie bald Vorschläge machen gegen das Interesse des Staats. Dagegen versprach der Cardinal Alles, was

die kaiserlichen Gesandten forderten, selbst in Antrag zu stellen, wenn er's nicht thue, sollten die Gesandten selbst dazu berechtigt sein. Als zuletzt ein Vorschlag auf Beschränkung der päpstlichen Gewalt doch nicht zu hindern schien, ließen die Legaten einen Antrag stellen auf Beschränkung der weltlichen Gewalt über die Kirche. Da waren die Fürsten selbst für baldigen Schluß des Concils. Für den definitiven Beschluß der Synode fand sich die größte Hülfe darin, daß alle Liberalen als lutherisch verdächtigt wurden. Es wurde damals klar, was fortan die Geschichte der katholischen Kirche bestimmt, der freie protestantische Geist war im Begriff, gänzlich auszuscheiden aus der päpstlichen Kirche und sich ihr feindlich gegenüber zu stellen.

Die Jesuiten, besonders ihr General Lainez, leisteten bereits ihre Dienste. In einer Rede für die Allgewalt des Papstes gründete Jener die Unfehlbarkeit auf das Gebet Christi für den Glauben des Petrus und berief sich darauf: Christus habe den heiligen Petrus beauftragt: „Weide meine Schafe!" Schafe sind Thiere, die keine Vernunft haben, folglich auch keinen Antheil an der Regierung der Kirche. Der französische Gesandte, einverstanden mit den Bischöfen Frankreichs, versicherte, nie würde ihr König einen Canon anerkennen, durch welchen der Papst als rector ecclesiae universalis aufgestellt würde. Ja wenn sie mit dem Zugeständniß nach Hause kämen, daß der Papst über dem Concil stehe, müßten sie fürchten, daß das Volk mit Steinen nach ihnen werfe. Es ist damals zwischen italienischen und französischen Prälaten ziemlich hart hergegangen. Als ein Franzose in jenem Sinn gesprochen hatte, rief ein italienischer Prälat: »Gallus iste cantat.« Da rief der Franzose: »Utinam ad cantum huius galli excitaretur Petrus et fleret amare.« Die Mehrzahl der Prälaten ließ sich durch den Präsidenten doch leicht dazu bestimmen, daß die päpstliche Gewalt über jede Untersuchung erhaben sei. So ist damals jeder Beschluß über das Papstthum vermieden worden, und der Papst selbst hatte geschrieben davon abzusehn, wenn sie voraussähen, daß es nicht ein einstimmiger Beschluß werden würde.

In andern Beschlüssen ist Vieles absichtlich unbestimmt ausgedrückt, um die Verletzung der verschiednen theologischen Schulen zu umgehn. Daher besonders wichtig für den Papst, der Vorbehalt der Auslegung, für welche eine besondere Commission von Cardinälen und Gelehrten niedergesetzt wurde, die noch jetzt besteht. Nur in Frankreich wurde die Annahme der Beschlüsse von den Parlamenten verweigert als der kirchlichen Freiheit nachtheilig. Dennoch sind sie auf französischen Provinzialsynoden angenommen worden und so ist

allmählich in die öffentliche Meinung übergegangen, nicht die kirchenrechtlichen Satzungen seien anerkannt, aber die Glaubensdecrete.

So war denn der Katholicismus auf den alten Grundlagen neu geordnet, das protestantische Element möglichst ausgeschieden, die kirchliche Macht des Papstes ist unverletzt hervorgegangen. Der Cardinal Morone in seiner Schlußrede 18 Jahre nach der Eröffnung des Concils hat dieses ziemlich treffende Urtheil ausgesprochen: Die Bemühungen der Versammlung die Gegner herbeizuziehn, seien zwar vergeblich gewesen, indeß habe sie doch durch Bestimmung der Glaubenslehren und Beßrung der Kirchenzucht herrliche Früchte gebracht. Vielleicht hätte noch Bedeutenderes gewünscht werden können: sie bestehe aber aus Menschen, nicht aus Engeln und nach Maßgabe der Umstände habe das Gute anstatt des Beßren gewählt werden müssen. Gott werde vielleicht, um die auf die Vorbereitung und Abfassung der Beschlüsse verwandte Mühe zu lohnen, dereinst den Weg zum Beßren weisen. Noch vor wenigen Jahren waren wir der Meinung, daß damals die katholische Kirche zum letzten Mal durch ihre Repräsentanten versammelt gewesen sei.

Wir wenden uns zum größten Kirchenfürsten der neuern Zeit.

§ 239. Sixtus V. 24. April 1585 — 27. August 1590.

Sein Leben ist volksthümlich bekannt geworden durch Leti, einen italienischen Gelehrten, der in der Schweiz zur reformirten Kirche übergetreten ist. Sein Werk enthält vielfach Anecdoten, nicht Lügen, sondern was man sich im Volk erzählte. Sixtus ist eine der Gestalten, die sich festsetzen in der Erinnerung der Menschen, an die Anecdoten sich anschließen wie Krystalle. Das Ungewisse und Sagenhafte ist von den Charakterzügen zu scheiden, welche die Geschichte nicht zu verschmähen hat. Tempesti ist der von dem Franciscanerorden für seinen Ordensgenossen officiell aufgestellte Biograph. Er hat aus guten Quellen seine Vita geschöpft, doch nur lobpreisend, so auch Hübner, der lange Zeit als Gesandter in Rom die österreichische Politik vertreten hat. Er hat in seiner diplomatischen Muse dieses Papstbuch geschrieben.

Felice Perettis Vater war ein kleiner Weingärtner, ein slavonischer Flüchtling aus Dalmatien, seine Mutter diente als Magd zu Montalto in Marc Ancona. In einer von Ranke in Rom aufgefundnen handschriftlichen Biographie, die für Sixtus V selbst geschrieben zu sein

scheint, wird erzählt: Der Vater vernahm bei Nacht eine Stimme: „Leg dich zu deiner Frau, Peretti, sie wird dir einen Sohn gebären, den du Felix heißen sollst, denn er wird der Größte unter den Sterblichen werden!“ Er erhob sich und schlich bei Nacht nach Montalto, bei Tage konnte er es nicht wegen seiner Gläubiger. Es scheint an diesem Mythus wenigstens das Letztere historisch, die Gläubiger, auch daß er sie förmlich vertröstet hat auf das Glück seines Sohnes: er habe auf seinen Armen einen Papst, er zog seine Füßchen hervor, um sie von den Nachbarn küssen zu lassen. Solche wunderliche Hoffnung, wie manche römische Mutter mag sie nicht gehabt haben, dort wo das große Los dieser hierarchischen Lotterie Jeden treffen kann.

Es hatte anfangs wenig Aussehn zur Erfüllung dieser Träume. Der Knabe hütete bei einem Pächter die Schweine. Da sieht er einmal den Brautzug eines adligen Herrn vorüberziehn und weint bitterlich. Gefragt, warum er weine, sagte er: „Weil mir die Natur das Herz eines Königs, das Geschick die Stelle eines Sauhirten gegeben hat.“ Ein Franciscaner, der sich verirrt hat, den der Knabe freundlich auf den rechten Weg gebracht und dem er die Sehnsucht vertraute, etwas zu lernen, soll ihm die Schule und die Aufnahme in den Bettelorden verschafft haben. Wir finden ihn 1552 als Fastenprediger zu Rom, er gehört zur Partei der streng Devoten. Als Inquisitor in Venedig lag er in Streit mit dem Senat wegen der Censur. Als Cardinal legt er alle natürliche Heftigkeit ab. Leti erzählt, er habe sich geduldig, gegen Alles gleichgültig und krank gestellt, auf Krücken sei er in das Conclave gehumpelt, seine Nachbarn hätten kaum schlafen können wegen seines Gottesackerhustens. Dadurch habe er die Stimmen gewonnen. Sobald aber $^2/_3$ der Stimmen gewonnen gewesen seien, habe er die Krücken weggeworfen und sich majestätisch emporgerichtet. Die Andern schöpften Argwohn, einige Cardinäle sprachen von einem Irrthum in der Wahl, er aber stimmte mit mächtiger Stimme das Te Deum an, für die draußen ein Zeichen der vollbrachten Wahl, die Andern stimmten ein und der Widerspruch verstummte. Geschichtlich ist seine große Demuth: als sein Neffe und Liebling ermordet worden war, vergab er dem Mörder, als im Consistorium der Cardinäle einer ihn einen Esel aus der Marc Ancona nannte, schwieg er, eine ungeheure Selbstbeherrschung bei der Heftigkeit seines Innern.

Als Sixtus seine persönlichen Wünsche erfüllt sah, im 65. Jahr, lebte er für allgemeine Interessen. Auch mit phantastischen Plänen hat er sich getragen: das türkische Reich zu erobern. Er knüpfte deshalb mit Persien an: Polen solle sich Rußlands bemächtigen, er werde

es beschützen. Er will eine päpstliche Seemacht gründen und Ägypten wegnehmen, von da aus durch Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem rothen Meer den alten Weg des Welthandels wieder herstellen, also die Landenge von Suez durchstechen, wie nun geschehn ist, auch das heilige Grab erobern, oder es doch herausnehmen und nach Montalto setzen. Phantastisches wird nicht selten von Solchen versucht, die wirklich Großes vollbringen, das Wirkliche, hätten sie's nicht vollbracht, erschiene uns eben auch phantastisch.

Sixtus erkannte die Richtung der Staaten zur Unabhängigkeit von Rom. Er hielt deßhalb dafür, man müsse den Gegensatz des Protestantismus benutzen, das katholische Interesse lebendig zu erhalten. Der Königin Elisabeth ließ er förmlich den Antrag machen, sie möge zur wahren Kirche zurückkehren, als sei dies möglich. Sie hat nichts darauf erwidert, sondern gelacht. Als der Papst das hörte, sprach er, so müsse er darauf denken, ihr das Königreich zu nehmen, und verbündete sich mit Philipp II von Spanien: er wolle ihm ganz anders beistehn, als seinem Vater die frühern Päpste, er solle England erobern, wieder katholisch machen und von ihm, dem Papst, zum Lehn nehmen. Darum erließ er 1588 eine Bulle, welche die Königin von England feierlich des Thrones entsetzt. Die Ausführung sollte geschehn durch jene unüberwindliche Flotte, die so kläglich vor dem Hauch Gottes untergegangen ist. Gegen Heinrich IV bot er alle katholischen Mächte auf. Als die Republik Venedig ihn als König anerkannte und der Papst deßhalb zürnend den Gesandten anfuhr, sprach der, man müsse auch an das Gleichgewicht Europas denken, nicht alle Macht an Philipp kommen lassen, der ohnedem auf Italien laste. Hierdurch wurde Sixtus bedenklich, er fühlte den Gegensatz seiner katholischen Stellung und seiner italienischen Politik. Ohnedem dachte er groß von jenen beiden Häresiarchen: er kenne nur einen Mann und eine Frau, die, wären sie rechtgläubig, würdig wären zu regieren, Heinrich von Navarra und Elisabeth von England.

Als Fürst des Kirchenstaats hat er despotisch regiert, aber mit altrömischer Energie und Klugheit. Machiavellis Buch vom Fürsten war sein Handbuch. Er machte sofort der Unsicherheit des Besitzes unter Gregor XIII ein Ende. Dann galt es die Banditen zu vernichten. Viele hatten sich bei seiner Krönung in sein Gefängniß gestellt, weil bei solcher Gelegenheit eine allgemeine Amnestie üblich war. Er ließ sie hängen. Als sich eine Bande auf einem unnahbaren Berg der Apenninen verschanzt hatte, läßt er Maulthiere mit vergiftetem Mehl vorüber treiben. Es geschah, was er beabsichtigte. „Bei der Nachricht

von dem Tod dieser Räuber empfand er eine große Zufriedenheit.“ Der Graf Pepoli in Bologna hatte Banditen in seinem Palast verborgen, er ließ ihn enthaupten. Wer geheime Waffen trug, sollte sterben. Am Krönungstag werden solche bei vier jungen Männern vorgefunden. Man fordert vom Papst Gnade für die jungen Leute, gerade bei so freudigem Ereigniß. Er antwortet: „So lang ich lebe, muß jeder Verbrecher sterben.“ Er ließ gelinde Richter als Mitschuldige verurtheilen und übte, von Sbirren und Henkern umgeben, barbarische Justiz, doch hat er seinen Zweck erreicht. Zum ersten, fast auch letzten Mal war damals im Kirchenstaat polizeiliche Sicherheit. Seine Strafen waren oft willkürlich, auffällig. Der Erzbischof von Salerno weilte während des Carnevals in Rom mit einer bekannten Curtisane. Der Papst ließ das Haus umstellen und sie an der Seite des Bischofs bis auf's Blut geißeln, ihm geschah eben nur dies. Auch in eigner Sache war er hart. Einmal sagte Pasquin: „Warum trägst du schmutzige Wäsche?“ Marfolio antwortete: „Meine Wäscherin ist eine Prinzeß geworden.“ Gemeint war die Schwester des Papstes. Nachdem der vergebens Alles versucht hatte, den Autor des Pasquills herauszubringen, hat er ihm das Leben und eine große Summe zugesichert, wenn er sich selbst angebe. Er ließ dem Armen die Summe zahlen, aber die Zunge ausschneiden.

Er hat Arbeitshäuser, Spitäler, Vorrathshäuser gegen Theuerung im größten Styl errichtet, auch hat er eine große Druckerei im Vatican gegründet, zunächst für die Bibel in Griechisch, Hebräisch, Lateinisch. Unter ihm ist die Kuppel des Petersdoms vollendet, der Lateranpalast neu erbaut worden. Der Hügel des Quirinal war nicht bewohnbar wegen Wassermangels, da hat, wetteifernd mit den Cäsaren, Sixtus ein Werk unternommen, das sich mit den Bauwerken des alten Rom messen könne. Ein sechs Stunden von Rom entfernt auf dem Latinergebirg entspringt ein klarer, reicher Quell. Er ließ ihn fassen und in Bogengewölben, theils über theils unter der Erde nach Rom führen, wo er scheinbar aus einem Felsen entspringt, Aqua Felice genannt. Der Papst selbst hat sich als Moses darstellen lassen, der mit dem Stab Wasser aus dem Felsen schlägt. Er hatte nicht wie Leo X Liebe zum klassischen Alterthum, nur im kirchlichen Sinn hat er sich um seine Denkmale gekümmert. Augustus hatte einen Obelisk aus Ägypten kommen und im Circus maximus aufstellen lassen. Dieser Stein, seit Jahrhunderten umgestürzt, lag in Schutt begraben. Sixtus will ihn vor der Peterskirche aufgerichtet haben, das Zeichen des Unglaubens, dem Kreuze dienstbar, das auf seine Spitze gestellt werden soll. Es

galt diese ungeheure Steinmasse aufzurichten, mehrmals war's versucht worden und mißlungen. 900 Arbeiter, nachdem sie das Abendmahl erhalten, wurden an der Hebemaschine angestellt. Weil man meinte, es sei früher mißlungen durch das Geschrei des Volks, setzte der Papst die Todesstrafe, wer das Commando durch irgend einen Laut störe. Der Steinriese hob sich, schwebt, aber noch nicht lothrecht, Alles war berechnet, aber die Stricke hatten sich gedehnt, es war eine lautlose Stille. Da ruft eine Stimme, die das Leben wagte: Aqua! Der Architect versteht den glücklichen Einfall, er läßt die Seile mit Wasser begießen und sie ziehn an. Der Obelisk steht noch bis auf diese Stunde, mit Hieroglyphen bedeckt. Sixtus hat auch die thurmartigen Säulen Trajans und Antonins erneuert, aber er ließ von ihrem Gipfel die Aschenkrüge der Kaiser hinwegnehmen und die Statuen, auf der einen des Petrus, auf der andern des Paulus daraufstellen. Aber es hat ihm keine Bedenken gemacht, die häßlichen Trümmer des Alterthums zu zerstören, wo sie seinen Bauten im Weg standen.

Bei allen diesen Unternehmungen hat er doch einen Schatz von 5 Millionen Scudi hinterlassen, den Aposteln Petrus und Paulus geweiht. In der Stiftungsurkunde heißt es: er überschaue die Fluthen, auf denen das Schifflein Petri dahinfahre und den drohenden Sturm. Jener Schatz solle dienen zur Eroberung des h. Landes, zu einem allgemeinen Feldzug wider die Türken, bei Hungersnoth und Pestilenz, in offenbarer Gefahr, ein katholisches Land zu verlieren, bei feindlichem Einfall in den Kirchenstaat. Wer aber diesen Schatz zu andern Zwecken angreife, der wird bedroht mit dem Zorne Gottes und der h. Apostel. Man fragt sich, wie der Papst eine solche Summe zusammengebracht hat. Es ist geschehn durch neue Auflagen, wie sie möglich waren bei der neuen Ordnung und der Rechtssicherheit, insbesondre aber durch Verkauf zu diesem Behuf meist erst creirter Ämter, wobei das Einkaufscapital sich mit 8% verzinste. Ein Amt wurde etwa verkauft mit einem schönen Titel für 5000 Scudi, der Käufer erhielt davon jährliche Einkünfte, 400 Scudi, also eine Leibrente mit einem vornehmen Titel. Der Vortheil des Staates ergab sich, wenn der Käufer frühzeitig starb. Immer war es doch unerhört, eine Anleihe, um einen Schatz zu sammeln für eine unbestimmte Zukunft.

Sixtus ist gestorben, nachdem er vier Monate vorher an Kopfschmerzen gelitten. Er gab's den Jesuiten Schuld, die er bereits reformiren wollte. Auch als sie ihm einen Beichtvater vorschlugen, war seine Antwort: es schiene ihm besser, daß sie ihm beichteten, als er ihnen. Doch war er 70 Jahre alt, ein Mann von großer Einsicht,

gewaltsamem Willen und zelotischem Wesen. Als er starb, brauste ein Ungewitter über den Quirinal. Die alberne Menge überredete sich, Fra Felice habe einen Pact mit dem Bösen gehabt, durch dessen Hilfe er von Stufe zu Stufe gestiegen, nach abgelaufner Frist sei seine Seele in diesem Wetter davon geführt worden. So stellt sich der Menge sinnbildlich ihr Mißvergnügen dar über die neue Auflage und die ungewohnte Strenge dieser Regierung. Sie riß auch die Bildsäule nieder, welche die Stadt auf dem Capitol ihm gesetzt hatte. Aber Sixtus V wie Leo X sind im Andenken der römischen Bevölkerung geblieben: dieser repräsentirt das goldene Zeitalter der Kunst, auf das sie stolz ist, jener hat mit starker Hand im feudalen, zerrißnen Kirchenstaat die moderne Staatsgewalt aufgerichtet, der Held des erneuerten Papstthums, das sich in die politischen Verhältnisse fügt und sie benutzt.

§ 240. Päpste aus dem 17. Jahrhundert.

Nach drei unbedeutenden Zwischenregierungen, die ich nicht aus ihrer Verborgenheit ziehen will, folgt Clemens VIII [1592—1605], ein Florentiner, aus der Familie der Aldobrandini, Professor der Jurisprudenz in Pisa, ein entschiedener Priesterfürst unter milden Formen. Alle Morgen las er seine Messe und Abends hörte Baronius seine Beichte, für einen Kirchenhistoriker interessant genug zu hören. Mittags speiste er Arme in seinem Zimmer, dazwischen lagen die Geschäfte.

Heinrich IV mußte sich mit dem Papstthum versöhnen, um den vollen Gewinn seines Übertritts einzuziehn. Es ist der liberale, mit dem Protestantismus noch behaftete Katholicismus, der um des Papstes Segen bittet, ein haereticus relapsus. Die strengkatholische Partei sah in ihm noch immer den heimlichen Ketzer. Der Papst zögerte, aber die Sorbonne hat Heinrich schon als allerchristlichsten König anerkannt. In Frankreich regt sich die altgallikanische Gesinnung. Der französische Gesandte bemerkte: Clemens VII habe durch seine Hitze England verloren, Clemens VIII werde durch seine Langsamkeit Frankreich verlieren. Die Form, in der die Segnung endlich geschah, ist interessant. Die Peterskirche war verschlossen, der Thron des Papstes in der Vorhalle aufgerichtet. Der französische Gesandte im Bußkleid kniete vor Clemens und schwur im Namen des Königs seines Herrn aller Ketzerei ab, während der 51. Psalm gesungen wurde und der Papst bei jedem Vers den Gesandten mit einer Ruthe leise berührte.

Dann sprach er feierlich die Absolution aus, die Pforten öffnen sich und das Te Deum ertönt für den ältesten Sohn der Kirche, den allerchristlichsten König von Frankreich. In solcher Äußerlichkeit wird da über Seligkeit und Verdammniß entschieden. So meinte Heinrich seinen Thron gesichert gegen die fanatischen Katholiken und erhielt zugleich von dem gefälligen Papst die Erklärung der Nichtigkeit seiner Ehe, die er auf der Bluthochzeit geschlossen hatte. Dafür hat Clemens geeifert gegen das verfluchteste Edict von Nantes, einzelnen Protestanten hat er sich freundlich erwiesen.

Der Herzog Alfonso von Ferrara hinterließ als Nachfolger nur einen unehlichen Sohn, Don Cesare, den letzten der Herzöge Este. Der Papst erklärte Ferrara als heimgefallnes Lehen, Don Cesare als Feind der römischen Kirche, den Huldigungseid für nichtig. Die Grenzen waren bewacht, ein Bote hatte die Bulle eingenäht in seine Kleider an den Bischof gebracht. Am letzten Tage 1597 wurde ein Domherr begraben, die Kirche war schwarz ausgeschlagen, die Predigt handelte vom Tode: „Aber noch viel Schlimmeres als der Tod des Leibes ist das Verderben der Seele, das uns jetzt Alle bedroht.“ Der Bischof hielt inne und ließ die Bulle verlesen, in der Alle, die sich nicht von Don Cesare absondern würden, als verdorrte Zweige vom Baum des Lebens abgehaun werden. Die Kirche erfüllte sich mit Seufzern und Wehklagen, Cesare gab seine Sache verloren. Das Belvedere, dessen glänzende Zeit als Vorbild der schönen Tage von Weimar angesehn worden ist, wo Ariost und Tasso gedichtet, geliebt und gelitten, wurde eine öde Citadelle. Die Besitznahme dieses Herzogthums bedeutete die letzte Vergrößerung des Kirchenstaats.

Als die Parteien im Conclave sich über den Cardinal Borghese vereinigten, studirte der in alten Decreten, unbekümmert um die Gegenwart.

Paul V [1606—1621] war durchdrungen von einem überschwänglichen Begriff des Papstthums. Seit der Reformationszeit waren Collisionsfälle mit den Staatsgewalten je nach persönlichen und politischen Verhältnissen verschieden geschlichtet, nicht mit juridischer Schärfe abgemacht worden. Wo nun die Vorfahren Pauls von den Decretalen als göttlichem Gesetz abgewichen waren, dachte er nicht an die Nothwendigkeit der damaligen Verhältnisse, sondern hielt es für persönliche Nachlässigkeit. Ihm selbst entstanden dadurch Mißhelligkeiten mit allen Staaten Italiens, deren Spitze der Streit mit Venedig. Diesem Streit lag ein dreifacher Anlaß zu Grunde. Ein Augustiner hatte elf Kinder gemißbraucht, dann ermordet, der Senat ließ ihn

hinrichten. Der Papst erhob dagegen Klage als gegen ein Sacrilegium. Andre Mönche waren in Venedig als Giftmischer verhaftet worden. Weil sie an den Papst appellirten, forderte dieser ihre Auslieferung, welche Venedig verweigerte. Weil nach der Ansicht des Senats zu Venedig zu viel Eigenthum in die todte Hand komme, d. h. durch Vermächtnisse an Klöster, so gebot ein Gesetz, daß solcher Erwerb innerhalb einer bestimmten Frist verkauft werden müsse. Endlich die Bücherverbote der römischen Inquisition, während Venedig seine Druckereien schützte und sich weigerte, diese Verbote ohne Placet der Staatsgewalt anzuerkennen. Der Papst bedrohte den Senat mit dem Bann, der Senat verbot alle Geldsendungen nach Rom. Als hierauf die Drohung sich erfüllte, verbot der Senat die Verkündigung des Interdicts, gebot den Gottesdienst überall fortzuhalten, versprach die Priester darin zu schützen und verbannte Diejenigen, welche das Interdict geltend machen wollten, namentlich die Jesuiten. Die Beruhigung der Gewissen und die Durchführung der Maßregeln des Staates geschah vornehmlich durch den Mönch Paolo S a r p i, einen Serviten, der sich auch als eine moralische Macht dem Papstthum entgegenstellte. Er war der Sohn eines Kaufmanns, immer ernst, asketisch, nie soll er Fleisch gegessen haben, seine Schulgenossen nannten ihn die Jungfer. Mit scharfem Blick trieb er Naturwissenschaft, ihm wird die erste Beobachtung der Magnetnadel zugeschrieben. Er ist der Geschichtschreiber von Trient. Ist auch ein Stück Protestantismus unter seiner Mönchskutte verborgen, so fühlte er sich doch immer als Katholik, täglich las er seine Messe. Aber in ihm war zugleich das Gefühl eines freien Staates. Das war vielleicht seine einzige Leidenschaft, der unversöhnliche Haß gegen den weltlichen Einfluß des Papstes und der Jesuiten: Erhebung Italiens aus dem römischen Sumpf, eine katholische Kirche ohne Papst. Er hat der canonischen Rechtstheorie eine neue Theorie des Staatsrechts entgegengestellt: auch der Staat ist von Gott eingesetzt und von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit ist so wenig Jemand ausgenommen als vom Gehorsam gegen Gott, sonach auch nicht der Klerus. Christus hat weltliche Gewalt nicht geübt, also auch nicht übertragen. Sarpi ließ eine Schrift Gersons gegen ungerechte Excommunication verbreiten, er beutet die Geschichte aus zu Waffen gegen Rom. Wenn nun, durch ihn ermuthigt, das Volk gegenüber dem Interdict rief: »Siamo Veneziani e poi Christiani!« so hat Sarpi ihnen gezeigt, wie sie vielmehr Beides zu gleichem Rechte sein sollten, Venetianer und Christen, und daß sie dazu des Papstes nicht bedürften. Venedig, im Besitz der Lombardei,

bedrohte den nördlichen Theil des Kirchenstaats, Ferrara und Bologna. Paul forderte, man solle jenes Gesetz wenigstens suspendiren, das Interdict auf einige Tage anerkennen. Der Senat: „Nicht eine Stunde!“ Endlich als er sich zur Aufhebung des Interdicts verstand, gestattete die Republik keine der Feierlichkeiten, die sonst bei solchem Ereigniß üblich waren. Die verhafteten Mönche wurden dem französischen Gesandten übergeben mit der Erklärung: es geschehe unbeschadet der Rechte des Staats. Venedig hat auf Sarpi eine Münze schlagen lassen mit seinem Bilde und der Schrift: Paulus Sarpius, Doctor gentium, auf der Rückseite: Et genio et scriptis ingentum conspice Paulum, Hic etiam Petro restitit in faciem. So sah man in jener Erhebung des Paulus gegen Petrus in Antiochien Vorbild und Berechtigung. Er ist einmal in der Nacht angefallen worden, doch nicht tödlich verletzt. Auf die Frage, von wem wohl dieser Anfall ausgegangen sei, war seine Antwort: Ich erkenne sehr wohl lo stilo romano, doppeldeutig Styl und Dolch. So hochgehalten war Sarpi bei der Bevölkerung, daß die Venetianer sogar von Wundern an seinem Grabe erzählten und daselbst Gebete hielten, die ein folgender Papst als ärgerlich verbot.

Da Paul V die päpstliche Anmaßung in der Wirklichkeit zurückgewiesen sah, erfreute er sich ihrer desto mehr in Schriften. So empfing er die Zueignung eines Buches: Paulo Vicedeo et pontificiae omnipotentiae conservatori acerrimo. Daneben wurde er von der Bevölkerung gern genannt: Fontifex maximus, weil er einige stattliche Fontänen gebaut hat.

Jammervoll ist der Untergang der Cenci. Das Haupt dieses unglücklichen Geschlechts, der Vater, ein Unmensch, entbrannte gegen die eigne Tochter und drohte ihr mit Gewalt. Sie glaubte sich nur retten zu können, indem sie, verbunden mit ihrer Stiefmutter, den Vater ermorden ließ. Beide, die Mutter und die Tochter, sind enthauptet worden. Die Villa der Cenci unter den Mauern Roms ist noch jetzt im Besitz der reichen Nachkommen Pauls V als Villa Borghese. Das Gehässige der Erwerbung ist durch die humane Verwaltung dieses prachtvollen Parks ausgeglichen worden, bis 1848 stand über dem Haupteingang die lateinische Inschrift: „Wer du auch seiest, geh, wohin du willst und pflücke, was du willst. Dies Alles ist mehr dem Fremdling als dem Hausherrn zubereitet.“*) Die Inschrift ist seitdem verschwunden, doch die Sache geblieben.

---

*) Quisquis es, ito quo velis, carpito quae velis, extero magis haec parantur quam hero.

Gregor XV [1621—1623] war phlegmatisch und krank. Im Sinn des Jesuitenordens, dessen Gründer er als sein Zögling heilig sprach, hat er doch die neue Verherrlichung des Katholicismus erkannt durch Beförderung der überseeischen Missionen. Hundert Maulthiere brachten ihm die Handschriften der Heidelberger Bibliothek, ein Geschenk des katholischen Heerführers Maximilian von Baiern und der Dank für seine rege Unterstützung des Glaubenskrieges. Die deutschen Handschriften sind 1814, so weit sie noch nachweisbar waren, wieder nach Heidelberg zurückgeführt worden. Die Überführung nach Rom hat sie vielleicht gerettet, denn zur Stelle geblieben wären sie, als 1693 die Franzosen in Heidelberg plünderten und brannten, wahrscheinlich untergegangen. Man kann darin ein Sinnbild von allgemeiner Bedeutung sehen: das Papstthum als eine rettende Macht, auch wenn es Unrecht thut oder unrechtes Gut empfängt, aber nur wiefern der Raub ihm rechtzeitig wieder abgenommen wird.

Urban VIII [1623—1644] fühlte sich zunächst als weltlicher Fürst. Man führte ihn unter den marmornen Denkmalen seiner Vorfahren herum, er sagte: „Ich werde eiserne hinterlassen", er meinte Kanonen und Festungen. Ohne die Energie eines Julius II hat er nur das höchste Selbstgefühl. Es wird ihm ein Einwand gemacht aus päpstlichen Decretalen. Er entgegnet: „Der Ausspruch eines lebenden Papstes gilt mehr als der von hundert todten." Im dreißigjährigen Krieg war er gegen Spanien und Österreich, gegen die katholischen Mächte, er scheute die Übermacht von Habsburg. Der kaiserliche Gesandte beschwor ihn, den Krieg als Religionskrieg zu erklären, Frankreich abzumahnen vor dem Bündniß mit den Ketzern, noch könne man den König von Schweden vertreiben, er führe nur 30000 Mann. Da antwortete der Papst mit kühler Gelehrsamkeit: „Mit 30000 Mann hat Alexander die halbe Welt erobert.*) Im Prager Frieden, dem Vorläufer des westphälischen, wurden die ersten säcularisirten Kirchenländer an Fürsten im Weg des Vertrags zwischen Staat und Staat vergeben. Es lag doch in der Stellung eines Papstes dagegen zu protestiren, und Urban hat es gethan. Er hat der Bulle In coena domini, der berühmten Nachtmahlsbulle, ihre letzte Fassung gegeben, sie enthält die Anmaßung und Intoleranz des mittelalterlichen Papstthums, doch auch seine Humanität, so weit sie den hierarchischen

*) Was nicht unbekannt war, die Wünsche dieses Papstes für die Protestanten, hat Gregorovius in der Schrift: Urban VIII im Widerspruch mit Spanien [Stuttgart 1879], durch neu aufgefundne Urkunden erwiesen und anschaulich dargelegt.

Anschauungen entspricht. Neben Saracenen, Seeräubern, Fürsten, welche willkürliche Steuern auflegen, verdammt sie Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten. Sie wurde jeden Gründonnerstag vom Balcon der Peterskirche feierlich verlesen, der Fluch über die halbe Welt vor dem Segen über das römische Volk. Das Resultat der langen Regierung dieses Papstes war der Reichthum des nun fürstlichen Hauses der Barberini, das fünf Birnen im Wappen führt. Ein deutscher Fürst, der bald nach Urbans Tode Rom besuchte, machte eine Bemerkung über diese Birnen, die über dem Thor des Palastes prangten. „Wundert euch nicht," meinte sein Begleiter, „daß diese Birnen so dick und fett sind: sie haben 21 Jahre lang das Blut der Kirche eingesogen."

Am Ausgang des Reformationsjahrhunderts ist eine Weißagung erdichtet worden, die sich als Werk des Erzbischofs Malachias von Armagh in Irland gibt, welcher auf der Wallfahrt nach Rom bei Bernhard von Clairveaux gestorben ist und von Letzterem gerühmt wird als Wunderthäter und Prophet. Sie beginnt mit den Päpsten des 12. Jahrhunderts und bezeichnet 111 Päpste als noch künftig. Jeder ist mit einem kurzen Stichwort, wie mit einem Motto charakterisirt. Die ganze Reihenfolge bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist zwar geistlos, nicht etwa nach Charakter und Geschick, nur nach irgend einer zufälligen Bestimmtheit, aber ganz genau und sicher bezeichnet. Ich will einige Beispiele anführen: Bonifacius VIII: Ex undarum benedictione, weil sein Taufname Benedict und in seinem Wappen undae, der Zufall erlaubt hier eine tiefere Beziehung auf das Wasserschloß, in welchem er gewählt ist. Innocenz III: Comes Signanus, er war Comes Signiae. Gregor IX: Avis Ostiensis, in seinem Wappen steht ein Adler und er ist Cardinal von Ostia gewesen. Alexander VI: Bos Albanus in portu, in seinem Wappen ein Ochs und er Cardinal von Albano und Porto. Pius II: de Capra et Albergo, war vormals Secretair der Cardinäle Capranica und Albergato. Hadrian VI: Leo Florentius, war Sohn des Niederländers Florentius und in seinem Wappen ein Löwe, im übrigen ein friedlicher niederländischer Scholastiker. Selten findet sich eine sinnvolle historische Beziehung wie bei Cölestin V: Ex eremo Celsus. Nach Clemens VIII nun hat dies gänzliche Zutreffen ein plötzliches Ende. Unter seiner Regierung ist die Weißagung zum ersten Mal gedruckt und dem Malachias wohl auch deßhalb zugeschrieben worden, weil sein Name auch an den letzten alttestamentlichen Propheten anklingt. Von da an ist erst interessant, wenn zuweilen doch etwas zutrifft, und das ist einige Mal geschehn.

So wird Gregor XV bezeichnet durch Tribulatio pacis, und er ist mitten in den dreißigjährigen Krieg gefallen. Mehr noch bei Alexander VII [1655]: Custos montium. Das erinnert an ein Witzwort der Königin Christine von Schweden, die auf ihn den Vers anwandte: »Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus«, in Bezug auf die sechs Berge in seinem Wappen. Wie Zutreffen und Nichtzutreffen wechselt, das Letztere aber das Gewöhnliche, wird anschaulich an den Päpsten seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Benedict XIV: Animal rurale, aber er war ein gelehrter und geistvoller Papst. Clemens XIII: Rosa Umbriae, als solch eine Rose konnte er höchstens den Jesuiten erscheinen und aus Umbrien stammt er nicht. Clemens XIV: Ursus velox, so mag ihn allerdings die hierarchische Partei ansehn, so wenig er auch velox war. Nun aber Pius VI: Peregrinus apostolicus, zweimal ist Pius über die Alpen gezogen in nicht unapostolischer Weise, das scheint angemessen. Pius VII: Aquila rapax, besser würde man sagen, ein räuberischer Adler sei über ihn gekommen. Pius VIII: Vir religiosus, nicht falsch, aber doch eine sehr allgemeine Bezeichnung. Gregor XVI: De balneis Hetruriae, er war ein Venetianer. Aber Pius IX: Crux de cruce, Kreuz vom Kreuz. Nun viel Kreuz ist auf ihn gekommen und er ist ein Kreuz für Italien geworden, oder noch näher könnte man's beziehen auf das Kreuz im savoyischen Wappen. Endlich: der jetzige Papst ist glänzend eingeführt als lumen de coelo. Nun Leo XIII hat sich bis jetzt als ein gelehrter, auch mildgesinnter Papst gezeigt, aber ein besondres Licht ist von ihm über die Welt nicht ausgegangen. Es folgen nach dieser Weißagung nun noch 10 Päpste. Der 1. ist bezeichnet als Ignis ardens. Als ich einmal das Osterfest in Albano feierte als Gast bei einem deutschen Cardinal, habe ich den, wenn auch nur scherzhaft, begrüßt, daß diese Weißagung ganz auf ihn passe: Hohenlohe. Aber große Wahrscheinlichkeit ist für die Wahl eines Deutschen keineswegs vorhanden. 2) Religio depopulata. 3) Fides intrepida. 4) Pastor angelicus. 5) Pastor et nauta, auf diesen könnte die moderne Weißagung bezogen werden, 1900 werde der Papst zur See gehn und seinen Sitz in Baltimore aufschlagen. 6) Flos florum. 7) De medietate lunae, allenfalls mit dem Halbmond im türkischen Wappen zu deuten. 8) De labore solis. 9) Gloria olivae. Dann wird Petrus romanus die römische Kirche unter schwerer Verfolgung weiden, die Stadt der sieben Hügel zerstört werden und der furchtbare Richter sein Volk richten. Der Name Petrus romanus ist offenbar gebildet nach Analogie des letzten römischen Kaisers Romulus Augustulus. Man könnte zweifeln, ob hier ein bestimmtes geschichtliches Ende des

Papstthums vorausgesagt sei, oder ob erst mit dem Weltende. Ich zweifle nicht, daß das Letztere gemeint ist, und das ist gerade die Absicht der Weißagung: das Papstthum wird erst enden mit dem Weltgericht. Immer erscheint der Erdichter als vorsichtiger Prophet, daß er das Ende so weit hinausgesetzt hat.

Im 17. und 18. Jahrhundert hat man dieser Weißagung oft große Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn sie auch nicht gerade Einfluß gehabt hat auf die Papstwahlen, doch wurde immer die Neugierde erregt, ob der wirkliche Papst eine Beziehung auf die Weißagung zulassen werde. Lange hielt man sie für echt. Da der Ursprung derselben noch zweifelhaft war, habe ich 1856 eine Preisaufgabe darauf gestellt. Weingarten, der Breslauer, hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst und durch seine genaue Untersuchung als Resultat die Wahrheit über allen Zweifel gestellt.

§ 241. Recht und Politik.

Oft ist das Christenthum oder ein bestimmtes Kirchenthum angeschuldigt worden wegen seines Verhältnisses zu einer bestimmten Staatsform. Ich habe schon einige Male darauf hingewiesen, wie je nach den Umständen das Christenthum ein zerstörendes oder förderndes Verhältniß zu den verschiedensten Formen des Staates eingegangen ist. So ist der Katholicismus dieser Zeit theils für, theils gegen die königliche Gewalt. Der altchristliche Gedanke: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, oder in der Fassung: Ein Gebot, das wider Gott ist, gilt nicht für einen Christen, war ursprünglich gefaßt im Sinn eines passiven Duldens für verweigerten Gehorsam, wo dieser gegen das christliche Gewissen ging. Von der mittelalterlichen Hierarchie ist der Spruch activ genommen worden: im Dienste Gottes ist jede widerstrebende Gewalt zu überwältigen. Auf diese mittelalterliche Praxis haben die Jesuiten die Theorie gegründet: jede Staatsgewalt unterliegt dem Veto des Papstes. Dieser hat allerdings direct keine weltliche Herrschaft außerhalb des Kirchenstaats, aber indirect hat er die höchste. Zum Heil der Seelen kann er bürgerliche Gesetze erlassen, kann einen ungehorsamen oder häretischen Fürsten absondern von seinem Reiche, absperren, wie einen räudigen Bock von der Heerde und kann das Reich einem Andern übertragen. Was Diejenigen, die nichts von der Geschichte wissen, für eine Erfindung Rousseaus halten, die Doctrin der Volkssouveränität, daß alle Macht vom Volke ausgehe, haben schon die Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts auf's schärffte

ausgeführt, allerdings nicht zur Verherrlichung des Volks, aber zur Herabsetzung der fürstlichen Gewalt gegen die päpstliche. So der Cardinal Bellarmin: zwar auch die Obrigkeit sei von Gott, aber Gott habe sie an Niemand namentlich verliehen. Daher kann das Volk, aus dem sie hervorgeht, seine Gewalt bald an Einen übertragen, bald an Mehrere. Und wären alle Könige todt, das Volk kann jeden Tag neue machen. Es hat immer das Recht, die Formen des Staats zu ändern und den Auftrag, den es einer Person gegeben, zurückzunehmen. Dagegen die höchste geistliche Gewalt hat Gott dieser bestimmten Persönlichkeit, dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern verliehen.

In einem vielgebrauchten, unter römischer Censur gedruckten Handbuch der Beichtväter heißt es: „Der König kann wegen Tyrannei oder Vernachlässigung seiner Pflichten vom Volk abgesetzt und ein andrer an seine Stelle gesetzt werden."

Der Jesuit Mariana in seinem berühmten Handbuch der Politik [1598] hat fast alle Fragen, welche in Collisionsfällen vorkommen, aufgeworfen und sie unbedenklich entschieden zum Nachtheil der königlichen Gewalt, indem er Ermordung und Hinrichtung eines tyrannischen Königs billigt. Er hat dem Königsmörder Clement eine salbungsvolle Lobrede gehalten als aeternun Galliae decus. Mariana hat sein Buch für die spanischen Prinzen geschrieben unter dem Eindruck des katholischen Volkskampfes der Ligue gegen das abtrünnige und gegen das häretische Königthum.

Mit stürmischer Beredtsamkeit ist diese Doctrin in den Predigten von Boucher verkündigt. Er war gebildet in den Zeiten der Ligue, Pfarrer zu Paris und Mitglied der Volksregierung gewesen, als das souveräne Volk sich von Heinrich III losgesagt hat. Nach diesen Predigten [1594 in Paris gedruckt] schränkt nur eine Bedingung den Willen des souveränen Volkes ein: es darf nicht einen ketzerischen König annehmen, denn dadurch würde es dem Fluch Gottes verfallen. So auch die Sorbonne als die geistliche Intelligenz des französischen katholischen Volkes gegen Heinrich III und IV. Als aber dieser fest auf dem Throne saß, erklärte dieselbe Sorbonne, daß alle Gewalt von Gott stamme, und es sei eine Ausstreuung übel gesinnter Leute, daß man einem König den Gehorsam versagen könnte, weil er vom Papst nicht anerkannt sei.

Thatsächlich hatte der Papst keine Macht mehr über die Fürsten, vielmehr von ihrem guten Willen hing der Widerstand gegen den Protestantismus ab. Daher nun von Rom die andre Seite der Doctrin verkündet wurde: der Thron ruht auf dem Altar, das etwas schwer-

fällige Bild in dem Sinn: die monarchische Gewalt hat ihre beste Stütze an der Hierarchie. Die Republik Venedig erhob sich zuerst über das kirchliche Vorurtheil und schloß 1619 einen Bund mit den reformirten Niederlanden. Heimlich hatten allerdings schon französische Könige die deutschen Protestanten gegen das österreichische Kaiserthum unterstützt. Als Paul IV die Kaiserwahl Ferdinands ohne seine Vermittlung und durch häretische Wahlfürsten für ungültig erklärte, vernahm er, daß in deutschen Landen Jedermann, alter oder neuer Religion vor dem römischen Wesen ausspeie, und die Kaiserkrönung ward seitdem ein von Rom ganz unabhängiges hohes Fest im Angesicht der Nation, wenn auch unter katholischen Cärimonien, und insgemein durch den Erzbischof von Köln.

Zuerst in Rom hat sich das moderne Staatsschuldenwesen ausgebildet, theils durch Ämterverkauf zu lebenslänglicher Rente, theils durch Anleihen gegen Verpfändung von Staatseinkünften. So z. B. wird eine neue Steuer auf das Salz gelegt, sie wird jährlich etwa 50000 Thaler tragen. Statt diese zu genießen, macht der damalige Papst eine Anleihe von einer Million und die jährlich 50000 Thaler werden den Gläubigern gesichert als Zinszahlung. So lernt man von der Zukunft zehren. Aber alle Capitalisten, die zu dieser Anleihe gesteuert hatten, erhielten dadurch Interesse für den ruhigen Bestand des Papstthums, denn sonst war das Capital verloren. Subsidien gegen die Protestanten und Ausstattung der Nepoten vermehrten die Schulden der Curie so, daß unter Urban VIII die Zinsen die Hälfte aller Einkünfte verschlangen.

Die Päpste dieser Zeit dachten nicht mehr daran unabhängige Fürstenthümer für ihre Familien zu gründen, aber reiche Majorate. Insgemein ernannte der Papst einen seiner Neffen zum Cardinal als seinen Vertrauten, einen andren stattete er mit dem, was wir Rittergüter nennen würden, als Majoratsherrn, aus in der natürlichen Neigung von einem gewonnenen hohen Ziel einen irdischen Segen in seiner Familie zu bewahren. Dazu entwickelte sich in Rom die Gestalt der Prälatur, daß die Söhne wohlhabender Familien, mit einiger Rechtskunde ausgestattet, ohne Priesterweihe, doch im Cölibat, das Anrecht auf alle einträgliche Ämter des Kirchenstaats erlangten.

Die Verhältnisse der Synode von Trient konnten in Rom keine große Meinung von der Unfehlbarkeit der Concilien begründen. Paul IV, als ihm einmal die Autorität des Concils entgegengehalten wurde, antwortete: es sei thöricht zu glauben, daß ein Schock ungeschickter Bischöfe besser im Stande sei, von Trient aus die Kirche zu

regieren, als er, der Statthalter Christi. Bischof konnte insgemein nur werden, wer dem Landesherrn und zugleich dem Papste wohl gefiel, der durch die canonische Einsetzung stets ein Veto hatte. Nach der letzten Fassung des Eides der Bischöfe im Pontificale Romanum [1595] verspricht der Bischof dem heiligen Vater Treue, Gehorsam, Geheimhaltung seiner Rathschläge, Ansehn und Privilegien des Papstthums zu vertheidigen und zu mehren, nicht theilzunehmen an einem Rath, dadurch irgend etwas Ungünstiges gegen das Papstthum beschlossen wird, vielmehr es zu hindern und anzuzeigen; alle drei Jahre in Rom persönlich oder durch einen Abgesandten sichre Rechenschaft abzulegen über seine Amtsführung; endlich Häretiker, Schismatiker und Rebellen nach bestem Können zu verfolgen [pro posse persequi]. Dies besonders in Deutschland bedenklich, wo Bischöfe als Landesherrn auch protestantische Unterthanen hatten, und Vieles erklärend im Verfahren der Bischöfe.

Da alle einst katholisch gewesenen Länder als wieder zu gewinnende Missionslande betrachtet werden, so sind sie den benachbarten Bischöfen de iure unterworfen. Jeder Protestant wird angesehn als durch die Taufe der katholischen Kirche dem Rechte nach angehörig, wie ein entlaufner Sclav. Daher die Curie insbesondre den deutschen Bischöfen das Recht übertrug, Ehedispense zu ertheilen und Ausnahmen von katholischen Satzungen zu gestatten, wie die Missionsthätigkeit in Sprengeln erforderte, die von protestantischen Einflüssen durchzogen waren. Aber dies Recht ward nur aus Gnaden und auf bestimmte Zeiträume als sogenannte Quinquennal-Facultät verliehen und so doch die Bischöfe in steter Abhängigkeit vom Papst gehalten. In den Hauptstädten bildeten sich stehende Nuntiaturen mit großen Vollmachten, so in Luzern, um die katholischen Cantone in steter Gährung gegen die protestantischen zu erhalten. In Köln seit 1595 bei der Minderjährigkeit des Erzbischofs, eines bairischen Prinzen, der Anlaß vorübergehend, der Erfolg bleibend. Die Nuntien concurrirten mit allen Rechten der Bischöfe, doch waren die deutschen Bischöfe, die sich als Fürsten fühlten und oft aus Fürstenfamilien stammten, nicht allzu unterthänig, auch in Frankreich sahn sie oft mehr auf den König als auf den Papst. Die Bischöfe erhielten den niedern Klerus in Unterthänigkeit, indem sie wiederum den Priestern nur auf bestimmte Jahre das Recht ertheilten Beichte zu hören, und vorkommenden Falls sie von dem Recht irgend ein Sacrament zu verwalten, suspendirten.

§ 242. Umschwung des Katholicismus.

Ich habe schon hingedeutet auf eine Reformation, genauer eine Restauration des Katholicismus. Der Protestantismus hat darin seine Macht geübt auf die ihm feindselige Kirche, und ihren sittlichen religiösen Inhalt gerettet, sowohl durch seine Opposition gegen die Mißbräuche, die einmal an's volle Tageslicht gezogen, gar nicht so fortbestehn konnten, als auch weil die Hierarchie zur Einsicht kam, daß sie nur auf neuen sittlich-religiösen Grundlagen dem großen Kampf gewachsen sei. Doch war diese Einwirkung eine zweifache, sehr verschiedne, Segen und Fluch für die katholische Kirche selbst enthaltend.

Das Erste, der Segen, war die Abstellung der alten Unordnung: Ablaß wurde nur noch ertheilt für fromme Werke, besonders für Wallfahrten, für den Besuch bestimmter Kirchen, und da war doch meist die religiös-kirchliche Bedingung, Buße und Beichte, stark betont. Das Leben der Geistlichen wurde allmählich zur Ehrbarkeit genöthigt, es erhoben sich Individuen und Stiftungen, von denen eine neue religiöse Innigkeit und Energie ausging, diese meist als Devotion. Ich verstehe darunter eine Frömmigkeit, die ganz aufrichtig sein kann, aber nicht naiv, sondern mit demüthigem Schaugepränge ein wenig kokettirend, so vornehmlich in Rom: die alte Rücksichtslosigkeit, das „Rips-Raps"-Messelesen, hatte ein Ende. Wo mit den geistlichen Eigenschaften unmittelbar die höchsten Güter des Glücks verbunden oder zu erwarten sind, da entsteht immer die Gefahr, zum mindesten in den äußern Erweisungen der Frömmigkeit etwas zu übertreiben.

Die andre Seite war die Verdächtigung des freien Gedankens. Schon Erasmus hatte die Reformation deßhalb angeklagt, es war die natürliche Folge: das protestantische Princip der freien Forschung, vorher noch innerhalb der katholischen Kirche, ist heraus, ihr äußerlich feindselig gegenüber getreten, daher Solche, die noch innerhalb der katholischen Kirche frei zu denken wagten, Gegenstand der Verfolgung wurden. Paul IV hat es ausgesprochen und zur That gemacht: die einzige sichere Stütze des Papstthums ist die Inquisition. In Spanien hat schon der Augustiner Luis de Leon [† 1591], Professor in Salamanca und lyrischer Dichter, fünf Jahre in den Kerkern der Inquisition geschmachtet, weil er den hebräischen Text über die Vulgata gestellt und das Hohelied in die Sprache Castiliens übertragen hat als ein königliches Hirtengedicht von der Liebe Glück und Leid, das Abbild göttlicher Liebe. In Frankreich hat Richer, Doctor der Sorbonne, die

Rechtsanschauung des Concils von Basel behauptet: der Papst nur der erste Beamte der Kirche, wie Petrus selbst dispensator et caput ministeriale. Er hatte sich früh für das Recht Heinrichs IV erklärt und das Andenken Gersons gegen Bellarmin vertheidigt. Dieser Standpunkt ist auf französischen Provinzialsynoden als Richerismus verworfen worden, aber Urban VIII verlangte nach einem Widerruf. Der Cardinal Richelieu will das seinem damaligen Bündniß mit dem Papste gewähren, aber Richer, nun ein alter Mann, hätte es nimmer freiwillig gethan. Ein Capuciner Joseph, Richelieus Handlanger, von dem man sagte, an der Stelle des Herzens sei bei ihm eine Grube, in die Jeder falle, der mit ihm zu thun habe, lud den Doctor zu Tische. Hier erschienen zwei Banditen, welche ihm ihr Messer auf die Brust setzten. Im Schrecken hat er den ihm vorgelegten Widerruf seines Lebens unterschrieben, der Kummer darüber hat ihn getödtet.

Galileo Galilei hatte das System des Copernicus vom Umlauf der Planeten weiter entwickelt und durch das Teleskop Himmel und Erde einander näher gebracht. Er hat sein Himmelssystem wie Copernicus wegen der Inquisition nur als Hypothese in Gesprächsform zwischen Anhängern des Alten und des Neuen vorgetragen. Er ward beschützt durch den Großherzog von Toscana. Dennoch ist er durch die römische Inquisition verhaftet, im 71. Jahr dazu gebracht worden, die Ungereimtheit und Ketzerei einer Bewegung der Erde um die Sonne knieend abzuschwören. Es ist wohl nur Anecdote, daß er aufstehend in sich hinein gemurmelt habe: E pur si muove! Und sie bewegt sich doch! gedacht hat er's gewiß. Durch den Widerruf hat er sein Leben gerettet, doch wurde er zur Haft verurtheilt, aus der ihn der Großherzog befreite. Die Inquisition hat folgerecht seine Doctrin verdammt als gegen die H. Schrift, insbesondre gegen das Wunder des Josua, auch wohl im Vorgefühl Dessen, was für die ganze Dogmatik der Kirche darin liegt, wenn der Erdplanet nicht mehr die Welt ist. Doch haben persönliche Feinde, Jesuiten, den Papst Urban aufgereizt, indem sie ihm vorstellten, der Vertheidiger des alten Systems in jenem Gespräch, der eine ziemlich einfältige Rolle spielt, solle er selbst, der Papst sein. Als nachmals die ganze gebildete Welt Galileis System annahm, war lange Verlegenheit in Rom über den ewigen Stillstand der Erde. Endlich 1820 ist einem astronomischen Werk von Settele Galileis Lehre anzunehmen verstattet worden, aber er ward verpflichtet in einer Anmerkung den einstmaligen Widerstand gegen Galilei zu entschuldigen als wegen seines unschicklichen Tons, und seiner Theorie sei damals allgemein widersprochen worden.

Ein Opfer der geistlichen und weltlichen Gewalt ward der Neapolitaner Vanini, Arzt, Jurist und Theolog, vor dem Parlament zu Toulouse 1619 angeklagt als Verführer der Jugend, als Gottesleugner. Er hat vor den Schranken des Gerichts einen Strohhalm aufgehoben: „Dieser befiehlt mir zu glauben, daß ein Gott ist.“ Das ist der kosmologische Beweis, und es ist gleichgültig, ob dieser anhebt vom Strohhalm oder Erdball. Dennoch hat Vanini mit dem Christenthum gebrochen, wenigstens nachdem er im Namen desselben verurtheilt worden war. Auf seinem Todesweg wies er die ihm vorgehaltnen Crucifixe zurück, er hat vor Todesangst Blut geschwitzt, aber er starb unerschrocken.

Der höhere Jugendunterricht in den Händen der Jesuiten war streng geregelt, geistlich und entwickelte den Geist innerhalb gewisser Schranken. Die Kirche, einst so stolz auf ihre Universitäten, scheute jetzt den freien Geist derselben. Es wurden nach dem tridentinischen Beschluß Seminarien eingerichtet, anfangs nur zur Vorbereitung auf das Priesterthum, bald aber statt der akademischen Bildung überhaupt, um den künftigen Priester in einer künstlichen Atmosphäre, abgeschlossen von der gemeinsamen Bildung des Volkes heran- oder vielmehr herabzuziehn. Die Inquisition war in Südeuropa noch mächtiger durch Bücherzwang als durch Scheiterhaufen. Die Literatur wurde durch Caraffa, nachmals Paul IV, seit 1543 ihrer Censur unterworfen zunächst für Italien, Spanien und Österreich folgten. Kein Buch, neu oder alt, darf ohne Erlaubniß der Inquisition gedruckt oder verkauft werden. Das Verzeichniß der verbotnen Bücher wurde alljährlich gemehrt als Index librorum prohibitorum oder nur expurgandorum, wiefern sie verboten oder nur gesäubert werden sollten. Werke von Gliedern der Hierarchie selbst wurden verdammt. 1559 stand auf dem Index die Ausgabe des Neuen Testaments von Erasmus, vor der das Danksagungs-Breve Leos X steht. Paul IV hat den Reformations-Entwurf, an dem er noch unter Paul III gearbeitet hat, darauf gesetzt. Werke des Athanasius und Augustin kamen in die zweite Klasse, auch Petrarca und Boccaccio. So kam statt der Kenntnißnahme und Widerlegung die kalte, dumme Gewaltthat oben auf. Die erzürnten, altgläubigen Mönche, jene viri obscuri, die einst im Streit mit Reuchlin so bitter verhöhnt worden waren, sind siegreich geblieben gegen die geistvollen Männer des 16. Jahrhunderts, die durch die Censur zu ewigem Stillschweigen verurtheilt werden sollen. Dabei überschritt persönliche Ängstlichkeit und Unwissenheit weit das Maß Dessen, was der Katholicismus bedurfte und durch solche Furcht vor

dem Geist ist etwas Leidenschaftliches, Schleichendes und Bösartiges in die Hierarchie gekommen.

Aber der Katholicismus ist doch auch Christenthum, und sittlich-religiös gekräftigt, hat er seine Segnungen in der Art ausgehn lassen, wie es seiner Gefühlsinnigkeit und Werkthätigkeit entsprach. Das Gemeinsame mag sich uns darstellen in einigen edlen Repräsentanten. Franz Graf von Sales sah sich als Student in Paris aus der Angst, zu den von Gott Verworfenen zu gehören, durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau gerettet, daneben durch den Entschluß, Gott aus allen Kräften zu lieben. In Padua erkrankt, verordnet er, daß sein Leichnam der Anatomie übergeben werde, denn hab er Andern im Leben nichts nützen können, so wolle er's wenigstens im Tode thun. Er entsagte einem glänzenden, weltlichen Leben, zu dem seine Verhältnisse ihn berechtigten. Er wurde Missionar in den piemontesischen Alpenthälern. Als Bischof von Genf erhielt er den Sitz in Annecy. In der Bulle seiner Heiligsprechung wird gerühmt, er habe 72000 Ketzer bekehrt. Nun das ist eine etwas runde Summe, aber unterstützt von der weltlichen Gewalt wird er schon Manchen bekehrt haben, zumal ihm der Papst jährlich 4000 Thaler zahlte, die er für sich sicherlich nicht gebraucht hat. Er hat auch religiöse Volksschriften hinterlassen, eine von der Liebe Gottes, die Geschichte einer halbtodten Seele, die in der Liebe Gottes auflebt: „Das Leben der Heiligen ist nichts Anderes, als das Evangelium in Handlungen dargestellt. Ich kenne zwischen den geschriebenen Evangelien und dem Leben der Heiligen keinen Unterschied als den zwischen einer Musik in Noten gesetzt und der nämlichen Musik von Virtuosen aufgeführt.“ Er liebte einfache ländliche Bilder in seinen Schriften: „Das junge Rebhuhn hört alsbald die Stimme der Mutter, so der innere Mensch die Stimme des Gottesgeistes.“ Unterstützt durch eine anmuthige Natürlichkeit war er besonders mächtig über Frauen und Kinder, die sich gern seiner Gewissens-Leitung hingaben, dabei wenig bekümmert um die äußerlichen Zuthaten der Frömmigkeit. Einmal gefragt, warum er als Beichtvater einer frommen Dame ihr erlaube Ohrringe zu tragen, antwortet er: „Ich weiß ja gar nicht, ob sie Ohren hat.“ Doch hat er auch manches äußerlich Mechanische gefordert, so schreibt er an seine Freundin, Frau von Chantal: „So lange wir mit Entschlossenheit sagen können, wenn auch ohne Empfindung: es lebe Jesus! haben wir nichts zu fürchten. Entgegnen Sie nicht, daß Sie diese Worte aussprechen ohne Kraft und ohne Muth, vermöge einer Art Gewalt, die

Sie sich anthun. O Gott, das ist ja die heilige Gewaltthätigkeit, welche das Himmelreich an sich reißt."

Teresia [† 1582] war die Tochter eines spanischen Granden, gerettet aus mancherlei Irrwegen irdischer Liebe, die sie mit kühner Offenheit bekannt hat, richtet sie die Liebesgluth des Herzens einer Spanierin auf den Christus in ihrer Phantasie. In der ihr geweihten Kirche zu Rom steht ihre Marmorstatue von Bernini: es ist der Moment gewählt, wo ein Seraph ihr einen Pfeil in's Herz stößt. Ihr hinsterbendes Gesicht zeigt eine Mischung von Andacht und Wollust, die Darstellung nach einer sinnbildlichen Legende und der Seraph ist in der That nichts Andres als die Wandlung des Amor in's Geistliche. Die Nonnen, die sie zur alten Strenge zurückgeführt hat, wollen sie öfters im Gebet emporschwebend gesehn haben. Auch dieser Nonnen Einbildung ist das unwillkürliche Sinnbild ihrer geistigen Erhebung. Sie selbst schrieb in Bezug auf Visionen: es sei schwer eine Wahrheit von hundert Täuschungen zu unterscheiden. Doch auch im Styl Tertullians: „Die Werke des Allmächtigen sind um so glaubwürdiger, je schwerer sie zu verstehn sind."

Carlo Borromeo [† 1584], Schwestersohn Pius' IV, ist 20 Jahr alt durch ihn Erzbischof von Mailand geworden, aber des Vorausgegebnen hat er sich würdig gemacht. In Trient wurde er die lebendige Kirchenversammlung genannt, nicht nur weil er alle früheren Kirchenbeschlüsse auswendig wußte und zuerst an sich selbst vollzog, sondern auch weil er die Schwierigkeiten, die sich zuweilen zwischen Rom und Trient einfanden, am besten zu vermitteln verstand. An ihm sieht man recht das Aushalten der Innigkeit und Begeistrung beim Mechanismus des katholischen Gottesdienstes. Er hat zuweilen tagelang Beichte gesessen oder das Abendmahl vertheilt. In die ödesten Gebirgsthäler seiner Diöces hat er sich verstiegen, wohin er nur mit Eissporen gelangen konnte. In Mailand begann unter seiner Verwaltung ein neues kirchliches Leben. So hat er durch Milde und Strenge reichen Segen über die vaterländische Landschaft gebracht. Auf den Borromeischen Inseln, genannt nach dieser Familie, auf einem Hügel des Ufers am Lago Maggiore steht die Riesenstatue des San Carlo, wie er vom italienischen Volk genannt wird.

So der erneute Katholicismus, innig, sentimental, werkthätig, aber auch bekehrungssüchtig und scheu vor dem Gedanken, so weit er nicht in bloßer Gelehrsamkeit sich bewegt, die man freilich im Kampf gegen die Protestanten nicht entbehren konnte. Doch was irgend einmal lebenskräftig bestanden hat, das ist nicht leicht ganz vernichtet. In

Frankreich hat sich immer etwas von dem Katholicismus erhalten, der im Sinn von Constanz und Basel den protestantischen Geist noch in sich trug, hier insgemein als parlamentarische Richtung gegen eine klerikale Partei. Die neue religiöse Innigkeit und Werkthätigkeit des Katholicismus in seiner Wiedergeburt bewährt sich in einer Reihe Ordensstiftungen neben den Jesuiten.

§ 243. Verbrüderungen zur Lehre und Barmherzigkeit.

Die neuen Orden wollten wie die Jesuiten der Kirche nutzbar werden durch Werke der Barmherzigkeit, nicht vergeblich galt die Lehre als Unterscheidungszeichen, daß gute Werke nöthig sind zur Seligkeit, und zu den guten Werken haben sie auch fromme Gelehrsamkeit gerechnet.

Die Theatiner bezeichnen die ersten Keime der Restauration der devoten Richtung in Rom selbst. Ihr eigentlicher Gründer war Gaetano da Thiene [1524], ein römischer Prälat, der die Welt reformiren wollte, ohne daß man wisse, daß er dabei gewesen sei. Den Namen hat die von ihm ausgehende Gemeinschaft erhalten von Theate, dem frühern Bisthum ihres Genossen Paul IV. Diese Mönchspriester wollten nur von der göttlichen Vorsehung leben, d. h. sorgenlos von freiwilligen Gaben, ohne zu betteln. Kam einmal nichts, so wollten sie fasten bis zum dritten Tag, wo ein Nothglöckchen, eine Hungerglocke, geläutet werden sollte, aber sie haben nicht Noth gelitten. Sie haben sich auch nach Deutschland verbreitet, in München steht noch die prächtige Theatinerkirche.

Philipp Neri, gutmüthig, scherzhaft, streng in der Hauptsache, in Nebendingen nachsichtig, der nach dem Zug seines Herzens die Tage in Kirchen, Spitteln und unter Kindern, die Nächte in den Katakomben zubrachte, auch sich viel herausnahm gegen den Papst, vereinigte in Rom eine Brüderschaft zu frommen Übungen [1548] und erbaute, auf Gott und fromme Leute bauend, ein großes Hospital, in dessen Betsaal [Oratorium] gottselige Bücher gelesen und erklärt wurden. Von hier aus verbreiteten sich die Väter des Oratoriums als Vereine von Klerikern zu gegenseitiger Erbauung ohne Gelübde: denn der Stifter dachte groß genug zu wünschen, daß wer nicht innerlich mehr der Genossenschaft angehöre, frei sei hinwegzugehn. In verwandtem Sinn errichtete Pierre de Berulle, aus dem hohen Adel Frankreichs, nachdem er lange als Abbé die Würden des Staats und der Kirche abgelehnt, endlich doch Gesandter, Minister und Cardinal,

das französische Oratorium Jesu [1611], um eine Reform des Klerus zu bewirken. Nach seinem Tod sind diese Oratorianer auf die gelehrten Studien der römischen eingegangen.

Nach dem Beschluß von Trient, daß alle unabhängige Klöster sich zur gegenseitigen Beaufsichtigung in Congregationen zusammenthäten, vereinigten sich einige französische Klöster seit 1618 zur Erneuerung der Regel Benedicts. Nach Richelieus Willen traten die meisten Benedictiner Frankreichs diesem Klosterbunde bei, der nach dem heiligen Maurus, einem Jünger Benedicts genannt, seine Thätigkeit auf Jugendunterricht und gründliche Gelehrsamkeit wandte. Noch heute nennt jeder Gelehrte mit hoher Achtung die Namen dieser Mauriner, die in gänzlicher Muße und Sicherheit vor allem weltlichen Geschäft, über alle häusliche Sorgen hinausgestellt, von jungen Gefährten unterstützt ihre großen Quellensammlungen zur Geschichte der Kirche, die Literatur zur Geschichte Frankreichs herausgeben konnten. Der Orden bestritt die Kosten und hatte seine eignen Druckereien. So die Mauriner Mabillon, Montfaucon, Martène; von italienischen Oratorianern Baronius, Raynaldus, von französischen Thomassin, Richard Simon. Ihr Wesen ist gelehrtes Wissen, der Geist nur als Kritik, so weit sie der Hierarchie erträglich schien, einzelne weitergehende Forschungen durch das noch Freie in der gallikanischen Kirche getragen.

Wie die Franciscaner schon geschieden waren in Conventualen und Observanten, so ist noch ein dritter Zweig aus dem alten Stamm hervorgewachsen. Einem Observanten, Matteo de Bassi, im Kloster Monte Falco, erschien der heilige Franz mit langem Bart, an der braunen Kutte eine spitze Capuze, dies als die Tracht seiner wahren Jünger. Es ist eine bequeme Volkstracht der Küstenländer Italiens. Jener Bassi entsprang dem Kloster und erlangte in Rom endlich die Erlaubniß, einen Verein nach seinem Sinn unter einem eignen Generalvicar zu gründen. Der Name Cappuccini, Capuciner, ist in dem Mund der Kinder entstanden. Der wahre Sinn der Abzweigung ist die Rückkehr zur alten Armuth und Volksmäßigkeit. In der Pest, welche Italien im Gründungsjahr des Ordens überzog, bewährten sie sich sogleich als treue, todesmuthige Krankenpfleger. Ihr Generalvicar Bernardo Ochino aus Siena war der mächtigste Prediger Italiens. Karl V, der von Luther einmal sagte: „Der sollte mich nicht verführen", sagte von ihm: „Dieser Mann könnte Steine zu Thränen bringen", und Bembo, der Cardinal von klassischer Bildung meinte: „Ihm öffnete ich mein Herz, wie Christo selbst." Ochino übte gegen

sich die höchste Mönchsstrenge. Einmal sagte er: „Wenn ich jetzt nicht selig werde, so werd ich es nie.“ Da drängt sich ihm der Gedanke auf, daß der Mensch nie genug thun könne mit seinen Werken und Entsagungen, daß Gelübde nutzlos, menschenfeindlich sein, und die römische Kirche von Gott verworfen. Als das in seinen Predigten durchklang, gab es für ihn keine Rettung vor der Inquisition als durch die Flucht über die Alpen. Boverio, der Geschichtschreiber seines Ordens, schildert, wie er auf dem Gipfel des St. Bernhard still steht, zurücksieht nach Italien und aller seiner Wirksamkeit im schönen Vaterland gedenkt, der Tausende, deren Herzen er bewegte. Darauf übergab er die Ordenssiegel seinem Begleiter, den er zurücksandte. Ein Redner verliert mit dem Vaterland fast Alles. In Zürich hat Ochino eine kleine Gemeinde flüchtiger Italiener gesammelt. Einmal losgerissen vom Bestehenden, trieb's ihn unaufhaltsam weiter. Er hat eine Schrift verfaßt gegen die göttliche Dreieinigkeit, sogar eine für die Polygamie. Dafür gab es auch in Zürich keine Freistatt. 76 Jahr alt, mit vier kleinen Kindern, ist er in Mähren auf der Flucht gestorben.

Die Capuciner, die als selbständiger Orden 1619 einen eignen General erhielten, sind die Mönche des Volks geblieben. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besaßen sie an 1600 Klöster, ein Heer von 25000 Mann. Kein Land, kein Thal war ihnen zu entlegen, keine Nacht zu finster, wo ihre Hülfe, ihre That erfordert wurde. Sie ließen selbst den Spott des Volks mit einer gewissen Jovialität über sich ergehn, wie denn ihre Beredtsamkeit berühmt geworden ist als Capucinerpredigt.

Angela, eine geborne Nonne, ward von ihrer Sehnsucht nach Jerusalem geführt, dann findet sie das Heil im eignen Hause. Sie versammelt die Mädchen von Brescia um sich: aller Verwahrlosten und Betrübten wollen sie sich annehmen, jede womöglich bei Eltern oder Geschwistern, um alle Liebespflichten zu erfüllen. Die heilige Ursula verkündet sich in einem Gesicht als ihre Schutzpatronin, jene sagenhaften 10000 Jungfrauen verwirklichen sich in den Ursulinerinnen. Erst 1612 sind sie in Paris auf eine Klosterverfassung eingegangen mit einem vierten Gelübde, Mädchen zu unterrichten im Christenthum, auch im Lesen und Schreiben. In Frankreich vornehmlich haben sie Pensionsanstalten gegründet, besonders von Mädchen der höheren Stände besucht, die meist zur Verheirathung aus dem Kloster entlassen wurden.

Die Visitantinnen [Ordo de visitatione Mariae virginis,

Salesianerinnen], sind gegründet durch Franzisca von Chantal, die mit Franz von Sales befreundet war. Schon im Kind des königlichen Präfecten zeigte sich eine leidenschaftliche Religiosität. Als ein hugenottischer Edelmann dem sechsjährigen Mädchen Bonbons gab, warf sie dieselben in das Feuer: „Mein Herr! so werden die Ketzer in der Hölle brennen, weil sie nicht glauben, was unser Herr gelehrt hat." Als jener weiter sich mit ihr einläßt: „Wenn Sie dem König abtrünnig würden, so würde mein Papa Sie hängen lassen: wie viel schlimmer ist es also, dem Herrn Christo abtrünnig zu werden." Sie ätzte sich den Namen Jesu auf die Brust. Die sich um sie versammelten, haben sich genannt Visitantinnen, die da warten, bis dem Herrn gefällt sie zu besuchen, gleichsam nach dem Vorbild der Maria wie ein heimlicher Gatte. Außerdem haben sie sich dem Krankendienst geweiht. Franz von Sales schrieb kurz vor seinem Tod an Franzisca: „Sagen Sie, daß Sie auf alle Tugend verzichten und sie nur wollen, falls Gott sie Ihnen geben will; daß Sie ebenso wenig Sorge darauf wenden wollen sie zu erlangen, falls es seiner Güte nicht gefällt, Sie zum Werkzeug derselben zu machen." Das ist die Folge der Vernichtung des eignen Willens als Princip der Vollkommenheit, ein praktischer Augustinismus, in zweifelhafter Stellung zum katholischen Dogma und zur Moral, ungefährlich nur für eine so schöne, enthusiastische, fromme Seele.

Die Piaristen, auch Väter der frommen Schule genannt, gestiftet vom Spanier Joseph Calasanza [† 1648] von Rom aus, haben für die Volksschule, um die sich weder die Kirche noch der Staat viel kümmerte, Ähnliches gethan wie die Jesuiten für den höhern Unterricht, doch durch die Eifersucht derselben nicht gefördert, haben sie erst 1690 die Rechte eines Ordens erhalten.

Die barmherzigen Brüder sind durch den Portugiesen Juan di Dio [1550] gegründet worden, der seinen Namen erhalten hat durch den Ausruf eines spanischen Bischofs: „Das ist ein Mensch de Deo!" Diesen Mann von Gott finden wir zuerst im Irrenhaus, doch nur zu seiner Buße, zur Demüthigung, ein gefährliches Spiel und schwerlich ohne etwas Verrücktheit. In ihm war Barmherzigkeit als unwiderstehlicher Instinct. Ohne Geld miethet er zu Granada ein Haus, schleppt auf seinen Schultern die Kranken dahin, um sie zu verpflegen und erbettelt für sie das Nothdürftigste. Der so begonnene Orden überlebte den Sturm, der seit der französischen Revolution die Klöster niedergeworfen hat. In den böhmischen Bädern trifft man sie oft, wie sie Geld einsammeln bei den Badegästen, und nach den Listen

werden in ihren österreichischen Niederlassungen jährlich Tausende jeden Glaubens aufgenommen.

Dieselbe Richtung hat sich vollendet in Vincent de Paula, einem Bauernsohn, 1576 geboren. Durch einen Kaper nach Tunis gebracht, wurde er der Sclav eines Renegaten, den er zum Christenthum zurückbrachte. Beide flohn auf einem Kahn nach Frankreich. Es gibt Menschen, die nur für fremde Noth leben; schon als Knabe hatte Vincent seine Lust an der Wohlthätigkeit, die nichts für sich behält. Dieser Trieb wurde durch sein Schicksal geschärft, durch die Religion verklärt, seine Religion die Verherrlichung Gottes durch der Menschen Heil: „Wir sollen Gott lieben, aber es muß auf Kosten unsrer Arme, im Schweiß unsres Angesichts geschehn." Er hat einst einen Galeerensclaven befreit, indem er selbst sich für ihn anschmieden ließ, eine Verwirklichung des Stellvertretungsdogmas, und durch ihn sind die Galeeren, diese schwimmenden Höllen, Stätten christlichen Trostes geworden. Er wurde einmal zu einem sterbenden Bauer berufen, der als ein sehr rechtschaffner Mann galt und ihm eine Kette schwerer Sünden beichtete, die er bisher aus Scham verschwiegen. Dies ist für Vincent de Paula der nächste Anlaß geworden zur Stiftung der Priester der Mission [1624], um das Heidenthum innerhalb der Christenheit zu bekehren. Ohne feste Anstellung stehen sie jedem Pfarrer oder Bischof zu Diensten, der etwa ihre Hülfe in der Seelsorge bedarf. 1638 erhielten sie das Stift St. Lazaro in Paris und von ihm den Namen des vom Herrn Auferweckten: Lazaristen. Es ist lang üblich gewesen, daß alle französischen Priester zu Zeiten einige Wochen in ihren Stiftungen unter frommen Übungen zubrachten. Aber die eigentliche Herzensstiftung Paulas [1634] sind die barmherzigen, von ihrer Tracht genannten grauen Schwestern [Filles de la charité grises]. Sie haben ganz anders als Lohndiener in den Spitälern gedient. Nur junge, kräftige Mädchen wurden aufgenommen, meist aus den höhern Ständen, erst aufgenommen nach drei schweren Bewährungsjahren. Ihre Religion soll die barmherzige That sein, ihr Gelübde Hingebung an die Kranken. Jedes Vorurtheil der Stände, allen natürlichen Ekel, alle falsche Scham sollen sie überwinden, und ohne Vorwalten der äußerlichen Andacht. So ihre Regel, so ihr Ideal, wie Vincent de Paula sie gewollt hat.

Maria von Ward [† 1645], aus England flüchtig, hat in Frankreich zur Mädchenerziehung und Krankenpflege Jungfrauen ihres Landes versammelt, deren Verein 1630 der Inquisition verfiel, freigelassen, doch erst 1703 die römische Bestätigung erlangte, und als

englische Fräulein ohne ewige Gelübde weit verbreitet durch fromme Werke den nationalen Namen zur religiösen Bedeutung erhob. Hieran schlossen sich besonders in den Städten Italiens Brüder- und Schwesterschaften aus allen Ständen, welche im weltlichen Leben bleiben und nach bestimmter Reihenfolge meist in tiefer Verhüllung Pilgern, Kranken und Todten dienen um Gottes willen.

In solchen Stiftungen hat der restaurirte Katholicismus seine Christlichkeit bewährt.

§ 244. Die Kunst.

Wie der Protestantismus als Geist und Gedanke vornehmlich auf das Wort, auf die Predigt gehalten hat, so der Katholicismus auf den Kultus und auf dessen Blüthe, die Künste im Dienste der Kirche.

Die beiden größten katholischen Maler am Ausgang des 16. Jahrhunderts gehören noch nicht der neueren katholischen Richtung an. Von Allegri da Correggio findet sich eine reiche Sammlung im Dresdner Museum, vorzüglich die heilige Nacht, wo nach einer hergebrachten Vorstellung alles Licht vom Kinde ausströmt, doch grade auf diesem Bilde findet sich weit nicht die Schönheit der Gestalten wie etwa im Verlöbniß der heiligen Katharina mit dem Christkind in Parma. Auch seine Kirchenbilder drücken nicht sowohl die Andacht aus als Wohlgefallen an schönen Gliederwendungen, süßen holdseligen Mienen in magischem Farbenspiele. Den Nonnen zu St. Paolo in Parma hat er in ihrem Refectorium Grazien und Liebesgötter gemalt. Auch an Bildern der griechischen Mythe hat er sich erfreut, und die Io freilich im bedenklichsten Moment sinnlicher Lust gemalt.

Tizian, der die Grenzen menschlichen Alters fast überschritten hat [geb. 1477, † 1576], der Freund Ariosts, hat die Verklärung des Fleisches gemalt, nicht die jenseitige, sondern die auf Erden, die Poesie irdischer Herrlichkeit. Aber nicht nur die Venus, wie sie hingegossen auf weichem Lager ruht in holder Genüge ihres natürlichen Daseins, oder die Adultera, die in ihrer zu Fall gekommenen Schönheit verschämt vor dem milden Christus steht, hat er gemalt, sondern auch großartige politische Bilder aus der Geschichte von Venedig. Wem es glückt, bis Venedig zu kommen, der findet dort sein herrlichstes Kirchenbild: die Himmelfahrt der Maria, in der Akademie. Das ist nicht die Gnadenreiche, zu der ein demüthiges Gebet emporsteigt, sondern das irdisch-reizende Weib wird im Sturme emporgetragen in die Arme Gottes.

Die Päpste in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren noch Kunstpatrone. Als der Cärimonienmeister Pauls III über die nackten Figuren in Michel Angelos Weltgericht Klage erhob, versetzte der Maler ihn selbst in grauenvoller Ähnlichkeit unter die Verdammten. Als er sich deßhalb beim Papst beschwerte und Auslöschung der Schmach verlangte, antwortete der lachend: „Hätte er dich in's Fegfeuer versetzt, da reichte meine Macht aus, dich zu befreien, über die Hölle hab ich keine Gewalt.“ Im Sinn des restaurirten Katholicismus ist die Malerschule von Bologna zwar nicht entstanden, vielmehr in der bewußten Nachahmung antiker Bilder und im Studium der Anatomie, aber sie hat sich ihm hingegeben.

Von Annibale Caracci besitzen wir in Dresden nur den Genius des Ruhms, das himmelstrebende Weltliche darstellend, seine großartig kühnen Kirchenbilder sind in Italien. Von Domenichino ist bekannt durch einen Kupferstich, wie der Adler dem Apostel Johannes die Feder bringt, um die Offenbarung niederzuschreiben. Am entschiedensten steht Guido Reni im Dienst des modernen Katholicismus, seine Bilder sind sentimental, schwärmerisch, seine Madonnen zwar fromm und lieblich, aber etwas verschwimmend wie in Verzückung, abgehärmte Mönchsheilige sehnsuchtsvoll zur heiligen Jungfrau aufschauend. Die Nachahmung des Antiken, wo sie übermächtig hervortrat, ward von der katholischen Gesinnung gerügt. Nicolas Poussin, der berühmteste französische Maler, der die Landschaft ernst und feierlich, einen Tempel Gottes gemalt hat, hatte 1641 für die Jesuiten in Paris als Altarbild einen Christus gemalt. Sie klagten, er gleiche mehr dem Jupiter, dem Donnerer, als dem Gott der Barmherzigkeit. Poussin antwortete: „Ich kann und darf Christus nicht vorstellen mit dem Gesicht eines Kopfhängers oder wie den Pater Weichling, da es so gar schwer gewesen ist, als er auf Erden lebte, ihm in das Gesicht zu sehn.“

Damals lebten die beiden Epigonen der katholischen Malerei, in denen sich noch einmal die ganze Kunstherrlichkeit der Vorzeit erneut hat. Peter Paul Rubens aus Antwerpen [† 1640] hat neben den großen Welt- und Hofbildern, besonders zu Paris im Louvre, nicht minder große Kirchenbilder gemalt, die Kreuzigung, das Weltgericht, in derber, kräftiger, niederländischer Natürlichkeit, noch im Sinn des alten heitern sinnlichen Katholicismus. Er hat gern das Heilige benutzt zur Darstellung sinnlicher Schönheit. So in der Capelle von St. Jacob zu Antwerpen hat er sich selbst dargestellt als Ritter Georg, seine schöne zweite Frau Helene Fourment als Magdalena und er ist

nicht karg gewesen in Preisgebung ihrer geheimen Reize. Die Capelle hatte er zu seinem Familienbegräbniß bestimmt, er ein glücklicher, schon von seinen Zeitgenossen gefeierter Mensch, der seine und der Seinen Grabstätte mit solchem Bildwerk des frischesten Lebens ausschmücken mochte.

Murillo, der späte Gipfel der spanischen Kunstschule, hat es verstanden, die volle, verlumpte und doch schöne Natürlichkeit darzustellen. Aber auch katholische Frömmigkeit hat er als Devotion in tiefer Innigkeit oder in leidenschaftlicher Bewegung anschaulich gemacht. Seine Madonnen sind nicht mehr raphaelische Ideale, die darnach aussehn, als wären sie anzubeten. Aber der religiöse Ausdruck etwa eines anmuthigen Kindes aus dem Volk mit aller Energie ist auf das anzubetende Object übergegangen. Daneben Bilder des schwärmerischen Glaubens und der Verzückung, neben dem Lieblichen auch das Gespensterhafte. So im Louvre der heilige Bonaventura nach der Legende, daß er durch göttliche Gestaltung aus dem Sarg erstanden und doch als Leiche mit gläsernen Augen und starrem gelben Antlitz am Tisch sitzend seine Denkwürdigkeiten niederschreibt.

Gegen Ende unsrer Periode hatte in Italien der Verfall der bildenden Kunst begonnen. Ihr wahrer Gegenstand das Schöne in charakteristischer Gestalt, das Ideale in den Formen der Natur. Bernini, lange der Meister der Bildhauer in Rom, hat freilich mit bewundernswerther Kunstfertigkeit die gemeine Natur dargestellt. Urban VIII ließ das Erz, mit welchem die Decke der Vorhalle des Pantheon bekleidet war, wegnehmen und daraus einen Hochaltar für die Peterskirche gießen, geschmacklos wie ein Tempel auf gewundnen Säulen, so daß man auf seine Stellung zur Kunst in Rom den Vers machte: »Quod non fecere barbari, fecerunt Barberini.« Zur Geschmacklosigkeit kam auch kirchliche Prüderie. Michel Angelos Weltgericht wurde jetzt nur dadurch vor Vernichtung gerettet, daß Daniel von Volterra einige allzu bloß Auferstehende mit Kleidern versorgte und sich dadurch den Beinamen des Hosenmalers erwarb.

Der Renaissance-Styl, diese Nachbildung der Antike, vornehmlich in Bauten ging über in den Barockstyl, der die alten Verzierungen ohne Sinn und Verstand unter einander warf, mit kalter Berechnung bloß auf das Prächtige bedacht, dergleichen die meisten Jesuitenkirchen aufweisen.

Der Umschwung der Poesie zeigt sich im Verhältniß Ariosts [† 1533] zu Tasso [† 1595]. Jener hat im Orlando furioso die Kämpfe Karls des Großen gegen die Saracenen, also des Christenthums

gegen das Heidenthum, geschildert. Aber diese Kämpfe sind ihm nur der Hintergrund, um das heiterste Spiel persönlicher Verwicklungen darzustellen, der religiöse Enthusiasmus wird fast nur ironisch behandelt. Tasso hat in hoher Begeisterung den ersten Kreuzzug, die Befreiung Jerusalems besungen. Sein Held, Gottfried von Bouillon, ist ein Heiliger, satt der Welt und ihres vergänglichen Ruhms. Auch die sentimentale Seite des Katholicismus ist in Rinaldos Liebe zur heidnischen Zauberei und im Opfertod des liebenden Paares für das Christenthum geschildert. Aber selbst dies hochchristliche Epos gab der Inquisition Anstoß und Tasso, irre geworden an sich selbst, schrieb ein verbessertes erobertes Jerusalem, das im Predigtton der Devotion nach blutigem Fanatismus und Weihrauch duftet. Nie hat ein Dichter mehr verdient, nach den Schmerzen des Lebens auf dem päpstlichen Capitol als Dichter gekrönt zu werden, während ihm nur die Ruhestätte in der stillen Klosterkirche von S. Onofrio auf der Anhöhe über dem Vatican beschieden war.

Die Dichtkunst war abgefallen von der Kirche, dem verjüngten Katholicismus unterwarf sie sich wieder. Die Blüthe dieser katholischen Poesie ist Spanien und dem Theater zugefallen. Calderon [† 1687] aus Madrid, erzogen von Jesuiten, Ritter von S. Jago, Caplan an der erzbischöflichen Kirche von Toledo, hat alle Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf die Religion bezogen. Seine Dramen sind dreifacher Art: zahlreiche Autos, d. h. actus sacramentales, Mysterien, meist am Frohnleichnamsfest aufgeführt, theils biblische Geschichten, in echter Poesie zu lebendiger Gegenwart geworden, theils Allegorien zu individueller Geschichte gesteigert. Sodann Comoedias divinas, Comödie in religiösem Sinn, wie der wunderbare Magier Cyprian als gelehrter Heide, der ein Bündniß mit dem Teufel schließt, um eine leidenschaftlich geliebte Heilige zu gewinnen, doch endlich mit ihr Märtyrer wird. So der standhafte Prinz, heldenmüthiges Märtyrerthum eines portugiesischen Prinzen im Kampf gegen die Mauren. Dahin gehört auch die Andacht zum Kreuz, da jede Ruchlosigkeit in der Verehrung eines alterthümlichen Kreuzes ihre Sühne, doch eine bedenkliche findet. Endlich weltliche Comödien. Davon ist unter uns am meisten bekannt: das Leben ein Traum, darin das Gefühl: unser schönstes Glück ist nur ein Traum und nichts bleibt uns von seligen Tagen als die Erinnerung, eine tiefe sittliche Bedeutung erhält.

Neben diesem Dichter der Kirche und des Theaters steht Lope de Vega, Priester und Secretair der Inquisition, zuletzt ganz zurückgezogen in klösterlichen Übungen, mit noch größrem Reichthum der

Phantasie, doch weniger kunstreich vollendet und minder tief in Gedanken. Aber auch die Poesie Calderons hat zwei verschiedne Seiten: ihr geistiger Inhalt die Ehre, die Treue, der Glaube, aber auch die chimärische Ehre des Ritterthums und des nationalen Stolzes, die blinde Treue gegen den König, die demselben jede persönliche Tugend, Leidenschaft und Berechtigung preisgibt und der nur angestammte, von der Inquisition behütete Glaube.

Durch ihre Mittel ist die Musik die christlichste, weil die geistigste Kunst. Die bildende Kunst zieht die Idee des Unendlichen in's irdische Element, stellt es irdisch begrenzt dar: die Musik vermag das Gemüth unmittelbar in's Unendliche zu erheben, daher sie vorzugsweise dazu angethan ist, das Überschwängliche des religiösen Gefühls zu wecken und zu befriedigen.

Die antike Musik klingt noch nach in einigen alten Priestergesängen, der gregorianische Gesang ist ohne Tact und Rhythmus. Die neuere Musik ist als Kunst in der Kirche entstanden, denn das Volk freilich hat immer gesungen, Liebes- und Schlachtenlieder, wie der Vogel im Walde singt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts besaß man Notenschrift und die meisten unsrer Instrumente. In den Niederlanden wurde die Harmonie ausgebildet, d. h. eine sinnig ersonnene und wissenschaftlich begründete Mehrstimmigkeit, endend in Verkünstlung der menschlichen Stimme, wie die Instrumentalmusik ohne Rücksicht auf den Text in einer gelehrten fingerfertigen Musik, bei der man fast nur das Bewußtsein überwundner Schwierigkeiten hatte.

Im Beschluß von Trient ist das allgemeine Gefühl der Nothwendigkeit einer Umgestaltung ausgesprochen. Sie ist geschehn durch Pierluigi aus Palestrina. Man erzählt, Paul IV habe beschlossen, alle Kirchenmusik abzuschaffen, da bittet ihn Palestrina noch eine Messe von ihm anzuhören, und diese habe den Papst so bewegt, daß er den Beschluß zurücknahm. Das ist nur eine anekdotenartige Steigerung des Geschichtlichen: Paul IV hat eine Commission eingesetzt, welche berathen und beschließen sollte, ob die Musik ferner in der Kirche zu dulden sei. Die Commission setzte einen Preis aus für die musikalische Begleitung einer Messe. Sie forderte Verständlichkeit der Worte und Übereinstimmung des musikalischen Ausdrucks mit demselben. Palestrina, durch den Papst aus der Capelle verstoßen, weil er sich verheirathet, hat die musikalische Messe gedichtet, die Alle tief ergriff und die Frage bejahend entschied. Ihr Charakter war klar, verständlich, gefühlvoll und die Seele wie nach oben ziehend. Die Messe hat er genannt Missa Marcelli [1555] zum Andenken an den Papst, der sein

Gönner gewesen ist. So ist in der katholischen Kirche von der Reflexion gesucht und vom Genie gefunden worden, was durch Luther in Deutschland sich von selbst gemacht hatte. Hier der kirchliche Volksgesang, dort die Begleitung der Messe und einiger festlicher Cärimonien, besonders der heiligen Woche. Die Bestandtheile der Messe geben sich her zu einer einheitlichen Musik von der schmerzensreichen Klage des Miserere bis zum Jubel des Gloria in excelsis, die Musik wird dadurch wesentlich in den Gottesdienst verwebt. Die päpstliche Capelle war die Heimath dieser Schule, ihr letzter schöpferischer Meister Gregorio.

Allegri [† 1652], wenn er nicht Musik machte zur Ehre Gottes, diente in Spitälern und Gefängnissen. Einige Musikstücke waren lange Geheimniß der Capelle, die Mittheilung der Noten bei Excommunication verboten, namentlich Allegris Miserere, die Composition des 50. Psalms nur für Gesangstimmen, bis Mozart es abgehört und mit nach Deutschland gebracht hat.

Eine weitre Entwicklung der Musik ist von Florenz ausgegangen. Im Palast der Medici wurden Comödien des Terenz aufgeführt, dann auch durch Übersetzungen griechische Tragödien, wie wieder in unsern Tagen, die Chöre mit Flötenbegleitung. Daraus entstand die Oper [um 1600].

Als in Rom der alte Kirchenstyl gegen diese Neuerung kämpfte und in der Fastenzeit keine theatralischen Aufführungen gestattet wurden, hat Philipp Neri [S. 391] im Oratorium seines Hospitals eine geistliche nach Art der Mysterien, doch ohne dramatische Darstellung, nur durch die Musik aufzuführen begonnen. So entstand, was wir ein Oratorium nennen, als Vermittlung des Alten mit dem Neuen, von dem es einen individuelleren Ausdruck für bestimmte Charaktere und Zustände, größere Gefälligkeit des Gesangs und weichere Instrumentalbegleitung annahm.

§ 245. Die H. Schrift und die Glaubenslehre.

Dem Complutensischen Bibelwerk [B. II, S. 502] folgten literarische Unternehmungen derselben Art mit noch vermehrtem Reichthum alter Übersetzungen. Der griechische Text ward auf dem Grunde der Erasmischen und Complutensischen Ausgabe durch Robert Stephanus [Estienne] und nach ihm fast zufällig durch die saubern Drucke der Elzevirischen Officin für beide Kirchen wie ein Glaubensartikel festgestellt [textus receptus]. Der Ausleger sind viele, schwankend zwischen Erasmus und den Vätern, bedeutend Eigenthümliches nirgends.

Ist der Protestantismus das Christenthum der Freiheit, so ist doch nicht sofort Alles freier geworden als in der katholischen Kirche. Die Lehre von der Inspiration der H. Schrift ist in der katholischen Theologie immer unbestimmt geblieben. Was in der protestantischen Kirche erst im 18. Jahrhundert nach schweren Kämpfen zur wissenschaftlichen Anerkennung gelangte, das haben die niederländischen Jesuiten schon im 16. Jahrhundert ausgesprochen: die Eigenthümlichkeit der Schreibart jedes Autors der H. Schrift, historisch Erfahrnes nicht aus göttlicher Eingebung stammend, daher auch Irrthümer in Nebensachen sehr wohl möglich und keine absolute Unfehlbarkeit. Diese Kirche sah in der H. Schrift nicht die letzte und einzige Gewißheit, daher ihr freieres Urtheil. Die deutschen Übersetzungen der H. Schrift von katholischer Hand im 16. Jahrhundert haben alle mit Luthers Kalbe gepflügt, keine hat sich über die Jahrhunderte hinaus im Gebrauch erhalten, es lag auch der Kirche nicht viel daran, sie zu erhalten. Zu Trient ist die alte lateinische Übersetzung der H. Schrift, die Vulgata, als für Predigt und Schriftauslegung authentisch erklärt worden, nach der ersten Hälfte des Beschlusses nur als bevorzugt vor andern lateinischen Übersetzungen, nach der zweiten Hälfte als mindestens gleichberechtigt mit dem hebräischen und griechischen Text und thatsächlich ist sie über den Grundtext gestellt. Die Gründe waren: 1) Da Gott der griechischen Kirche eine H. Schrift in ihrer Sprache gegeben hat, ist unglaublich, daß er seiner römischen Kirche diesen Vorzug versagte. In der lateinischen Übersetzung eben als Übersetzung lag freilich die Anerkennung, daß die römische Kirche nicht die ursprüngliche sei. 2) Wenn nur der Grundtext entscheidend wäre für den Sinn, so würden die Inquisitoren, welche nicht Hebräisch und Griechisch verständen, von den Ketzern zum Schweigen gebracht werden, und Grammatiker wären die Richter in Glaubenssachen.

Um als authentisch zu gelten, mußte wenigstens ein bestimmter Text der Vulgata hergestellt werden, während in den bisherigen Drucken vielfach abweichende, auch offenbar verderbte Lesarten vorkamen. Das Concil von Trient wollte daher anfangs selbst eine amtliche Ausgabe herstellen, hat sie aber dann dem Papste übertragen. Es galt sowohl den Text, wie er aus der Hand des Hieronymus gekommen ist, wieder herzustellen, als offenbare Übersetzungsfehler aus dem Grundtext zu verbessern. Sixtus V hat Beides unternommen [1590]. In der Vorrede bezeichnete er diesen als den vollkommnen, nun für immer feststehenden Text, sogar die Correcturbogen will er selbst durchgesehen haben. Nun wenn irgendwo Unfehlbarkeit zu

wünschen wäre, so wär's für einen Corrector eine schöne Sache. Aber Clemens VIII hat diese Ausgabe wegen mannigfacher Fehler sogleich zurückgezogen, anstandshalber, als sei er noch von Sixtus V dazu beauftragt. Es ist immer löblich, Fehler zu verbessern, aber Denen, die sich der Unfehlbarkeit rühmen, ist dies edle Recht versagt.

Die Professio fidei tridentinae [1564] ist ein kurzer Auszug aus den tridentinischen Beschlüssen in Form eines Glaubensbekenntnisses. Der Catechismus romanus 1566 durch Pius V weniger zum Volksunterricht, als zur Belehrung der Pfarrer über denselben, hat hinzugethan das Dogma vom päpstlichen Primat, noch nicht die Unfehlbarkeit. Die Beschlüsse von Trient haben die Glaubenseinheit der römischen Kirche im Gegensatz des Protestantismus festgestellt. Dieser Gegensatz konnte nur die damalige Gestalt des Protestantismus treffen, besonders was man sein formales und materiales Princip zu nennen pflegt. Nach dem reformatorischen Protestantismus ist die Schrift die alleinige Quelle des Glaubens, und auszulegen frei aus ihr selbst; nach der katholischen Kirche steht die Tradition der H. Schrift gleich, die Auslegung ist gebunden an die Kirche, d. h. an ihre Dogmen, auch an die Kirchenväter. Der reformatorische Protestantismus lehrt, durch die Erbsünde ist alle religiöse Kraft verloren gegangen; die katholische Kirche: sie ist nur verletzt, verwundet. Daher weiter der Protestantismus: Gott thut Alles und wirkt allein die Bekehrung des Sünders; die katholische Kirche: sie wird vollzogen durch Gott und Mensch. Der Protestantismus: die Rechtfertigung vor Gott geschieht allein durch den Glauben; die katholische Kirche: durch Glauben und Werke. Der Protestantismus: die Werke haben keinen Werth an sich selbst, es ist auch nicht möglich genug zu thun, um durch Werke die Seligkeit zu erwerben; die katholische Kirche: die Werke sind werthvoll vor Gott, ja möglicherweise kann Einer mehr gute Werke thun, als ihm nöthig wäre zur Seligkeit. Der Protestantismus: gute Werke sind die durch das göttliche Gesetz gebotnen, aus dem Glauben stammenden; der Katholicismus: die höchsten guten Werke sind nicht durch das Gesetz geboten, aber im Evangelium empfohlen.

Hier wo das Bewußtsein der Kirche seit Augustin unklar gewesen ist, ist auch der innre Streit ausgebrochen über die sittlich-religiöse Kraft, die dem Menschen nach dem Sündenfall geblieben. Der bestimmteste Ausspruch darüber findet sich im tridentinischen Decret de justificatione c. I: Alle Menschen sind durch den Fall Adams ihrer Unschuld verlustig gegangen, obwohl der freie Wille in ihnen nicht verlöscht, sondern nur geschwächt und gebeugt ist. Je

nachdem dies Relative gefaßt wird, ist es semipelagianisch zu verstehn: der Mensch hat noch die Kraft das Heil zu erlangen, wenn auch diese Kraft geschwächt ist. Es kann aber auch zur Noth augustinisch verstanden werden: der freie Wille ist in Sachen der Religion nur der Potenz nach vorhanden, aber wirkungslos ohne die göttliche Gnade. Die Jesuiten waren für die entschieden semipelagianische Deutung schon durch den Gegensatz wider die Protestanten, und da sie die sittlichen Forderungen an den Menschen gering stellten, erschien es nicht allzu schwer ihnen zu genügen. Mit ihnen stimmten die Franciscaner überein von ihrem Duns Scotus her. Aber der Augustinismus war doch zu mächtig gewesen in der Kirche, als daß er allein den Protestanten hätte überlassen werden können. Michael de Bay, Bajus, Professor in Löwen, vertrat diesen Augustinismus in biblischer Form. Gegen ihn erlangten die Franciscaner eine von Pius V [1567] erlaßne, von Gregor XIII bekräftigte Verdammungsbulle über 76 aus seinen Schriften gezogne gefährliche Sätze, doch ohne Nachtheil seiner persönlichen Stellung. Sein Name ist nicht einmal genannt. Er lehnte Einiges ab als nicht von ihm gelehrt, und erwies Andres aus Paulus und Augustin. Wir finden ihn nachmals als Kanzler der Universität, auch als Deputirten derselben in den letzten Jahren von Trient. Unter ihm erhob sich die Löwener Schule offensiv im Vertrauen auf Augustin und in Abneigung gegen die Jesuiten: sie verwarf 34 Sätze der Jesuiten Leß und Hamel, als der Grundlehre Augustins und dem unbedingten Ansehn der H. Schrift entgegenstehend. Der Papst wagte nicht mehr, der Augustinischen Partei Unrecht zu geben. Sixtus V gebot beiderseitiges Schweigen, das doch nicht durchzuführen war. Denn schon hatte in Spanien der Jesuit Molina, Professor in Evora, einen allgemeinen Schulstreit der Jesuiten und Dominicaner durch eine pelagianisch vermittelnde Schrift heraufbeschworen. Er stellte sich nur scheinbar über den Streit, in der That war seine Behauptung entschieden semipelagianisch: die Rechtfertigung beruhe auf der Vereinigung des menschlichen Willens und der göttlichen Gnade, wie etwa zwei Männer ein Schiff ziehn. In Bezug auf die Prädestination lehrte er: nicht deßhalb erfolge etwas, weil es Gott vorher wisse, sondern deßhalb wisse es Gott vorher, weil es erfolge. Die Jesuiten fielen dem bei, die Dominicaner vertheidigten dagegen im Sinn ihres Thomas den mehr augustinischen Gedanken. Sie waren besonders mächtig in Spanien, wo Inquisition und Censur in ihrer Hand lagen. Unbedenklich deuteten sie 2 Tim. 3, 1 ff. von sehr üblen Leuten, die in den letzten Zeiten kommen würden, auf die Jesuiten. Beide

Parteien wandten sich an Clemens VIII, der sich der Streitfrage nicht mehr entziehen konnte. Er setzte eine Commission nieder zur Entscheidung der Frage, so wenig Lust hatte er zu einer eigenmächtigen Entscheidung, welche in jedem Fall einen mächtigen Orden gegen den Papst aufgebracht hätte, der ihn der Ketzerei zeihn konnte: die Dominicaner hätten ihn des Pelagianismus, die Jesuiten des Protestantismus geziehn. Er persönlich war den Dominicanern geneigt. Bellarmin schreibt darüber: er leugne nicht, daß der Papst geneigt sei, sich gegen die Jesuiten zu erklären, er wisse aber, daß das nicht geschehn werde. Die Dominicaner erinnerten ihn, er möge um der Ehre des apostolischen Stuhles willen endlich ein Urtheil sprechen. Er hat es nie gesprochen. Aber 1607 gebot Paul V den Parteien, bei ferneren Untersuchungen die entgegengesetzte Ansicht nicht unbedingt zu verwerfen und zu schmähen, ein vortrefflicher Rath in jedem theologischen Streit. Endlich nach vierzehnjährigem Proceß verkündete er, was allein der päpstlichen Politik angemessen war, man habe darüber noch immer die Offenbarung des H. Geistes zu erwarten. Das gebotne Schweigen war nicht durchzuführen, jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Man stritt, für wen der Papst entschieden haben würde, wenn er entschieden hätte. Doch war noch einmal der Streit vertagt.

§ 246. Die Mission.

Die römische Kirche in ihrer neuen Kräftigung dachte die einheimischen Verluste durch auswärtige Eroberungen zu ersetzen und so ihre Universalität zu retten. Der Eifer der Mission war eben so sehr bei den Jesuiten als bei den Bettelmönchen. Alle Unternehmungen aber zur Ausbreitung des katholischen Glaubens erhielten in der römischen Propaganda ihren geistigen Mittelpunkt. Sie ist als Congregation [seit 1622] eine Behörde von Prälaten und Gelehrten zur Leitung sämmtlicher Missionen, als Collegium [1627] ein Seminar mit reichen Anstalten. So hat sie eine große Druckerei für fremde, heidnische Sprachen. In protestantischen Landen ist die Propaganda oft mit heimlichem Schauder genannt worden als eine furchtbare Ausgeburt des Katholicismus, weil allerdings auch für protestantische Länder hier Missionare erzogen wurden wie für Heidenländer. Auch abgesehn von eigentlicher Mission sind diese großen Stiftungen und Schulanstalten in Rom sehr wirksam gewesen für die römische Gesinnung des Priesterthums diesseits und jenseits der Alpen. So

neben dem Collegium romanum, dieser großen, allgemeinen, theologischen Erziehungsanstalt der Jesuiten entstand, gleichfalls von ihnen geleitet, ein Collegium germanicum, hungaricum, anglicum u. s. w., wo Jünglinge aus den betreffenden Nationen im jesuitischen Geist ausgebildet und dann in ihre Heimath gesandt wurden.

Doch ist das Collegium der Propaganda eine eigentliche Missionsanstalt, wo Knaben und Jünglinge, die aus Heidenländern von dortigen Missionaren eingesandt sind, erzogen werden, um als eingeborne Missionare unter ihr Volk zurückzukehren. Am Tage der heiligen drei Könige, als der Erstlinge und Schutzpatrone der Heiden, wird in Rom das Fest der Propaganda gefeiert. In ihrer großen Halle sitzen auf der einen Seite die Zöglinge, diese schwarzen, braunen und rothhäutigen Menschen, welche kurze Ansprachen oder Gedichte declamiren, theils in italienischer oder lateinischer Sprache, theils in den Sprachen ihrer Heimath, insgemein zu Ehren der heiligen drei Könige und, da von diesen nicht viel zu sagen ist, der heiligen Jungfrau. Ich habe in jungen Jahren diesen Festen öfter beigewohnt. Als Publikum saßen auf der andern Seite der Papst, Cardinäle, und eine Schar aus mancherlei Völkern. Es war üblich, jeden solchen Redner mit aufmunterndem Beifallsklatschen zu belohnen, das mit allgemeiner Heiterkeit sich steigerte, wenn etwa ein kupferfarbiger Jüngling in einer Sprache perorirte, die so mitten inne lag zwischen dem Piepen eines Sperlings und dem Krächzen eines Uhu. Aber diese wurden am feurigsten beklatscht. Nach der idealen Seite hin hat mir's doch den Eindruck gemacht, als würde hier die Verwirrung des babylonischen Thurmbaus theilweis überwunden. Ich dachte an die von Augustin aufgeworfene Frage: „Warum besitzt die Kirche nicht mehr die Wundergabe der Sprachen?“ und seiner Antwort: „Weil sie schon auf natürliche Weise aller Sprachen der Völker mächtig ist.“ Der Mythus der Apostel-Geschichte schien hier zur geschichtlichen Wirklichkeit geworden.

Die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche in dieser Periode ist ein Feld ihres Ruhmes geworden.

Das Christenthum, ausgegangen vom Judenthum, hat sich auf griechischer, römischer, germanischer, slavischer Nationalität erbaut. Es hat in Ostindien bisher nur geringe Erfolge gehabt: aber wie furchtbar seine Bevölkerung noch bis vor kurzem gegen die Macht christlicher und europäischer Civilisation sich aufgebäumt hat, doch liegt hier nach den germanischen Völkern die größte Eroberung der Kirche und hiermit eine eigenthümliche Gestaltung des Christenthums der Zukunft. Als Vasco da Gama mit drei Schiffen bei

Calcutta landete, fand er die Hindus gebeugt unter moslimischen Fürsten. Seit 1770 fiel das Scepter des Großmoguls in die Hände englischer Kaufleute. Schon damals war unter den Hindus fast alle politische Existenz abgestorben, es bestand nur noch die Zähigkeit eines religiösen volksthümlichen Lebens, eine religiöse Nationalität, welche wir als Bramaismus bezeichnen. Die ersten griechischen Nachrichten seit dem Alexanderzug und über Alexandrien zeigen schon die Grundzüge, nur eingewickelt in abenteuerliche Fabeln, darauf die Nachrichten katholischer oder protestantischer Missionare in der Beschränktheit ihrer Bildung. Endlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt mit Jones eine unbefangne Kunde, zu der sich nun allmählich ein urkundliches Wissen der indischen Literatur, besonders ihrer heiligen Bücher gesellt. Die Zeiten, Volksstämme, religiösen und philosophischen Systeme sind in dieser Kunde noch wenig unterschieden, unsrer ganz allgemein gehaltnen Betrachtung verschwinden vollends diese Unterschiede.

Das Christenthum fand in Ostindien eine Gesittung so groß etwa wie die des christlichen Mittelalters, eine Macht der Religion so entschieden wie bei den Juden. Durch seine Geburt ist einem Jeden sein Stand, Geschäft, Denkart, Pflicht vorgeschrieben, in vier Hauptkasten. Die erste, die Bramanen, achtet sich für einen Ausfluß und ein Abbild der Gottheit. Ihre Bevorzugung erscheint durch die Natur selbst bekräftigt: insgemein haben sie eine schlanke Gestalt, ein sanftes Gesicht mit ernstem, edlem Ausdruck. Sie sind Priester, Richter, Ärzte, doch jedes ehrbare Geschäft ist ihnen erlaubt. Sie waren wenigstens damals im alleinigen Besitz der volksthümlichen Wissenschaft, insgemein auch voll der drei großen Pflichten, zu denen der Bramane geboren ist: gegen Gott, gegen die Todten und gegen ihre Kaste, womit Niederträchtigkeit gegen alle andern vereinbar ist.

Ohne Kaste sind die Parias, ein Negerstamm, sie leben fast wie die Thiere, essen von gefallnem Fleisch, berauschen sich, begatten sich auf der Straße. Die Glieder der verschiednen Kasten sollen eher Hungers sterben, als Speisen essen, durch Menschen einer andern Kaste bereitet. Ein Paria, der einen Bramanen berührt, soll nach altem Gesetz hingerichtet werden. Dennoch sind die Menschen nicht gedacht als ungleich erschaffen, sondern die Kaste ist durch Seelenwanderung das Resultat eines frühern Daseins, das von Gott bestimmte Gefäß der Reinigung. Im irdischen Dasein des Individuums ist nur eine beschränkte Änderung möglich, nämlich abwärts durch Ausstoßung, aufwärts ist Eingebornen der zweiten und dritten Kaste erlaubt, nachdem

sie die Pflichten ihrer Kaste erfüllt haben, durch Büßungen den Bramanen gleich zu werden, aber es sind furchtbare, das Leben bedrohende Bußen.

Die Vedas, d. h. das Wissen, das geoffenbarte, von den Lippen Gottes geflossen, galten als den Weisen dictirt. In Wahrheit stammen sie aus verschiedenen Zeiten, ein Gesetzbuch des ganzen Lebens, aber viele Vorschriften gelten als abrogirt für ein reineres Zeitalter, jetzt nicht mehr zu erfüllen. Nur die Bramanen sollen und dürfen in den Vedas lesen.

In der Grundbestimmung dieser Religion scheint Widersprechendes zu liegen. Einerseits die höchste Achtung vor dem Naturleben, die Scheu, ein Thier zu tödten: den Bramanen ist verboten, Fleisch zu essen. Dazu die Hingabe an die Natur in Lust und Arbeit, auch ein Bramane darf nicht unter die Büßenden eintreten, bevor er einen Sohn erzeugt hat. An den Tempeln wurden Bajaderen unterhalten, portugiesisch Balladeiras, indisch Devadâsis, d. i. gottgeweihte Mädchen, Tänzerinnen und Buhlerinnen: denn die Geschlechtseinigung gilt als rein. Andrerseits geht durch diese Religion ein Grundgefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen bis zur Verachtung der eignen Existenz. Ein indisches Sprüchwort lautet: „Sitzen ist besser als Gehen, Liegen besser als Sitzen, Schlafen besser als Wachen, das Beste von Allem ist der Tod.“ Als das Höchste nach der hohen Geburt erscheint das Büßerleben in Entbehrungen und Martern: Eingraben bis an den Kopf, Stehn ohne Bewegung, bis der Büßende mit Schlingpflanzen bedeckt ist, ein Vogelnest in den verwilderten Haaren; oder die Faust geballt, bis die Nägel durch's Fleisch hindurchgewachsen sind. Das ist eine Verdumpfung des individuellen Bewußseins, leicht wird auch der Übergang zum physischen Tod, im Ganges, dem heiligen Fluß, oder unter den Rädern des Götterwagens. Manche heilige Stätten sind mit Gebeinen bedeckt, und der Tod gilt als ein Übergang aus den Täuschungen des sinnlichen Daseins in die Unendlichkeit. Von jener zweifachen Richtung ist nicht ausgeschlossen das plötzliche Aufbrausen des Volkes in Blutdurst und Grausamkeit.

Der Widerspruch ist vielleicht zu erklären durch die Einwanderung einer neuen Religion, die sich mit dem vorgefundnen Naturdienst ausgeglichen hat. Dadurch erklärt sich auch Ursprung oder doch Verschärfung des Kastenwesens: ein siegreiches Volk ist von den Höhen des Himalaya einst herabgekommen.

Als göttliches Urwesen gilt das Brama, das allein ist, absolut, alles Andre seine Entfaltung als Mischung des Seins mit dem

Nichtsein, als Schein [Maya], wodurch Bestimmtes und Endliches entstanden ist. Die Gottheit entfaltet, offenbart sich in einer dreifachen Persönlichkeit, welche Dreieinigkeit der großen Götter in mannigfachen Beziehungen aufgefaßt wird: der Brama als Schöpfer, Macht, Sonne, Vergangenheit; Vishnu: Erhaltung, Weisheit, Wasser, Gegenwart; Sivas: Zerstörung, Gerechtigkeit, Feuer, Zukunft. Die Darstellung dieser und andrer Götter ist sinnbildlich, ohne die schöne Gestalt der griechischen Götter: Brama, das Wachsthum, die Selbstentwicklung mit vier Gesichtern als Symbol der Allwissenheit, mit vier Händen, die eine trägt ein Scepter, die zweite einen Ring, das Symbol der Ewigkeit, die dritte hält die Vedas, die vierte ist leer und offen, das bedeutet Willigkeit zur Hülfe. Vishnu, d. h. durchdringen, theilen, erscheint im Wasser als Urstoff, dargestellt auf einer Lotosblume, die Füße im Mund, etwa das in sich Abgestoßne, Absolute bedeutend. Sivas ist die Macht, welche das Individuelle negirt, die Natur im steten Wandel. Seine Gestalt ist behängt mit Knochen, Schädeln. Diese Trimurtis, Dreiheit der Götter, ist wohl nicht gedacht als ein Auseinandergehn ursprünglicher Einheit, sondern eine poetische und philosophische Zusammenfassung einst verschiedner Religionen und ihrer Götter. Nach der Heldensage ist Vishnus Gottheit, als das göttliche Leben der Natur, mehrmals Fleisch geworden, erst als Thier, dann als Mensch von einer Jungfrau geboren, kämpfend als Rama, ein sieggekrönter Friedensfürst als Krishna, zuletzt wird er erscheinen als Kalki auf weißem Roß und alle Sünde hinwegnehmen.

Jedem Gott ist eine Gemahlin gegeben, seine Energie, seine Kraftäußerung bezeichnend. So hat Sivas die Kala, dargestellt als Weib mit aufgelösten Haaren, ein Schwert in der Hand; auf der ausgestreckten Zunge Häuser, Städte, die sie verschlingt. Auf Bildwerken sitzen um sie die drei obersten Götter, als welche sie zuletzt verschlingen wird. So kehrt das Ende zurück zum Anfang: Gott allein ohne die Individualität. Dennoch wird eine gewisse Unsterblichkeit angenommen für Götter wie für Menschen, nämlich ungeheure Zeiträume nach wie vor dem Jetzt.

Dieser religiöse Geist hat unermeßliche Macht geübt. Die zu Tempeln ausgehöhlten Felsen, mit Göttergestalten in Haut-Relief bedeckt, haben die Arbeit vieler Menschenalter erfordert und gelten jetzt als Werke der Götter selbst. Das Leben jeder Kaste ist mit Cärimonien erfüllt. Den Vedas fehlt es nicht an erhabenen und sinnigen Stellen. So spricht Brama: „Ich dachte, ich will Welten schaffen, und sie waren da.“ Vorherrschend ist das Gefühl der Vergänglichkeit. So heißt es

in einem Hymnus an die Morgenröthe: „Wie Viele sind vergangen, die vordem sie gesehn, wir sehn sie heut, die nach uns kommen, werden auch vergehn.“ Aus der weltlichen Literatur der Hindus ist längst bekannt die poetische Fülle und Lieblichkeit der Sakuntala.

Aber im Bramathum ist das Bewußtsein der freien sittlichen Persönlichkeit ganz unentwickelt, daher die Verachtung des Menschen als solchen. Es sind Spitäler gegründet für alte Kühe und Affen, nicht für Menschen. Man kennt nur Gebote der Kasten, nicht allgemeine Pflichten. Daher ein Hinwerfen des Lebens, aber kein sittliches Sichaufopfern für fremdes Heil. Darum war die Wittwenverbrennung möglich, die doch nicht in den Vedas geboten ist, auch nur üblich gewesen in einigen Gegenden.

Die katholischen Missionare fanden manche Anknüpfungspunkte: die Geringachtung des Irdischen, die Dreieinigkeit, auch den Gedanken der Menschwerdung Gottes. Aber die allgemeine Pflicht der Menschenliebe, die Gleichheit der Kinder Gottes, davon wollten die Hindus nichts wissen. Auch nahmen sie Anstoß an den Sitten der christlichen Bibel: Abraham schlachtet ein Kalb, also ist er ein Paria gewesen.

Xavier, der Jugendgenosse des Ignatius, hatte zu religiösem Enthusiasmus Reise- und Abenteuerlust, seine Losung: amplius, amplius! Die Legende erzählt von ihm Wunderheilungen, auch Todtenerweckungen. In seinen Briefen findet sich keine Spur davon, wohl aber sittlicher Ernst. So schreibt er an den König von Portugal: „Gott hat diese Welt in Ihre Hände gelegt, nicht um irdische Schätze zu sammeln, sondern die Ungläubigen zur Erkenntnis des Schöpfers und Erlösers zu bringen. Ich bitte ihn, daß er Ihnen die Gnade gebe, in Ihrem Leben das zu denken und zu thun, was Sie sich freuen werden in der Stunde des Todes gethan zu haben.“ In Xavier war das Gefühl der großen Ernte und der wenigen Arbeiter. Aber er war unbekannt mit indischer Bildung und Weisheit. Er verlangt, daß man ihm Priester sende, wenn auch unfähig zu predigen und Unterricht zu ertheilen, nur heilige Männer, um zu taufen. Er meinte Kinderseelen vor sich zu haben und halbe Wilde, während die Collegien der gelehrten Bramanen ihn umgaben. Sein ungestümer Drang ließ es nicht zur tiefern Begründung kommen, er taufte nach jesuitischen Berichten nah an eine Million und zog weiter. So ist es nur zur äußerlichsten Stiftung einer Kirche gekommen, deren Mittelpunkt die portugiesische Niederlassung Goa war. Den Hindus galt Christus als Gott der Parias, dagegen der Jesuit Nobili behauptete, er gehöre zur höchsten Kaste und lebte wie ein Bramane. Er schloß

sich an eine Hindusage an: es habe vier Wege der Wahrheit gegeben, von denen der eine verloren gegangen. Er sei gekommen diesen zu zeigen, den graden Weg zur Unsterblichkeit. Damit begann eine innre Spaltung der Mission, da Nobili den Parias die Taufe versagte. Die Erfolge erschienen bedingt durch eine Mischung mit malabarischen Cärimonien. Der Islam der frühern Eroberer war zu kraftvoll und einfach, um leicht überwunden zu werden. Doch führten die Bestrebungen des Groß-Moguls Akbar, eine Vernunftreligion zu gründen seit 1578 zur Annäherung an die Jesuiten: 1610 ritten drei kaiserliche Prinzen auf weißen Elephanten zur Taufe. Aber Mohammed blieb siegreich.

Die Jesuiten haben die Gemeinden der Thomas-Christen zerstört, die noch festhielten an dem Standpunkt alter Zeiten. Es waren Nestorianer, welche noch immer gegen Ephesus und Chalcedon protestirten. Sie hatten die syrische H. Schrift und syrische Kirchenväter, obwohl den Laien das Syrische unbekannt war, ihr Oberhaupt der Patriarch von Babylon. Die Priester hielten auf bramanische Sitte, einige Gemeinden aßen kein Fleisch, Priestercölibat und Bilder waren ihnen fremd. Als die Jesuiten ihnen heilige Bilder brachten, meinten sie: „Wir sind Christen und verehren keine Idole."

Die Jesuiten fanden in Japan eine andre Gestalt desselben religiösen Geistes wie in Ostindien, eine Reform des Bramathums und doch sein innerer Widerspruch noch gesteigert: die tiefste Achtung vor dem Naturleben, kein lebendiges Wesen ohne die höchste Noth zu tödten, fromme Stiftungen für Ungeziefer. Aber der allgemeine, in sich ruhende Geist allein ist wahrhaft, das Ziel des Menschen Losreißung nicht bloß vom sinnlichen, sondern auch vom individuellen Dasein, um aufzugehn in jenem Allgemeinen. Dies Verlöschen eines persönlichen Lebens als die Nirvana, eine ewige Vernichtung das höchste Gut, und doch ist in der Milde dieser Religion der Selbstmord verboten.

Als der Reformator des Bramathums wird Buddha genannt, so weit Geschichtliches zu erkennen der Sohn eines Königs in Ostindien, im 7. Jahrhundert v. Chr., mit seinem Namen Magadha Çakyamuni, Buddha, d. i. der Weise, ist nur sein Zuname. Durch seine Weisheit und Entsagung der Gottmensch, in welchen die Weltordnung zum Bewußtsein gelangte, nach der heiligen Sage als Vishnus achte Incarnation von der Maya als unberührter Jungfrau geboren. Er wird dargestellt mit Blumen bekränzt, die allein ihm als Opfer dargebracht werden. In ihm ist die höchste Milde: als er einer Tigerin mit halbverschmachteten Jungen begegnet, wirft er sich ihr hin zur

Nahrung. Seine große That ist der Sturz des Kastenwesens. Er hat das Evangelium der Gleichheit Aller vor Gott verkündet, alle Völker sind berufen: „Mein Gesetz ist das Gesetz der Gnade für Alle." Was bisher bekannt geworden ist von den heiligen Schriften des Buddhaismus trägt diesen Charakter der Milde: die vier großen Tugenden sind nur Zweige aus diesem Stamm, nämlich Almosengeben, Leutseligkeit, Beförderung des Glücks Andrer, Liebe zu Andern wie zu sich selbst, dargestellt selbst in dem Wunsch, daß es dem Feinde wohlergehn möge.

Die Sittlichkeit war ursprünglich Askese, Entsagung jeder sinnlichen Lust, namentlich das Gelübde der Keuschheit, als allgemeine Pflicht, um sich loszureißen von der Täuschung des Sinnenlebens, Alle sollen Buddhas werden! Da dies nicht durchzuführen war, sobald der Buddhaismus eine Volksreligion wurde, erschienen die Entsagenden als Wesen höhrer Ordnung, die zum Gottsein mehr oder weniger durchgedrungen sind. So entstand an der Stelle des religiösen Geburtsadels der Bramanen eine Hierarchie von Priestern und Mönchen, ähnlich der römischen und sie überbietend. In Tibet, wer vier Söhne hat, ist verpflichtet einen in das Kloster zu senden. Der Mönch kann sich unter bestimmten Umständen aus der Genossenschaft zurückziehn, der Priester ist unbedingt gebunden, auch an's Cölibat, Beide sollen sich von allen natürlichen Verbindungen ablösen: „selbst wenn der Gedanke an die Liebe, welche die Eltern ihm bezeugt haben oder der Refrain des Liedes, mit welchem einst die ältre Schwester den Knaben einschläferte, in leisen Tönen an ihm vorüberzöge". Die Mönche sollen nur von geschenkter Nahrung leben, sie erscheinen stets mit dem Almosentopf, aber sie betteln stumm. Das Gelübde der Armuth ist nur persönlich, die Corporationen besitzen Grundeigenthum.

Der eingedrungne Mechanismus hat zu Gebetsrollen und Gebetskränzen geführt: ursprünglich Schädel auf eine Schnur gereiht, an Sivas erinnernd, dann ermäßigt zum bloßen Sinnbild, runden Kügelchen. Die großen Büßer werden als Heilige verehrt, ihr Grab mit Capellen überbaut.

Das Oberhaupt der Religion wird angesehn nicht als Statthalter Gottes, sondern als der incarnirte Gott selbst; die Gottheit, welche sich in Buddha offenbart wie in seinen Nachfolgern. Die Dynastie dieser Buddhas erst in Indien, dann in China, hat mit dem Tode des 33. aufgehört, 713 n. Chr.: „als sich Niemand fand, der würdig gewesen wäre das persönliche Organ der Gottheit zu sein". Seitdem haben sich hie und da Priester, Lamas, als Buddhas aufgeworfen,

so der Dalai Lama, der auch weltlichen Grundbesitz erlangt hat, seit 1747 Herrscher über Tibet. Einem Knaben wird dieser Glaube an sich selbst eingebildet, umgeben von Priestern, unbekannt mit dem wirklichen Leben. Er wird als Gott angebetet, bis der Gott in ihm dieser Hülle überdrüssig, sie zerstört. Dann wird der Leichnam feierlich ausgestellt und versinkt durch irgend eine mechanische Vorrichtung. An der Stätte liegt ein schlafender Knabe, der nunmehrige Dalai Lama. Man könnte glauben, seine Ohnmacht werde den Glauben an ihn zerstören. Allein seinen Verehrern fällt nicht ein zu verlangen, daß er sich als Herr der Natur bewähre, nur Ruhe, geistiges Thun, Spenden geistiger Wohlthaten. Buddha selbst gilt nicht mehr als existirend hier oder da, er ist eingegangen in das Nirvana, er lebt in seinen heiligen Schriften. Der Buddhaismus wurde erst nach der Vertreibung aus seinem Vaterland eine erobernde Macht, herrschend in Ceylon, Siam, Birma, Japan, unter Mongolen und Tartaren.

In Japan fand Xavier scheinbar einen geistlichen und einen weltlichen Herrscher, in Wahrheit war jener der legitime Fürst, der Mikado, dem doch fest nur die Majestät geblieben war, während sein Kronfeldherr, der Taikun, Majordomus, die Macht erlangt hatte. Neben diesen Beiden eine mächtige Aristokratie, in einigen Provinzen fast unabhängig herrschend. Das Volk mild gesinnt, einen reichen Boden emsig bebauend, nicht ungebildet und offnen Sinns sich anzueignen, was europäische Civilisation ihm brachte, doch servil niedergebeugt unter die Anmaßungen der Aristokratie. Die Anknüpfung war hier dem römischen Christenthum leicht. Es fand seine kirchlichen Anschauungsweisen und Tugenden schon vor: Milde, Demuth, Askese, seine Ideale wie seine Irrthümer. Christus erschien als die wahre Incarnation Buddhas, die römische Hierarchie schloß sich an die japanische. In einigen Städten des Kaisers wurde der Buddhaismus bereits ausgeschlossen, 1585 kamen nach Rom Gesandte, man sagte von drei japanischen Königen, wahrscheinlich von Daimios, Vasallen des Monarchen. Durch eine Reaction der altväterlichen Partei und die Eifersucht der Holländer gegen Spanier und Portugiesen wurde diese hoffnungsvolle Saat ausgerottet. Man erzählt von einem holländischen Schiffscapitain, der auf die Frage, wodurch die Spanier so mächtig geworden in fremden Landen, antwortete: durch ihre Waffen und ihre Religion. Die Priester gehn voran und machen die Völker zu Christen, die dann leicht unter spanische Botmäßigkeit gebracht werden. Unter Leitung der Jesuiten bildete sich in Japan ein glänzendes Kirchenwesen und strebte schon nach der Herrschaft, als durch die Sitten-

losigkeit der Europäer und durch den Verdacht, das Christenthum sei nur ein Vorbote fremder Herrschaft, seit 1587 eine Reihe blutiger Verfolgungen begann. Martyrien sind hier geschehn wie im 2. und 3. Jahrhundert. Die 26 Märtyrer, die am Pfingstfest 1862 in Rom selig gesprochen sind, sind nur ein kleiner Bruchtheil dieser Heldenschar, von ihnen ist nur ein genaurer Bericht erhalten: an Pfähle angebunden sind sie mit Speeren durchstochen worden, man nannte das in Rom Kreuzigung. So ist damals das Christenthum mit den Christen in Japan ausgerottet worden. Nur die Holländer behielten für den Handel einen Küstenpunkt unter den lästigsten und schmachvollsten Beschränkungen.

Xavier starb auf dem Weg nach China auf der Insel Saurian, sechs Meilen vom Festlande.

Die Bezeichnung China ist europäisch, im Lande selbst kennt man nur allegorische, stolze Bezeichnungen: das himmlische Reich, die Blume der Mitte. Die Jesuiten fanden hier Künste der Civilisation althergebracht, aber unentwickelt, gedruckte Bücher lange vor Gutenberg, aber ohne bewegliche Lettern. Der Kaiser galt als Sohn des Himmels, aus einer Dynastie fremder, tartarischer Erobrer, scheinbar unbeschränkt, in der That wie das persönlich gewordne Princip des Staats, aber durch vielfache Formen beschränkt. Jedem Eingebornen ist die Bahn frei zu den höchsten Staatsämtern, durch Examina bedingt, aller Rang auf nationale Gelehrsamkeit gestellt, allgemeine Gleichheit ohne Freiheit. Die Sittlichkeit als äußerliches Gesetz, nicht in der Innerlichkeit der Individuen lebendig, daher der Sohn unbedingt vom Vater, der jüngre vom ältren Bruder abhängig, die ganze Familie verfällt dem Schicksal ihres Hauptes. Es fand kein Unterschied statt zwischen vorsätzlichen Verbrechen und der zufälligen Verletzung eines Andern, bei höchster Eitelkeit doch kein Gefühl für persönliche Ehre. Die Strafen meist körperlich, angesehne Beamte wurden mit Bambus durchgehaun ohne Ehrenkränkung.

Wenn man Religion das in einem Individuum Unbedingte und Höchste nennt, so ist die wirkliche Religion Chinas die unbedingte Hingebung in den Willen der Vorgesetzten und Ausdruck derselben mit dem ganzen Körper, die Religion der Höflichkeit gegen Lebende und Todte, eine Servilität, die als nicht innerlich gegründet einzelne Empörungen nicht ausschließt und nur ermäßigt ist durch Ehrgeiz und durch Innigkeit des Familienlebens.

Auf diesem gemeinsamen Grunde bestanden damals drei positive Religionen: 1) die des Kung-fu-tze, der im 6. Jahrhundert v. Chr.

nur als Reformator in seinen Schriften auftrat. Er hat Sprüche alter Weisen und Könige gesammelt als strahlende Muster der Vergangenheit, sie enthalten trockne, kluge Hausmoral. Confucius wird als Mensch angesehn, doch wird ihm geopfert und zu ihm gebetet. Der Kaiser achtet über sich nur die allgemeine Naturmacht, Tien, den Himmel; die Chen, Genien, Naturgeister unter sich. Sie stehn wie Mandarinen im Reichskalender: wenn etwa ein Unfall geschieht am Gegenstand ihrer Aufsicht, etwa durch einen Strom, der verwüstend austritt, so pflegt der Kaiser den Genius abzusetzen. Diese Staatsreligion hat wenige einfache Cärimonien, so das Fest des Landbaus, wo der Kaiser die erste Furche zieht. 2) die Religion des Tao, doch als Individuum gedacht, Zeitgenosse des Confucius, die Mensch gewordne offenbarte Urvernunft, eine Art Logos. Alles, was da entstanden ist, ist aus dieser Vernunft, als Entwicklung derselben. Hier ist die Anlage zu religiöser Speculation gegeben, doch lebten die Anhänger als Einsiedler und Tao wurde wie eine Zaubermacht betrachtet. 3) die eingedrungne Volksreligion ist der Buddhaismus, hier aber ohne Macht und ohne Begeistrung. Der Dalai Lama gilt als religiöses Haupt, aber politisch abhängig vom Kaiser.

So fanden die Jesuiten eine Staatsreligion, eine separirte Religion, eine Volksreligion, aber friedlich neben einander, die religiöse Discussion ganz freigegeben. Sie haben hier angefangen als Mathematiker und hörten mit Religion auf. Ricci [1582—1610] behielt Recht gegen die chinesischen Astronomen bei der Bestimmung einer Mondfinsterniß und ward dafür als Mathematiker bei Hof angestellt. Die Jesuiten haben dem Kaiser Landkarten, Schlaguhren, Kalender, Kanonen verfertigt. Sie verkündeten das Christenthum als chinesische Philosophie, zögerten auch nicht Todtenopfer zu bringen, namentlich dem Confucius, unter Rubrik der Heiligenverehrung und Todtenmessen. Sie knieten selbst vor den buddhistischen Götzen, indem sie ein kleines Kreuz vor sich hinlegten. Eine solche Anbequemung ist von den Päpsten bald zugestanden, bald auf Anklage der Dominicaner verboten worden. So ist das Christenthum bis Ende unsrer Periode ungehindert verbreitet worden, die Jesuiten haben damals mehr als hundert Kirchen erbaut.

In dem neu entdeckten Welttheil vertheidigten meist die Dominicaner im Sinn von Las Casas [B. II, S. 517] Menschen- und Christenrecht der Eingebornen gegen die unmenschliche Habgier der spanischen Colonisten. Die Caraiben als Menschenfresser und Sodomiten verurtheilte ein spanisches Gesetz zur Sclaverei. Die Dominicaner standen

dagegen auf mit allen geistlichen Waffen und erlangten 1537 von Paul III eine Bulle, welche sie anerkennt als veri homines. In Folge dessen erschien ein Gesetz der Krone Spaniens, welches Alle auf Colonien Geborne für frei erklärte, aber Menschenjagd in den Wäldern blieb erlaubt, und Neger wurden aus Afrika fortwährend eingeführt. So hat jener Zustand begonnen, für dessen Überwindung noch vor wenig Jahren Ströme Bluts geflossen sind.

Die Rothhäute, die wilden, noch freien, zeigten sich insgemein dem Christenthum nicht feindlich, nur ohne Sinn dafür. Sie hatten meist nichts dagegen ihre Kriegsgefangnen taufen zu lassen, bis ihnen einmal einfiel, die Getauften schmeckten nicht so gut. Weil aber die Menschenjagd und das üble Beispiel der Spanier der Christianisirung vornehmlich zu hinderlich schien, haben Jesuiten, Cataldino und Maceta den Gedanken von Las Casas erneut und verwirklicht: eine freie, christliche Republik, welche in den Urwäldern von Südamerika unter diesen Naturvölkern die schönsten Tage des Christenthums wiederbringen sollte. So erscheint in Paraguay das Jesuitenthum in neuer Gestalt. Die Eroberung veredelte ihre Mission: sie lehrten säen, ernten, Häuserbau, singen und lesen, die Eingebornen fanden ein Wohlgefallen an der glänzenden Äußerlichkeit des Cultus. Vorsteher und Richter wurden dabei aus ihrer Mitte gewählt, doch war die eigentliche Macht immer beim Pfarrer. Scheinbar bestand Gütergemeinschaft, aber man berechnete, daß jedes Individuum jährlich den Werth von 100 Thaler verdiente, nur die Hälfte aber koste, das andre fiel dem Orden zu. Dieser hat seinen Bekehrten manche leibliche und geistliche Güter gebracht, nur nicht das, was aus uns großen, gezähmten Kindern den freien, denkenden Menschen entwickelt. So kam zur Beschränkung des Geistes, die dem eingebornen Stamme durch die Natur gesetzt scheint, daß er nur dem Augenblick lebt, die Schranke des Aberglaubens und der innerlichen Unfreiheit. Doch die um Branntwein und Putztand ihre Weiber und Kinder hingegeben hatten, lebten nun in ehrbarer Ehe und verabscheuten berauschende Getränke, das ist geschehn ohne Gewalt und harte Strafen. Wie ein Wunder stand dieses Priesterreich in der neuern Geschichte.

Auch in Afrika an der Ostküste suchten die Jesuiten anzuknüpfen, mit wechselndem Glück. 1560 taufte der Jesuit Sylveira den Kaiser von Monomotacha mit vielen Großen seines Hofs. Bald gewannen mohammedanische Missionare die Oberhand, und der afrikanische Selbstherrscher ließ seinen Täufer und an fünfzig seiner Proselyten

hinrichten. In Afrika ist überall der Islam fortgeschritten, der seinen Bekehrten das Recht ließ, Sclaven zu halten und Weiber.

Es ist noch übrig ein Blick auf den Kampf, auf das Schlachtfeld der beiden Kirchen, in die das Christenthum zerfallen ist.

Siebentes Capitel. Die deutsche Gegenreformation.

§ 247. Irenik und Polemik.

Jetzt sind Katholicismus und Protestantismus wie zwei Bäume, in deren Schatten die Völker sitzen, kein Besonnener hofft in übersehbarer Zukunft ihre Vereinigung. Damals konnte man daran denken, den jungen Aufschößling abzuhaun oder zurückzubringen, auch durch allgemeine Reformation die Einheit wieder herzustellen. Es war denkbar, daß die Protestanten das, worin sie zu weit gegangen waren, zurücknähmen, den hochgespannten Augustinismus, auch vielleicht die Losreißung von der Hierarchie, oder daß die Katholiken durch Abstellung der Mißbräuche und durch Zugeständniß gewisser Freiheiten die Hand bieten würden zur Einigung, wie der Kaiser Ferdinand es hoffte, wenn den Priestern die Ehe, dem Volk der Kelch freigegeben würde. Die persönlichen, schriftstellerischen Träger dieser Hoffnung sind Cassander [† 1566] und Witzel [† 1573]. Der Erstre, so geheißen von Cassand, einer Insel an der Küste bei Brügge, ein Gelehrter, durch Kränklichkeit abgehalten von der Übernahme eines Amtes, protestantisch im Denken, katholisch im gefühlsmäßigen Festhalten an der kirchlichen Einheit. Denn in der Trennung, meinte er, sei kein Segen. Habe man in Rom schlecht gehandelt, so müsse man der römischen Kirche zu Hülfe kommen, um des Teufels willen sie nicht verlassen. Seine Consultatio zum Frieden nahm die Augsburgische Confession zur Grundlage, sie selbst gleichsam eine Augsburgische Confession der katholischen Kirche, eine Darlegung Dessen, was sie zugestehn könne.

Witzel vertritt eine Mischung des katholischen und protestantischen Geistes. Aus Vacha in Hessen gebürtig, hat er bei Luther und Melanchthon gehört, aber vom Merseburger Bischof die Priesterweihe empfangen. Als Pfarrer zu Niemegk bei Wittenberg, weil er einen antitrinitarischen Gelehrten bei sich beherbergt, wird er verhaftet und in Ketten gelegt, aber auch wieder frei gelassen. Das wurde ihm

Anlaß sein Amt aufzugeben. Nun nennt er sich Concionator Evangelii Christiani non Lutherani. Es hat ihn doch gedrängt zum Katholicismus. Einer der Grafen von Mansfeld, der damals noch katholisch war, hat ihn zum Pfarrer in Eisleben gemacht. Er hat ein hartes Los getragen fünf Jahre lang in einer Kirche, in der etwa zehn Katholiken waren, die Andern nur des Scherzes wegen. Dann am Hof Herzog Georgs, Rath des Abts von Fulda, des Kurfürsten von Mainz, thätig bei den Religionsgesprächen und Interims, doch nicht mehr als Geistlicher. Er hat sich dreimal verheirathet. Im Sinn des Erasmus suchte er den Frieden durch Aufgeben der Schulfragen und Subtilitäten: durch die Scholastiker seien die Ketzer herbeigeführt, vergebens erwarte Luther große Dinge von der Änderung der gelehrten Dogmatik, und besser wär's, wenn Luther nie gekommen wäre. Er will nicht ein Aufgeben der Wissenschaft, die Kunde der Sprachen mache keinen Ketzer, aber der Sprachen Unwissenheit mache grobe Esel. Aber er will praktisches Christenthum, Alle um Christus geeinigt, die Kirche, wie sie gewesen ist vor 1000 Jahren, der Papst als nothwendig nach menschlichem Recht zur Einheit der Kirche.

Ein unklares und doch populäres Sich-Hinausstellen über den Kirchenstreit kommt auch einzeln vor, so ein fliegendes Blatt von 1627 „Zeitung aus der Christenheit": Daniel Brinz, Gesandter Kaiser Rudolfs II an den Kurfürsten von Köln, gefragt, zu welcher Confession er sich bekenne, antwortet: „Ich bin ein Christ!" Auf weitere Fragen nach seiner Confession erzählt er: „Der Papst, Luther und Calvin kamen nach ihrem Tod vor die Himmelsthür und wurden vom Herrn also angeredet: Was habt ihr Drei mir für einen Lärm in der Welt angerichtet! Hätte ich nicht Recht, wenn ich euch rechtschaffen abprügelte mit dem Regimentsstab und euch in den Abgrund der Hölle stieße! Da fielen sie alle Drei auf ihre Kniee und nachdem sie versprochen, keinen solchen Rumor wieder im Himmel anzufangen, kamen sie alle Drei hinein und sind noch drin."

Noch zu Lebzeiten der Reformatoren erschien eine Caricatur, überschrieben „Geistlicher Raufhandel": der Papst, Luther und Calvin wie sie einander zerzausen. Jeder der beiden Reformatoren hält den heiligen Vater an einem Ohr gepackt, dieser greift Luther beim Haar, der seinerseits Calvin am Bart gefaßt hat, während der ausholt, um seinem Gegner die Bibel an den Kopf zu werfen. Daneben der Repräsentant des christlichen Volks in der Gestalt eines zerlumpten Schäfers betet zu Christus. Gewiß war auch hierdurch wie durch jene Vermittlung Cassanders und Witzels manches Menschen Sinn ausgesprochen. Die

Individualität der Reformatoren, ihre Sondermeinungen konnten nicht einem Jeden zusagen, der doch die Nothwendigkeit einer Reform der päpstlichen Kirche anerkannte.

Die protestantische Polemik hielt sich gern an einzelnes Geschichtliche: man wies nach, daß Presbyter und Bischöfe ursprünglich eins waren, daß der Kelch der Laien bis in das 13. Jahrhundert als Sitte und Gesetz der Kirche üblich war, das Fegfeuer eine neue Lehre, das Sündenregister der Päpste. Die katholische Polemik betonte mehr die Angemessenheit einer unfehlbaren Kirche für die Menschen und Völker, wie sie einmal sind: die H. Schrift sei unbestimmt, in der Kirche der lebendige Geist und doch Glaubenssicherheit. Hat Gott sich übernatürlich geoffenbart, so muß er auch eine Anstalt gegründet haben, diese Offenbarung unfehlbar zu bewahren und auszulegen. In jenem Sinn hatten Flacius und Gerhard testes veritatis, Zeugnisse aus der katholischen Kirche selbst gegen sie aufgestellt, das protestantische Element in der katholischen Kirche der Vorzeit.

Die großen Polemiker beider Kirchen, die noch jetzt lebenskräftig den gelehrten Streit fortführen, Chemnitius, aus der Schule Melanchthons, in seiner Prüfung und Bestreitung der Beschlüsse von Trient, und von Seiten des Papstthums Bellarmin, nicht minder scharfsinnig und nicht minder gelehrt. Parteimenschen, wie Neuhaus, Docent in Helmstädt, dann übergetreten Vorsteher eines Collegiums zur Bekehrung von Protestanten in Köln, endlich Weihbischof von Mainz, haben das Recht der Verjährung für die katholische Kirche in Anspruch genommen, wie einst Tertullian den Gnostikern gegenüber: als ob Wahrheit und Gerechtigkeit einer Verjährung unterliegen könnte. Die rohe Poesie mancher Polemik ist zu ersehn schon aus den Titeln der Streitschriften: Alter und neuer Katzenkrieg von der Ubiquität. Nothwendige Vertheidigung des heiligen römischen Reichs Augapfels durch die hierzu verordneten Theologen. Brill aus dem evangelischen Augapfel. Evangelischer Brillenputzer. Der Streit war begonnen von den Jesuiten als Satire auf die innern Streitigkeiten des Protestantismus über die Allgegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, und des römischen Reichs Augapfel ist die Augsburgische Confession. Der Mus exenteratus, die ausgeweidete Maus, von einem Stuttgarter Geistlichen, behandelt die Frage: Wenn eine Maus oder ein andres Thier die geweihte Hostie benagt oder frißt, hat sie den Leib Christi gefressen, oder was geschieht mit dem Leib? Also gemünzt auf die Transsubstantiation, mit Nachahmung der scholastischen Subtilitäten und mit Anführung ihrer Auctoritäten, ob eine solche Maus auszuweiden, zu

verzehren oder zu excommuniciren sei, und von den verschiednen Graden ihrer Verschuldung, je nachdem sie nüchtern oder in Hungersnoth gewesen, mit Einwebung neckischer Legenden, vielleicht nicht ohne ein Seitenlächeln gegen die lutherische Lehre, denn Brenz hatte gleichfalls bekannt, daß eine Maus den Leib des Gottmenschen fressen könne.

Bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts war der Protestantismus eine siegreich vordringende Macht. Damals war in Deutschland kein rein katholisches Land mehr, nicht einmal Tirol. In Österreich, Baiern, in bischöflichen Landen, wo der Protestantismus noch nicht herrschte, fehlte doch nicht Neigung und Mischung: da hielt man deutsche Gottesdienste, das Abendmahl mit dem Kelch. Der venetianische Gesandte schreibt 1558 aus Deutschland: nur ein Zehntel der Bevölkerung halte noch am alten Glauben fest. Ein päpstlicher Legat berichtet: „Deutschland ist fast ganz verloren.“ Ein andrer ist sogar übergetreten, jener Vergerius, der Luther in Wittenberg besucht hat, Bischof von Capo d'Istria in Illyrien. Er kam verdächtigt aus Deutschland zurück, wollte diesen Verdacht durch eine Streitschrift löschen adversus apostatas Germaniae. Als er zu diesem Behuf Luthers Schriften las, hat sein Herz sich gewendet. Er verbreitete protestantische Lehren in seinem Bisthum, bei Gelegenheit eines Mißwachses wurde das Volk gegen ihn aufgeregt. Auf dem Weg nach Trient, Spieras Lebensende in Padua [S. 283], entscheidet seinen Entschluß. Er hat erst in Graubünden mehr Calvins Richtung, dann in Würtemberg die lutherische vertreten. Durch seine Schriften und als Rath des Herzogs hat er bedeutende geistliche und politische Wirksamkeit geübt. Unter sein Bild hat er geschrieben: Päpstlicher Legat, Nuntius Christi.

Mit dem innern Zwiespalt des Protestantismus und mit seiner dogmatischen Erstarrung verlor er seine reformatorische, erobernde Kraft. Da kamen die Jesuiten mit den Beschlüssen von Trient, mit Predigt und Erziehung. Insgemein, wo eine große Wirkung hervorgebracht wird, wie durch diese Reaction geschah, geschieht es durch großartige Persönlichkeiten oder durch die hinreißende Macht neuer Ideen. Diese Jesuiten waren gelehrte, kluge, in ihrer Art fromme Leute, aber nirgends ist unter ihnen eine große Individualität, kein Name, der sich der Geschichte eingeprägt hätte als etwa durch seine Betriebsamkeit, wie etwa Canisius [† 1597], der erste deutsche Jesuit, der, vertraut mit den Kirchenvätern wie mit dem Sinn und Bedürfniß des Volks, in Köln, Baiern, Österreich und überall wo seine Kirche bedroht war, ein langes Leben durch nur diesem einen Gedanken gelebt hat, mittelst einer frommen katholischen Glaubens- und Lebensordnung den Protestan-

tismus zurückzudrängen, ein Bändiger der Ketzer. Weder jesuitische Lehre noch jesuitische Pietät bewegt sich in neuen Bahnen, es ist die stille Macht des Eifers und der Methode. In Ländern, wo noch ein Theil des Volks und die Regierung katholisch war, ist überall der Protestantismus, zwar nicht vertilgt, so doch zurückgedrängt worden. Mitunter ist das sehr allmählich geschehn, z. B. im Bisthum Münster, wo nur in der Stadt der Katholicismus wieder hergestellt war, nachdem der Protestantismus durch Überschreitung sein Recht untergraben hatte. Der Bischof Franz von Waldeck, der Münster den Wiedertäufern abgenommen hatte, beantragte 1542 die Annahme der Augsburgischen Confession. Der Landtag, Ritter und Prälaten, lehnte das ab, der Bischof trat dem Schmalkaldischen Bund bei, aber bedroht im schmalkaldischen Krieg, trat er wieder zurück. Sein Nachfolger Wilhelm von Kettler legte als protestantisch gesinnt sein Amt nieder. Unter Bernhard von Ruesfeld forderten die Domherrn, daß ihre Concubinen als legitime Frauen anerkannt würden. Im geselligen Leben war bereits üblich zu sagen: Frau Domkantorin, Frau Domdechantin, Frau Dompropstin. Als der Bischof einen Befehl des Papstes gegen dies häusliche Glück verlas, hatte er nur den Spott davon: so möge er den Anfang machen, und er hat das Amt gleichfalls niedergelegt. Mit Johann von Hoya 1588 kamen die Jesuiten und man begann die tridentinischen Beschlüsse in's Leben zu führen. Doch erst Ernst von Baiern als Kurfürst von Köln brauchte Gewalt: er vertrieb alle Nichtkatholiken, zog ihre Güter ein, ließ die Concubinen an den Pranger stellen und mit dem Staubbesen ausweisen. So siegte der Katholicismus zugleich mit der wenigstens äußerlichen Ehrbarkeit des Priesterthums. Das letztre Mittel führte anderwärts rascher zum Ziel. So zog der Bischof Julius von Würzburg mit Soldaten, Henkern und Jesuiten umher, ließ, wer nicht beichten wollte, hängen oder doch Landes verweisen, und setzte überall den katholischen Cultus wieder ein.

Die letzte Entscheidung in Deutschland geschah allerdings erst durch das Schwert des dreißigjährigen Kriegs. In Österreich und Baiern ist noch lange Zeit sprüchwörtlich gewesen als strenge Drohung: „Ich werde dich katholisch machen." Die Erinnerung an die Mittel, durch welche diese Länder wieder katholisch geworden sind, spricht sich darin aus. Und unter Protestanten sagt man noch heut: „Das ist zum katholisch werden."

§ 248. Der dreißigjährige Krieg.

Die katholische und protestantische Partei blieben in Deutschland einander drohend gegenüberstehn. Das Haupt der erstern, das Haus Habsburg, bedrohte zugleich durch eine ungeheure Ländermasse die Freiheit Europas, doch war seine Kraft noch durch innern Zwiespalt und geistige Unfähigkeit niedergehalten. Man kann viele Ursachen geltend machen, die schließlich zum Kriege führen mußten:

1) Der fortwährende Zwiespalt über den geistlichen Vorbehalt. Protestantische Fürsten haben gegen denselben Bisthümer und geistliche Güter eingezogen. Sachsen: Naumburg und Meißen; Preußen: Magdeburg, Brandenburg u. a. 2) Unbekannt, unanerkannt war in beiden Kirchen die Freiheit des Glaubens, Jeder behauptete nur das Recht der eignen Religion. Dazu 3) die Aufhetzereien der Jesuiten. Sie wiesen nach, der Religionsfriede, ohne den Papst abgeschlossen, sei ungültig, sei nur ein Interim gewesen, aufgehoben durch Trient. Von Wien aus verkündete man, es liege im Wesen des Kaiserthums wie der Kirche ein monarchisch Regiment, das Reich sei nur durch eine Reichsreligion zu einigen. Die Gelüste von Österreich und Baiern wurden aufgestachelt, Deutschland als katholische Mächte zu beherrschen. Endlich 4) kleine dynastische Interessen. Die Herzöge von Cleve am Niederrhein waren ausgestorben. Erbansprüche erhob Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, Kurbrandenburg, Kursachsen. In Bezug auf Brandenburg schien es geschlichtet durch die beabsichtigte Vermählung des Pfalzgrafen mit der Tochter des Kurfürsten. Aber bei der Tafel in der Hitze des Gesprächs und Weins gab der Kurfürst seinem künftigen Eidam eine Ohrfeige. Der vermählte sich nun mit der jüngern Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern und wurde katholisch. Sein alter Vater, der Kirchengebete für ihn, und als es geschehn, gegen ihn sprechen ließ, ist aus Gram gestorben. In Pfalz-Neuburg und einem Theil von Cleve wurde verboten an Fasttagen Fleisch zu verkaufen und die katholische Kirche zu schelten, wenn auch der katholische Gottesdienst auf die Hofkirche beschränkt blieb. Der Übertritt des Pfalzgrafen wurde vermittelt und literarisch vertheidigt durch den Jesuiten Reyhing, der darüber selbst irre geworden und zuletzt als Protestant Professor in Tübingen gewesen ist.

Noch früher war die Bekehrung des Markgrafen Jacob III von Baden zum Katholicismus gelungen, aber unmittelbar nach der öffentlichen Erklärung seines Übertritts fiel er in tödliche Krankheit. Daher

sein Befehl alle lutherischen Pfarrer auszuweisen nicht ausgeführt worden ist. Er meinte, seine Krankheit sei die Strafe, daß er so lange gesäumt habe. Auf dem Sterbebett sprach er zu einem Diener: „Nimm dir ein Exempel an mir, bedenke dich nicht so lang, sieh, wie mich Gott mit dieser Krankheit straft, daß ich so lang ausgeblieben bin und meinen Herrn Jesum Christum nicht alsobald bekannt habe.“ Wie leicht konnte man's umkehren. Die Bekehrung hat zwar Befürchtungen und Groll hervorgerufen, sonst ist sie spurlos am Land vorübergegangen.

Noch einmal hatte sich der Protestantismus in Köln angesetzt. Kurfürst Gebhard, Truchseß, ein Freund Wilhelms von Oranien, war mit calvinischen Räthen umgeben. Bei einer Procession sah er Agnes von Mansfeld, eine Canonissin von Germersheim. Sie entschloß sich mit ihm zu leben, ihre Losung: „Was bitter und trüb, trägt Alles die Lieb'.“ Ihre Brüder drohten in seinem und ihrem Blut die Schmach zu rächen, wo er sie nicht heirathe. So ist er 1582 in Köln eingezogen mit Bibel, Schwert und Frau. Darin lag keine sittliche Kraft, als Calvinist wurde der Kurfürst nur von Kurpfalz unterstützt, Ernst von Baiern durch ein spanisch-belgisches Heer eingesetzt, und noch einmal war Köln für den Katholicismus gesichert.

Die Reichsstadt Donauwörth an der Grenze von Baiern war ganz protestantisch, nur noch außerhalb der Mauern das Kloster zum heiligen Kreuz. Der Abt wagte, was längst abgekommen war, eine Procession durch die Stadt zu führen, die vom protestantischen Pöbel verhöhnt und zersprengt wurde. Das Strafgericht für diese That war hart, das Gericht incompetent, denn der Reichshofrath in Wien war nur des Kaisers, nicht des Reichs Gericht. Herzog Maximilian von Baiern hatte längst Händel mit der Stadt gesucht, er vollzog die Acht und machte eine ungeheure Rechnung der Kriegskosten, für welche ihm die Stadt verpfändet wurde. Darin hat er dann mit sanften und harten Mitteln fast Alles zurückgebracht in die katholische Kirche.

So erschienen mannigfache Anzeichen, daß der Katholicismus im Gefühl seiner Erstarkung daran dachte, noch einmal das Abendland zu beherrschen. Die katholische Liga, Maximilian von Baiern an der Spitze der geistlichen Fürsten, bildete einen von Österreich unabhängigen Bund. Zum erstenmal tritt der Gedanke hervor, daß die minder mächtigen deutschen Fürsten sich um Baiern scharen. Kurfürst Friedrich V von der Pfalz vereinte im Angesicht der Gefahr einige protestantische Stände zu einer Union mit diesen Forderungen: Wiederherstellung der reichsstädtischen Freiheit von Donauwörth,

Abstellung der ungebührlichen Ausdehnung des Reichshofraths, Anerkennung des Rechts jeder Partei, auf dem Reichstag Angelegenheiten als Reichssachen zu bezeichnen, d. h. sie der Entscheidung des Reichs zu entziehn, nicht majorisiren zu lassen. Das erschien als Auflösung des Reichsverbandes: Kurpfalz im Bund mit den Niederlanden wurde ehrgeiziger Absichten gegen Österreich beschuldigt. Wie dies auch sei, das Schicksal von Donauwörth und die nachfolgenden Ereignisse zeigen, daß der Protestantismus in Deutschland allerdings bedroht war. Alles ist voll Mißtrauen, Unduldsamkeit und kriegerischen Unmuth.

Der erste Act der Kriegstragödie spielt sich in Böhmen ab.

Kaiser Matthias, der seinem unfähigen Bruder Rudolf eins seiner Länder nach dem andern abgenommen hatte, wagte unter dem Einfluß seines Neffen und Thronerben Ferdinand einzelne Bedrückungen in Böhmen, oder gestattete sie doch dem katholischen Grundherrn. Die Utraquisten, die durch Luther aufgeweckten Husiten erließen deßhalb, als eine ihrer Kirchen auf dem Gebiet des Erzbischofs von Prag auf dessen Befehl niedergerissen, eine andre gesperrt worden war, in höchster Aufregung über die unter den Einwohnern vorgenommenen Verhaftungen eine Bittschrift, die Graf Thun an der Spitze einer Deputation dem Kaiser überreichte. Matthias antwortete: Jene seien gefangen als Rebellen. Eine gewaffnete Deputation an den königlichen Statthalter auf dem Schloß zu Prag fragte, ob er Theil hätte an dieser Antwort des Kaisers. Zwei Räthe, die das bejahten und ohnedem verhaßt waren wegen Bedrückung ihrer protestantischen Gutsunterthanen, wurden aus dem Fenster herausgeworfen. So begannen die Gewaltthaten.

Ferdinand II bestieg soeben den Kaiserthron. Er hatte geschworen Krone und Leben an den Sieg der alleinseligmachenden Kirche zu setzen, und zu diesem Schwur sich den Segen in Rom geholt. Er war kein geistesmächtiger Fürst, aber in ihm war die Entschiedenheit eines Mannes, der weiß, was er will und nur dies Eine will. Seine Energie war bereits bewährt innerhalb seines kleinen Erblandes. Als er in Graz einzog, lebten dort nur noch drei Katholiken. Er zog an der Spitze einer Commission von Jesuiten und Soldaten von Ort zu Ort, um zu „reformiren". Die protestantischen Geistlichen wurden Landes verwiesen, den Einwohnern die Wahl gelassen ihnen zu folgen oder selig zu werden in der alten Kirche. Diese Persönlichkeit des neuen Hauptes der Habsburger Dynastie und das Rühmen der Katholiken, er werde in allen seinen Reichen die Rechte der Protestanten zerreißen,

wie er in Steiermark und Kärnthen gethan, ließ die Böhmen, nach Überwältigung des katholischen Adels, ihres alten Wahlrechts gedenken. Auf der engern Wahl standen der Kurfürst von Sachsen und der von der Pfalz. Es war einer der Momente, wo Sachsen noch einmal eine nordische Macht werden konnte. Gegen den Kurfürsten Johann Georg wurde eingewandt, er handle Alles durch Pfaffen und hänge an Österreich, und das war so weit richtig, als sein Hofprediger Hoe von Hoenegg österreichische Pension bezog, dennoch wurde an ihn die Anfrage gestellt, ob er die Krone von Böhmen annehmen wolle. Seine Antwort war ausweichend. So siegte die calvinische Partei, Friedrich von der Pfalz ward zum Köng gewählt. Er stand in Verbindung mit England, mit den Niederlanden und den Hugenotten. Diesem Bund lag der Gedanke wohl nicht fern, die Kaiserkrone an sich zu reißen und das dem Katholicismus verpfändete Haus Habsburg ganz aus Deutschland hinauszudrängen. Die Habsburger konnten Böhmen nicht aufgeben, weder für ihre Herrschaft, noch für den Katholicismus. Die Liga ergriff die Waffen für Ferdinand, die Union und Sachsen blieben aus Vorsicht und eifrigem Lutherthum unthätig.

Friedrich als König von Böhmen entfremdete sich einen Theil der Husiten, indem er mit calvinischem Bildersturm die Cärimonien abschaffte, die sich noch aus katholischer Zeit erhalten hatten. Im Stich gelassen von den Lutheranern war er dem Kampf nicht gewachsen, Maximilian von Baiern als Feldherr des Katholicismus entriß ihm auf dem weißen Berg bei Prag am 8. November 1620 Krone und Kurhut. Der Majestätsbrief der Böhmen wurde zerrissen, die Führer der Protestanten endeten auf dem Schaffot. Alle utraquistischen Prediger wurden ausgewiesen, überall der katholische Cultus eingesetzt. Die sich ihm weigerten erhielten Einquartirung, der Alles erlaubt war. Da vornehmlich Lichtensteiner Dragoner dazu verwandt wurden, erhielten diese den ironischen Namen der Lichtensteiner Seligmacher. Auswanderung, anfangs als Gnade verstattet, war nach Jahr und Tag nur möglich als Flucht. Die Gemeinden, alles geistlichen Zuspruchs beraubt — denn die protestantischen Geistlichen, welche wagten sie zu trösten, kamen auf die Galeeren — gingen nach unsäglichen Drangsalen endlich doch zur katholischen Kirche über, in ihren Kindern erlosch allmählich die Erinnerung ihres evangelischen Glaubens.

Zugleich erhielt Böhmen einen apokryphen Heiligen, Nepomuk, eigentlich eine jesuitische Machination, eine Vertauschung des Mister Jan [Magister Johan Hus] mit Jan von Nepomuk, wie Otto Abel dargethan hat. Die Jesuiten hatten die Nepomuklegende vorgefunden:

weil er als Beichtvater der Königin Johanna dem König Wenzel von Böhmen ein Beichtgeheimniß nicht verrathen wollte, sei er Nachts von der Moldaubrücke gestürzt, sein Leib aber durch ein wunderbares Leuchten aufgefunden und feierlich bestattet worden. Der historische Nepomuk war nie Beichtvater der schon 1386 gestorbenen Königin. Er war Generalvicar des Erzbischofs, ist als Aufrührer gegen den König 1393 ersäuft und im Dom begraben worden. Gleich nach dem böhmischen Krieg beginnt die Verwechslung des Mister Jan mit Hus, der noch auf alten Bildern dargestellt ist als Hus mit der Bibel in der Hand. So wurde der vom König Wenzel ersäufte Priester mit dem durch den Bruder Wenzels Sigismund verbrannten Joh. Hus zusammengeworfen. In Rom scheint man etwas von dieser Vertauschung gemerkt zu haben, denn die Heiligsprechung wurde lange verzögert. Erst 1729, nachdem seit Jahren in Böhmen schon Statuen und Altäre dem Nepomuk errichtet waren, ist es geschehn. Und so ist Nepomuk der Schutzheilige des neuen katholischen und verdummten Böhmens geworden, hinter ihm steht tief verhüllt das alte Husitenthum.

Was in Böhmen geschah, war nur das Vorspiel Dessen was in Deutschland geschehn sollte. Die Überwältigung des Protestantismus war durch den Zwiespalt zwischen Lutheranern und Calvinisten sehr erleichtert. 1622 hatte Ferdinand dem Fürsten Karl Wittgenstein die schlesische Herrschaft Jägerndorf geschenkt. Bei der Besitznahme begrüßten ihn die lutherischen Geistlichen und baten um Vertreibung der Calvinisten als Anhänger Friedrichs von der Pfalz. Er antwortete: „Beruhigt euch ihr Herren, die Calvinisten müssen alle aus dem Lande, aber auch ihr!“ In Schlesien, als Nebenland von Böhmen, sind damals die Protestanten fast aller ihrer Kirchen beraubt worden. Durch alle Lande, in welchen beide Kirchen neben einander wohnen, geht seit Anbruch des 17. Jahrhunderts ein heimliches Murmeln von Überfall und Ausrottung des Protestantismus. Was da drohte, zeigt der große Mord in Veltlin, von den Jesuiten angestiftet. Ein Schuß, der den evangelischen Pfarrer von Taglio auf der Kanzel tödtete, gab das Signal. Von Dorf zu Dorf ging das Morden der Evangelischen. Der aufgespießte Kopf des Pfarrers von Tirano wurde auf seine Kanzel gepflanzt. An 600 sind umgebracht worden, Vielen wurden die Eingeweide aus dem Leib gerissen, Andre kamen durch Hunger und Frost auf den Bergen um. So ist in diesen Alpenthälern der Katholicismus wieder zur Herrschaft gelangt.

Im deutschen Reich durch die Ächtung des Kurfürsten von der Pfalz

und Übertragung seiner Kur auf Baiern erhielt der Katholicismus wieder die volle Mehrheit im Rath der Kurfürsten. Wallenstein, dieser wunderbar begabte Führer aus utraquistischem Geschlecht, nach des Vaters frühem Tod durch Jesuiten in Olmütz erzogen, schuf dem Kaiser ein zweites katholisches Heer, durch das er unabhängig wurde von der Liga. Im Vertrauen darauf ist das Restitutionsedict [6. März 1629] erlassen worden als Endurtheil eines fast hundertjährigen Processes, ein Gewaltstreich unter dem Schein des Rechts, Kraft jenes Reservatum ecclesiasticum im Religionsfrieden. Aber ein Zustand, der doch auch schon Menschenalter durch bestand, sollte dadurch zum Vortheil der einen Partei plötzlich umgestürzt, alle streitige Fragen zu ihren Gunsten entschieden werden. Das Edict wollte der katholischen Kirche zwei Erzbisthümer zustellen: Magdeburg und Bremen, zwölf Bisthümer und eine Menge Territorien von Klöstern und Prälaturen. Die Calvinisten waren nie förmlich eingeschlossen, durch Ächtung von Kurpfalz ihres Mittelpunkts beraubt. Die Unterthanen katholischer Reichsstände hatten zwar nie ein andres Recht gehabt als das der Auswandrung, aber durch Herkommen hatten sie doch auch Duldung für ihren Cultus erlangt.

Unmittelbar traf das Restitutionsedict nur die Fürsten, nicht das Volk, aber was darin lag zeigte die Ausführung. Z. B. im protestantischen Augsburg wurden die Kirchen dem katholischen Cultus zurückgegeben, die Stadt der Jurisdiction des Bischofs unterworfen. Das war der Anfang zur Ausrottung des deutschen Protestantismus. Erst die Calvinisten, dann wären die Lutheraner dran gekommen. Eine ungeheure Wuth entstand: „lieber soll Deutschland wieder die alte Waldwiese werden“. Es ist beinah dazu gekommen.

Wallenstein an der Spitze eines mächtigen Heers durchzog Deutschland als Vollstrecker des Edicts. Es schien keine Rettung als im Aufstand gegen den Kaiser, dazu fehlte doch der politische Mittelpunkt: Kurpfalz gebrochen, Kursachsen von Österreich bethört, es hatte gegen die Böhmen geholfen und dafür als Judaslohn die Lausitz erhalten. Da bedachte Cardinal Richelieu, der Herrscher über Frankreich, das europäische Gleichgewicht, daß Österreich oder Spanien, die Habsburger übermächtig werden möchten. Durch einen Vertrag mit Frankreich erhielt Gustav Adolf Geld und einen Rückhalt, um sich an die Spitze des Kampfes gegen die Habsburger Macht zu stellen für Herstellung der alten Gerechtsame der deutschen Stände, auch wo er den katholischen Gottesdienst vorfinde, ihn nicht zu stören. Er war ein heldenmüthiger, protestantischer Fürst, doch illegitim, denn sein

Vater hatte nur im protestantischen Interesse König Sigismund verdrängt [S. 254]. Von Österreich war er gereizt und bedroht. Seine Losung, die Ehre Gottes und so vieler tausend Christen Wohlfahrt zu schützen. Wenigstens im Sieg hat er auch an Eroberungen gedacht, vielleicht selbst an die Kaiserkrone, oder doch an ein protestantisches Protectorat. Aber er war nicht ohne religiöse Interessen, ein katholischer Zeitgenosse nennt ihn den Frömmsten in seinem Irrwahn. Als sein Kanzler Oxenstierna ihn abmahnte seine Person zu sehr dem Kampf auszusetzen, meinte er: „Gottes Rath ist nicht an meine Person gebunden. Was Gott mir anbefohlen hat, dem darf ich mich nicht entziehn." Sein Hofprediger hat nachmals versichert, er habe mehr als einmal gegen ihn den Wunsch geäußert, für Gottes Wort im Feld zu fallen.

Durch die Einmischung Frankreichs war die Sache des Protestantismus und deutscher Freiheit unlauter geworden. Nur im Lager Gustav Adolfs blieb noch der Charakter eines Kriegs für den Glauben bewahrt. Das Lied: Verzage nicht, du Häuflein klein, ist zwar nicht bei der Landung der 15 000 Schweden, doch gedichtet vom Pfarrer Altenburg zu Groß-Sömmern, vor der Schlacht bei Lützen gesungen worden, insofern Gustav Adolfs Schwanengesang. Im Heer Wallensteins und der Franzosen sah man Söldner aller Völker und Glaubensarten. Oft wurde der Krieg nur geführt, um mit entsetzlicher Aussaugung den Krieg zu ernähren. Die Verbrennung Magdeburgs [20. Mai 1631] war zwar vom General der Liga Tilly nicht beabsichtigt, noch weniger von Gustav Adolf, sondern in der Wuth der Plünderung und durch das Aufgehn von Flatterminen, die den Stürmenden gelegt waren, ist es geschehn, aber Tilly hat doch Mord und Plünderung zugelassen, und katholische Zeitgenossen sprachen höhnisch von der Hochzeit Magdeburgs.

Kursachsen wurde durch Bedrohung seiner säcularisirten Besitzthümer und durch die schwedischen Siege endlich der protestantischen Sache zugeführt. Um die protestantischen Kräfte durch eine Union zu vereinigen, fand zu Leipzig 1631 ein Convent der Brandenburger und Hessen-Kasseler Fürsten und Theologen mit den Sächsischen statt. Die Reformirten, sehr nachgiebig, wollten selbst die Confessio invariata anerkennen, Hoe von Hoenegg acceptirte das, protestirte aber gegen die Deutung des Artikels 10 als von geistlicher Nießung, und so ist man unbefriedigt aus einander gegangen. Die Jesuiten haben darauf einen Vers gemacht:

Die armen lutherischen Fürstlein
Halten zu Leipzig ein Conventlein.
Was wollen sie anfahn? Ein klein Kriegelein.
Wer soll's führen? Das schwedisch Königlein.
Wer wird's Geld geben? Das sächsisch Bierjörglein.
Wer wird sich dessen freun? Das pfälzisch Fritzlein.
Worum ist's zu thun? Um sein Heidelbergisch Nestlein.

Nach Gustav Adolfs Heldentod in der Lützener Schlacht [6. November 1632] führten die schwedischen Feldherrn, von Richelieu geheim unterstützt, den Krieg fort. Kursachsen verließ noch einmal die protestantische Sache und machte seinen Frieden mit dem Kaiser, der ihm seine Bisthümer und sein Lutherthum sicherte. So schloß es sich wenigstens an die deutsche Sache, denn bereits drohte Frankreich den Süden, Schweden den Norden Deutschlands an sich zu reißen.

Wir gehn rasch über den Jammer dieses dreißigjährigen Kriegs hinweg, durch den unser Vaterland verödet wurde. Die Kirchengeschichte ist keine Kriegsgeschichte oder doch nur des Kriegs, der im Reich der Geister geführt wird, eines tausendjährigen Kriegs um den rechten Gottesfrieden.

Die den Krieg begonnen hatten, waren darüber hingestorben, alle Reichsverhältnisse gelöst, die religiösen und politischen Fragen in einander gewirrt. Keine Partei hatte entschieden gesiegt, die Fürsten alle wollten im Frieden gewinnen, während der Verhandlungen dauerte der Krieg fort, und jedes Treffen brachte neue Ansprüche. Freilich forderten die Völker in drohender Verzweiflung den Frieden, der als Reichsgrundgesetz deutscher Nation unter französischer und schwedischer Gewähr im October 1648 zu Münster und Osnabrück abgeschlossen wurde. Schweden erhielt Pommern, Rügen, Wismar, die Herzogthümer Bremen und Verden, die Reichsstandschaft über 5 Millionen. Frankreich, das auch nichts umsonst thut, das Elsaß noch ohne die Reichsstadt Straßburg, das Besatzungsrecht von Philippsburg und den festen Besitz von Metz, Toul, Verdun. Für den Verlust Pommerns wurde Kurbrandenburg mit den Bisthümern Halberstadt, Minden, Schwerin, Ratzeburg entschädigt. Das Princip der Säcularisation wurde so von den katholischen Mächten selbst anerkannt. Wer dagegen protestirte, war der Papst. Baiern behielt die Oberpfalz nebst der Kur, für die wiederhergestellte Unterpfalz wurde eine achte Kur errichtet. Das Recht jedes Reichsstandes, mit dem Ausland Bündnisse abzuschließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich, wurde anerkannt. Über den Streit der Kirchen verordnet der 5. Artikel des Osnabrücker Instruments unter Bürgschaft von Schweden — in der Münsterer

Urkunde ist das nur im allgemeinen anerkannt, nicht im einzelnen aufgenommen als gegen das Decorum des allerchristlichsten Königs — nach dem Grundsatz voller gegenseitiger Rechtsgleichheit einer zweifachen Reichsreligion und mit Zurückweisung jeder kirchlichen oder politischen Protestation: „Der Augsburger Religionsfriede soll unverbrüchlich gehalten werden, bei allen Reichsgerichten und Deputationen die Zahl der Beisitzer von beiden Religionstheilen gleich sein, auf dem Reichstag, wenn beide Religionstheile ungleicher Meinung sind, nichts durch Stimmenmehrheit, sondern nur durch gütlichen Vergleich entschieden werden. Über die Kirchengüter entscheidet der Besitzstand vom 1. Januar 1624. Auch wo in diesem Normaljahr freie Religionsübung war, soll sie bleiben; wo sie nicht war, Hausgottesdienst gestattet sein. Die Reformirten sind den Katholiken gegenüber Augsburgische Confessionsverwandte. Zwischen beiden protestantischen Theilen soll der Rechtszustand, wie er vertragsmäßig oder thatsächlich dermalen ist, erhalten werden. Ein Fürst, der von der einen protestantischen Partei zur andern übergeht, mag den neuen Glaubensgenossen Religionsfreiheit gewähren, soll aber die bestehende Kirche unverletzt lassen."

Die evangelischen Ungarn hatten durch Rakoczy aus Siebenbürgen unterstützt im Frieden von Linz [1645] die Wiederherstellung ihrer kirchlichen Gerechtsame erlangt, die schlesischen Fürstenthümer wurden in den westphälischen Frieden aufgenommen, nicht so die andern österreichischen Erblande. Graubünden hat unter Vermittlung von Venedig und Frankreich durch den Frieden von Mailand [1639] seine italienischen Landschaften zurückerhalten, aber mit vertragsmäßiger Ausschließung der Protestanten.

So war überall ein Friede ohne Versöhnung geschlossen, und das gleiche Recht zwischen der katholischen und protestantischen Kirche in der Reichsverfassung anerkannt, aber das Reich zerspalten und ausländischem Einfluß preisgegeben.

Achtes Capitel. Die morgenländische Kirche.

§ 249. Berührung mit den Protestanten.

Durch den gemeinschaftlichen Gegensatz wider die römische Kirche war der Gedanke nahegelegt, die alte Kirche des Morgenlandes und die wiedergeborne junge protestantische Kirche mit einander zu verbinden. Es ist dazu ein dreifacher Versuch gemacht worden.

Ein griechischer Priester Demetrios kam nach Wittenberg, als vom Patriarchen Joasaph II gesandt, die neue Secte kennen zu lernen. Melanchthon benutzte die Gelegenheit zu einem griechischen Schreiben an den Patriarchen [1559], in welchem er seine Freude bezeigt, daß Gott im Morgenland mitten unter Feinden die wahre Kirche erhalten habe. Er beruft sich auf Demetrios als Augenzeugen, daß die Evangelischen sich bloß an die H. Schrift hielten, auch den Vorschriften der ältesten Väter und der Synoden treu nicht den Gottesdienst annähmen, den ungelehrte Mönche den Lateinern ohne Gottes Gebot ersonnen hätten. Das Schreiben blieb ohne Antwort und ohne Erfolg.

Die Correspondenz zwischen der Tübinger theologischen Facultät und dem Patriarchen Jeremias II, veranlaßt durch einen Gesandtschaftsprediger in Constantinopel. Die Antwort des Patriarchen zeigt altväterliche Beschränktheit gegenüber der halben Aufklärung der Reformatoren: Das sei sehr zu tadeln, daß sie nicht nach dem nicänischen Concil die Ausgießung des H. Geistes vom Vater allein lehrten, und nicht dreimal zur Taufe eintauchten; auch geweihtes Öl und gesäuertes Brot sei nothwendig, die Kirche von Constantinopel allen Andern vorzuziehn, also auch ihre Liturgie anzunehmen. Der Schriftenwechsel wurde nach dem Wunsch des Patriarchen, nicht mehr über Dogmen, sondern, wenn's gefiele, nur freundschaftlich zu schreiben, 1581 abgebrochen.

Cyrillus Lucaris auf Candia, damals venetianischem Gebiet, geboren und so in die Bildung des Abendlandes hineingezogen, schloß in Litthauen mit reformirten Geistlichen Verbindungen, die er als Patriarch von Alexandrien und von Constantinopel [seit 1621] durch Vermittlung des holländischen und englischen Gesandten fortsetzte. Er dachte gegen das Vordringen der römischen Kirche dem bloßen Cultusleben der seinigen durch den Bund mit der jungen Kirche des Abendlandes einen frischen Geist einzuhauchen, eine religiöse Wiedergeburt und durch sie einstmalige Befreiung seines Volks. Er hat ein calvinistisches Glaubensbekenntniß nach Genf gesandt und in Constantinopel eine griechische Druckerei errichtet, durch die er sein Glaubensbekenntniß und einige Katechismen veröffentlichen wollte. Gegen ihn haben die Jesuiten als Missions- und Gesandtschaftsprediger überall Klage erhoben, indem sie dem Sultan einredeten, er bestreite und lästere den Koran. Das deßhalb geforderte Gutachten des Mufti durfte die Gegner beschämen. Aber es bedurfte nicht erst der Jesuiten, um auch die griechischen Bischöfe gegen ihn aufzuregen. Als endlich Murad zum Krieg gegen Persien rüstete und die Gegner ihm in den Ohren

lagen, der Patriarch werde hinter seinem Rücken die Kosaken in's Land rufen, ist er erdrosselt, die Leiche in's Meer geworfen worden [1638]. Die Patriarchen des Morgenlandes verdammten sein Andenken.

§ 250. Die russische Kirche.

Vornehmlich durch seine Kirche hat nach Abwerfung des mongolischen Joches das russische Reich sich zur Einheit zusammengefaßt und auf der Moskauer Synode von 1551 seine altväterlichen Gesetze und Sitten im Stoglaw [Buch der 100 Capitel] beurkundet. In Folge der politischen Entwicklung wurde die russische Kirche unabhängig von Constantinopel. Von dem Geldbedürfniß des Patriarchen Jeremias war die Genehmigung leicht zu erhalten, daß ein Patriarch in Moskau als dem dritten Rom eingesetzt wurde [1589]. Doch hatten die russischen Patriarchen bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts ihre Bestätigung von Constantinopel einzuholen. Seit Gregor hat die römische Kirche eine Vereinigung mit den Russen im Auge gehabt. Der Czar Iwan Wassiljewitsch ließ sie hoffen, als er in einem unglücklichen Krieg gegen Polen die Hülfe des Kaisers und die Vermittlung des Papstes suchte [1581]. Aber die Hoffnung schwand mit dem Bedürfniß trotz der Gewandtheit des Jesuiten Possevino. Glücklicher war derselbe in den russischen Provinzen, die mit Litthauen an Polen gefallen waren. Um die Vortheile des katholischen Klerus zu theilen und die orthodoxe Kirche vor dem Abfall, der bei dem Adel begonnen hatte, zu retten, unterwarf sich der Metropolit von Kiew Michael Rahoza mit einem Theil des Klerus auf der Synode zu Brzesc [1596] dem Papst. Die Union wurde in Gemäßheit der Einigung von Florenz vollzogen, anfangs mit höchster Schonung der altväterlichen Bräuche. Allmählich wurde der Gottesdienst durch römische Mönche, welche in die unirten Klöster traten, latinisirt, während die nicht unirte Kirche der Verführung und Verfolgung erlag. Um das Selbstbewußtsein der orientalischen Kirche gegen das Eindringen des römischen wie des protestantischen Geistes festzustellen, wurde von Petrus Mogilas, dem Metropoliten von Kiew, ein Katechismus der Russen verfaßt [1642] und von sämmtlichen verbundnen Patriarchen als das Bekenntniß der katholischen Kirche des Morgenlandes bestätigt, darin das Dogma in althergebrachter Weise, doch in seiner letzten stillen Entwicklung einfach dargestellt und durch Einfassung in die drei theologischen Tugenden seine Bedeutung für das christliche Leben hervorgehoben ist.

Ein Versuch, Rußland hineinzuziehn in das katholische Abendland, war eine kühne Intrigue. Der Thronerbe des russischen Reichs Dimitrij war als zehnjähriger Knabe umgebracht worden durch seinen Schwager Boris, seit 1598 Czar. Ein junger Mönch, Jacob Otrepiew, der im Palast des Patriarchen Hiob abschrieb, hörte zufällig, wie zum Verwechseln ähnlich er dem Ermordeten sei. Er floh nach Litthauen, entdeckte einem Priester, er sei Dimitrij, der Gerettete, ein andrer Knabe dem Mord untergeschoben, so gewann er den polnischen Adel durch das Versprechen einer Union mit der römischen Kirche. Vom polnischen Reichstag wird er als Czar anerkannt, ein polnischer Fürst gibt ihm seine Tochter. Durch das polnische Heer wird Boris geschlagen und der falsche Dimitrij in Moskau unter großem Jubel gekrönt. Jesuiten und polnische Magnaten waren mitgekommen, der polnische Einfluß und die katholischen Bräuche kränkten die Russen, nun erst entsteht der Verdacht einer Täuschung. Es kommt zum Aufstand und Dimitrij fällt in die Hände der Aufständischen. Den echten Thronerben hätte doch das Volk gerettet, so soll die Kaiserin-Mutter entscheiden: sie hat ihn zuerst anerkannt, um sich an Boris zu rächen, im entscheidenden Moment nennt sie ihn einen Betrüger. Er ist getödtet und verbrannt worden. Seine Geschichte ist der Gegenstand der letzten Tragödie Schillers, die ein Torso bleiben sollte, tragisch, indem der falsche Thronerbe anfangs sich selbst für den echten hält.

Czar Iwan Wassiljewitsch hatte begonnen, was Peter d. Gr. fortgeführt hat, die Civilisation seines Reichs durch Fremde, besonders Deutsche und Protestanten. Das war nur möglich durch Freigebung ihrer Religion, die sie doch nur selten öffentlich ausüben durften.

§ 251. Abyssinier und Maroniten.

Die Versuche der römischen Kirche, den Verlust im Abendland durch eine Versöhnung mit dem Morgenland auszugleichen, fanden nur Anklang bei vorübergehenden selbstsüchtigen Absichten oder wurden zu Mystificationen benutzt. Doch Abyssinien, ein fast vergeßnes Christenland, dessen judaisirendes Christenthum zum bloßen Zauberwesen versunken war, schien durch einen aufrichtigen Bund mit der römischen Kirche sich zu erheben. Der Kaiser Seltam Segheb wurde durch sein Verhältniß zu den Portugiesen bewogen, der Verbindung mit dem koptischen Patriarchen in Alexandrien [1621] zu entsagen und von

Rom einen Jesuiten als Patriarchen anzunehmen. Aber die Verstimmung des Volks wuchs durch Einsiedler und Mönche zum Aufruhr, die Jesuiten wurden verbannt und alle Verbindung abgebrochen [1634]. Die Maroniten blieben mit Rom verbunden, nachdem ihnen ein eigner Patriarch, ihre heilige Sprache, Priesterehe, der Kelch und ihre andern heiligen Bräuche zugestanden waren. Ihr Collegium in Rom [s. 1584] ward ein Emporium syrischer und abendländischer Gelehrsamkeit.

Berichtigung.

S. 9 Z. 11 v. u. lies Döllinger statt Dillinger.
S. 115 ff. l. § 195 st. 194.
S. 126 l. § 196 st. 195.
S. 265 Überschrift l. Maria st. Marie.

Register.